

BISMARCK
VON
EMILLUDWIG

ERNST ROWOHLT
VERLAG

3/8 27. für Dödeley..



UNIVERSITY
OF
WINNIPEG
LIBRARY

Acquired by the University of Winnipeg
from the University of Toronto



DISCARDED

DE

*„Das irdisch Imponierende . . steht
immer in Verwandtschaft mit dem ge-
fallenen Engel, der schön ist, aber ohne
Frieden, groß in seinen Plänen und
Anstrengungen, aber ohne Gelingen,
stolz und traurig.“*

BISMARCK

210
.L87
1926

B I S M A R C K

GESCHICHTE EINES KÄMPFERS

VON

EMIL LUDWIG

1926

ERNST ROWOHLT VERLAG

BERLIN

1.—20. TAUSEND

COPYRIGHT 1926 BY ERNST ROWOHLT VERLAG · K.-G. A. A.

BERLIN W 35

GERHART HAUPTMANN
IN VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT
MOSCIA, SOMMER 1926

INHALT

VORWORT	9
ERSTES BUCH: DER IRRENDE	11
ZWEITES BUCH: DER STREBENDE . .	141
DRITTES BUCH: DER BAUENDE	225
VIERTES BUCH: DER HERRSCHENDE	437
FÜNFTES BUCH: DER VERBANNTÉ. . .	601
BILDER-VERZEICHNIS.	683
JAHRESZAHLEN	685
LITERATUR	688

VORWORT

Eine helldunkle Gestalt, gerüstet aus der Dämmerung aufglänzend: Rembrandts Gesichten ähnlich ist Bismarck, und so soll er dargestellt werden. Haß der Parteien hat ihn seit achtzig Jahren umblitzt; zu Lebzeiten wenig geliebt, weil er wenig liebte, nach dem Tode zum Standbild verurteilt, weil sein Inneres schwer zugänglich geblieben, so ist er ein steinerner Roland geworden unter den Deutschen.

Das Bildnis eines siegenden und irrenden Kämpfers zu geben, ist Aufgabe dieses Buches. Hier wird Bismarck dargestellt als ein Charakter, erfüllt von Stolz, Mut und Haß, den Grundelementen, aus denen seine Taten folgen. Heute, da ein Teil der Nation ihn einseitig feiert, ein anderer ihn verurteilt, sollte man der Geschichte seiner Seele auf den Grund gehen; da Bismarck als Person den Deutschen zum Schicksal wurde, muß die Nation den Charakter dieses Mannes erkennen, wie er war, nicht wie ihn Anbetung und Haß entstellten.

Der historische Mensch ist immer organischer als sein System und komplizierter als sein Denkmal. Anstatt auf akademische Manier die Darstellung durch Noten zu beschweren, gilt es in unserer Epoche, öffentliche Charaktere als Vorbild und Warnung jedermann plastisch zu machen. Mensch und Politiker sind untrennbar, Gefühle und Taten bedingen einander, privates und öffentliches Leben laufen gleichzeitig ab: ein Ganzes aus den Resultaten des Forschers zu gestalten, ist Aufgabe des Künstlers.

Bismarcks innere Entwicklung ist mit Anfang Dreißig ziemlich abgeschlossen, bis dahin hat er anderthalb Jahr-

zehnte lang die schwersten Erschütterungen ertragen; was folgt, ist Vertiefung der Grundzüge. Daher muß seine Jugend, die in fast allen Biographien nur wenige Seiten einnimmt, also grade die unpolitische Zeit muß breit dargestellt werden.

Eine Psychographie Bismarcks ist nur dem verkannten Klein-Hattingen im Rahmen der damaligen Dokumente gelungen. 1911 unternahm ich es, in einem „psychologischen Versuch“, der Legende vom Eisernen Kanzler durch die Darstellung einer problematischen Natur entgegenzuwirken; zehn Jahre später suchte ich Bismarck auf dramatischem Wege in Form einer Trilogie auf deutschen Bühnen zu bewegen.

Das neue Bildnis ist von meinem früheren, unpolitischen Versuche völlig unterschieden: so wie das alte Buch im neuen mit keinem Satze wiederkehrt, stellt dieses die Gestalt selber in neuem Lichte dar; nur der Grundbegriff des problematischen Charakters ist geblieben. Darüber hinaus hat die Epoche durch Erkenntnis der Zusammenhänge nach dem Kriege, durch Publikation entscheidender Akten und Memoiren, schließlich hat die persönliche Entwicklung des Autors eine neue, kritischere Darstellung erfordert.

Nach solchen Einsichten ist das Helldunkel um Bismarcks Gestalt noch fesselnder geworden. Wer statt eines Monuments die Bahn eines Fechters sucht, der steht betroffen vor diesem Leben, das immer Kampf, zuweilen Sieg, stets Leidenschaft, niemals Zufriedenheit, meist Klugheit, manchmal Irrtum, doch noch in der Verblendung genial gewesen ist.

ERSTES BUCH
DER IRRENDE

*„Bismarck ist eine Natur, die das
Leben verzehrt, aber die Ruhe tötet.“*

A. KEYSERLING

I

Unter den alten Eichen im sommerlichen Park spielt ein Knabe. Er ist blond, stämmig, mit munteren, dunklen Augen; er ist vier Jahre, aber wenn er jetzt mit seinem Spaten in die Erde fährt, sie auf seinen Karren lädt und drüben ausschüttet beim Teich, wo er die Burg aus Erde und Steinen baut, so könnte man ihn für sechsjährig halten: so kräftig packt er die Sache an. Als ihn der Gärtner ins Haus zu Tische holt, wehrt er sich und wird böse.

Das ist ein simples Herrenhaus, eher das Haus eines heraufgekommenen Bauern, nur die fünffenstrige Mitte trägt ein Stockwerk, das andere läuft zur ebenen Erde, alles Fachwerk, nüchtern, ohne Schmuck. Wenn der Knabe aus seinem Fenster schaut, von oben, so dehnt sich flach das gelbe Korn, still, ohne Laut; nur wenn der Wind durch das Pommerland fährt, dann wiegen sich die schweren Köpfe der Ähren, und mitten im Felde wölben und senken sich Furchen und Hügel. „Das ist alles unser“, sagt der Vater, wenn er das Söhnchen mitnimmt zum Dorf, denn über 2000 Morgen hat er vor kurzem hier, in Kniephof geerbt, darum ist er aus Sachsen, aus dem alten Schönhausen, nach Hinterpommern gezogen, eben, als der Knabe ein Jahr alt war.

Das ist alles unser, denkt das Kind, wenn es mitgehen darf, denn das Dorf und die Wirtschaft sind eins, es gibt keine Bauern, nur Tagelöhner, die zum Gute gehören und in ihren armen Hütten, unter dem Strohdach, mehr Leibeigene sind, als sie und die Herrschaft wahrhaben wollen.

Da steht die Brennerei und dort die Schmiede, und wie er im Stall an die Kühe herankriecht, sagt der alte Kuhhirt Brand, der an die Neunzig ist: „Nehmt Euch in acht, Herr Junker! Die Kuh kann Euch mit dem Huf ins Auge treten, die Kuh merkt nichts und frißt ruhig weiter, aber Euer Auge ist futsch!“ Herr Junker, sagt der uralte Mann, und er spricht plattdeutsch. Noch nach 70 Jahren wird Bismarck sich dieses Natur-Realisten erinnern, denn der hat ihm von König Friedrich Wilhelm dem Ersten erzählt, den hat der Hirt noch leibhaftig in Küstrin gesehen, und das war lange vor dem Großen Friedrich.

Auch der Vater weiß etwas zu berichten, wenn sie am Festtage den dreifenstrigen Saal betreten, denn dort hängen von den Vorfahren ein paar und blicken steif und würdig unter ihren Helmen, mit ihren Waffen, aus ihren verstaubten Rahmen herab. Zwar die meisten haben an der Elbe geherrscht, über fünfhundert Jahre zurück, und wenn der Vater seinem älteren Sohne davon erzählt, der mit seinen neun Jahren jetzt schon was verstehen mag, da hört der Kleine zu. Was hört er? Daß Vaters Väter alle Ritter waren, wie die im Saale drinnen, seit Jahrhunderten in Schloß und Herrenhaus lebten, Knechte hielten, die ihnen den Acker bestellten, Polizei- und Gerichtsherren, und seit unvordenklichen Zeiten Sonntags in der Kirche im eichenen Gestühle saßen, getrennt von Gemeinde und Gesinde, so wie sie selber noch heute und hier.

Vielleicht erzählt Herr Ferdinand von Bismarck auch einmal, daß sie alle recht trotzig und herrisch gewesen sind, diese Altmärker, keine Hofgänger, meistens Frondeure. Hat ihn nicht vor Urzeiten schon ein Kurfürst gezwungen, die schönsten Wälder ihm abzutreten und dafür Schönhäuser zum schlechten Tausch gegeben? So hat auch vor hundert Jahren der Urgroßvater den Widerspruch der altmärkischen Ritterschaft angeführt, als der König ihre

Lehen in eine Geldsteuer umzuwandeln wagte und gegen solche „Herabsetzung eines freyen Ritterstandes in einen kontribuablen und miserablen Etat“ protestiert. Und ehe er starb, hat nun der König seinem Sohne, dem jungen Friedrich unter den vier widerspenstigen Familien die Bismarcks aufgeschrieben, als die „vornehmeste und schlimmste“.

Der Großvater des Knaben war ein starker Zecher und Jäger, er hat einmal in einem Jahre 154 Rothirsche geschossen, ihm sieht er am meisten ähnlich. Der Vater selber ist kein Ritter mehr, freilich war schon der Großvater aus der Art geschlagen und hat beim Tode seiner jungen Frau, dicht vor dem Werther, eine rührende Totenklage publiziert, Ehe und Gattin überschwenglich schildernd. Dieser Schüler Rousseaus, der aus seinen Söhnen „nur vier ehrliche Leute“ machen wollte, sie Freunde nannte und ihre wohlstilisierten Briefe mit Freuden registrierte, trug eine ganze Bibliothek gelehrter Bücher bei sich zusammen und vererbte die tatenlose Ruhe, den Mangel jeden Ehrgeizes auf die Söhne, die zwar alle in den Krieg, aber nicht an den Hof gingen: lauter Eigenbrötler.

Daher ist es kein Wunder, daß Ferdinand, der jetzt in Kniephof seine beiden Knaben erzieht, nach dem ersten Feldzug schon mit Dreiundzwanzig den Abschied nahm und seinen König dadurch so sehr erzürnte, daß er ihm den Rittmeister und die Uniform entzog und erst viel später wiedergab. Auch in der schlimmsten Zeit ist Bismarcks Vater nicht wieder Soldat geworden: im Sommer 1806, als Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone niederlegte, hat er geheiratet und weder bei Jena noch auch in den Freiheitskriegen seine Scholle wieder verlassen, den Degen gezogen, obwohl er gesund und damals erst um die Vierzig war.

Dieser unkriegerische Vater Bismarcks, riesig und humorig,

stark und gefühlvoll wie der Sohn, war vom Alten Fritz als Knabe angesprochen worden: das war seine einzige preußische Anekdote. Von seinem aufgeklärten Vater ganz als Edelmann, doch ohne jedes Vorurteil erzogen, hat er sein inneres Gleichgewicht im Leben bewahrt, Herr im Hause, ohne viel zu fragen, sagt er zu seinen Söhnen noch Er, als sie klein sind; genießend, weichen Gemütes, so lebt er dahin, unbesorgt um seine Güter, die irgendein Inspektor in Grund und Boden wirtschaftet, am liebsten auf Jagd und beim Weine, denn Zecher sind sie alle gewesen, seit Jahrhunderten. Köstliche Briefe: „Heute ist Ottos Geburtstag. Die Nacht ist uns ein schöner Bock krepirt. Welch niederträchtiges Wetter . . Ich glaube, daß der Médoc und Rheinwein nicht mehr genug durchgreift, ich habe mich daher auf Portwein und Sherry gesetzt und hoffe, daß es sich nun bald bessern wird. Auch werde ich es nicht an starken Kaffee fehlen lassen (folgen Austern, Gänseleber usw.) . . Und trotz diesen schönen Mitteln habe ich es doch ins Kreuz gekricht, es ist nichts, wenn man alt wird.“

Die 17Jährige, die er mit 35 heimführte, war schön, aber die Nase zu lang, das Auge zu klug, die Schärfe dieser Züge, der wissende Blick hätte dem Werber anzeigen können, welche ihm fremden Elemente in ihr wohnten: kühler Verstand und brennender Ehrgeiz, beides trug sie im Blute, denn ihre Väter, die Menckens, durch ein Jahrhundert Rechts- und Geschichtsprofessoren, hatten ihren Vater als Blüte dieses Humanisten-Geschlechtes hervorgebracht. Unter Friedrich Kabinettsrat, dann Chef der Geheimen Kanzlei, dann in Ungnade im gleichen Jahre 1792 entlassen, in dem derselbe König Bismarcks Vater grollte: so stand Mencken erst 1800 wieder neben seinem dritten Herrn. Dort hat er Friedrichs des Großen Diktatur getadelt, Selbstbeschränkung des Monarchen, Verantwortlichkeit der Minister gefordert, und sich in allem



so reformatorisch erwiesen, wie der Freiherr vom Stein, der ihn als stark liberalen Mann gerühmt hat. Verstand und Anschauungen vererbte er seiner Tochter. Alles an ihr war rational, sie liebte die Stadt, die Pracht, den Hof, und war in allem ihres Mannes Widerspiel. Der wollte nur leben und sein, sie wollte scheinen und gelten.

Bismarck hat den Verstand von ihr überkommen, die scharfe und kalte Intelligenz der Mutter, dazu den unruhvollen Wunsch nach Macht, der keinen Bismarck vor ihm beseelt hat; an Gemüt und Charakter aber folgte er ganz dem Vater, und bestätigte so nach beiden Seiten Schopenhauers Theorie.

II

Als die Mutter, fünf Jahre nach dem ältesten Sohn, Otto von Bismarck zur Welt brachte, war eben der Kaiser Napoleon aus Elba zurückgekehrt, der Wiener Kongreß war aufgefliegen, Preußen schloß seinen neuen Bund mit Europa. Den 2. April 1815 erließ der Kaiser in Paris ein Manifest gegen den Bund; am selben Morgen konnten die Berliner in der Vossischen Zeitung von der Geburt eines Knaben lesen, die Herr von Bismarck auf Kniephof anzeigte. Sehr früh hat dieser Knabe die Mutter als Gegner empfunden, er war ihr schon als Kind entfremdet; das hat er trotz seines Sippengefühls später vor Fremden bekannt, nie ist, in Hunderten von Familien-Gesprächen, ein einziges gutes Wort für sie von seinen Lippen gefallen, bis ins Alter hat er sie schöngeistig und interesselos für Erziehung gescholten, immer „sehr bitter“ von ihr gesprochen, sie habe „wenig von dem gehabt, was der Berliner Gemüt nennt . . und es schien mir oft, daß sie hart und kalt gegen mich sei“. Zwei Gründe des Grolls sind schon aus frühester Kindheit überliefert: wenn die Mutter im Winter in Berlin Gäste empfing, so mußte, um des engen Raumes willen, der Vater das Bett opfern, das hat ihr der Knabe nie verziehen; und als er einmal mit Stolz von dem Bilde eines väterlichen

Ahnen sprach, hat die bürgerliche Mutter das Bild weggenommen, um seinen Adelsstolz zu brechen. Furchtbare Augenblicke für das Kind und von den schwersten Folgen!

In seinen frühesten Erinnerungen aus der Knabenzeit steckt schon der Stolz, der bestimmende Zug seines Charakters. Einmal lief er weg, als ihn sein Bruder schlecht behandelt hatte, und wurde erst Unter den Linden eingefangen; ein andres Mal hatte er sich bei einer Gesellschaft zu Hause auch einen Platz gesucht, in einer Ecke, und hörte mehrere Herren fragen: „C'est peut-être un fils de la maison ou une fille“; „da sagte ich ganz dreist: ‚C'est un fils, monsieur‘, was sie nicht wenig in Erstaunen setzte.“

Nicht besser war die Erziehung der Schule. Auf die Jahre vom 8. bis zum 13., in der Plamannschen Anstalt in Berlin verbracht, hat er bis ins Alter feindlich zurückgeblickt: „Ich bin meinem elterlichen Hause in frühester Kindheit fremd und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb.“ Da er die Mutter als den bestimmenden Teil erkannte, machte er sie für alle Härten verantwortlich, die er im Internat erdulden mußte. Nie hat er aufgehört, dem harten Brot, der spartanischen Erziehung nachzugrollen, die ihn dort bedrückte, den leichten Jacken im Winter, der ganzen „widernatürlichen Dressur“, und daß man „mit einem Rapiersstoß geweckt wurde“, erzählt er noch mit Achtzig.

Deutschtum und liberale Turnerei, Feindseligkeiten gegen den Adel, als dessen Träger er die Ausfälle der Lehrer zu ertragen hatte, steigerten schon in dem Zehnjährigen das eingeborene Rittergefühl zum Trotz und begründeten seinen Haß gegen liberale Ideen, die er zugleich in der Mutter wiederfand. „Niemals habe ich mich sattgegessen, ausgenommen, wenn ich einmal ausgebeten war, immer hat es elastisches Fleisch ge-

geben. Um halb sechs mußten wir aufstehen, von 6 bis 7 wurde schon gekritzelt. Wir wurden schlimmer als die Rekruten vom Unteroffizier behandelt, beim Stoßfechten gab es oft einen Hieb über den Arm, daß die Striemen noch tagelang zu sehen waren.“ Nach Kniephof wollte der Junge zurück, hier ganz unten in der Wilhelmstraße war es öde; ja, wäre es noch oben gewesen, wo die langen Staatsgebäude standen und manchmal der König vorfuhr! Aber hier draußen vor der Stadt war alles langweilig und einsam, und „wenn ich aus dem Fenster ein Gespann Ochsen die Ackerfurche ziehen sah, mußte ich immer weinen, vor Sehnsucht nach Kniephof“. Und so hofft er das ganze Jahr auf die Ferien: da war ihnen ja die Heimreise versprochen.

Welche Gefühle mußten das Kind erschüttern, als nun plötzlich die Mutter schrieb, sie müßte im Juli ins Bad, und die Jungen blieben in Berlin. So ging es mehrere Sommer lang, durch Jahre sahen die Kinder Haus und Park, Gut, Scheunen und Ställe, Schmiede und Dorf nicht wieder. Später hat er das ein Zuchthausleben genannt. Alles, was von der Mutter kam, was sie forderte und lehrte, mußte dem Knaben böse erscheinen.

Als er größer wird, sieht er auch, daß Aktivität und Ehrgeiz der Mutter das Gut und das Geld des Hauses bedrohen, in Kniephof führt sie jedes Jahr neue Maschinen und Verfahren ein, um auf moderne Weise zu erhalten, was durch die altmodische Bequemlichkeit ihres Mannes niederging; dann nötigt sie ihn im Winter nach Berlin, sie wohnen am Opernplatz, wo sie nicht gesellig und elegant genug leben kann. So behält er im Herzen das Bild der geschmückten Frau, wie sie mit seinem Vater zur Soirée des Herrn Ministers fährt: „Ich weiß noch wie heut, sie hatte lange Handschuhe an, bis hierher, in einem Kleid mit kurzer Taille, aufgebauschte Locken auf beiden Seiten und auf dem Kopf eine große Straußenfeder.“ Von ihr hört er zum erstenmal die

Schlagworte der liberalen Opposition, als Halbwüchsiger muß er zu Josty laufen, um Pariser Blätter über die Juli-Revolution zu bekommen, und lernt schon um dieser Mittlerin willen dies alles verachten. „Wenn ich, schreibt er später, zu ihrem Geburtstage des Morgens durch den Jäger aus der Pension geholt wurde, das Zimmer meiner Mutter mit Maiblumen, die sie vorzüglich liebte, mit geschenkten Kleidern, Büchern und interessanten Nippes garniert fand; dann ein großes Diner mit viel jungen Offizieren . . und schlemmenden alten Herren mit Ordenssternen . ., dann nahm mich die Kammerjungfer in Empfang, um mir mit beiseite gebrachtem Kaviar, Baisers usw. den Magen gründlich zu verderben. Was stahlen doch alle diese Domestiken! . . Ich bin nicht richtig erzogen . . Meine Mutter ging gern in Gesellschaft und kümmerte sich nicht viel um uns . . Es wechseln gewöhnlich zwei Generationen miteinander ab, eine geprügelte und eine ungeprügelte, in meiner Familie wenigstens war es so. Ich gehörte zu der geprügelten Generation.“

Von Zwölf bis Siebzehn, als Gymnasiast des Grauen Klosters, sieht er den Haß gegen den Adel in der Schule sich noch verstärken, in dem das gebildete Bürgertum seine Söhne erzog; sein Adelstrotz muß sich vertiefen. Nun lebt er in der Berliner Wohnung, im Winter neben dem hastigen Treiben der Mutter, das der Vater gutmütig-langsam mitmacht, im Sommer bleibt er mit dem um fünf Jahre älteren Bruder, der Student wird und „ins physische Leben versinkt“, mit Hauslehrer und Magd allein; so entbehrt er jeder inneren Führung und sieht sich in den entscheidenden Jahren auf sich selbst gewiesen. Bismarck hat von Sieben bis Siebzehn niemand vor sich gesehen, dem er nacheifern, niemand neben sich, den er lieben konnte, außer dem Vater. Ist es ein Wunder, daß er früh zynisch wurde?

Zudem war der Vater, wie der Sohn berichtet, „kein Christ“, die Mutter eine Art Theosophin, beide gingen nie

zur Kirche, gaben die Söhne in Schleiermachers Unterricht, der das Gebet sehr kritisch als einen Übergang ins Magische bezeichnete und nur noch um seiner läuternden Wirkung willen empfahl; die Mutter selbst hielt mit einer Schwärmerie, die, wie der Sohn bemerkt, „in seltsamem Widerspruch zu ihrer sonstigen kalten Verstandesklarheit stand . . viel von Swedenborg, der Seherin von Prevorst und Messerschens Theorien“. Sie behauptete, hellsehend zu sein, und nur ihr Mann, auf den sie herabsah, weil er mir und mich verwechselte, ließ sich nicht imponieren, denn er klagte mit seinem Humor einem Freunde, „daß sie bei aller clairevoyance doch nicht hätte vorhersehen können, daß die Wollpreise gegen Ende des Wollmarktes niedriger als zu Anfang desselben sein würden“.

Natürlich war der Vater immer, die Mutter nie zufrieden mit den Söhnen. Der Vater: „Mit eure Zeugnisse brüste ich mich noch immer, gestern waren Bülow's . . hier, wo ich sie zeigte und meine recht innige Freude hatte, wie sie euch rühmten.“ Die Mutter: „Sieh dich um, höre und prüfe das Urteil der Welt über gediegene Bildung, und du wirst eingestehen, daß viel dazugehört, ehe du an den Titel eines gebildeten Mannes Anspruch machen kannst.“ Und als der 14 Jährige einmal vom Pferde gefallen ist: „Der Vater meint, mein lieber Otto, dein Pferd würde wohl nicht so wild gewesen, nur der Reuter leicht gefallen sein, denn du säßest zu Pferde wie ein Bündel Flicken. Kannst du dich dagegen verantworten, so ist es dir erlaubt.“ Das ist der Ton, mit dem sich ein Erzieher lächerlich macht oder verhaßt.

Stießen solche Verstimmungen mit eingeborenem Stolz zusammen, so mußte sich ein ungleicher, trotziger Junge entwickeln. Er war in nichts hervorragend als im Deutschen, nicht einmal in Geschichte, als 15. von 18 nach Prima versetzt, gelegentlich im Zeugnis getadelt „wegen anspruchs-

.

voller Unbescheidenheit . . Auch scheint er überhaupt die seinen Lehrern schuldige Achtung aus den Augen setzen zu können.“ Immer versucht er lange zu schlafen, wird überhaupt erst spät munter, behält diese Eigenheit nervöser Menschen durch sein Leben; Bismarck ist eine Abendnatur.

Belebt wird diese düstere Jugend nur durch Malwinchen, die spätgeborene Schwester, 12 Jahre jünger als Bismarck, Liebling der Eltern, Spielzeug der Brüder. „Malwinchen sieht jetzt ganz persönlich aus, schreibt er mit Vierzehn, und spricht Deutsch und Französisch, wie es ihr einfällt. Sie kennt Dich auch.“ Von Fünfzehn ab darf er die Sommerferien zu Haus verbringen. Schon damals hat er sich auf einem Gute „einige Stunden mit der hübschen Frau divertierte“, mit Sechzehn sich im Postwagen einer „hübschen Gouvernante“ angenommen, die unwohl und schwach wurde und ihm auf den Schoß fiel; auch soll der Bruder für ihn an eine Dame unter den Nachbarn „ein galantes Vieliebchen“ anonym absenden. Wie sich der allgemeine Skeptizismus schon im 15 Jährigen ausbreitet, zeigen briefliche Berichte vom Lande: „Am Freitag sind drei hoffnungsvolle junge Leute, ein Brandstifter, ein Straßenräuber und ein Dieb . . aus der Anstalt echappiert. Am Abend rückte die Kniephofer Reichsexekutions-Armee gegen die drei Ungeheuer aus, bestehend aus fünfundzwanzig Mann Landsturm . . Unser Militär war aber schrecklich in Furcht, wenn sich zwei Abteilungen begegneten, riefen sie einander an, aber vor Angst wagte niemand zu antworten.“

Aus solchen Stimmungen mußte sich im 17- und 18 Jährigen ein völliger Nihilismus in Glauben und Denken entwickeln. Nur aus allgemeiner Skepsis entsprang sein erster, sehr kurzer politischer Glaube: als er – in den Tagen von Goethes Tod – mit Siebzehn die Schule verließ, war er, „wenn nicht Republikaner, doch mit der Überzeugung, daß

die Republik die vernünftigste Staatsform sei, und mit Nachdenken über die Ursachen, welche Millionen von Menschen bestimmen könnten, Einem dauernd zu gehorchen . . Diese blieben im Stadium theoretischer Betrachtungen und waren nicht stark genug, um angeborene preußisch-monarchische Gefühle auszutilgen. Meine geschichtlichen Sympathien blieben auf Seiten der Autorität.“ Harmodius und Brutus schienen ihm Verbrecher und Rebellen, jeder deutsche Fürst, der dem Kaiser widerstrebte, ärgerte ihn.

Diese unklaren Gedanken über den Staat verdichteten sich, soweit seine Erinnerung reicht, nur in zwei Fällen zur entschiedenen Parteinahme, beide sind vom Charakter bedingt und erhellen ihn: er empfand schon als Schüler gegen die antiken Reichtagsreden, nämlich ein „Mißbehagen bei Lesung der ungehobelten Schimpfreden, mit welchen . . die homerischen Helden sich vor dem Gefecht zu regalisieren pflegten.“ Und wie gegen die politische Phrase, so war er schon damals gegen die affektlose Tat, der er die leidenschaftliche entgegenhielt: er war gegen Tell: „Natürlicher und nobler wäre es nach meinen Begriffen gewesen, wenn er, statt auf den Jungen abzudrücken, den doch der beste Schütze statt des Apfels treffen konnte, lieber gleich den Landvogt erschossen hätte. Das wäre gerechter Zorn über eine grausame Zumutung gewesen. Das Verstecken und Auflauern gefällt mir nicht.“

Mit voller Klarheit stand er dem Glauben entgegen. Um die Zeit seiner Konfirmation, also etwa am 16. Geburtstage, war es, „daß ich nicht aus Gleichgültigkeit, sondern infolge reiflicher Überlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehen schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst nach seiner Allgegenwart alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen hervorbringe . . oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger

sei, es eine Vermessenheit enthalte . . , wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben.“

Erstaunlich ist hier nur die Begründung: daß er glaubenslos erzogen und viel zu skeptisch war, um aus sich heraus gläubig zu werden, das liegt in ihm und in den Eltern; aber seine Beweisführung – und er gibt sie in jungen Jahren – zeigt schon den stolzen Realisten an, der einer übergeordneten Macht nur genau soviel einräumt, wie das Verhältnis fordert. Dieser Jüngling begründet seinen Nihilismus, indem er vermeidet, Gott durch offene Negierung zu beleidigen, schiebt, völlig wie ein Diplomat, ihm die Verantwortung dafür zu, daß man zu ihm nicht weiter beten könne; er gibt sich den Anschein einer Loyalität, unter der ein Hohn lauert, und stellt durch sein Entweder-Oder Gott vor eine Alternative, an die dieser kaum gewöhnt sein mag. Die überlieferte Verbeugung mindert das Selbstgefühl nicht.

So steht Bismarck zum erstenmal vor einem König.

III

Langsam schreitet über den Marktplatz mit affektierter Feierlichkeit ein junger Mann, den seine Überschlankheit vollends auffällig macht, mit hellem Schlafrock ange-
tan und seltsam konstruierter Mütze, er dreht sein Stöckchen in der Hand, lange Pfeife im Munde, und wenn er Ariel ruft, drängt sich an sein Knie eine große gelbe Dogge. So nähert er sich der Hochschule von Göttingen, um dort vor den Richter zu treten, der den Studenten wegen auffälliger Haltung und Kleidung vorgeladen hatte. Ein paar Kommilitonen, die in normaler Tracht mit Couleurmütze vorübergehen, fangen an zu lachen: sofort fordert sie der Fuchs, ihr Senior legt die Sache bei, der Schneid dieses ersten Semesters hat imponiert, man lädt ihn ein, schlägt ihm den Eintritt vor, und nach der ersten Mensur wird er aktiv im Corps.

Denn aufzufallen war Bismarcks erste Absicht, als er nach Göttingen kam, und alles, was sein neuer Freund, der Amerikaner, in einem Studentenroman über „Otto von Rabenmarck“ bald berichten wird, ist von Bismarck abgeschrieben, leibhaftig sieht und hört man ihn darin: dünn wie eine Stricknadel, struppiges Haar, rotumränderte Augen, vier Sprachen, Klavier, immer Händel suchend, wunderlich angezogen; nur wenn sie allein sind, spricht er vernünftig. „Durch solches Auftreten, Beleidigungen usw. will ich mich ins feinste Corps einführen, aber das ist alles Kinderei, ich habe Zeit, meine Kameraden hier will ich führen, wie später die Leute im Leben.“ Vor 19 Jahren 9 Monaten, schwört er, kann er nicht sterben. Überlebt er den Punkt, so hat er noch 12 Jahre vor sich. „Stoff zu einem Helden, der hier verdampft“, so nennt ihn der junge Romancier gleich nach diesen Semestern, ein Jahrzehnt, bevor das Urbild zum erstenmal aus seiner Höhle treten wird.

Alles an diesem Fuchs ist auffallend unter den harmlosen Studenten: Mut und Hochmut, Völlerei und Eleganz, das Gewaltsame und das Gutmütige. Kindskopf, Kassube und Achilleus sind seine Biernamen: das Närrische, das Östliche und das Unverwundbare stach gleichermaßen an ihm hervor. Wenn er im apfelgrünen Frack mit langen Schößen oder im Samtrock mit Perlmutterknöpfen eine „ungewöhnlich reich ausgestattete Garderobe“ zeigt, statt nur mit Plaid und Mütze zu gehen; wenn er, nach sehr viel Rheinwein und Madeira, aus der Kneipe nach dem Flusse wandert, um nachts kalt zu baden; wenn er wegen unbefugten Rauchens und Schlagens immer neue Verweise erhält, die Collegia noch stärker verachtet als seine Kameraden, des Nachts immer nackt schläft, weil jedes Stück Leinen ihn irritiert, so hütet man sich doch bald, ihn zu verulken, denn er fordert sofort und siegt immer: 25 mal angetreten in den drei ersten Semestern, und nur ein einziges Mal tou-

chiert: das imponiert den bemoosten Häuptern, und so erreicht er rasch, was er erstrebt: man fürchtet ihn.

An dem Mittagstisch, den er bevorzugt, werden fünf Sprachen gesprochen, und der Pommersche Junker verkehrt fast nur mit dem Ausland. Zugleich gewinnt er zwei Freunde, die hält er fürs Leben fest, denn mit diesen kann er sich künftighin nicht um der Politik willen entzweien, wie mit den wenigen anderen, die ihm in der Jugend nahegestanden. Motley, der Amerikaner, heiter, fein und ohne Vorurteil, und Graf Keyserling, der Kurländer, reif, und entsagend, sind bis ins Greisenalter Bismarcks einzige Freunde geblieben. Motley, nur in der Jugend Autor, später Historiker und Diplomat, während Keyserling, der Naturforscher, nur nebenbei öffentlich wirkte. Beide sind älter, beide gefaßter, einheitlicher gewesen als Bismarck, der bei ihnen ein Selbstgenügen fand, das ihm, und eine Freiheit, die den Deutschen um ihn her fehlte; beide waren nicht aktiv im Corps.

Die Rechte, die er angeblich studierte, sollten in ihm den Diplomaten vorbereiten; Macht und Stellung ihres Vaters im Sohne wiederzubeleben, das war der Wunsch der ehrgeizigen Mutter, ein ganz bürgerlich Menckenscher Gedanke, denn unter den Bismarcks war er neu: noch nie hatte einer anders als mit dem Degen seinem Könige gedient. Auch in diesem Punkte hatte die Mutter bei dem Sohne keine Neigung zu verdrängen, zum Offizier hatte er noch weniger Lust, und man hätte, in diesen dumpfen und wüsten Jahren von 17 bis 20 ihn zu allem bringen können, denn sein Wille hatte keine Richtung.

Auch politisch war er zu gleichgültig, um seinen ersten Neigungen zu folgen: die Burschenschaften, die auf Kaiser und Reich tranken und sangen, mied er nach den ersten flüchtigen Besuchen, „weil sie mensur- und bierscheu waren“ und ihnen die Formen der guten Gesellschaft fehlten; aus

Gründen des Temperamentes und der Manieren entzog er sich deshalb den Kreisen, die damals allein Träger des Reichsgedankens auf den Hochschulen waren. Wenn man aber am Tische sich über die Preußen mockierte, die hier in Hannover selten studierten, dann forderte er zugleich sechs Kommilitonen, und er verteidigt Blüchers Entscheidung bei Waterloo mit einem Eifer, daß jemand äußert: „Der Fuchs redet ja wie zur Zeit des Alten Fritzen!“ Die nationalen Probleme, scheint es, gehen ihn nichts an, nicht einmal den berühmtesten Professor hört er in diesem Fache. Mit seinen Amerikanern besäuft er sich lieber zu Ehren der Freiheit am Unabhängigkeitstage; als aber einer von Deutschlands Zerrissenheit spricht, wettet Bismarck auf Deutschlands Einigung in 25 Jahren um 25 Flaschen Champagner: wer verliert, kommt übers Meer, um sie gemeinsam zu leeren. Er hatte sich um 13 Jahre geirrt.

Bei alledem pflegt er von vornherein die Formen. „Schreibe nicht zu grob nach Hause, mahnt er den älteren Bruder-Leutnant, der Kniephofer Hof ist für diplomatische List und Lüge zugänglicher als für die grobe Soldateska.“ Auftreten, Kleidung, Anspruch kosten viel Geld, und nach einem Jahre kommt es zu „sehr unangenehmen Szenen zwischen mir und meinem Alten, der sich weigert, meine Schulden zu bezahlen . . Der Mangel ist so arg noch nicht, weil ich ungeheuren Kredit habe, welches mir Gelegenheit gibt, liederlich zu leben; die Folge davon ist, daß ich blaß und krank aussehe, welches mein Alter, wenn ich Weihnachten nach Hause komme, natürlich meinem Mangel an Subsistenzmitteln zuschreiben wird. Dann werde ich kräftig auftreten, ihm sagen, daß ich lieber Mohammedaner werden als länger Hunger leiden wolle, und so wird sich die Sache schon machen.“ Ist der Student, der dies schreibt, zum Diplomaten nicht geboren? Menschenbehandlung, Abwägung der Motive, Ausnutzung der momentanen Lage, Ablehnung jeder Schuld und wieder-

um die Kunst, den Gegner verantwortlich zu machen: lauter Elemente der Staatskunst sind darin, und die Mutter, die sich darüber kränkt, weiß gar nicht, ein wie sicherer Instinkt ihren Ehrgeiz leitet.

Als nun der 18 Jährige, krank, blasiert und ohne Streben, wie der junge Goethe, nach Hause gekommen ist, sich mit Landkost und Ruhe wieder heraufgebracht hat und in Berlin seine Studien fortsetzen soll, scheint ihn die Mutter schon halb aufgegeben zu haben: „Mutter würde es jetzt, glaube ich, gern sehen, wenn ich auch den blauen Rock anzöge und vor dem Hallischen Thor das Vaterland verteidigte. Sie sagte mir heut, als ich spät aufstand, ich schiene ihr doch gar keine Neigung zum Studieren zu haben.“ Die hat er freilich nicht, aber zum blauen Rock noch weniger; er verkehrt mit einem Vetter Blanckenburg und dem jungen Roon, die er beide in entscheidenden Lagen wiedertreffen soll, lebt aber am liebsten mit Keyserling und Motley, mit diesem wohnt er auch zusammen, und wenn der Amerikaner mit seinem Byronkragen und seinem bißchen Deutsch den Faust übersetzt, oder die hoch aufs Fensterbrett gestemmt Beine hebt, daß die Leute unten seine roten Morgenschuhe sehen, dann ist Bismarck zufrieden und wird nur wütend, wenn nach durchphilosophierter Mitternacht der Freund gleich früh wieder anfängt zu disputieren, „ob Byron mit Goethe in Vergleich zu setzen sei“. Was den Deutschen an Motley fesselte, so berichtet er später, war seine Schönheit, die großen Augen, Witz und Liebenswürdigkeit. So hat ihn auch am Grafen Keyserling der Geist weniger angezogen als Schönheit, Form des Weltmannes und sein Klavierspiel, denn er konnte stundenlang Beethoven spielen, und einzig Beethoven ergriff noch den blasierten Studenten.

Dem, scheint es, ist nicht mehr zu helfen: nichts entgeht seinem Spott, am wenigsten er selber. „En attendant, schreibt er einem Kameraden, lebe ich hier wie ein Gentle-

man, gewöhne mir ein geziertes Wesen an, spreche viel Französisch, bringe den größten Teil meiner Zeit mit Anziehen, den übrigen mit Visitenmachen und bei meiner alten Freundin, der Flasche, zu; des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so flegelhaft als möglich . . dabei langweile ich mich mit leidlichem Anstande . . Aus Göttingen ist noch hier . . das Faultier Sch., und der schlanke Freiheitsbaum der Aristokratie, dem zum Menschen alles, zum Kammerherrn nichts fehlt, als ein Schloß vors Maul. Er lebt hier in seliger Gemeinschaft mit dreißig Vettern, denen er allen nichts vorzuwerfen hat . . Sie essen nicht, sie trinken nicht, was tun sie denn? Sie zählen ihre Ahnen.“

Kann man die Menschenverachtung höhertreiben? Klasse und Umgang, Müßiggang und Affektation verachtet er an sich und an den Nächsten, scheint nicht geneigt, es abzustellen, nur heimlich traurig über solche Schwäche. Was bleibt da übrig? Auf die Klitsche und heiraten! „Ich werde daher wohl, schreibt er vom väterlichen Gute, das Portefeuille des Auswärtigen ausschlagen, mich einige Jahre mit der rekrutendressierenden Fuchtelklinge amüsieren, dann ein Weib nehmen, Kinder zeugen, das Land bauen und die Sitten meiner Bauern durch unmäßige Branntweinfabrikation untergraben. Wenn Du also in 10 Jahren einmal in die hiesige Gegend kommen solltest, . . so wirst Du einen fettgemästeten Landwehroffizier finden, einen Schnurrbart, der schwört und flucht, daß die Erde zittert, einen großen Abscheu vor Franzosen hegt, und Hunde und Bediente auf das brutalste prügelt, wenn er von seiner Frau tyrannisiert worden. Ich werde lederne Hosen tragen, mich zum Wollmarkt in Stettin auslachen lassen, und wenn man mich Herr Baron nennt, werde ich mir gutmütig den Schurrbart streichen und um zwei Taler wohlfeiler verkaufen; zu Königs Geburtstag werde ich mich besaufen und Vivat schreien, übrigens mich häufig anreißen, und mein

drittes Wort wird sein: Auf Ähre! Superbes Pferd!“ Vor dieser Form der Zukunft schützt ihn zunächst eine gewisse Ehescheu, die durch wiederholte Verlobungen nicht widerlegt, vielmehr durch deren Ablauf grade bestätigt wird. Während er, wie Motley berichtet, „in der Liebe dem Naturtriebe ohne große Skrupel folgte,“ ist er gleichzeitig „fortwährend exzessiv verliebt“ und gesteht daher selber, er würde „vielleicht sehr bald einige Versuche zur Eheschließung machen, wenn bei mir irgendeine leidenschaftliche Aufregung von Dauer wäre. Das beste dabei ist aber, daß ich.. immer für den kaltblütigsten Weiberverächter gelte: so täuschen sich die Leute.“

Als er mit Zwanzig, vom Einpauker zugeritten, seine Prüfung als Auskultator bestanden hat, und nun am Stadtgericht in Berlin eine Weile Akten schreibt, steigt sein Verdruß über solchen Stumpfsinn, und er bleibt zunächst nur, um nicht statt dessen gar Soldat werden zu müssen, wogegen er „dem zuletzt ziemlich kategorischen Drängen meiner Eltern.. mit siegreicher Festigkeit widerstanden hatte“. So widerwärtig ist diesem als Schwimmer und Fechter Unübertroffenen der Drill des Militärs. Dagegen gibt er im Punkte des Hofes nach: „Ich habe keine große Neigung dazu, aber meine Alten wünschen es, und sie haben auch wohl recht dabei, indem es doch für mein Fortkommen von Nutzen sein kann.“ Auf dem Hofball wird er in der Tat vom Prinzen von Preußen angesprochen, der damals, fast doppelt so alt, über das Gardemaß des jüngsten Juristen staunt:

– Warum sind Sie nicht Soldat geworden?

„Zu schlechte Aussichten, Königliche Hoheit.“

– Nun, in der Juristerei sind sie wohl auch nicht besser.

Schon in diesem ersten Dialog zwischen Wilhelm und Bismarck zeigt sich, in der Zerstreutheit des Ballgespräches, der Unterschied der Naturen: jener ist ganz Soldat, dieser

gar nicht, und wenn der Prinz erstaunt, daß jemand solche Körperlänge nicht für den schönsten Beruf der Welt benutzt, so lügt ihm der Junker etwas vor von Beförderungen, und wird ihm nach Jahrzehnten noch oft die wahren Gründe verschweigen, um sein preußisches Offiziersgefühl zu schonen.

Indessen beginnt Berlin und das Amt, der Anblick mitstrebender Juristen, Hof und Gedanke an Laufbahn den jungen Beamten zuweilen aus seiner Negation zu lockern, er sieht, was man dennoch erreichen könnte, jedenfalls läßt er um diese Zeit zum erstenmal einen und den andern Freund etwas von dem verschwiegenen Ehrgeiz erkennen, der hinter allem Zynismus früh in ihm resignierte. Solche Gespräche muß es mit Keyserling gegeben haben, der ihm 20 Jahre später Bismarcks Worte in Erinnerung bringen kann: „Konstitution unvermeidlich, auf diesem Wege zu äußeren Ehren, außerdem muß man innerlich fromm sein?“ und lächelnd hinzufügt: „Ich wollte die besternte Exzellenz als weiser Pilger dann besuchen.“

Also doch? und gleich die Mittel hat der 20 Jährige vorgeesehen, ohne die man in Preußen heutzutage nichts mehr erreichen kann? Verfassung, die man im Herzen verabscheut, und eine Frömmigkeit, die man, bei Gott, nicht hat! Wie sehr erkennt man die innere Wahrheit dieser Erinnerungen; daß sich dieser Keyserling schon damals als den weisen Pilger bezeichnet, der er wurde, zeigt, wie der heimlich ehrgeizige Freund, wenn auch nicht von Orden, doch von jener Macht geträumt hat, die sie bezeichnen. Aber: außerdem muß man innerlich fromm sein, d. h., man müßte, und da man es doch nicht ist, so ist das „all nonsense“ – und wir füllen die Gläser!

Will man erkennen, wer in Bismarcks Herzen damals schon Feind seines Ehrgeizes war: will man den unbeugsamen Stolz am Werke sehn, wie er mit diesem Ehrgeiz kämpft, so mag man ihn nur im schriftlichen Zwiegespräch

mit einem dritten Göttinger Freunde, Scharlach hören, dem er selten, aber sehr offen schrieb, und dem er damals, als Auskultator, anvertraut, „daß mein Ehrgeiz, welcher früher minder heftig und anders gerichtet war, mich zu einem in meinem bisherigen Leben beispiellosen Fleiß veranlaßt, sowie zur Ergreifung aller andern Mittel, welche mir irgend zur Beförderung . . zweckdienlich scheinen. Ich weiß nicht, ob Du noch in der Stimmung bist, über eine solche Torheit hinter einem guten Glase Scharlachberger mitleidig zu lächeln, eine Stimmung, die ich nicht umhin kann, höchst glücklich zu nennen, ohne sie grade zurückzuwünschen; vielmehr bin ich meinesteils zurzeit so verblendet, daß ich ein reines Vergnügen ohne Nutzen für Zeitverlust halte.“

Doch gleich darauf erscheint ihm das alles lächerlich, denn er fährt fort: „Mein Leben ist wirklich etwas kläglich, bei Licht besehen; am Tage treibe ich Studien, die mich nicht ansprechen, abends affektiere ich in den Gesellschaften des Hofes und der Beamten ein Vergnügen, welches ich nicht Sch. genug bin zu empfinden oder zu suchen. Ich glaube schwerlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Zieles, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit entschädigen wird, für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Brust, welche das Resultat dieses Lebens sein wird. Öfters regt sich noch der Wunsch, die Feder mit dem Pfluge und die Mappe mit der Jagdtasche zu vertauschen; doch das bleibt mir ja immer noch übrig.“

So kämpft der eingeborene Stolz, Erbteil der Väter, das eingeborene Erbteil seiner Mutter, den Ehrgeiz, nieder, scheucht ihn in den Winkel, und da sein Selbstgefühl am Erfolge eines einmal begonnenen Unternehmens nicht zweifeln kann, so konstatiert er von vornherein den inneren Unwert dieses Erfolges.

Und dennoch sucht er jetzt den Erfolg, berechnet, wo es



am schnellsten geht, meldet sich deshalb an den Rhein, setzt sich zum erstenmal im Leben einige Monate lang, den ganzen Sommer über zu Hause hin, um zwei Prüfungsarbeiten zum Referendar zu schreiben, beide fast ohne persönliche Gedanken, aber doch redlich ersessen, – und all das nur, weil er die Stadt verlassen hat und endlich in der Stille zu hausen beginnt.

Da sitzt er nun, der 21jährige Junker, in Schönhausen, wohin sein Vater jetzt wieder gezogen, „mit einigen dreißig Zimmern, wovon zwei möbliert, prächtigen Damasttapeten, deren Farbe an wenigen Fetzen noch zu erkennen ist, Ratten in Masse, Kamine, in denen der Wind heult, kurz, in meiner Väter altem Schloß, wo sich alles vereint, was geeignet ist, einen tüchtigen Spleen zu unterhalten . . von einer vertrockneten Haushälterin, der Spielgefährtin und Wärterin meines 65jährigen Vaters gefüttert und gepflegt. Ich bereite mich zum Examen vor, höre die Nachtigallen, schieße nach der Scheibe, lese Voltaire und Spinozas Ethicun . . Die Bauern sagen „use arm junge Hehr, wat maak em wull sin!“, wie mir meine alte Mamsell mitgeteilt hat. Dabei bin ich nie so zufrieden gewesen wie hier, ich schlafe nur 6 Stunden und finde große Freude am Studieren, zwei Dinge, die ich lange Zeit für unmöglich hielt. Ich glaube, der Grund oder besser die Ursache von alledem ist der Umstand, daß ich den Winter über heftig verliebt war . . Es ist mir doch fatal, daß ich mich so aus meiner philosophischen Ruhe und Ironie habe bringen lassen . . Aha, wirst du sagen – unglückliche Liebe – Einsamkeit – Melancholie usw. Der Zusammenhang ist möglich, doch bin ich jetzt schon wieder unbefangen und analysiere nach spinozistischen Grundsätzen die Ursachen der Liebe, um es künftig mit mehr Kaltblütigkeit zu treiben.“

Unter den großen Linden, den alten Eichen, unter den liebenden Blicken des guten Vaters, in der vernünftigen Pflege einer Bäuerin, im Gleichmaß einer engen Arbeit, hat Bismarcks ruheloses Herz für ein paar Wochen zum ersten-

mal eine Art von Sammlung gefunden; der Humor ist nicht mehr zynisch, er ist heiter, zu allem gibt Spinoza seinen alttestamentarischen Segen und braucht den geborenen Analytiker nur die Formen der Analyse zu lehren.

Mit sehr gutem Zeugnis, mit den günstigsten Empfehlungen, fährt der Junker nach Aachen: dorthin hat ihn die Klugheit der Mutter gewiesen, der Präsident dieser neuen preussischen Kolonie ist ein altmärkischer Arnim. Nur noch zwei Jahre, und der Enkel kann die Bahn des alten Mencken betreten.

IV

Ein Weltbad an der Grenze dreier Länder, erfüllt von Fremden, die Zeit und Geld verschwenden, war damals Aachen: wie soll da ein toller Junker von 21 Jahren im Regierungsgebäude Akten schreiben! Sehr vornehm und englisch im Wesen, hatte Graf Arnim den Landsmann wie eine Art Erbprinzen empfangen, ihm nach dem Diner Privatlektion erteilt, einen besonderen Plan gemacht, um ihn rasch durch die Abteilungen zum Assessor vorzutreiben: dann sollte der junge Diplomat seine Bahn beginnen, „wo es mir dann vor der Hand gleichgültig sein wird, ob man mir Petersburg oder Rio Janeiro zum Aufenthalt anweist.“

Aber der hochmütige Junker, dem die Eltern mit vieler Mühe die Chance eröffnet hatten, verschmäht den Steigbügel, den man ihm hinhält, reitet lieber mit jungen Engländerinnen, stürzt vom Pferde, kramt mit halbgebrochnen Gliedern seinen Lebensüberdruß von neuem aus, liest im Krankenbett Ciceros Pflichtenbuch und seinen geliebten Spinoza, Richard den Dritten und Hamlet. Dann steht er auf, läßt die Regierung links liegen und stürzt sich nur noch toller in die elegante Welt, blüfft eine Tafelrunde durch Verzehrung von 150 Austern, demonstriert auch, wie man sie brät. „Meine jetzige Tischgesellschaft besteht aus

siebzehn Engländern, zwei Franzosen und meiner Wenigkeit, oben am aristokratischen Ende sitzen wir, d. h. Duke und Duchess of Cl(eveland), dessen Nichte, Miß Russel, hinreißend liebenswürdig.“ Jung, schön und elegant, Engländerin und Herzogstochter: diese Laura ist sein Geschmack. Als sie abreist, sind sie heimlich verlobt.

Wie nun Geld verdienen, um sie zu heiraten? An den Spieltisch, wo sich, wie in den Romanen, seine Schulden häufen.

Zugleich hört er über die Familie Dinge, die ihn stutzig machen. Gleich darauf fängt er eine Liebschaft an mit einer Dame, schwierig in den Dreißig, zugleich neuer Anlauf zum Arbeiten, dazwischen Heimweh, grollende Eltern, Zynismus, Schulden, Jagden, neue Vorsätze: „Ich habe gesehen, daß ich mich in acht nehmen muß; ich habe auch noch zu viel Romantik im Leibe.“ Der eine Satz aus diesen Zeiten eröffnet tiefe Blicke ins Wogen der entfesselten Gefühle.¹⁾ Die Verlobung löst sich von selber auf.

Den nächsten Sommer zieht ihn eine zweite Engländerin an, Isabelle Loraine, nicht so vornehm wie Laura, aber noch schöner, Tochter eines Reverend, sehr blond und schlank. Dieser folgt er mit zweiwöchigem Urlaub und Hinterlassung großer Schulden nach Wiesbaden, dort trifft er Laura wieder, die Isabellas Freundin ist, findet die Lage „höchst pikant“, wird Liebhaber der zweiten Braut, schreibt dem Freunde: „Ich zeige Dir nur vorläufig an, daß ich versprochen bin, und gleich Dir in den heiligen Stand usw. zu treten gedenke, und zwar mit einer jungen Britin von blondem Haar und seltener Schönheit, die bis dato noch kein Wort Deutsch versteht. Ich reise im Augenblick mit der

¹⁾ Bismarcks Briefe aus jener Zeit an seinen Bruder, die Erich Marcks 1909 noch lesen durfte, nachdem Herbert Bismarck sie nicht vernichtet hatte, sind später eigenmächtig von dessen Witwe vernichtet worden. Die Prüderie einer Erbin ist für diesen nationalen Verlust kostbarer Dokumente verantwortlich.

Familie nach der Schweiz und werde sie in Mailand verlassen, um . . zu meinen Eltern zu eilen, die ich seit fast zwei Jahre nicht gesehen . . Sonst muß Du mit mir nach England, um mich springen zu sehen, welcher Aktus im Frühjahr vor sich gehen wird.“

Ganz Herrensohn und Anti-Beamter, entschließt sich der Abenteurer erst nach zwei Monaten, dem ihm persönlich gewogenen Chef nach Aachen das erste Wort zu schreiben: er möge ihn entschuldigen, Umstände, „die für mich persönlich von Wichtigkeit waren,“ haben ihn abgehalten, er bittet nachträglich um Urlaub, „werde auch bald offiziell um Entlassung bitten.“ Immer ferner rückt ihm die Heimat, der Vater verweigert weiteres Geld, die kranke Mutter ist außer sich, und als er endlich bankrott heimkehrt, ist er Gast im Wagen eines Fremden, den er verabscheut. Was war geschehen?

„Ich hatte sehr günstige Aussichten für das, was man eine glänzende Karriere nennt; und vielleicht hätte der Ehrgeiz, der damals mein Lotse war, noch länger und für immer mein Steuer geführt, wenn nicht eine bildschöne Engländerin mich verleitet hätte, den Kurs zu ändern und 6 Monate ohne den geringsten Urlaub auf ausländischen Meeren in ihrem Kielwasser zu fahren. Ich nötigte sie endlich zum Beilegen, sie strich die Flagge, doch nach zweimonatlichem Besitz ward mir die Prise von einem einarmigen Obristen mit 50 Jahren, 4 Pferden, 15000 Talern Revenuen wieder abgejagt. Arm im Beutel, krank am Herzen kehrte ich nach Pommern heim . . von einer schwerfälligen und verdrießlichen Gallione geschleppt.“

Krank wie das erstemal – so nervös, daß er sich in den Jugendbriefen oft verschreibt –, nun auch entgleist: so wird der Sohn von den schwerenttäuschten Eltern auf dem Gut empfangen, die kranke Mutter, doppelt beängstigt durch den Anblick der zurückgehenden Wirtschaft, rafft ihren

letzten Mut zusammen, um dem Sohn die Laufbahn dennoch und aufs neue zu eröffnen, erwirkt ihm Aufnahme bei der Potsdamer Regierung, nachdem Arnim aus Aachen den ironischen Abschied erteilt hat, der junge Baron habe „nach einer angestregteren Tätigkeit . . bei den gesellschaftlichen Verhältnissen in Aachen vergeblich gestrebt“. Offiziell ist seine Behörde weniger liebenswürdig, kurzerhand meldet sie nach Potsdam, der Wirt, bei dem der Herr Baron monatelang gegessen, und andere hätten mehrere hundert Taler zu fordern, Bismarck sei aus Aachen um dieser Schulden willen verschwunden.

Hochfahrend tritt ihnen der Beschuldigte entgegen, er „beabsichtige nicht, der Königlichen Regierung in Aachen, Abteilung des Innern, über seine persönlichen Angelegenheiten Rede zu stehen“, und werde sich über einen so „wenig rücksichtsvollen . . Eingriff in meine Privatrechte beschweren“. Auch der Vater, an den man sich wegen der Schulden wendet, wird heftig, verbittet sich am Ende gar Fortsetzung des Briefwechsels: so unabhängig stellen sich diese Junker, gestärkt durch eine Tradition von Jahrhunderten, gegen die Behörden einer Regierung auf, die sie mit souveräner Geste beiseiteschieben und wieder suchen, wie es ihr Vorteil will. Man läßt ihn zur Regierung in Potsdam bei starker Protektion doch noch zu, unter der schriftlich fixierten Bedingung, daß er mit Fleiß und Eifer ordnungsmäßig arbeiten solle.

Hier aber hält es der Trotzige erst recht nicht aus: kleinstädtische Ressorts, komischer Stammtisch, pedantische Vorgesetzte, genaue Dienststunden: nach drei Monaten ist der Junker ausgeblieben, ohne Abschied zu nehmen. Immer näher rückt der Zusammenbruch der väterlichen Güter. Die Mutter leidet, aber niemand will es recht ernst nehmen, weil sie sich immer schon um sich und wohl nur um sich gesorgt hat. Der Vater kann auf seine alten Tage nicht plötzlich das Arbeiten lernen. Verpachten, sagt der Vater,

Zuckerfabrik, rät die Mutter. In Berlin stellt der Arzt Krebs bei ihr fest. Sie bleibt zur Behandlung, der Sohn ist oft bei ihr; aber noch in späten Tagen grollt er ihr übers Grab hinaus, weil sie ihn zwang, an ihrem Krankenbett mystische Bücher vorzulesen.

Wenn man nur vom Militärdienst freikäme! „Ein letzter Versuch, schreibt der 23 Jährige dem Vater, in Berlin freizukommen, ist fehlgeschlagen . . Doch hat man mir Hoffnung gemacht nach kürzerer Dienstzeit loszukommen, und zwar auf Grund einer Muskelschwäche, die ich infolge eines Hiebes unter dem rechten Arm beim Aufheben des letzteren zu spüren behaupte, leider ist es nicht tief genug . . Gleichviel, ob ich vierzehn Tage oder drei Monate vorher eintrete, muß die Dressur bis zum Manöver fertig sein. Ich werde daher so spät wie möglich, etwa im März, eintreten.“ So heftig wehrt sich Bismarck, gesund und jung, gegen das Soldatsein, markiert eine Muskelschwäche, die er nie gehabt, um sich zu drücken: so unerträglich ist einem Meister im Reiten, Fechten, Schießen jeder Zwang, ihm, der durch sein ganzes Leben immer neue Proben des Mutes und der persönlichen Tapferkeit gab. Sein Stolz mag sich nicht beugen; als er schließlich bei den Gardejägern eintreten muß, gibt es gleich Streit mit dem Vorgesetzten. „Ich werde nie Vorgesetzte ertragen können.“

Zugleich geht es auf den Gütern rapide abwärts, die kranke und verwöhnte Frau, beide Söhne, dienend und nicht verdienend, brauchen Geld, der Vater kann es nicht schaffen, für geborgtes Geld müssen sie 12 und mehr Prozent zahlen: alles läuft einer Krisis zu. Ob es in diesem Moment zuerst die sterbende Mutter war oder der besorgte Vater, der tüchtigere Bruder draußen, der immer noch studiert, oder der verbummelte, der zu nichts mehr Lust hat: gewiß ist, daß sich alle, ratlos wie sie waren, in dem einfachen Gedanken finden: die Söhne müssen aufs Land, um die Familie vor dem Ban-

kerott zu retten. Sicher hat Bismarcks verzweifelter Nihilismus die Krise zur Reife gebracht: er geht zur Mutter und sagt, es muß etwas geschehen. „Welchen Ekel Otto für die ganze Beschäftigung bei der Regierung hätte – schreibt der Vater an den älteren Sohn –, daß er dadurch sein Leben ganz überdrüssig wäre, und wenn er sich fast sein ganzes Leben gequält hätte, dann würde er vielleicht zuletzt Präsident mit 2000 Talern Einkommen, von Glück wäre aber nie etwas zu hoffen. Er hat die Mutter sehr dringend gebeten, ihm eine andere Stellung zu geben, . . wenn wir noch eine Zuckerfabrik anlegten, die Fabrikation in Magdeburg zu erlernen, und die Fabrik alsdann in Kniephof zu dirigieren. Da es mich doch sehr nahe geht, daß er sich so sehr unglücklich fühlt und ich . . in Kniephof gesehen, welch großes Interesse die Landwirtschaft für dich (Bernhard) hat, . . und da ich einsehe, wenn ich hier in Berlin bleiben muß, daß wir sämtlich zugrunde gehen müssen, so habe ich mich entschlossen, euch beiden die dortigen Güter als Eigentum zu übergeben, und meine Subsistenz nur allein auf Schönhausen zu beschränken.“ Indessen sollten die Brüder für alle Fälle noch ihre Examina machen.

Dieser Entschluß kann der Nonchalance eines herzensguten, bald siebzigjährigen Vaters nicht schwer gefallen sein; daß ihn die Mutter genehmigte, läßt auf die Nähe des Zusammenbruches, freilich auch auf ihre Schwäche schließen, und ergriffen scheidet man von der Gestalt dieser ehrgeizigen Frau, die wenige Monate nach diesem Entschlusse im 50. Jahre starb, kaum betrauert, enttäuscht in allen Hoffnungen, die sie auf ihre Söhne im Rückblick auf ihren Vater setzte, – und die sich doch ein Menschenalter später in unerhörtem Maß erfüllen sollten.

Die fernere Familie, keineswegs bereit zu helfen, fühlte sich jedoch berufen zu klagen, und so verdankt man dem warnenden Briefe irgendeiner Kusine eine Antwort Bismarcks, die in

ihrer Breite und Offenheit die schärfste Selbstanalyse seines ganzen Lebens darstellt. Vor ein paar Jahren war er in sie verliebt gewesen, daher der Entschluß, grade dieser Frau sich rechtfertigend zu eröffnen; das hat er selbst empfunden, denn er hat das Konzept aufbewahrt und noch ein Jahrzehnt später als Aktenstück zu seiner Biographie der Braut geschickt:

„Daß mir von Hause aus die Natur der Geschäfte und der dienstlichen Stellung . . nicht zusagt, daß ich es nicht unbedingt für ein Glück halte, Beamter und selbst Minister zu sein, daß es mir ebenso respektabel und unter Umständen nützlicher zu sein scheint, Korn zu bauen, als administrative Verfügungen zu schreiben, daß mein Ehrgeiz mehr danach strebt, nicht zu gehorchen als zu befehlen: das sind Fakta, für die ich außer meinem Geschmack keine Ursache anzuführen weiß . . Der preußische Beamte gleicht dem einzelnen im Orchester; mag er die erste Violine oder den Triangel spielen, ohne Übersicht und Einfluß auf das Ganze, muß er sein Bruchstück abspielen, wie es ihm gesetzt ist . . Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine . .

„Für wenige berühmte Staatsmänner, namentlich in Ländern mit absoluter Verfassung, war übrigens wohl Vaterlandsliebe die Triebfeder, welche sie in den Dienst führte; viel häufiger Ehrgeiz, der Wunsch zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden. Ich muß gestehen, daß ich von dieser Leidenschaft nicht frei bin, und manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfassung, wie Peel, O'Connel, Mirabeau usw., eines Mitspielers bei energischen politischen Bewegungen würden auf mich eine, jede Überlegung ausschließende Anziehungskraft üben, wie das Licht auf die Mücke.

„Weniger reizen mich dagegen die Erfolge, welche ich auf dem breitgetretenen Wege durch Examen, Konnexionen, Aktenstudium, Anciennität, Wohlwollen meiner Vorge-

setzten zu erreichen vermag. Dennoch gibt es Augenblicke, wo ich nicht ohne schmerzliche regrets an alle die Befriedigungen der Eitelkeit denken kann, welche mich im Dienst erwarteten; die Genugtuung, seine Brauchbarkeit durch schnelle Beförderung . . amtlich anerkannt zu sehen . . die selbstgefällige Betrachtung, für einen fähigen und nützlichen Menschen gehalten . . zu werden; die ganze wirkliche geheime Glorie, welche zuletzt mich und meine Familie umstrahlen würde, das hat alles viel Blendendes für mich, wenn ich eine Flasche Wein getrunken habe, und ich bedarf einer nüchternen und unbefangenen Reflexion, um mir zu sagen, daß dies Hirngespinnste einer törichten Eitelkeit sind, in eine Kategorie gehörig mit dem Stolz des Dandy auf seinen Rock und des Bankiers auf sein Geld; daß es unweise und fruchtlos ist, sein Glück in der Meinung anderer zu suchen, und daß ein vernünftiger Mensch sich selbst und dem, was er für recht und wahr erkannt, leben soll, nicht aber dem Eindruck, den er auf andere macht, und dem Gerede, welches vor oder nach seinem Tode über ihn gehen mag.

„Kurz, ich bin nicht frei von Ehrgeiz, halte ihn aber für eine ebenso schlechte Leidenschaft als jede andere und noch etwas törichter, weil er, wenn ich mich ihm hingebe, das Opfer meiner ganzen Kraft und Unabhängigkeit fordert, ohne mir auch bei dem glücklichsten Erfolge eine dauernde Befriedigung und Sättigung zu gewähren . . Ein Gehalt, mit dem ich bei meinen Bedürfnissen heiraten und in der Stadt einen Hausstand bilden könnte, würde ich, bei der besten zu erwartenden Karriere im 40. Jahre etwa als Präsident und dergleichen haben, wenn ich trocken von Aktenstaub, hypochonder, brust- und unterleibskrank vom Sitzen geworden sein werde und eine Frau zur Krankenpflege bedarf.

„Für diesen mäßigen Vorteil, für den Kitzel, mich Herr Präsident nennen zu lassen, für das Bewußtsein, dem Lande

selten soviel zu nützen als ich ihm koste, dabei aber mitunter hemmend und nachteilig zu wirken . . , dafür bin ich fest entschlossen, . . meine Unabhängigkeit, meine ganze Lebenskraft und Tätigkeit nicht herzugeben, solange es noch Tausende und unter diesen viele ausgezeichnete Leute gibt, nach deren Geschmack jene Preise hinreichend kostbar sind, um sie den Platz, welchen ich leer lasse, mit Freuden ausfüllen zu machen.“

In diesem ersten Dokument Bismarckischen Geistes enthüllen sich Stolz, Scharfsinn und Verachtung, die, wenn man den Mut hinzunimmt, die Elemente seines Charakters bilden, die Bedingungen seines Erfolges, die Ursache seines mangelnden Glücksgefühles, die Hintergründe seines späteren tragischen Seelenkonfliktes. Da ist die Verachtung jeden Mittelmaßes, die ironische Skizze des Strebers, der, koste es an Leib und Seele was es wolle, am Ende Herr Präsident genannt werden will; mit diesen lehnt er alles Beamten Glück ab, das immer einen Oberen hat und nie die Freiheit. Da ist die psychologische Meisterschaft eines 23 Jährigen, der Blendendes von der Passion, Eitelkeit vom Ruhm, Kollektiva vom Solo, Stellung von Macht unterscheidet, und zugleich für den Leser die kleinen Nervenkitzel von der Suggestionskraft des Alkohols abhängig erscheinen läßt. Da ist der Landmensch, der seinen Körper liebt und stählt, Gesundheit über Karriere, Wald und Jagd über Sessel und Kabinette stellt.

Da aber ist vor allem ein Jüngling von unnennbarem Stolze, der um alles nicht gehorchen möchte, der im voraus die Schalheit einer Befriedigung fühlt, wenn sie das Opfer seiner Freiheit fordert. Wie souverän schiebt er das Motiv der Vaterlandsliebe beiseite, läßt er die Sorge um die Probleme seines Staates weg, die es zu lösen oder zu lindern gälte, um mit zielsicherer Hand das Wort Leidenschaft sich selbst ins Herz zu schießen! Ja, wenn es die großen

Griffe eines Diktators gälte: wie die Mücke ins Licht, würde er sich hineinstürzen, nicht um eine Idee zu verwirklichen, vielmehr, um zu befehlen und berühmt zu werden. Aber das geht heutzutage nur in freien Staaten, in England, wo, während er dies niederschreibt, Peel, gestern noch Premier, im Unterhause gegen seine eigene Partei den Freihandel, wo gleichzeitig O'Connel die Freiheit Irlands zu erkämpfen trachtet: zwei Revolutionäre, die nur ihre Tatkraft und Einsicht, doch keinen König zu achten brauchten! Beide erzwingen eine Umwälzung, selbst Mirabeau wollte das Königtum beschränken, aber in Preußen, aber hier, in diesem deutschen Lande ohne Verfassung, ohne Ober- und Unterhaus, sind all das Träume eines unsinnigen Barons, der vergebens nach politischer Bewegung Ausschau hält.

Dies ist Bismarck, der den geborenen Diktator in sich vorfühlt, weder von Königstreue noch von Gottesfurcht, weder von Liebe zur Heimat angetrieben noch von Verantwortung für eine Menge; der große Solist, der Menschenverächter, der Kämpfer, der mit all seiner revolutionären Unruhe auf Veränderung wartet: der Abenteurer, der das Bestehende als ein Stehendes verachtet, und dessen nervöse Energie nicht verwalten, sondern verändern, der nach eigener Einsicht befehlen will und keinen über sich duldet.

V

Die langen Häuser der Tagelöhner auf Kniephof sind strohbedeckt, es mag ein Dutzend sein, in jedem wohnen vier Familien, sie sind sehr arm, einen Taler verdient man dort kaum im Monat, viele Tage im Jahre muß man umsonst arbeiten. Dafür haben sie ihr bißchen Wohnung frei, Holz zum Heizen, drei Morgen für sich, Weide, Heu und ein Deputat Korn, und wenn die Herrschaft will, hilft sie ihnen bei schlechter Ernte aus. Da es ein Rittergut ist, so ist der Herr

überdies durch Gesetz ihr Polizei- und Gerichtsherr, Kirchenpatron, sitzt im Kreistag und kann Landrat werden, vermag also zu fördern und zu schädigen, wen er will. In Wahrheit hatten diese Bauern um 1840 weder Rechte noch Sicherheiten, es waren Sklaven, auch treu wie Sklaven, weil ihre Väter schon den Vätern des gnädigen Herrn gedient hatten.

Bismarck geht freundlich mit ihnen um, immer als ihr Herr. „Bist Du nicht Otto der liebenswürdige Mensch, schreibt ihm ein Freund, . . bist Du nicht der Herr, der ein warmes Herz für seine Leute hat . . Ich bin ganz zufrieden, wenn ich erst anerkannt mit den mir anvertrauten Leuten so gut umgehe, wie dies allgemein von Dir gesagt wird.“ Will aber einmal der Bauer nicht ausweichen, so kommt es zu furchtbarem Zusammenstoß, der Bauernwagen ist stärker, der des Herrn liegt kaputt auf der Straße, die Folgen mag man sich denken. Er hat es auch gleich zu Anfang ausgesprochen, wie er die neue Lebensform versteht, und dem Freunde geschrieben, von nun an will er „Herr und nicht Diener sein . . und keine Depeschen mehr kopieren“.

Gemeinsam mit dem Bruder ist es nicht lange gegangen, obwohl er ihn von Herzen gern hat. Bismarck kann keinen Gleichberechtigten neben sich leben sehen: so teilen sie bald ihre Erbschaft in zwei Teile. Dabei ist er robust vorgegangen, denn „ich bin, schrieb er, im Begriff mit meinem Bruder zu teilen; mit Hilfe eines Käufers, der ein sehr hohes Gebot machte, habe ich ihn so weit gebracht“. Dann sucht jeder für sich, langsam und mühselig, den Ausweg aus der Verschuldung.

Um den Landbau zu verstehen, hat Bismarck vorher nochmals auf ein paar Monate die Universität bezogen, in Greifswald und Eldena Chemie gehört, sich von Keyserling botanische Bücher schicken lassen und einen Mediziner gefunden, um etwas Chemie zu lernen. Auch gab es wieder Duelle, Konflikte mit der Polizei; nicht mehr

Student und noch nicht ganz Standesherr, so hat er an der Wirtstafel zwischen den Gutsbesitzern gesessen, die zum Markte gekommen sind, „ich höre sie dann mit sehr verständiger Miene an, denke darüber nach und träume nachts von Dreschhafer, Mist und Stoppeloggen“.

Zwar, den mokanten Ton behält er bei, aber, einmal auf dem Gute, „mit der vollen Unwissenheit eines schriftgelehrten Stadtkindes,“ versucht er, was er kann, um die Wirtschaft zu heben, läßt sich eine Menge Bücher aus dem landwirtschaftlichen Vereine der Kreisstadt kommen, führt seine Rechnungsbücher selber und sehr ordentlich, worin recht viel von Darlehen die Rede ist, die aufgenommen oder zurückgezahlt werden. Geld fehlt ihm oft, eigentlich immer, er reist immer bequem und teuer, spielt zuweilen, wenn auch nicht mehr hoch, und alle privaten Ausgaben, auch Spielgewinne und -verluste stehen in der Gutsrechnung. Dazwischen reitet er mit oder ohne Inspektor herum, lernt, prüft und befiehlt, fühlt sich indessen auf Calebs Rücken wohl. Er lernt dabei die unteren Klassen, Bauern und Händler, die Realitäten des Bodens kennen, das Wetter und alle Einzelheiten in ihrem Werte schätzen, bildet sein eingeborenes Gedächtnis bedeutsam aus, hundert Bilder für seine Sprache wachsen ihm zu. Sinn für Tatsachen und Abneigung gegen Meinungen verstärken sich in diesem faktischen Wirken. Kommt er abends nach Hause, so setzt er sich zu Champagner und Porter, seiner Lieblingsmischung, und liest.

In den neun Jahren, die nun folgen, von denen er vielleicht drei Viertel auf dem Lande verbringt, hat Bismarck sehr viel gelesen: „Das allgemeine Wissen habe ich alles davon her, daß ich in der Zeit, da ich noch nichts zu tun hatte, auf meinem Gute eine Bibliothek alles Könnens und Wissens vorfand und sie buchstäblich verschlang.“ Viel Geschichte, besonders englische, manches Soziologische, sogar Louis Blanc, viel in fremden Sprachen, besonders Shakespeare,

am liebsten Byron, Lenau, Bulwer. In der Einsamkeit hat er sich, die Einsamkeit hat ihn gebildet. Eine Weile war er hier ganz zufrieden, ihn störte niemand und er schrieb: „Ich muß die Residenz haben oder das Land.“

Zwei Jahre lang gefällt dem Manne Mitte Zwanzig diese Beschäftigung „wegen ihrer Unabhängigkeit“. Dabei ist jede Illusion sehr schnell zerstört, bald heißt es: „Von der Täuschung über das arkadische Glück eines eingefleischten Landwirtes mit doppelter Buchhaltung und chemischen Studien bin ich durch Erfahrung zurückgekommen.“ Also reitet man und jagt, fährt auf die Nachbargüter und schimpft nachher, „ich wollte, die Leute kauften mir lieber mein Mastvieh ab, anstatt mich zu Mittag zu bitten. Die Hammel hat noch nicht einmal einer angesehen, und in Berlin fallen täglich die Preise.“ Zuweilen sieht man ihn im Boot auf Entenjagd, aber die Sektflasche steht neben ihm, und er liest Byron. Überall sticht er als Kavalier von seinen Berufsgenossen ab, auch von den Adligen, er ist weit gereist, bei Hofe gewesen, kann glänzend erzählen, reitet kühn, gilt mit Weibern für verwegen und hat wohl Grund, sich über die Krautjunker zu mokieren: „Fragt man einen, wie es ihm geht, so sagt er: ganz gut, nur habe ich leider im Winter stark die Räude gehabt.“

Allmählich verdunkelt sich sein Ruf, denn je mehr er sich langweilt, mit um so wilderen Stücken sucht er sich zu zerstreuen und die andern zu bluffen. Jetzt wird ihm sogar das Militär zur Erholung; als Sekonde-Leutnant geht er zu den Ulanen, um eine Übung mitzumachen, mit der kleinen Schwester, die zeitweise auf seinem Gute lebt, springt er in den Wagen und fährt Galopp, was er kann, obwohl er zwei Reitpferde an die Deichsel gepreßt hat. Kommt er nachts von einem Gelage, so stürzt er mehr als einmal und findet sich erst nach einer Ohnmacht wieder, er schwimmt und badet viel, muß aber immer erst mit Gewalt das Kältegefühl über-

winden. Er liebt sich durch alle Klassen, verspottet aber Standesgenossen, die mit ihren Freundinnen offiziell zusammenleben. Als einmal die Freunde zur verabredeten Morgenstunde nicht erscheinen, und, um ihn zu necken, mit einer Kommode ihre Tür verrammelt haben, schießt er durchs offene Fenster nach ihrer Zimmerdecke, daß sie der Kalk berieselt. Nach Tische, vom Sofa aus, schießt er gern nach der Scheibe; es macht ihm nicht viel, wenn er dabei drüben die Tischlerwerkstatt trifft. Als aber sein Reitknecht ins Wasser fällt, rettet er ihn mit Gefahr des eignen Lebens.

Wer zu ihm kommt, wird mit Sekt und Porter traktiert, dann heißt es: *help yourself*. Nach einer solchen Sitzung geht es dann einmal in stundenlanger Fahrt durch kotige Wege zum Nachbarhof, wo man eine geschmückte Gesellschaft durch unmögliches Aussehen chockiert. Auf diese Art erwirbt man sich den Ruhm des Tollen Junkers, ohne im Grunde toll zu sein; vor allem erwirbt man ihn durch maßlosen Appetit und Durst, durch die Kunst, alles zu vertragen. Ist er als Gast bei den Kürassieren eingeladen und soll einen Humpen einweihen, der eine Flasche hält, so trinkt er ihn zum Staunen des Kasinos auf einmal leer, und während er sich bis dahin nicht recht geheuer fühlte, „war mir darauf vier Wochen lang so wohl um den Magen, wie nie“. Dabei spricht er zuweilen von der Politik in der Hauptstadt und immer despektierlich. Es dauerte nicht lange, so war es den kleinen Komtessen furchtbar interessant, ihren Müttern aber etwas peinlich, wenn die Mädchen neben Herrn von Bismarck zu Tische saßen.

Einmal geht er in die Öffentlichkeit, doch ohne Namen. In einem liberalen Ostseeblatt hat jemand Klage über die Schäden geführt, die die pommerschen Edelleute mit ihren englischen Pferden und Hunden bei den Parforce-Jagden auf den Äckern anrichten, wogegen es nur Selbstschutz gäbe.

Bismarck, dessen Antwort vom Redakteur abgelehnt, aber in einem überaus genau korrigierten Entwurf erhalten ist, sucht dagegen zu beweisen, daß solche Winterritte der Saat nichts schaden, aber der Pferdezucht nützen, daß es deutsche Pferde waren, nur englische Peitschen, er wolle „noch mehr Missetäter ans Licht ziehen, die nicht nur Peitschen, sondern Rasierseife, Unterjacken, sogar Chester-Käse aus England bezogen haben.“ Dann weist er auf die Person des Einsenders hin, der persönliche statt sachliche Gründe habe, stellt seinen eignen Namen, natürlich auch gleich seine Pistole zur Verfügung, dann wird er sozialpolitisch:

„Ich begreife, wenn Leute in roten Röcken auf ihren Pferden, mit ihren Hunden und auf ihrer Jagd hinter einem Hasen herreiten und dabei . . . aussehen, als wären sie sehr mit sich und ihrer Beschäftigung zufrieden, wie verdrießlich das ist, nicht nur für den Hasen, sondern für jemand, der weder mit sich noch mit der Welt zufrieden ist, in Schwarz geht, keine Pferde, keine Hunde, keine Jagd hat, auch gar keine Neigung zu jagen.“ Er bekenne sich „in dem Stande der *çi-devant nobles* geboren zu sein . . ., deren empörendes Vorrecht, die Partikel Von zu führen, wie ein Nebelgebilde hinterlassen von der Macht finsterner Zeiten, dem trauernden Deutschland die Morgensonne bürgerlicher und gesellschaftlicher Gleichheit verhüllt,“ und fordert am Ende, „daß selbst dem Hinterpommern sein Verdienst, seine persönliche Freiheit soweit gelassen werde, daß er sich für sein Geld amüsieren darf, wie er kann und mag.“

Dies ist Bismarcks erste politische Äußerung, mit 28 Jahren niedergeschrieben um ein paar Hasen und ein paar Stoppelfelder, doch heimlich dröhnend vom Groll des Junkers gegen Stände, die ihm sein Vorrecht streitig machen wollen. Indem er zum ersten Male vortritt, verteidigt er nur seine Oberklasse, verspottet die untere, die keine Jagd hat, mit der bösen Wendung, sie habe auch keine Neigung zu jagen; ja,



er stellt den Bürger oder Bauer, die die Kavalkade mit Mißgunst vorbeigaloppieren sehen, dem Hasen gleich, um dessen Kopf das Spiel unternommen wird. Wenn einer zu ihm käme, gerechte Entschädigung zu fordern, die würde er ihm geben; der öffentliche Anspruch aber, der neue Grundsatz und seine Offensive, bringen ihn gleich in den Harnisch seiner Väter. Bismarcks erste politische Worte kommen von einem Klassenkämpfer.

Etwas früher hat er sich vor Langerweile zum dritten Male verlobt, mit einem Mädchen aus seiner Gegend, aber Ottilie von Puttkamers Mutter war dagegen, „und 14 Tage nachher erzürnte ich mich mit der Mutter meiner Braut, einer Frau, die, um ihr Gerechtigkeit zu tun, eine der bösesten ist, die ich kenne, und die das Bedürfnis hat, noch selbst der Gegenstand zärtlicher Blicke zu sein.“ Diese will wegen seines schlechten Rufes die jungen Leute zunächst für ein Jahr trennen, dann ist es wieder sein Vater, der vermitteln will, d. h. es ist des Vaters Feder: Bismarck hat diesen eleganten Diplomatenbrief dem Alten offenbar diktiert, wobei es denn zum Lachen ist, wie er sich „Verstand und Lebendigkeit, verzeihen sie den Dünkel,“ zuspricht. Aber die Schwiegermutter bleibt eisern, nun diktiert sie ihrer Tochter – dort drüben ist es umgekehrt wie in Kniephof – einen bösen und ungerechten Absagebrief.

Bismarck ist ganz erschlagen, nicht wegen des Mädchens, dessen er sich im Laufe des Jahres ziemlich entwöhnt hat, vielmehr wegen der Beleidigung; aber er hält seiner „Würde nicht angemessen, die beleidigte Aufgeregtheit eines Gemütes zu zeigen und ihr mit einigen Schüssen auf Brüder . . Luft zu machen“. Nach einer Reise, auf der er seine Kränkung „wenn möglich in fremden Klimaten ausdunsten“ wollte, erklärt er sich „dergestalt abgekühlt, daß ich als mein größtes Glück betrachten muß, was mich vor Zeiten mit meinem Geschick zürnen ließ“. Aber in seinem Ehr-

gefühl ist der Speer hängen geblieben, denn noch 4 Jahre später, als des Mädchens Mutter Versöhnung und Heirat anbahnen möchte, zieht er sich zurück, denn, so gesteht er dem Freunde, „diese jahrelangen, immer wiedergekäuten Empfindungen einer leichtfertigen Mißhandlung meines innersten und wahrsten Gefühls, der Verrat meines Zutrauens, die Kränkung meines Stolzes, ein residuum von Bitterkeit in mir gelassen haben, welches ich nicht glaube hinreichend unterdrücken zu können . . Es ist mir beim besten Willen schwer, eine wirklich empfundene Beleidigung halbwegs zu vergessen.“ Um diese Zeit behauptet er ganz allgemein, daß er „nicht lieben könne“. So stark lebt Stolz und Haß in einem Herzen, dem Liebe und Hingabe vorläufig fremd bleiben.

Jene Reise des 27 Jährigen ging zuerst nach England, als er aber bei Landung in Hull wegen Pfeifens am Sonntag zurechtgewiesen wird, geht er sofort wieder an Bord und fährt nach Schottland weiter. Wenn er später vor dem Oberhaus die Reitpferde der Lords warten sieht, „unter Ausschluß von Fuhrwerk“, oder wenn er vornehme Leute Galopp fahren sieht, das imponiert ihm. Alles beobachtet er, was in seine Welt gehört: „Die Ration der Remonte-Pferde, welche noch gar nichts taten, so schreibt er dem Vater über die Jorker Husaren, ist fast vier Metzen Hafer und zwölf Pfund Heu . . Merkwürdig war mir die Abwesenheit aller Scheunen. Alles Getreide steht in Mieten, von vielleicht 20 bis 50 unserer Stiege, und neben der verdeckten Tenne ist nur so viel Scheunenraum, um eine Miete unterzubringen.“ Dann rühmt er „die außerordentliche und meine Erwartung weit übertreffende Höflichkeit und Gefälligkeit der Engländer. Auch die geringsten Leute sind artig, sehr bescheiden und verständig, wenn man mit ihnen spricht“. So wie die eingeborene Höflichkeit, gefällt ihm der eingeborene Appetit: „Es ist das Land für starke Esser . . portionsweise wird nie

gegessen, sondern von jeder dieser Fleischsorten stehen, auch beim Frühstück, die kolossalsten Stücke, wie wir sie gar nicht kennen, vor Dir, und Du schneidest und issest davon, soviel Du . . Lust hast, ohne Einfluß auf die Bezahlung.“ Diese Mitteilung an den Vater über das viele und gute Essen begreift man erst, wenn man die zahllosen Stellen in Bismarcks Briefen kennenlernt, in denen von diesen Genüssen bis ins höchste Alter aufs ernsteste die Rede ist.

Weniger scheint man zu Hause von dem herrischen Ton erbaut, in dem der Reisende, nun in die Schweiz gelangt, die Zahlung der daheim fälligen Steuern von Vater und Bruder verlangt, man solle zu dem oder jenem um Geld schicken, „oder mit sonst wem einen Abschluß auf Korn oder Spiritus machen, ich bitte Dich und hoffe, daß Du die Angelegenheit wie Deine eigne betrachtest“.

Kaum ist er zurück, so ist er wieder verdrossen. Was soll man hier auf der Klitsche? Pommern ist eng, Deutschland ist dumpf, draußen die Welt ist belebter. Da sitzt er am väterlichen Kamin, liest Byron, schreibt sich dessen trotzigste Gedichte ab; dann denkt er, es dem Lord nachzumachen, klappt das Gedichtbuch zu, zugleich das Wirtschaftsbuch, plant mit einem Schulfreund Arnim „nach Ägypten, Syrien, . . vielleicht noch weiter zu gehen; wenn sich gewisse Arrangements, die ich in bezug auf meine Besitzungen vorhabe, nach Wunsch durchführen lassen, so denke ich einige Jahre Asiat zu spielen, um etwas Veränderung in die Dekoration meiner Komödie zu bringen und meine Zigarren am Ganges statt an der Rega zu rauchen“. Aber statt solcher Abenteuer verliebt sich der Reisefreund ganz einfach in die entzückende Malwine, Bismarcks nun 17jährige Schwester, läßt Indien laufen, und der Vater schreibt dem Sohne selber „einen tränenfeuchten Brief von einsamem Alter (73 Jahre, Witwer, taub), von Sterben und Wiedersehen“. Als aber nun ein Freund ihn fragt, warum er nicht

nach Indien geht, erwidert er schlau: „Ich wollte in Indien unter englischer Fahne Dienst nehmen . . Indessen, was haben mir die Indier zuleide getan, dachte ich mir.“ So endet auf hinterpommersche Manier der Plan dieser Byronschen Weltreisenden.

Das ist die Romantik des adligen Landjunkers, der sich bewegen, zerstreuen will und dazu schlimmstenfalls den Staat benutzt: „Ich habe, schreibt er mit Dreißig, seitdem fünf Jahre allein auf dem Lande gelebt, kann das einsame Landjunkerleben aber nicht länger aushalten und kämpfe mit mir, ob ich mich wieder im Staatsdienst beschäftige oder auf weitausschauende Reisen gehen soll . . Ich langweile mich zum Hängen, wenn ich hier allein bin . . was, glaube ich, jedem wohlgezogenen jungen Menschen so gehen muß, wenn er auf dem Lande unverheiratet lebt.“ Zugleich schreibt er in sein Notizbuch: „Den ganzen Tag gerechnet . . Den ganzen Tag in der Sonne geritten und gegangen . . Das Leben ein Schattenspiel.“ Oder er nennt, um sich ein bißchen große Welt vorzuspielen, im Kontobuch seinen Nachtwächter und Schnapsbrenner gardenuit und valet-destillateur.

Nun steigert sich der Nihilismus des Studenten zur Melancholie des einsamen Ritters auf seiner Burg: „Seitdem sitze ich hier . . geistig ziemlich unempfindlich, treibe meine Geschäfte mit Pünktlichkeit, aber ohne besondere Teilnahme, suche meinen Untergebenen das Leben in ihrer Art behaglich zu machen, und sehe ohne Ärger an, wie sie mich dafür betrügen. Des Vormittags bin ich verdrießlich, nach Tische allen milden Gefühlen zugänglich. Mein Umgang besteht in Hunden, Pferden und Landjunkern, und bei letzteren erfreue ich mich einigen Ansehens, weil ich Geschriebenes mit Leichtigkeit lesen kann, mich zu jeder Zeit wie ein Mensch kleide und dabei ein Stück Wild mit der Akkuratessse eines Metzgers zerwirke, ruhig und dreist reite, ganz schwere Zigarren rauche und meine Gäste mit freund-

licher Kaltblütigkeit unter den Tisch trinke; denn leider Gottes kann ich nicht mehr betrunken werden, obschon ich mich dieses Zustandes als eines sehr glücklichen erinnere. So vegetiere ich fast wie ein Uhrwerk, ohne besondere Wünsche oder Befürchtungen zu haben; ein sehr harmonischer und sehr langweiliger Zustand.“

Zuweilen stürzt er sich in die große Welt. Kommt er dann aber von solcher Reise an die Nordsee, die er jetzt seine Geliebte nennt, so hat er so viel verspielt, daß er froh ist, „durch unverdächtiges Aussehen der Bezahlung eines Passes an der Grenze zu entgehen“.

Da nun die Schwester verheiratet ist, verdunkelt sich sein Herz noch mehr, in sie war er verliebt und ist es eigentlich sein Lebenlang geblieben; zumindest solange sie jung ist, sieht er in ihr das Urbild von Helle und Eleganz, das seiner Schwere stets ungreifbar vorgaukelt. Nun bringt er lange Monate allein beim alten Vater zu, lesend, rauchend, Neunaugen essend, und spielt „zuweilen eine Komödie mit ihm, die es ihm gefällt, Fuchsjagd zu nennen“. Dann schildert er der Schwester, wie sie bei Regen und Kälte mit Jägern und Hunden einen Kiefernbusch umstellen, von dem alle wissen, daß höchstens ein paar Holzweiber darin sind; wie der Inspektor mit sonderbaren Kehllauten den fiktiven Fuchs aufstöbert, bis der Vater „ganz unbefangen fragt, ob ich nichts gesehen habe, und ich sage mit einem möglichst natürlich gegebenen Anflug von Verwunderung im Tone: Nein, nicht das mindeste . . So geht es drei bis vier Stunden lang . . Außerdem besehen wir zweimal täglich das Orangeriehaus und einmal die Schäferei, vergleichen stündlich die 4 Thermometer in der Stube, rücken den Zeiger des Wetterglases und haben, seit das Wetter klar ist, die Uhren nach der Sonne in solche Übereinstimmung gebracht, daß nur die an der Bibliothek noch einen einzigen Schlag nachtut, wenn die andern a tempo ausgeschlagen haben.“ Nach solchen schmerzlichen

Humoren ermahnt er die Schwester, sie solle dem Vater ebenso von ihren kleinen Begebenheiten schreiben, „was die Pferde machen, wie die Bedienung sich aufführt, ob die Türen knarren und die Fenster dicht sind, kurz, Tatsachen, facta. Ferner mag er's nicht leiden, daß er Papa genannt wird, er liebt den Ausdruck nicht“.

So stauen sich Langeweile und Güte, Nachgiebigkeit und ein dumpfer Sinn, der sich an engen Horizonten stößt, in seinem Herzen, und man verwundert sich nicht, daß er mit Dreißig noch einen dritten Versuch zur Staatsstellung macht, „um eine an Lebensüberdruß grenzende Gelangweiltheit durch alles, was mich umgibt, zu heilen“. Ganz von oben schreibt der junge Standesherr dem Oberpräsidenten von Brandenburg: „Die Lage meiner Umstände erfordert jetzt meine Anwesenheit auf dem Lande nicht mehr und macht es mir möglich, meiner Neigung für den Staatsdienst zu folgen.“ Klingt es nicht, als nähme er an, man habe nur auf ihn gewartet?

Bei diesem dritten Anlauf sinkt er schon nach zwei Wochen zusammen; gleich kommt es zu Zusammenstößen, fast zu Forderungen, und der entsetzte Oberpräsident schreibt: „Mir ist im Leben schon manches vorgekommen, aber noch kein Referendarius mit 63 Resten.“ Familiäre Gründe kommen ihm gelegen, gleich wieder wegzulaufen, er sagt, als er nicht sofort vom Chef empfangen wird, dem Diener: „Sagen Sie dem Herrn Oberpräsidenten, ich wäre fortgegangen, aber ich käme auch nicht wieder.“ Als er am selben Abend in Berlin bei einem Diner den Chef trifft, und jemand fragt: Kennen sich die Herren? sagt Bismarck: „Ich habe nicht die Ehre“, stellt sich vor und freut sich sehr. Kaum ist er daheim, so tobt er sich in Briefen aus: er habe den Versuch „als eine Art von geistigem Holzhauen betrachtet, um meinem teilnahmslos erschlafften Geist wieder etwas von dem gesunden Zustande zu geben, den einförmige und regel-

mäßige Tätigkeit herbeizuführen pflegt. Aber . . die krähwinklige Anmaßung oder lächerliche Herablassung der Vorgesetzten war mir nach langer Entwöhnung noch fataler als sonst“. Ja, selbst wie er den Bruder als Landrat vertritt, ist er sehr bald „des Landratspiels überdrüssig und meine Pferde auch“, und gibt es rasch wieder auf.

„So treibe ich willenlos auf dem Strome des Lebens ohne anderes Steuer als die Neigung des Augenblickes, und es ist mir ziemlich gleichgültig, wo er mich ans Land wirft.“

VI

Seit langem war auf pommerschen Rittergütern der Pietismus zu Hause. Der alte Herr von Thadden auf Trieglaff, sein Schwager Ludwig von Gerlach und dessen Bruder der General und Favorit des Königs, der alte Puttkamer auf Reinfeld, Herr Senfft von Pilsach, alle im Kadettenhaus aufgezogen, dann im Befreiungskriege Offiziere, waren in Berlin „erweckt“ worden, sie hatten den Sektiererglauben nach Pommern gebracht, die liberale Kirche abgeschworen, nun holten sie von weit her sich die Pastoren, an die sie glaubten, predigten auch selber zu Hause und auf ihren Dörfern, bekehrten ihre Tagelöhner, ließen sich mit Buße strafen, hielten Konferenzen ab und hörten sich nicht ungern weit über ihre Kreise hinaus mit Zorn und Neugierde nennen. Etwas süßlich sprachen sie von Freundschaftsinseln.

Marie von Thadden ist ein schönes, etwas volles Mädchen, passioniert, musikalisch, von einer überheiligten Sinnlichkeit, liest Jean Paul, die Brentanos, spielt Mendelssohn, und hat als Braut des jungen Moritz von Blanckenburg dessen Freund kennengelernt, Herrn von Bismarck, grade zur Zeit seiner asiatischen Pläne. Natürlich ist sie in ihn verliebt, will sich's nicht eingestehen, ist halb und halb froh, daß er in ihr die Braut des Freundes ehrt. „Sein feiner Anstand, seine

ganze glänzende innere und äußere Erscheinung zieht mich immer sehr an, und doch ist mir stets mit ihm zumute, als wäre ich auf dem Glatteis und könnte jeden Augenblick einbrechen;“ sie merkt, daß sie ihm heilig sei, „weil mir nun die gefährliche Glätte an diesem großen, interessanten Weltmann genommen ist“. Man sieht, diesem Gretchen wird in seiner Gegenwart, sie weiß nicht wie, sie spürt, daß er ganz sicher ein Genie, vielleicht sogar der Teufel sei; und von diesem Bekenntnis kann man auf ein Dutzend unbekannter Mädchenbriefe aus Pommern schließen. Dies aber ist der einzige, uns erhaltene Eindruck eines leidenschaftlichen und vornehmen Mädchens vom 30jährigen Bismarck, der in Pommern wie ein großer Weltmann und auf die Nerven eines sensuellen Wesens anziehend wirkt wie Mephisto.

Mit der Neugier des aus dem Hafen heraus angelnden Mädchens sucht sie, da sie nun einmal gläubige Pietisten-Tochter ist, sich seiner Seele schwesterlich anzunehmen. Nach einer langen Unterhaltung auf Trieglaff mit ihr und ihrer Mutter, schreibt sie dem Verlobten:

„Ich habe noch nie jemand seinen Unglauben oder vielmehr Pantheismus so frei und klar auseinandersetzen hören. . . Ottos traurige Ansichten, in denen er selbst sich ja so sehr unbefriedigt fühlt, kennst Du ja. Aufrichtig ist er unstreitig, und das hat ja eine große Verheißung, auch hat er doch noch eine gewisse Scheu vor dem blauen Dunstgebilde von Gott, was er sich gemacht hat. . . Er wisse die Nacht so gut, wo er zum letzten Male gebetet und es dann wissentlich gelassen. . . Die Anmaßung der Gläubigen, ihre Ansicht für die rechte zu halten, die Größe seines Gottes, der sich um ein solches Stäubchen, wie er, nicht kümmern könne, seine volle Glaubenslosigkeit, entfernte Sehnsucht danach, völlige Gleichgültigkeit gegen Freud und Schmerz, stete bodenlose Langeweile und Leere: Wie kann ich denn glauben, sagte er, da ich doch einmal keinen Glauben habe! Er muß entweder in mich

hineinfahren oder ohne mein Zutun und Wollen in mir aufschießen! Er war sehr aufgeregt, wurde manchmal dunkelrot, konnte aber nicht fortkommen. Obwohl in der Nachbarschaft zu Tische eingeladen, ging er nicht fort, stand immer noch lebhaft demonstrierend . . Otto war sichtlich neu und angenehm davon berührt, er fühlte die Liebe zu seiner Seele durch, Du kennst ihn ja, so gemütlich, wie er dann wird . . Tausendmal stand es mir auf der Zunge: „O Otto, Otto, fangen Sie doch ein anderes Leben an, entreißen Sie sich dem wüsten Treiben!“

Herr Doktor wurden da katechisiert. Das ist der nämliche Rationalismus, mit dem er sich, heut wie mit Sechzehn panzert, doch auch der ganze Stolz einer gefühlvollen Seele, die – hier, wie in der staatlichen Laufbahn – jede Bemühung, jeden Aufstieg verweigert, und von Gott seine Berufung einfach fordert, wie er sie im stillen von seinem König gefordert hat; dann wird er plötzlich gemütlich. Als er aber zwei Tage darauf wiederkommt, wird er still und nachdenklich geschildert, es sei ihm ernst, wenigstens manchmal angst.

Dem schönen, tiefbewegten Mädchen hat er sich gestellt. Ihr zuliebe ließ er sich zunächst einige Briefe ihres Verlobten Blanckenburg gefallen, der selbst ein Bekehrter war, Briefe, von denen ihr Autor sagt, sie seien „in jugendlich-christlichem Freundschaftseifer . . wie Kugeln hageldick in der redlichsten Absicht an dein krankes Herz geschleudert worden“. Dreimal schreibt er an Bismarck ohne Antwort: er solle den Willen zum Glauben haben, Bibel lesen, sich aussprechen. Immer steckt Marie dahinter, denn es reizt das phantastisch aufgeregte Mädchen „diese Freundschaft mit dem hinterpommerschen Phönix, der für einen Ausbund von Wildheit und Arroganz gilt, der so anziehend gewesen“, und wenn sie ihrem Moritz eine „tief ewig blaue Blume schenkt, die er segnend an seine Brust steckt“, so schickt sie seinem Otto eine dunkelrote, und weiß wohl warum.

An einem Pfingstfest, in der Laube, gehen die Verlobten dann gemeinsam vor: der Brief einer fernen Freundin, einer Schwindsüchtigen, wird dem Ungläubigen gezeigt, die Bismarck liebt, aber nicht sterben kann, bis er bekehrt sei; sehr exaltierte Briefe Blanckenburgs folgen, voll von Be-
teuerungen. Das fremde Mädchen stirbt, aber sie hat noch „inwendig die Herzensgewißheit erhalten, daß deine Seele nicht verloren gehen wird.. O, wenn du wüßtest, wie diese Tat mit der Verstorbenen auf der Freundschaftsinsel bebetet wurde!“ Bismarcks Antworten sind nicht erhalten, Blanckenburg hat sie später aus politischem Ärger vernichtet, aber in dessen Erwiderungen heißt es: „Warum hast Du geweint? Warum habe ich bei Lesung Deines Briefes die Augen voll bekommen? O, Otto, Otto – es ist jedes Wort in Deinem Briefe wahr“, und später bezeugt Bismarck, daß diese Ereignisse erschütternd auf ihn wirkten. Den Briefwechsel aber bricht er bald ab, das „Mitleiden“ empfindet er als Mitleid, sein Stolz erträgt das nicht, auch fühlt er sich „klassifiziert“, und kurz, er will nichts weiter hören.

Der Regen, der hier auf die Wüste niederfiel, war sehr rasch aufgesogen; daß er in Tränen ausbricht, bei der Nachricht vom Tode eines Mädchens, das ihn heimlich liebte, ist nicht erstaunlich; diesem sehr zynischen, sehr gefühlvollen Mann mit dem Riesenkörper saßen die Tränen locker, auf Höhepunkten politischer Entscheidung wird die Erscheinung sich wiederholen. Auch ist er nicht der Mann, an solchen Zeichen ohne Ergriffenheit vorbeizugehen. Der Weg zum Glauben ging in dieser wunderlich gebannten Natur durch den Aberglauben, an dem er sein Leben lang festhielt und, wenn ihm etwas zustieß, was ihm wider Erwarten günstig auslief, so war er wohl geneigt, die Vorsehung anzuerkennen. „Wenn ich je daran gezweifelt hatte, schreibt er um diese Zeit in bezug auf seine letzte Verlobung, daß es eine Vorsehung gibt, und daß ich mich als einen besonderen Liebling derselben zu be-

trachten habe, so würde mich das Fehlschlagen dieser von mir mit so ungereimter Leidenschaft verfolgten Heirat davon überzeugt haben.“

Doch zugleich ist seine immer wache Skepsis rege, von einem schweren Sturm auf dem Meere schreibt er dem Vater: „Einige Damen wurden ohnmächtig, andere weinten, und die Stille in der Herrenkajüte wurde nur durch das laute Beten eines Bremer Kaufmanns unterbrochen, der mir vorher mehr auf seine Weste als auf seinen Gott zu geben schien . . Das Gebet des Bremer Herrn rettete uns diesmal noch.“ Und als bei Marie von Thaddens Hochzeit durch Freudenraketen das ganze Dorf abbrennt, ruft Bismarck, als einige Betende vom Löschen abraten, mit Cromwell: „Pray and keep your powder dry“, reitet ab und kämpft die ganze Nacht gegen das Feuer. Als man andern Tages streitet, ob Versicherungen zulässig seien, weil sie Gott ein Lehrmittel nähmen, sagt er: „Das ist ja die reine Blasphemie, denn Der kann uns doch kriegen!“

Bald klatscht man in Hinterpommern, Bismarck sei der Liebhaber der jungen Frau von Blanckenburg; in Wirklichkeit bleibt alles in Ordnung, sie leben und romantisieren viel zusammen, er schwärmt für Byron, sie schwärmt für Jean Paul, den lehnt er ab, und schließlich wird sie Mutter. „Nur das will ich Dir noch sagen, daß das Kränzchen nicht sehr besucht, eine recht niedliche Fräulein S. dort war, und wieder sämtliche junge und alte Frauen in Wochen liegen . . und daß ich übermorgen zu einem ästhetischen Tee in Cardemin (Blanckenburgs Gut) bin, mit Lektüre, Gebet und Ananasbowle.“ So leicht nimmt er die Steuer, die man in diesem Kreise von ihm fordert, denn er ist gern dort, findet, was er sucht, Geist und Form, „ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat“.

Freilich, seine Nerven bleiben auch in diesem Kreise immer reizbar, auf Spaziergängen wird er plötzlich melancholisch,

die leisesten Worte können ihn zur Schwermut treiben, die, schreibt die Freundin, „wie Du weißt, so leicht hervorbricht, wenn er sich unter Freundeshand fühlt“. Wenn Marie ihn necken will, und zwei Gläser von klagendem Ton „schreien“ läßt, bittet er sie aufzuhören: „Das ist zu traurig, ich muß an die Geschichte von Hoffmann denken, von der Seele, die in der Geige eingesperrt war.“

Eines Tages trifft er im Hause Blanckenburg eine Freundin der Freundin: Johanna von Puttkamer. Nichts von dem Reiz Mariens macht sie anziehend, sie ist klein, schwarz und zart, im Grunde italienisch: aber ihr Blick ist innig, ihr Herz steigt auf ins katzengraue Auge und zeigt in schwärmerischem Strahl, was es bewegt. Was sie vor Marie auszeichnet, ist Anmut, Natürlichkeit und doch auch Heftigkeit des Fühlens, ein Unbedingtes, das nicht zweimal wählen kann, Passion, gebunden in die federleichten Glieder eines zerbrechlichen Körpers. Johanna gehört zu den Mädchen, die, was sie einmal fassen, halten und nicht wieder hergeben: dafür wird sie sich dem, der sie erfaßt, grenzenlos hingeben, nichts von ihm fordern, in ihrer Hingabe wird sie glücklich sein. Was sie braucht, ist ein männlicher Führer, was sie bietet, ein windgeschützter Hafen.

Fürs erste hält sie dem umworbenen Unhold mit voller Freiheit seinen Unglauben vor; doch mag sie's nachher einen Augenblick bereut haben, denn Marie, die Kennerin, schreibt ihr gleich: „Dein Widersprechen hat ihn gewiß nicht gekränkt, denn jede Offenheit ist ihm lieb, deine Prophezeiung, daß er anders denken wird, glaubt er im Grunde wohl selbst schon. Aber bei einer solchen Natur ist der Kampf zum Licht weder schnell noch leicht, und gewiß noch lange verborgen vor Menschaugen.“

Mit diesen Worten hat Marie ein Stück von ihm gezeichnet: als wäre er ein vereister Strom, dessen Auftauen und Schmelzen nur langsam, gewaltsam zu erwarten sei; sie hat

die problematische Natur in ihm getroffen. Diese ist es, die ihn symbolisch zum Deichamt treibt: die Elbe in ihren Frühlingsschauern zu belauschen, den ungeheuren Strom in seinem Durchbruch zu prüfen, zu leiten, wie das, was er energisch-politische Bewegungen nannte, und ganz wie sich selbst.

Bismarcks Übergang aus Pommern an die Elbe war mehr als ein Umzug. Der alte Herr war schließlich trotz Sherry und Portwein gestorben, gleich darauf übernimmt der jüngere Sohn, nun dreißigjährig, das Gut Schönhausen im Elbtal. Als er das alte Kniephof verpachtet, wo er aufgewachsen ist und wo seit Jahrhunderten nur Bismarcks gesessen und regiert hatten, ist ihm doch gar wehmütig, auch etwas reuevoll zumute: „Auf der ganzen Gegend von Wiesen grün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche, traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war. An der Stelle, wo ich ein neues Haus hatte bauen wollen, lag ein Pferdegerippe: noch im Knochenbau erkannte ich die Überreste meines treuen Caleb, der mich sieben Jahre lang, froh und traurig, wild und träge auf seinem Rücken und über manche Meile Weg getragen hat. Ich dachte an die Heiden und Felder, die Seen und Häuser und die Menschen darin, an denen wir beide vorbeigeflogen, mein Leben rollte sich rückwärts vor mir auf, bis in die Tage zurück, wo ich als Kind auf dieser Stelle gespielt hatte.

„Der Regen rieselte leise durch die Büsche, und ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Überlaufen voll Wehmut und Reue über die träge Gleichgültigkeit und die verblendete Genußsucht, in der ich alle reichen Gaben der Jugend, des Geistes, des Vermögens, der Gesundheit zweck- und erfolglos verschleuderte . . Ich ging recht nieder-

geschlagen nach Hause; jeder Baum, den ich gepflanzt, jede Eiche, unter deren rauschender Krone ich im Grase gelegen, schien mir vorzuwerfen, daß ich sie in fremde Hände gab, und noch deutlicher taten das meine sämtlichen Tagelöhner, die ich hier versammelt vor meiner Türe fand, mir ihr Leid zu klagen über die jetzige Not und ihre Besorgnisse vor der Zukunft unter dem Pächter . . Dabei hielten sie mir vor, wie lange sie meinem Vater gedient hätten, und die alten Grauköpfe weinten ihre hellen Tränen, und ich war auch nicht weit davon.“

Und doch, nach diesen tiefgefühlten Sätzen, deren einige in ihrem dichterischen Gefühle bis in den Wortlaut hinein an Goethes Abschied von seinem Gartenhause erinnern, fragt man sich, warum, und ob Geldgründe oder der Wunsch nach einem schöneren Hause den erstaunlichen Tausch angeregt und durchgesetzt haben. Nichts davon; das Motiv ist Taten-drang und Ehrgeiz.

Denn um diese Zeit, mit seines Vaters Tode, mit der Berührung jener innerlich bewegten Kreise, in dem Gefühle, daß man Dreißig ist und darum allen Abenteuern doch nächstens wird ein Ende machen müssen, ist ein neuer, man könnte sagen, ein erster Wunsch nach weiterer Wirkung in ihm aufgewacht und wird von nun an, mit leichten Schwankungen, ein halbes Jahrhundert herrschend bleiben. Nach Lage der Dinge wendet sich dieser Drang dem öffentlichen Leben, zunächst dem Kreise zu, in dem er durch Erbschaft regieren soll. Diese Pläne sind in Sachsen rascher zu verwirklichen: an der Elbe eröffnet das Deichamt den Weg. So wird ein schlummerndes Gefühl der Verwandtschaft mit dem Ereignis dieses Stromes, dessen Krisen er großartig schildern wird, geweckt und durch Berechnungen in Taten verwandelt. Vom Deich an der Elbe ist es nicht weit zum Landtag, und der Kreis der Pietisten hat große Beziehungen nach Potsdam. Als einer von ihnen ihm um diese Zeit den Wieder-

eintritt in den Staatsdienst, und zwar als Königlicher Kommissar in Ostpreußen vermitteln will, erklärt sich Bismarck aus Schönhausen darüber gegen seinen Bruder:

„Daß ich dort vorwärts komme, . . glaube ich; aber ich habe das unglückliche Naturell, daß mir jede Lage, in der ich sein könnte, wünschenswert erscheint, und lästig und langweilig, sobald ich darin bin; ebenso wird es mir mit dem dortigen Dienste gehen. Ich versäume aber, wenn ich dahin gehe, hier Deichhauptmann zu werden, was mir die Regierung schon zugesagt hat . . und der Deich, verbunden mit dem Landtage, zu dem ich ebenfalls die entschiedenste Aussicht habe hier gewählt zu werden, gibt mir Beschäftigung, ohne mich von der Verwaltung der Güter abzuziehen . . Meine fixe Idee ist, jetzt erst einige Schulden zu amortisieren.“ Zugleich betont er seine Aussicht, hier Landrat zu werden, der jetzige würde es schwerlich länger als 3 bis 4 Jahre bleiben, da seine Kränklichkeit schon jetzt ersichtlich im Zunehmen ist; meine Ansicht stützt auf ärztliche Gutachten . . Am Sonnabend ist Ball in Rathenow, ich werde wohl aus Mangel an Handschuhen, weil ich traure, nicht hingehen.“

So hat er die Chancen berechnet, bevor er handelte, die Deichhauptmannschaft sich versprechen, den Landtag zuzusagen, die Länge der Krankheit seines Vordermannes taxieren lassen, – und nach diesen Vorbereitungen beantragt er selber die Absetzung des Deichhauptmanns wegen pflichtwidriger Abwesenheit! Zugleich mit seinem Antrag tritt er für geringeren Beitrag seiner eignen Güter zu den Flußkosten ein, gräbt eine alte Bestimmung aus, nach der nur ein mit seinem Besitz Interessierter Deichhauptmann werden soll, kommt auf eine vor Jahrhunderten seinen Ahnen aufgezwungene Vertauschung zweier Güter zurück, um seinen eignen Anspruch zu bestärken: alles mit Recht, alles entschieden zum Nutzen der Nachbarn, denen er durch Übernahme des Amtes aus untätigen Händen hilft – und doch alles nur,

um seine Güter zu schützen, seine Kosten zu verringern, seinen Namen im Kreise zu begründen: um auf diesem Wege Landrat und Abgeordneter zu werden.

Alle Energien, Fähigkeiten und Mittel, seinen Realismus und Machtwillen erweist Bismarck schon in dieser ersten politischen Tat, und pflückt damit rasch und unfehlbar den Erfolg, der seinen Willen zu immer neuen Taten treibt.

VII

Stattlich und schwer steht zwischen hohen Linden und Eichen das Stammhaus von Schönhausen. Ein Schloß ist es nicht, aber ein wuchtiges Gemäuer, und wer durchs Fenster aus ihm herausblickt, fühlt sich wohlgeborgen. „Wenn ich durch den aus meiner linken Hand aufsteigenden Zigarrenrauch zum Fenster hinaussehe – so beschreibt es Bismarck einem Freunde auf ganz impressionistische Weise – so blicke ich gerade nach Norden, rechts und links erst alte Linden, dann ein altfränkischer Garten mit geschnittenen Hecken, Göttern aus Sandstein, Buchsbaum, Franzobst, dahinter eine Wüste von Weizenfeldern (leider nicht meinen) und etwa eine Meile vor mir, auf dem jenseitigen hohen Elbufer das Städtchen Arneburg . . Aus den Fenstern des südlichen Giebels würde ich in ähnlicher Lage die Türme von Tangermünde sehen, nach Westen im Nebel den Dom von Stendal. Der Blick nach innen zeigt ein großes, dreistöckiges Haus mit uralten, dicken Wänden, Tapeten von Leder und Leinwand mit Chinoiserien und Landschaften, Rokokomöbeln von verblichener Seide und im ganzen einen Zuschnitt, der auf eine glänzendere Vermögenslage berechnet ist, als der jetzige Besitzer von seinen Vorgängern überkommen hat.“

Das erste, was der neue Herr für dies alte Haus sucht, ist eine Frau. Schon im letzten Lebensjahre des Vaters



muß dies das ewige Thema auf Kniephof gewesen sein, denn von hier und von Reisen kamen seine skeptischen Berichte an den Vater: „Louise C. habe ich kennengelernt, sie hat Augenblicke, wo sie bildhübsch ist, wird aber früh den Teint verlieren und rot werden. Ich bin 24 Stunden in sie verliebt gewesen und möchte – fügt Mephisto hinzu – daß sie Meiers Frau wäre und in Selow wohnte.“ In Norderney zählt er die Damen auf: eine Gräfin Reventlow, „die schöne Zähne und kupfrige Farben hat, und dereinst eine stattliche Stiftsdame abgeben wird“; Frau von Reitzenstein, „deren wohlgewachsene Tochter für die Hauptschönheit gilt und eine prächtige Frau zum Spaziergehn abgeben würde, lang und schlank, mit gutem Trittwerk, ein . . Fräulein von der Mosel, kein geringes Gewächs, weder kalt noch sauer.“

Aus jedem Adjektivum spricht der Frauenkenner, man sieht ihn die Damen wie die Pferde vor dem Kauf begutachten; seinen Kreis zieht er entschieden um den Adel, keineswegs um das Geld, das Bismarck zur Ehe nie gesucht hat. Jetzt, in Schönhausen, wird die Frage akuter: „Ich muß mich übrigens, schreibt er der Schwester, hol mich der Deiwel, verheiraten, das wird mir recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise einsam und verlaassen fühle, und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnstüchtig, verliebt stimmt. Hier hilft kein Sträuben, ich muß zuletzt doch noch H. E. heiraten, die Leute wollen es alle so . . Sie läßt mich zwar kalt, aber das tun sie alle; weiß der D . . , woran es liegt; am Ende steckt noch ein Pollack von Neigung für meine ungetreue Stellmacherin in mir; eine Schwäche; aber um derentwillen ich anfangs, mich zu achten. Es ist hübsch, wenn man seine Neigungen nicht mit den Hemden wechseln kann, so selten letzteres auch geschehen mag.“

Zur Zeit dieser recht struppigen Geständnisse, ganz im Junkerstile, auch zur Zeit der hierin angedeuteten Liebenschaft, hat er im Kreis der Pietisten schon Jahr und Tag

verkehrt, auch Johanna von Puttkamer schon ein Jahr vor seines Vaters Tode kennengelernt; er scheint also wenig geneigt, jenen inneren Konflikten Einfluß auf seine Lebensführung zu gestatten. Aber die Blanckenburgs hatten nicht aufgehört, über das Paar nachzudenken, das auch an ihrer Hochzeitstafel nicht zufällig nebeneinander saß, und so luden sie Bismarck und zugleich Johanna zu einer Sommerfahrt durch den Harz: seine Seelenrettung durch das fromme Mädchen, ihre Heirat mit dem unfrommen Ritter mögen ihnen durcheinandergeschwebt sein. Blanckenburg hat sie übrigens dem Freunde direkt empfohlen, noch ehe er sie kannte: „Sie ist äußerst gescheit, durch und durch musikalisch . . . äußerst lieblich, sie ist durch und durch ein geistreicher Student, höchst originell, mit einem tiefen, frommen Herzen . . ., das mit der allerholdesten Kindeseinfalt Walzer spielt, wie ich es noch nie gehört habe. Komm und sieh! Willst Du sie nicht, dann nehme ich sie zu meiner zweiten Frau.“

Klug war diese Beschreibung auf Bismarck zugeschnitten, denn sie enthält sich der schwärmerischen Wortbilder, in denen der Schreibende sonst schwelgt. Etwas exaltierter und mit geheimem Hochmut wird sie von Marie in Briefen geschildert: „Eine pikante Blume, über die noch nie ein Gifthauch gegangen ist . . . Sie hat nichts Schönes im Äußeren als Augen und lange schwarze Locken, sieht sonst alt aus, spricht viel, witzig und munter mit jedem Menschen, Mann oder Weib, und macht keinen solchen Unterschied wie wir zwischen Interessant und Uninteressant, d. h. sie fühlt es nicht minder . . . Doch ist sie tief ein Mädchen, . . . reines, liches, klares Wasserblau.“

Was Johanna von den frommen Freundinnen unterscheidet, ist eine gewisse pikante Herbheit, die die Brücke zur Ironie bildet; auf dieser Brücke nähert sich ihr der große Skeptiker. Wäre sie nicht originell und musikalisch, spielte

nicht Walzer und spräche nicht ohne Gêne, mit jedem gleich, ihre Reinheit allein könnte ihn nicht bezwingen. Was in ihm für Johanna schließlich entscheidet, das ist weder ihr Glaube noch ihr Geist, es ist das lautere, noch ganz ungeformte Gold eines Menschenherzens, das alle Kräfte zur Hingabe besitzt, die ihm fehlen, das leidenschaftlich Partei ergreift, wo es einmal gewählt hat, zwar keine Tochter, obschon neun Jahre jünger an Jahren und hundert an Erfahrung, eine Gefährtin, aber eine, die ihm die ganze Führung überlassen, Ansichten übernehmen, Sorgen und Klagen, Spott und Verachtung mit immer bereitem Herzen teilen wird, weniger stolz, doch fast so trotzig wie er, zu Hause weicher, un-nachgiebig im Kampfe, melodisch, aber spröde, voll Leidenschaft gegen den Feind, wie er immer, und doch harmonisch, wie er nie gewesen.

Während sie sich auf dieser Harzreise rasch zu nähern und „einer über die Bekanntschaft am andern sich ungeheuer zu wundern“ schien, hat Bismarck mit der reiferen Freundin, die klüger, sinnlicher und eben eine Frau war, sehr stille Unterhaltungen allein, aus denen es in ihrem Tagebuch aufblitzt: „Einsam ein ganzes Leben, Suchen nach Frieden, alles versucht, erfolglos.“ Das ist die volle Resignation eines Mannes, der weiß, daß seine Wahl zum Glücke führen kann, und doch Entsagung bedeuten muß. Mit solchen Gefühlen geht Bismarck auf seine Ehe los.

Im übrigen gibt es Mondschein und Heiterkeit, Wolfsschlucht mit Eule, er lädt immer zum Sekt ein, bezahlt, organisiert alles. Nach der Heimkehr geht er auf Blankenburgs neue Bekehrungsbriefe wieder ein, beginnt in der Bibel zu lesen, spricht mit Vorbehalten von Gott und schreibt in einem Briefe über Johanna: er traue sich noch nicht recht. Diesen Brief, der mit allen andern vernichtet ist, hatte der Kavalier lateinisch geschrieben, um die Dame für den Fall einer Indiskretion zu schützen.

Plötzlich bricht in Pommern die Grippe ein, tötet Mariens Bruder, gefährdet ihre Mutter, sie sitzt dabei, schreibt nachts an Bismarck seltsam intime Worte, er möge rasch kommen, die Mutter stirbt, er kommt, lange Gespräche, Abendandachten, er kniet nicht mit den andern, ist aber in weicher Stimmung. Dann erkrankt Marie selber, verfällt in Ohnmachten, läßt ihm bestellen, jetzt möge er sich bekehren, es sei die höchste Zeit. Die zweite Frau, die sterbend für ihn betet: muß das sein schon ergriffenes Gemüt nicht treffen? An dieser Stimmung bricht sich sein Trotz: er betet zum erstenmal nach anderthalb Jahrzehnten, „ohne Grübeln über die Vernünftigkeit des Gebetes“, für die Rettung der Freundin.

Staunend hört er zugleich von der Heiterkeit der Sterbenden und ihres Gatten, die es als eine Vorausreise empfinden und des Wiedersehens sicher sind. Sie stirbt: ein Schlag für den Freund, der sie geliebt hatte. Sein Schmerz ist rein egoistisch: „Mein erster Schmerz war der leidenschaftliche, selbstsüchtige, über den Verlust, den ich erlitten . . Es ist eigentlich das erstemal, daß ich jemand durch den Tod verliere . . dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer andern Kategorie . . Der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig zu sein . . Mir war dieses Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine mir teuer und notwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wiederzusehen und zu hören, dies war mir so neu, daß ich mich noch nicht damit vertraut machen kann, und mir das ganze Ereignis noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht.“ Als er dann den verwaisten Freund wieder sieht, spricht er die erschütterten Worte: „Das ist das erste Herz, das ich verliere, von dem ich wirklich weiß, daß es warm für mich schlug . . Jetzt glaube ich an eine Ewigkeit – oder es hat auch Gott nicht die Welt geschaffen!“

Auf die natürlichste Art ist er in Herzensangst zum Gebete gekommen, wie jeder andere auch, er sei nun gläubig oder nicht, und zwar hat er „auf der Eisenbahn“ gebetet, wie Blanckenburg nachher selig und etwas komisch berichtet. Auf die natürlichste Art hat er sich mitten in diesen Szenen der Ergriffenheit und Trauer, bezwungen von dem Gebete der Sterbenden, von der Freundschaft der Überlebenden, an Gott gewandt. Aber auch jetzt noch hat er eine echt Bismarckische Einschränkung gemacht: der Skeptiker hat sich den Rückweg offen gelassen, die kalte Klarheit, mit der er seinen Rücktritt vom Gebete als Sechzehnjähriger begründete, schweigt auch in diesen träumerischen Stimmungen des Mannes nicht ganz, und er stellt in entscheidender Stunde sich und dem Freund anheim, zu glauben, ob Gott die Welt geschaffen hat, was ihm trotz Spinoza sehr zweifelhaft erschien.

Am Abend vor der Abreise schreibt Bismarck noch im Hause seinem Freunde einen Brief, in dem er an die Ereignisse erinnert und ihren tiefen Eindruck dargelegt haben soll; worauf der Freund unter neuen überströmenden Umrarmungen und Tränen ausruft: „Du machst mich heute namenlos glücklich!“ Diese Erklärungen, die bei Bismarcks von Natur weichem Gemüt in den Stimmungen dieses Hauses, nach den Erfahrungen der letzten Wochen, natürlich und echt sind, lassen in ihren Hintergründen den Wunsch aufschimmern, sich jenes Mädchen zu erringen, deren überfrommer Vater nicht bloß Pietist, sogar Quietist war. Die Überredung zu Gott ist deshalb kein Betrug, höchstens ein Selbstbetrug gewesen, Bismarck hatte ja weder Zwecke mit dieser Heirat noch trieb ihn Leidenschaft, das Mädchen zu besitzen. Ihr Wesen war mit ihrem Kreis verwandt, der Kreis war ihm zur zweiten Heimat, ihr Glaube zwar fremd, aber doch bedingungsweise akzeptabel geworden, und während in seinem Innern das Gebet einer geliebten Frau nach-

klang, die er nie besessen, wandte sich sein Gefühl dem Gebet einer zweiten zu, die er als Gefährtin für gut befunden hatte und darum heiraten wollte.

Wenige Wochen darauf trifft er sie wieder im Hause Blanckenburgs, erklärt sich und gewinnt sie sofort. Auf der Heimreise, in einem Stettiner Gasthofs, schreibt er dem Vater seinen Werbebrief.

Mit der hohen Kunst des gebornen Diplomaten ist dieser Brief ins fromme Gemüt des Empfängers hineingeschrieben. Nie in seinem Leben hat Bismarck Gottes Namen so oft angerufen, wie in diesem und in seinem zweiten Briefe an Herrn von Puttkamer; die Stilisierung geht so weit, daß er anstatt des männlichen „damit“ wiederholt das pastorale, ihm sonst zeitlebens zuwider „auf daß“ anwendet. Er weiß, er muß seine Fehler und seinen früheren Unglauben offen aufdecken, damit man ihm jetzt seinen Glauben glaubt, und obwohl alles echt sein mag, was er vorträgt, ist doch zugleich alles so klug gesetzt, daß es zum Erfolge führt: ganz wie die Anklage gegen den letzten Deichhauptmann. Solange er von Gott spricht, ist sein Ton demütig: „Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten, nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte . . durch unumwundene Offenheit und Treue, in dem, was ich Ihnen und sonst noch niemandem vorgetragen habe, mit der Überzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.“

Sobald er auf sich selber kommt, reckt er sich wieder auf: „Ich enthalte mich jeder Beteuerung über meine Gefühle und Vorsätze in bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich tue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen . . kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige

Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebete um den Segen des Herrn.“

Der fromme Vater ist vor den Kopf geschlagen, daß er das Mädchen, und vollends, daß er es einem Manne hergeben solle, „von dem er viel Übles und wenig Gutes gehört hat“. Auf seine hinhaltende Antwort geht Bismarck zur Attacke über, erscheint plötzlich im Hause Reinfeld, findet „Neigung zu weit aussehenden Verhandlungen vor, . . und wer weiß, welchen Weg diese genommen hätten, wenn ich nicht durch eine entschlossene Akkolade meiner Braut, gleich bei dem ersten Anblick ihrer die Sache zum sprachlosen Staunen der Eltern in ein anderes Stadium gerückt hätte, in welchem binnen fünf Minuten alles in Richtigkeit geriet“. Hier ist er ganz: mit persönlichem Mut und schnell das durchzuführen, was er lange zuvor überlegt und vorbereitet hatte, das ist immer die überraschende Technik dieses Staatsmannes geblieben.

Jetzt setzt er seine ganze Liebenswürdigkeit ein, im Fluge erobert er das Haus, trinkt Sekt und Hochheimer mit dem alten Herrn, tanzt zu dessen Walzerspiel mit seiner Braut, und selbst die schwierige, hochkultivierte Mutter hat rasch „den bärtigen Ketzer in ihr vortreffliches Herz geschlossen“, denn damals trägt er schon seinen blonden Vollbart. Freilich führt er lange Gespräche über den Glauben mit der Braut, aber ihre Natürlichkeit nimmt alle Schwüle, die ihn im Hause Blanckenburg so sehr bedrückte, und er läßt es sich gern gefallen, wenn sie ihm mit Lachen sagt: „Ich hätte dich korb beladen abziehen lassen, wenn nicht Gott sich deiner erbarmt und dich wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadentür hätte sehen lassen!“ Sie hat mit diesem Schlüssel-loche mehr recht als ihr lieb wäre, wenn sie es ganz erkennen wollte; denn sie weiß nicht, was ihr Verlobter seinem Bruder schreibt:

„In Glaubensfragen gehen wir, mehr zu ihrem als zu

meinem Leidwesen, etwas auseinander, wenn auch nicht so sehr, als du meinst, glauben magst, denn mancherlei innere und äußere Ereignisse haben in der letzten Zeit Veränderungen in mir hervorgebracht, durch die ich mich, was früher, wie Du weißt, nicht der Fall war, berechtigt halte, mich den Bekennern der christlichen Religion beizuzählen. Wenn ich auch in vielen Lehren, vielleicht in denen, die jene für die Hauptsache halten, soweit ich mir selbst klar bin, lange nicht auf gleichem Gesichtspunkt mit ihnen stehe, so ist doch stillschweigend eine Art Passauer Vertrag zwischen uns zustande gekommen. Übrigens liebe ich den Pietismus an Frauen und verabscheue weibliche Lichtfreunde.“ Kann er noch deutlicher sein? Der Geschmack eines Frauenkenners, seine Erfahrungen mit dem weiblichen Herzen, zugleich der alte Groll auf die Mutter, gegen die er seine letzten Worte richtet: alles vereinigt sich, um die fernen Ufer gar luftig zu überbrücken, und die ganze Geschichte von der „Erweckung“ Bismarcks wird von ihm selber als Passauer Vertrag, d. h. als gegenseitige Duldsamkeit der religiösen Kämpfer bezeichnet, während der Kavalier den Pietismus an Frauen goutiert, und so die seinige um so lieber gewähren läßt.

Denn ganz als Weltmann faßt er seine Verlobung auf; was er Bruder und Schwester schreibt, spricht wenig von Gott, aber viel von einem in den Hafen laufenden, abenteuerlichen, aus Hochmut gutmütigen, vielgereisten Ritter: „Im übrigen glaube ich, ein großes und nicht mehr gehofftes Glück gemacht zu haben, indem ich, kaltblütig gesprochen, eine Frau von seltenem Geist und seltenem Adel der Gesinnung heirate, dabei liebenswürdig sehr und facile à vivre, wie ich nie ein Frauenzimmer gekannt habe . . Kurz und gut, ich bin mit der ganzen Sache sehr zufrieden und Du hoffentlich auch.“ Was Geld betrifft, so sei der Zuwachs gering, er müßte für alles selber sorgen. „Alles Nähere, das

maßlose Erstaunen der Kassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen . . will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oskar, euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, man hört die Wölfe und Kassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den sechs nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen.“ (Er selber wohnt nur ein paar Stunden entfernt.)

Im übrigen amüsiert ihn das Staunen der vielen Kusinen: die sind alle beleidigt, daß sie nichts wußten, und einigen sich, da er ein paarmal bei Hofe und viel auf Reisen war, dahin: „Ja, haben möchten wir ihn nicht, aber er ist ja sehr vornehm.“ Seine eignen Freunde erschrecken, er könnte am Ende gar „fromm“ werden, was er ruhig erträgt. Ja, er erklärt schon in diesen ersten Wochen, wo er mit Willen zum Glauben, aber unter Druck seiner Skepsis eifrig die Bibel studiert, gegen Blanckenburg, den bekehrten Bekehrer: er wüßte nicht, ob Christus Gottes Sohn sei, oder nur ein göttlicher Mensch, er hege Bedenken gegen die Lehre vom Sündenfall, viele Widersprüche in der Bibel schrecken ihn ab, er sei daher noch zu keinem Ergebnis gekommen; und er macht in den Briefen eine, offenbar bewundernde, Glosse über den Teufel in solcher Laune, daß dies sogar Johanna entsetzt.

VIII

Die Brautzeit dient ihm zur Erziehung der Erwählten. Nie hat in deutscher Sprache ein Weltmann oder Dichter liebreicher und geistvoller einer Frau geschrieben; nie hat es Bismarck wiederholt. Der Charme dieser Briefe zeigt ihn auf

der Höhe seines Humors und Wissens, seiner Einfälle und Bilder, seiner Finessen und Zärtlichkeiten. Aber mit unbeirrbarer Hand führt er sie leise auf seinen Weg, und während er ihrer Frömmigkeit immer neue Nahrung zuträgt, während er sie glauben läßt, den wilden Mann gezähmt zu haben, zähmt er sich langsam das Fräulein vom Lande, das im Grunde viel wilder und eben viel jünger ist. Diese Umkehrung ist so wunderbar, daß sie dem Tollen Junker einmal schreiben kann: „Du liebst das Formelle so sehr, und ich springe so gern über alle Schranken, wenn's sein kann.“

Zuerst ist sie noch ein wenig scheu, ihn zu langweilen, und schreibt: „Sieh mich nicht so sarkastisch an . . Ich bedarf nur eines ganz kleinen Stoßes, um reichliche Tränen zu vergießen, und so magst Du mich doch gar nicht, ach vergib mir, Du Einziger . . Habe nur Geduld mit mir und warte auf den Frühling und Deine Pflege.“ Dann wieder fällt ihr ein, was für ein schrecklicher Mann er doch gewesen sein soll: „Ich verlange und erwarte . . alle die Treue in deinem Herzen. Wenn ich mich nun täusche? Wie dann? Mißtrauen ist doch das Schrecklichste . . Deine Handschrift ist (verglichen mit alten Briefen, die er ihr sendet) eigensinniger geworden, ist's mit dem Herzen ebenso, Otto? –?“ Aber da gibt sie sich die weibliche Antwort: „Es schadet auch nichts, ich werde um so fügsamer sein, Geliebter, und zu biegen versuchen, was ich nicht brechen kann; und sollte auch das nicht gehen, so werde ich still sein und tun, was Du willst.“ Bis zu so vollkommener Übergabe hat er sie in vier Monaten mit zarter Kraft gebracht, und wenn sie Jean Paul für ihn forderte oder den Samtrock, den er so horribel findet wie Jean Paul, dann hat sie sich bei seinem Nein beschieden.

Dafür dankt er ihr die Hingabe einer menschlichen Seele mit der strömenden Wärme des Einsamen und obwohl er sich doch schon vor der Verlobung alle Bedingungen des gesammelten Lebens, der Tatkraft und Wirkung geschaffen

und seinen neuen Lebensmut Jahr und Tag vor der Braut gefunden, streut er allen Dank für diese Wendung auf ihren Scheitel aus und hebt ihr Selbstgefühl mit seinen Siegen:

„Beim Einfahren in das Dorf, heißt es bei seiner ersten Heimkehr, fühlte ich, wohl noch nie so deutlich, wie schön es ist, eine Heimat zu haben . . Du kannst glücklicherweise nicht beurteilen, mein Herz, mit welcher trostlosen Stumpfheit ich früher nach einer Reise mein Haus betrat . . Nie wurde mir die Öde meines Daseins deutlicher als in solchen Augenblicken, bis ich dann ein Buch ergriff, von denen mir keines trüb genug war, oder mechanisch an irgendein Tagewerk ging . . Und nun? Wie betrachte ich alles mit andern Augen; nicht bloß, was Dich und weil es Dich mitbetrifft oder mitbetreffen wird, (obschon ich mich seit zwei Tagen damit quäle, wo Dein Schreibtisch stehen wird) sondern meine ganze Lebensanschauung ist eine neue, und selbst Deich- und Polizeigeschäfte betreibe ich mit Heiterkeit und Teilnahme.“ Doch ehe er sich's versieht, schreibt er zwei von diesen trüben Gedichten Byrons ab, die ihm nicht trüb genug sein konnten, lange Melancholien, legt sie bei, schreibt darunter: All nonsense! und löscht es damit doch nicht aus.

Schon im zweiten Briefe fängt er leise an, sie zu erziehen: sie möge doch Französisch treiben, es würde ihr in der Gesellschaft fehlen; in der charmantesten Form des Kavaliers macht er das, aber er macht es doch. Bald darauf: sie soll reiten lernen. Nach ein paar Wochen heißt es: „Die todeselenden englischen Gedichte fechten mich jetzt nicht mehr an . . Jetzt spielt eine schwarze Katze im Sonnenschein damit, wie mit einem rollenden Knäuel, und ich sehe sein Rollen gern“ – aber er legt ihr doch wieder neue Abschriften nach Byron bei, und im nächsten Brief sogar französische Gedichte des Weltschmerzes, und fügt mit wunderlichem Selbstbetrug hinzu: „Du kannst mir immer gestatten, sie zu lesen, sie schaden mir nicht mehr.“

Einmal, nach dem Zitat eines solchen Gedichtes, läßt er die ganze Dämonie der alten Zeiten los: „Mir ist der Gedanke ungemein nahe, in solcher Nacht a sharer in the delight, a portion of tempest of night sein zu wollen, auf einem durchgehenden Pferde die Klippen hinab in das Brausen des Rheinfalls zu stürzen“; kaum aber hat das Mädchen diese Worte ihres ehemals wilden Verlobten mit Schrecken begriffen, so sieht sie ihn plötzlich – wie ein Meisterreiter das durchgehende Pferd vor der Klippe – die ganze Stimmung zurück- und herumreißen, indem er durch den Rauch seiner Zigarre in die ironischen Worte einlenkt: „Ein Vergnügen der Art kann man leider nur einmal in diesem Leben sich machen.“

So voll von Widersprüchen war Bismarcks dunkles Herz.

Doch wenn er von seinem Tun spricht, erheitert sich's; das ist nicht das Verwalten des Gutes, das ist der Deich und die Obrigkeit. Tagelang schreibt er in der Stimmung einer Hebamme, die immer wartet, wann es losgehen wird, von der Bewegung der Elbe, den Vorkehrungen, das brechende Eis zu meistern, und wenn er halbe Nächte draußen im Wasser steht, das Nötige zu befehlen, da wird ihm wohl, immer in der gewaltsamen Natur wird Bismarck wohl: „Lebe wohl, die Eisschollen spielen mir den Pappenheimer Marsch zum Rufe, und der Chor der berittenen Bauern singt Frisch auf Kameraden. Warum tun es die Klötze nicht wirklich? wie schön wäre das und wie poetisch! Es weht mich wie frisches Leben an, daß dies langweilige Warten vorbei ist, und die Sache vorgeht.. Je t'embrasse. Dein Knecht Bismarck.“ Welches Tempo, welche Lebensfreude! Aber da kommt die Nachschrift: „Schicke mir doch das Kuvert von dem Brief, der 5 Tage gegangen ist, ich will mich in Berlin darüber beschweren.“ Dann erzählt er nach der entscheidenden Nacht, wie die Eisfelder mit Krachen sich in Bewegung setzen, „sich aneinander zersplittern, bäumen, unter- und übereinander schieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle

quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampf zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen . . , die es eilig mit mürrischem Klirren, wie gebrochene Ketten der freien See zuträgt.“

In solchen großen Natur-Katastrophen, die in Wahrheit Spiegelbilder seiner Seele sind, hört man den Revolutionär in Bismarck nach Kämpfen rufen, und begreift, warum nur seine Abkunft ihn zum Legitimisten machte.

So lebensvoll wie in diesen Kampfesstunden, wo ihn das Element bedroht, wo er das Element bezwingt, wird er drinnen im Zimmer nur bewegt, wenn ihm gelingt, mit Staatsklugheit einen Streit durch Vertrag zu schlichten. Mit Wärme berichtet er:

„Heut vormittag hatte ich eine sonderliche Freude, indem ich zwischen 41 übermütigen Bauern, von denen jeder einzelne erbitterten Haß gegen die andern 40 hegt und gern dreißig Taler ausgab, wenn er den andern um zehn dadurch bringen konnte, einen Vergleich zustande gebracht habe. Mein Vorgänger hatte diese Sache über 4 Jahr lang hingeschleppt und wahrscheinlich als melkende Kuh benutzt . . Nach vierstündiger Arbeit hatte ich sie zusammen, und der Augenblick, wo ich mit den Unterschriften in der Tasche wieder in den Wagen stieg, war einer der wenigen freudigen, die ich bisher meiner amtlichen Stellung zu verdanken habe . . Der Vorfall hat mir in bezug auf mich wieder gezeigt, daß wahre Freude an einem öffentlichen Amte nur da zu erwarten ist, wo man in einem Kreise wirkt, den man übersieht, und mit den regierten Leuten selbst in Berührung kommt und bleibt. Als Präsident oder Minister kommt man nicht mit Menschen, sondern nur mit Papier und Tinte in Berührung . .

„Wenn ich bedenke, wie wenig Glück zu verbreiten und Elend zu mildern dem höchsten und mächtigsten Lenker eines Volkes durch seine amtliche Wirksamkeit möglich ist,

wenn ich glaube, daß wohl niemals ein Minister oder König seine Augen mit dem Bewußtsein schließt (es sei denn, daß er ein Tor ist, der sich selbst betrügt), dafür gelebt und das erreicht zu haben, daß auf die Dauer ein Kummer weniger oder eine Freude mehr zwischen den seiner Lenkung anvertraut gewesenen Menschen sei, so muß ich immer an Lenaus trostloses Lied Der Indifferentist denken . . Nur der eignen Seele kann das irdische Leben unverloren und folgenreich sein . . Ob man andern zu irdischem Wohlsein verhilft, ist im Vergleich dieses Daseins mit der Ewigkeit am Ende gleichgültig; nach 30 Jahren ist das Staub und Moder, die Jahrtausende rollen fort, und für alle, die jetzt tot sind, kommt nichts darauf an, ob ihr hiesiges Leben Leid oder Freud war.“

Da sieht man ihn im Wagen sitzen, mit seinem Protokoll im Pelz, heut, mit 32 Jahren, ist er vielleicht zum erstenmal mit sich und der Welt zufrieden: die 41 Bauern überdenkend, was sie antrieb und in Haß verwirrte, wie er kam und ihre Seelen überschaute, wie er für sie dachte, um sie am Ende doch zu einigen, und vor seinen Augen treten an die Stelle dieser Bauern Staaten und Völker, und er erwägt, was wohl ein Staatsmann fühlen mag, Minister oder König, der das im Großen macht, was ihm heut früh im Kleinen gelungen. Und wieder sieht er die verhaßte Kulisse der Bürokratie, die jedem in Preußen den Ausblick verstellt, und er verscheucht den teuflischen Wunsch nach Macht, zwingt sich zurück in seine engen Horizonte, pfeift auf die Menschenfreude und fährt gelassen durch das Tor seiner Väter.

Drinne im Haus hat er viel Zeit. Da läßt er vor seiner Johanna auf langen Bogen seine Anschauungen, Gefühle, Zweifel abrollen und sucht aus seinem Leben aus, was für sie passen könnte: den Briefwechsel mit ihrer Namensbase und Vorgängerin in der Liebe, der sie zittern macht, ob denn ein Mann zweimal so stark lieben könne; seinen großen

Brief an die Kusine, als er den Staatsdienst aufgab, und fügt nach einem Jahrzehnt hinzu: „In der Hauptsache unterzeichne ich meine damaligen Ansichten in bezug auf die Leere unsres Staatsdienertums noch jetzt . . Mitunter empfinde ich noch, wenn einer meiner Studiengenossen eine rasche Laufbahn macht, etwas gekränkt in der Idee, das hätte ich auch haben können, aber es macht sich dann stets die Überzeugung geltend, daß der Mensch sein Glück vergebens sucht, solange er es außer sich sucht.“ Und indem er dies mit voller Wahrheit schreibt, betreibt er eifrig seine Wahl in den Landtag, und kombiniert, wann man wohl Landrat werden könnte.

Ganz souverän behandelt er mit sanfter Vaterhand ihre Zweifel und Sentiments: „Möchtest du dich denn wirklich totweinen, mein Engel? . . Mir aber sag, warum? (Ich bin ein Altmärker, der Gründe wissen will, seit meinem zweiten bis zum siebenten Jahre in Pommern erzogen, darum verstehe ich mitunter keinen Spaß) warum willst du weinen?“ Wenn sie nach seinem Besuche sehnstchtig schreibt, erwidert er: „Lerne Dich dankbar freuen auch über die Freude, die Du gehabt hast, und schreie nicht wie kleine Children ‚mehr!‘, wenn sie grade aufhört!“ So lehrt der ewig Unzufriedene das aufgeregte Mädchen, eine Selbstbescheidung, die er selber nie gekannt hat. Wundert sie sich über ihre Verehrer, so beleidigt das seinen Stolz, sie soll vielmehr verachtend auf jeden sehen, der ihren Wert nicht würdigt und ihm sagen: „Monsieur! Le fait est, que Mr. de B. m’aime, ce qui prouve, que tout individu mâle, qui ne m’adore pas, est un butor sans jugement . . Sei nicht so beleidigend bescheiden, als wenn ich, nachdem ich zehn Jahre unter den Rosengärten des nördlichen Deutschlands umhergewandelt, zuletzt mit beiden Händen nach einer Butterblume gegriffen hätte.“ So treibt das eingeborene Selbstgefühl den Junker ohne Rang und Verdienst dazu, das Mädchen seiner Wahl schon durch die Wahl allein vor aller Welt erhoben zu empfinden.

Dafür liest er aber jetzt auch viel in der Bibel und zitiert sie. Dabei ist sein Gefühl von der Ehe ganz lutherisch, immer heißt es, wir müssen ein Herz und ein Fleisch sein, zusammen leiden und uns aussprechen, „verbirg sie mir nicht, du wirst an meinen großen Dornen auch nicht immer Freude erleben . . und wir müssen gemeinschaftlich daran reißen, wenn auch die Hände bluten.“

Greifbar schildert er ihr die alten Familien von Bedienten und Handwerkern auf seinem Hof, und wie ihre Ahnen den seinen gedient haben. „Ich entschieße mich sehr schwer, Leute zu entlassen, die ich einmal habe . . Ich kann nicht leugnen, daß ich einigermaßen stolz bin auf dieses langjährige Walten des konservativen Prinzips hier im Hause, in welchem meine Väter seit Jahrhunderten in denselben Zimmern gewohnt haben, geboren und gestorben sind, wie die Bilder im Hause und in der Kirche sie zeigen, vom eisenklirrenden Ritter, auf den langgelockten, zwickelbärtigen Kavalier des Dreißigjährigen Krieges, dann die Träger der riesenhaften Allongeperücken die mit den talons rouges auf diesen Dielen einherstolzierten, und den bezopften Reiter, der in Friedrichs des Großen Schlachten blieb, bis zu dem verweichlichten Sprossen, der jetzt einem schwarzhaarigen Mädchen zu Füßen liegt.“

Aber ein andermal fällt dem Junker die Kehrseite auf, der neue Christ beschließt, sich mehr als früher um die Armen auf seinem Gute zu bekümmern: „Wenn ich bedenke, wie ein Taler einer solchen hungernden Familie über Wochen hinweghilft, so ist es mir fast wie ein Diebstahl an den Armen, die hungern und frieren, wenn ich 30 ausbebe, um die Reise (zu Dir) zu machen. Ich könnte freilich die Summe geben und doch reisen, aber die Sache bleibt dieselbe; das Doppelte und Zehnfache jener Summe würde immer nur einen Teil des Jammers stillen . . Ich werde mich dann als Sophist damit beruhigen, daß es keine Verschwendung ist,



die ich für mein Vergnügen mache, sondern eine Pflicht, die ich gegen meine Braut erfülle .. Und den Betrag der Reisekosten sollen die Armen jedenfalls doch haben. Es ist dies ein sehr kitzliches Thema, inwieweit ich mich berechtigt halten kann, das, was Gott meiner Verwaltung anvertraut hat, zu meinem Vergnügen zu verwenden, solange es Leute gibt, die vor Mangel und Frost krank sind, in meiner nächsten Nähe, deren Betten und Kleider in Versatz sind, so daß sie nicht ausgehen können, um zu arbeiten: Verkaufe, was du hast, gib es den Armen und folge mir! Wie weit kann, wie weit soll das aber führen? Der Armen sind mehr, als alle Schätze des Königs speisen können. Nous verrons, wie es kommen soll.“

An dieser Stelle, wo sein junger Glaube praktisch werden soll, berührt Bismarck zum ersten und mit so christlichen Gefühlen zum letzten Male das Problem, an dessen Verkennung im Großen er einst scheitern soll. Zwar sein Sophismus ist ein Scherz, er redet sich nichts ein; doch, was er jetzt für Diebstahl an den Hungernden erklärt, daß er, sei es auch nur für Minuten, vor Genüssen zurückschreckt, die seinem Stande ziemen, und die er eben nur jenen Ahnen draußen im Saale verdankt, deren Väter Raubritter waren: das alles ist neu an Bismarck, bleibt seinem Temperamente fremd, und weil es ihm fremd ist, geht es vorüber. Als Herr für seine Leute sorgen, das möchte er wohl; nie aber wird der Junker begreifen oder dulden, daß diese Leute selber für sich sorgen und ihr Recht auf besseres Leben verbrieft haben wollen. Weil er in Wahrheit nie der echte Christ geworden, für den man ihn infolge jener „Erweckung“ ausgeben wollte, hat Bismarck später die sozialen Rufe seiner Epoche nicht vernommen.

Wie er mit seiner Braut mehr als mit sich um Bibel und Glauben kämpft, heut rührend, morgen komisch: immer ergreift es uns wieder, denn hier ist er immer wahr. Eben hat er noch Bibelkritik getrieben, da heißt es plötzlich: „Who the d – is Pauline? Noch eine unbekannte Kusine? A propos,

von dem d–, ich kann in der Bibel keine Stelle finden, wo es verboten wäre, den Namen des Teufels zu mißbrauchen. Weißt du eine, so sage sie mir.“ Da sieht man wahrhaftig Ritter, Tod und Teufel vor sich reiten. Seine Väter, schreibt er, wären keine rechten Christen gewesen, „auch meiner Mutter Glaube nicht. Weißt du, was ein friesischer Häuptling vor seiner Taufe sagte?“ Wo seine ungläubigen Vorfahren jetzt seien, fragte er, und als er hört, in der Verdammnis, lehnt er die Taufe ab, „denn wo seine Väter seien, da wolle er auch sein“. Aber nach diesem eklatanten Rückfall fährt er galant fort: „Ich führe das nur noch historisch an, ohne es auf mich anzuwenden. Es knüpfen sich viele trostlose Gedanken, ich will nicht sagen Zweifel, daran“, und dicht auf eine solche Stelle folgt wieder eine Berechnung, daß seine Briefe einen Tag früher hätten ankommen müssen.

Stärker bewegt ihn der Aberglaube, der ist ihm eingeboren. In allen Epochen seines Lebens, noch im Alter, hat Bismarck berechnet, wann er sterben müsse, und dann immer für die von ihm zitierte Zahl als Staatsmann Gott seine Alternative gestellt: wenn er bis nach x Jahren nicht sterbe, so müßte er es nach y Jahren tun. Oder er schreibt der Braut: „Du glaubst nicht, was ich abergläubisch bin, grade als ich von draußen gekommen, nach Anweisung des mütterlichen Briefes die Wurstkiste geöffnet und Deinen Brief erbrochen hatte, blieb die große Uhr ganz plötzlich ohne allen Grund 3 Minuten nach sechs stehen, eine alte englische Pendeluhr, die mein Großvater von Jugend auf gehabt, die seit 70 Jahren auf demselben Fleck steht . . Schreibe mir doch gleich, ob Du gesund und munter bist.“

Am tiefsten rauschen die Quellen, wenn er in langen Monologen, tagebuchartig, ohne Gedanken an den Empfänger seine Melancholien betrachtet; hier findet er die großen Bilder seiner männlichen Sprache: „Tief in der menschlichen Natur . . liegt es wohl, daß das Hervor-

heben die Zerrissenheit, der Nichtigkeit, des Schmerzes, die unser hiesiges Leben beherrschen, mehr Anklang findet als eine Berührung der minder mächtigen Elemente, welche die leicht welkende Blume ungetrübter Heiterkeit . . in uns vorübergehend hervortreiben . . Das irdisch Imponierende und Ergreifende, was mit menschlichen Mitteln für gewöhnlich dargestellt werden kann, steht immer in Verwandtschaft mit dem gefallenem Engel, der schön ist, aber ohne Frieden, groß in seinen Plänen und Anstrengungen, aber ohne Gelingen, stolz und traurig.“

Hier sind die großen Spiegelbilder seines Ich, an solchen Abenden, wenn er allein in dem hochgewölbtem Raume über dem Briefbogen sitzt, steigt aus seiner Seele ein solches Wort, groß gefügt wie eines Dichters Bekenntnis. Ist es dann aber wieder Morgen, und es ruft der Tag, die Welt und der Kampf, so rafft sich der Ritter auf, nennt ein Byronsches Gedicht solch nächtlicher Stimmung über „grief“ „ein feiges Gedicht, dem ich den Vers des Reiterliedes gegenüberstelle: ‚Und setzet ihr nicht das Leben ein, so kann euch das Leben gewonnen nicht sein‘, was ich mir so erläutere in meiner Art: In ergebenem Gottvertrauen setze die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig . . Vorher aber will ich mit Mr. Grief nichts zu tun haben.“

IX

Ein edles Pferd im Stalle, das draußen rennen hört und mitspringen möchte: so fühlte sich Bismarck bei der Nachricht, der König von Preußen wolle die acht Landtage seiner Provinzen zu einem Vereinigten Landtag nach Berlin berufen, um endlich die Verfassung zu beraten,

die sein Vater nach den Befreiungskriegen dem Volke feierlich versprochen hatte. Es war das erste echte Parlament der deutschen Geschichte, Jugendgedanken des stolzen Junkers schienen sich zu erfüllen, Preußen versprach, jener „Staat mit freier Verfassung“ zu werden, dessen Mangel den 23 Jährigen zum Rücktritt von öffentlicher Tätigkeit bewogen hatte. Und nun, in diesem großen Augenblicke war er nicht dabei! Um in Berlin mitzutagen, mußte man in Magdeburg Sitz und Stimme haben, und eben diese Aussicht war es ja, die ihn vorzüglich von Pommern fortgelockt und hier zu energischer Mitarbeit im Konvent der Ritterschaft aufgerufen hatte. Für den Landtag aber hatten die Standesgenossen diesen jüngsten sächsischen Junker nur als Stellvertreter bestimmt, wenn dort einmal ein Sitz frei würde.

Nun sitzt er in Schönhausen, muß täglich lesen, wie unter gewaltigem Aufsehen die Vertreter der Preußen sich zu einer Art Familientag zum ersten Male vereinen, fühlt Berufung und Opposition in Hirn und Herzen, aber da sind die Vordermänner, leider alle gesund und munter, stehen da und verstellen ihm die Sonne. Hier einen zurückzudrängen, war die erste Aufgabe: Bismarck behauptet, ein Baron, soeben Oberpräsident geworden, könne deshalb nicht weiter den Abgeordneten spielen, und protestiert an seine Berliner Freunde; die zucken die Achseln, fragen zurück, warum er in Pommern ausgeschieden sei. Grollend fährt der Verschmähte zu seiner Braut und ironisiert die ganze Geschichte zunächst mit Entsagung.

Da erkrankt – endlich! – einer von den sächsischen Rittern in Berlin, und als es ihm besser geht, wird er trotzdem von Bismarcks Freunden gedrängt, für diesen zu verzichten; daß er selber dabei die Hand im Spiele hatte, ist nur natürlich, denn er nennt es seinen „eifrigen Wunsch, Mitglied des Landtages zu sein“. Er eilt nach Berlin, er tritt in den Saal, man schreibt Mai 47, Bismarck ist 32 Jahre.

Hier sieht er alle Provinzen vertreten, vom Rhein bis zur Memel, das erste Symbol, daß es ein einheitliches Preußen gibt. Was aber die besten Köpfe in diesem Saale bewegt, ist nicht Preußen, es ist der deutsche Gedanke, denn alles, was Geist und Zukunft in sich trägt, ist damals liberal und zugleich deutschnational gesinnt. Der König, angeblich von der Idee des vereinigten Deutschlands ergriffen, die sein Vater perhorreszierte, wird in diesem Gedanken vom Volke und von der erdrückenden Mehrheit gestützt, während die geborenen Stützen des Thrones nur preußisch fühlen; nur 70 Mann von über 500 sind konservativ in diesem Saale, und diese 70 sind nicht für ein einiges Deutschland.

Sofort fühlt sich Bismarck vereinsamt. Aus Standesgefühl für den König, aus Jugendgefühl gegen die Liberalen kann er mit keiner von beiden Parteien empfinden; die Elemente seines Wesens, Stolz, Mut und Haß werden erregt, um sich zur Leidenschaft zu entzünden. Als in der dritten Sitzung eine Rentenbank für die Bauern mit Staatsgarantie verhandelt und von den Konservativen abgelehnt wird, meldet er sich zum Wort und verteidigt kurz die Regierung gegen die Rechte, die Rechte gegen die Liberalen. Sein erstes Wort ist ein Angriff, und dieser Angriff geht nach zwei Seiten. In Verachtung und Leidenschaft schreibt er der Braut: „Es ist merkwürdig, wieviel Dreistigkeit im Auftreten die Redner im Verhältnis zu ihren Fähigkeiten zeigen, und mit welcher schamlosen Selbstgefälligkeit sie ihre nichtsagenden Redensarten einer so großen Versammlung aufzudrängen wagen. . Die Sache ergreift mich viel mehr als ich dachte,“ und er spricht „von dieser politischen Aufregtheit, die mich über Erwarten heftig gepackt hat“.

Noch nie und über nichts, auch nicht in den Zeiten stärkster Verliebtheit hat Bismarck seine Skepsis so entschieden stehen und liegen lassen, noch nie war er von Menschen oder Fragen so sehr ergriffen. Warum ist er es

heute? Nicht um der Probleme willen, denn Bauern regen ihn nicht auf; nicht einmal Preußen, noch weniger Deutschland kostet ihn den Schlaf seiner Nächte. Das Schlachtfeld ist es, dieser Turnierplatz, auf dem man endlich großen Stiles fechten kann, der regt ihn auf, früh, wenn er in den Landtag geht, schreibt er der Braut wiederholt und ohne Scherz: „Ich muß ins Gefecht.“ Wenn sich sein Selbstgefühl bisher in Menschenverachtung, wenn diese Verachtung nur in spöttischen Briefen, höchstens in ein paar Duellen sich Luft machte, so fehlte immer der Widerhall, und eine so kühne Lebenskraft, soviel Verstandesschärfe, war ganz ohne Wettlauf geblieben. Zu stolz, um Beamter, zu unabhängig, um Soldat zu sein, nur Herr über Bauern und souverän in einer Gesellschaft, die man an Geist leicht besiegen konnte, war Bismarcks Kampftrieb ohne großen Gegner geblieben. Jetzt endlich findet er die Tribüne, auf der es lohnt, sich zu schlagen. Nicht um Ideen nachzustreben, nicht um bestimmte Pläne zur Reform der Wirtschaft oder Politik durchzusetzen: nur voll Feindschaft und Kampfeslust gegen Menschen und Gruppen betritt er sie. Das Volk vertreten, heißt für ihn, den Degen ziehn.

In seiner vierten Sitzung geht er zum erstenmal zu längerer Rede auf die Tribüne. „Ein Mann im Anfang der Dreißiger, von großer und starker Statur, der Kopf fest und kurz auf die breiten Schultern gesetzt, die Haltung edel ohne fein, beweglich ohne lässig, fest ohne steif zu sein. Das frische, volle Antlitz mit rotem Backenbart, nicht ohne die Spuren ritterlicher Übung, zeigte Kraft und Gesundheit. In den weiteren, fleischigen Unterpartien lag ein spöttisches Lächeln, die Nase war unschön und etwas gedrückt, die Augen mit hohen Brauen klar, klug und listig, die Stirn geradlinig, fest und frei. Der Eindruck behaglichen Lebensgenusses ward überwogen durch den Ausdruck geistiger Zuversicht und gefaßter Kraft.“ Auch wenn diese Zeich-

nung eines Augenzeugen im Hinblick auf Bismarcks Laufbahn nach Jahren stilisiert erscheint, er bezeugt doch im allgemeinen den Eindruck und vergißt nur die eine, von vornherein und später durch die Jahrzehnte allen Hörern auffallende Eigenheit: daß dieser Riese hoch, leise und stockend sprach, und schon in dieser Antinomie die ganze Problematik seines Wesens kundtat. Was führt ihn heute auf die Tribüne?

Ein liberaler Adliger, es gab auch solche, hatte das Wort gewagt, im Jahre 1813 wäre nicht nur der Haß gegen den Eroberer der Antrieb der Preußen gewesen, denn ein so edles Volk kenne keinen Nationalhaß; jedenfalls sei es besser gewesen als heute, denn damals habe sich die Regierung auf das Volk gestützt. In diesen Sätzen lag unausgesprochen der damals populäre Gedanke, das Volk wäre auch zur eignen Befreiung in den Krieg gezogen, darum habe es sich 1813 das Recht der Mitregierung erkämpft. Dagegen hatte er sich für alle Fälle einige Sätze aufgeschrieben, und so war das, was jetzt wie ein plötzlicher Ausbruch des Zornes wirken sollte, wohl vorbereitet (man hat den Entwurf gefunden):

„Als ob die Bewegung des Volkes von 1813 andern Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß Fremde in unserm Lande geboten. Es heißt, meines Erachtens, der Nationalehre einen schlechten Dienst erweisen, wenn man annimmt, daß die Mißhandlung . . nicht hinreichend gewesen sei, ihr Blut in Wallung zu bringen und durch den Haß gegen die Fremdlinge alle andern Gefühle übertäubt werden zu lassen. Man spricht sich jedes Ehrgefühl ab, wenn man darum, daß man sich gegen Schläge, die man selbst empfängt, zur Wehr setzt, Verdienste gegen dritte ableiten will, als hätte man sich nur deshalb gewehrt.“

Befremdet hören's seine Freunde: Bismarcks erster Hieb in der Redeschlacht ist ein Lufthieb, denn von all dem hatte

der Vorredner nichts behauptet. Alle Kriegsfreiwilligen von damals oder die Söhne dieser Männer, auch unter den Konservativen, finden sich verletzt, „lautes, wiederholtes Murren, großer Lärm“, verzeichnet der Bericht. Ein Redner erwidert ihm, nicht der Haß habe das Volk geleitet, sondern die Liebe zum Vaterlande, er sei wohl zu jung, das zu wissen. Ein persönlicher Gegner! Jetzt schwillt ihm freudig das Herz, gleich betritt er wieder die Tribüne. „Großer Lärm, Präsident bittet um Ruhe, erneute Pfuirufe.“ Darauf dreht er, einer der Jüngsten in diesem Saal, der wütenden Versammlung den Rücken, zieht eine Zeitung aus der Tasche und liest, bis sich das Haus beruhigt. Es ist freilich richtig, sagt er erst dann, damals habe er noch nicht gelebt, aber sein stetes Bedauern über diesen Umstand werde verringert durch die heutige Aufklärung, daß die Knechtschaft Preußens damals nicht von der Fremde herkam, sondern im Lande selbst wohnte.

Zweiter Lufthieb. „Unbegreiflich, äußert nachher ein Parteilfreund, wie ein so gescheiter Mann sich so blamieren kann,“ und ein Verwandter mit dem Eisernen Kreuz sagt dem Redner: „Du hattest natürlich ganz recht, aber so etwas sagt man doch nicht.“ – „Der Löwe, der hier Blut geleckt hat, sagt Blanckenburg, angeblich der Dompteur dieses Löwen, wird bald noch ganz anders brüllen!“ Sybel, damals junger Historiker, lehnt in seinem Blatte die Rede mit der Begründung ab, man könnte Reformen und Freiheiten doch nicht durch Begriffsspaltung trennen.

Er hat recht, sie haben alle recht, einschließlich Blanckenburg, nur vermag damals noch keiner den inneren Grund für diese glorreiche Blamage zu erkennen: daß das Genie bei der ersten Begegnung mit der Menge immer zusammenstößt. Zwar hat er sich vorbereitet und eben dadurch den Anschluß verfehlt, zwar hat er die Gesetze der Epoche verkannt und seine Freunde selbst erzürnt; doch was dahinter steckt: die

Kraft des Hasses, weit weniger gegen die Franzosen gerichtet als gegen jene, die diese zu hassen ablehnen, der Mut, mit dem sich der Unbekannte mitten im Lärm wieder auf die Tribüne wagt, die Verachtung, mit der er ihnen den Rücken dreht, alles Kämpferische bewährt er in diesem Kampfe. „Ich erregte gestern einen unerhörten Sturm des Mißfallens, berichtet er der Braut, indem ich durch eine nicht deutlich genug gefaßte Äußerung über die Natur der Volksbewegung von 1813 die mißverstandene Eitelkeit vieler von der eignen Partei verletzte, und natürlich das ganze Hallo der Opposition gegen mich hatte. Die Erbitterung war groß, vielleicht grade, weil ich die Wahrheit sagte . . Man warf mir meine Jugend und was sonst noch alles vor.“

Im übrigen nehmen die Briefe an die Braut, bei nie verminderter Herzlichkeit nun immer mehr den Ton des Berichtes an, und als sie schwer erkrankt, betet er wohl für sie, bleibt aber „auf seinem Posten“, verspricht zu der Sehnsüchtigen Pfingsten zu kommen, kommt aber auch dann nicht, und schreibt nur: „Ich will und brauche nicht zu erörtern, warum ich so handeln muß . . während es sich hier über die wichtigsten Schicksale unsres Landes oft um eine Stimme handelt . . Daß aber der Landtag und Du 50 Meilen auseinander sind, betrübte mich . . Ihr Frauen seid und bleibt wunderbar, und es ist besser mündlich als schriftlich mit euch verkehren.“ Die Heirat darf nicht hinausgeschoben werden, Johanna kann ruhig als Frau gleich zu Anfang krank sein, schreibt er ihr, sonst würde er glauben, „als ein Tagedieb in Reinfeld zu sein, und kann, ehe die Trauung gewesen ist, nicht einmal ganz unbefangen mit Dir verkehren“.

So ehelich entschlossen klingt schon ein paar Monate nach der Verlobung sein Ton, nie nimmt seine Wärme ab, aber Festigkeit und Führung nimmt rasch zu: schon regiert sein Wille. Zum erstenmal im Leben fängt Bismarck an, die Zeit

zu verehren, von Tagedieb zu sprechen; zum erstenmal erscheint ihm eine Sache wichtig. Schon erklärt er, die Politik werde ihm Hunger und Schlaf vertreiben, „ich werde gall-süchtig über die lügnerische, verleumderische Unredlichkeit der Opposition“, aber gleich sehnt er sich nach Wald und nach Johanna. Nach zwei Wochen Landtag gesteht er, daß seine „politische Aufgeregtheit ihn über Erwarten heftig gepackt hat“, doch fünf Zeilen später heißt es schon: „Könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten, grünen Wald und Gebirge ziehen, wo ich kein Menschengesicht als Deines sähe! Das ist so mein stündlicher Traum. Das rasseln-de Räderwerk des politischen Lebens ist meinen Ohren von Tag zu Tag widerwärtiger. Ist es Deine Abwesenheit, ist es Krankheit, ist es Faulheit, ich möchte allein mit Dir in beschaulicher Naturschwärmerei sein. Es mag der Widerspruchsgeist sein, der mich jederzeit ersehnen läßt, was ich nicht habe.“

Da ist es wieder. Noch eben, als er weder Politik noch Öffentlichkeit hatte, trieb er die Braut, sich für das Weltleben vorzubereiten; kaum, daß er's hat, schwärmt er vom Jägerhaus. Er kennt den Grund, er nennt ihn selbst, so wird er vierzig Jahre weiterklagen. Hier ist der innerste Punkt, die problematische Natur, der keine Lage Genüge tut: Bismarck, der Wanderer.

X

Ein unruhiger Mann mit hoher Stimme, unsoldatisch, eitel und zerfahren, von Gottes Gnade wo nicht durchdrungen, doch geschmeichelt: so hat Friedrich Wilhelm der Vierte schon damals den Beinamen des Seiltänzers getragen, und wirklich war sein Spiel zwischen Volk und Krone nichts als ein Spiel. Romantisch und verschwommen, dabei nur allzu geistreich, glaubte er anfangs, alle Schwierigkeiten lösen, die östlichen Mächte und zugleich Frank-

reich, die Heilige Allianz und zugleich das Vereinigte Deutschland, Reaktion und zugleich die Freiheit fördern zu können, und während er mit dem falschen Schein der Freigebigkeit den feierlichen Schwur seiner Väter einlöste, sagte er nach Eröffnung dieses ersten Landtages, „Ihr werdet ihn ja doch ruinieren!“ Er versäumte alles, was er hätte geben müssen, begriff vom Geist der Zeit im Grunde nichts, war bockig und hochfahrend und glaubte selber regieren zu können: lauter Vorzeichen einer bald auch äußerlich sichtbaren geistigen Krankheit, vor deren amtlicher Feststellung er freilich fast zwei Jahrzehnte lang sein Land schädigen durfte. Er übergab dem Volk ein Instrument, drohte aber jedem, der darauf zu spielen wagte; er sprach: Willkommen aus dem Gefühle meines Herzens, aber zugleich warnte er jeden ihm zu nahen. Er war der vorletzte Preußenkönig, der sagen konnte: „Es gibt Dinge, die man nur als König weiß.“

Nicht leicht hat damals ein Charakter Herrn von Bismarck-Schönhausen stärker zuwider sein können als dieser Monarch. Trotzdem ging er in diesem Jahre 47 häufig zu Hofe, nahm an Wasserfahrten auf der Havel teil, „vor Ostern waren wir bei unserm Freunde, dem Könige, und wurde ich von den hohen Herrschaften sehr verzogen.“ Zu seinen Landtagsreden beglückwünschen ihn die Prinzen, der König vermeidet es, um an der Unabhängigkeit seines jüngsten Vorkämpfers keinen Zweifel zu erregen, denn er weiß, daß jener noch unabhängig ist. Des Königs Berater, Leopold und Ludwig von Gerlach, der General und der Präsident, Brüder von bedeutender Weltkenntnis, waren Bismarcks Berater, beide an die zwanzig Jahre älter als er, Ludwig Pietist, vom Hause Thadden ihm bekannt und sehr wohlwollend; von ihnen empfing er für eine große Rede Winke, also die Wünsche des Königs.

So bildet sich in ihm, zunächst nur in weichen und großen Umrissen, das doppelte Bestreben: zugleich dem König

und sich selbst zu nutzen, durch Loyalität den eignen Einfluß, seine Aussichten durch des Königs Einsichten, eine künftig mögliche Macht durch gegenwärtige Stärkung der Königsmacht zu stärken. In diesem ersten Verkehr mit den Vertrauten des Thrones kräftigt sich das eingeborene Gefühl des Ritters an seinem Ehrgeiz und steigert sich rasch zu einem Legitimismus, der seiner Abstammung gemäß war, und den er später gern Lehnsgefühl nannte.

Dies Gefühl, das er nachher zu seinen Zwecken in sich pflegte, war damals tief in ihm verankert, denn vertraulich schreibt er seiner Frau in ungewöhnlichem Tone: „Sprich nicht geringschätzig vom Könige, wir fehlen beide darin und sollten nicht anders von ihm reden wie von unsern Eltern, auch wenn er irrt und fehlt, denn wir haben seinem Fleisch und Blut Treue und Huldigung geschworen.“ Der Ernst dieses Verweises hat im Umkreise aller Briefe nicht seinesgleichen: er fordert seinen König von der Frau, wie sie ihren Gott von dem Manne, und hat an diesem Dogma sein Leben lang festgehalten, wie sie an dem ihren. Uralte Erinnerungen seiner Ahnen tauchen dabei in seinem Blute auf, die ja auch ihren Königen getrotzt und sie doch nie verlassen haben, und indem er sie seinen Eltern vergleicht, über die skeptisch zu denken er auch nur sich selbst gestattete, fixiert er den Punkt der großen Familie, die sich eins und die sich oben fühlt, während das übrige Volk die Stockwerke darunter wohnt. Heute fordert diese ebenso zweckwie standesbewußte Haltung von seinem Stolz noch kein Opfer, noch war er frei, seine Partei zu wählen und zu ändern, er war noch umworben, war noch Kritiker und ohne Verantwortung. Wehe seinem Stolze, wenn er dereinst des Königs Berater, Führer werden, und doch zugleich sein Vasall bleiben wird!

Schon jetzt beginnt das Dilemma. Um jeden Preis will und braucht der junge Abgeordnete Tribüne, Fraktion,

Parlament: wo sonst sollte er Kraft und Verstand zu Markte tragen? Aber um die alljährliche Einberufung des Landtages zu fördern, muß er mit den verhaßten Liberalen stimmen. Was tun? Druck auf den König wäre illoyal, also rät Bismarck, die Hauptfrage in der Schwebe zu lassen. Und als gar die Judenfrage zur Sprache kommt, möchte Bismarck am liebsten fehlen, weil er hierin mit der Regierung nicht übereinstimmt. Schließlich erscheint er doch, und da er schon eine Art Führer der äußersten Rechten geworden, ergreift er selber das Wort gegen die „langweiligen Humanitäts-Faseleien“ der Linken, die volle Gleichberechtigung aller Staatsbürger anstrebt.

„Ich bin kein Feind der Juden, hebt er mit vollem Hochmut an, und wenn sie meine Feinde sein sollten, so vergebe ich ihnen. Ich liebe sie sogar unter Umständen. Ich gönne ihnen auch alle Rechte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden. . . Für mich sind die Worte Von Gottes Gnaden kein leerer Schall. . . Als Gottes Willen kann ich aber nur erkennen, was in den Evangelien offenbart worden ist. . . Entziehen wir die religiöse Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle. . . Wie man in solchen Staaten den Ideen, z. B. der Kommunisten, über die Immoralität des Eigentums. . . das Recht, sich geltend zu machen, bestreiten will, wenn sie die Kraft dazu in sich fühlen, ist mir nicht klar. . . Deshalb schmälern wir dem Volke nicht sein Christentum.“

Dies war von je der Tonfall absoluter Könige und Minister, und hätte der Großvater Mencken so gesprochen, so hätten seine Könige ihm nie gezürnt. Aber dann hätte der alte Mencken auch nicht seine Tochter die Ideen der Aufklärung lehren, diese hätte sie nicht dem Sohne weitergeben können, und vielleicht wäre der halbwüchsige Bismarck aus Opposition gegen die ungeliebte Mutter

liberal geworden, wenn sie von ihrem Vater reaktionäre Anschauungen übernommen hätte. Gewiß ist nur, der Mann, der als Jüngling Mirabeau und Peel beneidet hat, der sich an Byrons Gesängen entzückte und England bewunderte, war durch Bildung und Skeptizismus eher geeignet, Rassen- als Klassenunterschiede zu überwinden. Wenn er sie statt dessen, und nun zum ersten Male öffentlich betonte, so trieb ihn kein Pietismus an, dem er weder jetzt noch später den geringsten Einfluß auf die Politik eingeräumt hat; eher die Rücksicht auf die Pietisten. Denn nachdem er noch ein Jahr vorher gegen den Präsidenten von Gerlach die Trennung von Staat und Kirche verteidigt hatte, gefiel es ihm jetzt, dieser Pietistengruppe zu gefallen. Das alles trug sich keineswegs jesuitisch zu, nur halb bewußt vollzog er die Annäherung seiner Überzeugungen und Zwecke, bis sie sich, gleich Liebenden, die einander suchen, ganz unbefangen trafen. Darum war Bismarck ein Staatsmann.

Als Staatsmann führt er fünf Minuten nachher die untersten Schichten zu seinen Zeugen an. „Wenn ich mir gegenüber als Repräsentanten der geheiligten Majestät des Königs einen Juden denke, dem ich gehorchen soll, so muß ich bekennen, daß ich mich tief niedergedrückt und gebeugt fühlen würde. . Ich teile diese Empfindung mit der Masse der niederen Schichten des Volkes und schäme mich dieser Gesellschaft nicht.“ Er hat aber weder Juden noch Christen als Repräsentanten des Königs jemals gehorchen wollen und die eigne Lebenskraft zerrieben, als er, selbst Repräsentant des Königs, wenigstens diesem gehorchen sollte.

Milder wird dieser spröde Stolz nur, wenn er der Verlobten begegnet oder gedenkt, und wenn sie krank ist, streicht er das ganze Reinfelder Christentum, das nur Gott vertrauen und nicht medizinieren will, und fordert Arznei mit der kuriosen Begründung, daß Gott sie gegeben habe. Sie aber, als sie sich erholt, vergleicht ihr stilles mit seinem

interessanten Leben, das sie aus seinen Briefen und den Zeitungen kennenlernt, und „wenn Dir meine Gedanken in Deinem jetzigen Leben folgen, von einer Freude in die andere, dem ewigen Saus und Braus . . so wird mir oft ganz bange, aber ich lege den Finger auf den Mund und die Hand aufs Herz, im stillen Gebet für Dich . . mir ist fast angst, daß sie Dich zu stolz machen.. und Du schließlich unser bescheidenes Reinfeld verachten wirst.“ Mit so eingeschüchterten Stimmungen packt sie zuweilen ein wahrer Schrecken, und ihr Brief bricht in die tragikomischen Worte aus: „Otto, Du hast doch schrecklich heißes Blut!“

Er wird indes, je näher die Hochzeit rückt, um so heiterer und schreibt mit herrischer Galanterie: „Soll ich dann an einem lauwarmen Abend in schwarzem Samt mit wallender Straußenfeder unter Deinem Fenster zur Zither singen: Entflieh usw. (was ich übrigens jetzt meiner Ansicht nach ganz richtig singe, mit besonderem Schmelz in den Worten: Und ruuuh an meinem usw.), oder soll ich am hellen Mittag in grünem Reitfrack und rostbraunen Handschuhen erscheinen und Dich umarmen, ohne zu singen und zu sprechen?“ Als er ihr aber rät, die Hochzeitsreise mit einigen Freunden zusammen anzufangen, da wehrt sie sich entschieden.

Ein halbes Jahr nach der Verlobung werden sie getraut. Eine Freundin hat ihr das Brauttaschentuch geschenkt, und nach der Blumensprache dieses Kreises eine weiße Rose hineingesteckt. Als nun der junge Gatte bei Tafel sitzt, und läßt den Sekt durch seine Kehle gleiten, da ergreift er Johannas Taschentuch, sein alter, antiromantischer Realistenblick fällt auf die symbolische Blume, – und ehe sich's die angstvolle Braut versieht, brennt er mit seiner Zigarre die Blume aus. So, will er sagen, endet heute Jean Paul und die Mystik der Mädchenjahre.

Aber mit voller väterlicher Freude zeigt er auf einer über-

langen Hochzeitsreise der Geliebten die Welt. „Für mich selbst – schreibt er der Schwester, und niemand würde glauben, einen 32 Jährigen zu hören, – scheint die Zeit vorbei zu sein, wo man begierig ist, sich von neuen Anblicken imponieren zu lassen, so daß ich mich mehr durch den Reflex von Johanna gefreut habe.“ Noch stoischer klingt sein Reisebericht an den Bruder: „Dann kam aber das dicke Ende hinten nach, und mußte schließlich Johanna zu den 100 Friedrichsdor fast noch 200 Taler zulegen, die sie zur Anschaffung von Silber bekommen hatte, was kein Unglück ist, da hier plattierte Leuchter genug sind und Tee aus Wedgewood ebensogut schmeckt und wir alles übrige reichlich geschenkt bekommen haben. So kostet die ganze Reise etwa 750 Taler für uns beide, also bei 57 Tagen etwa 13 Taler auf den Tag . . Unangenehmer ist, daß ich unterdessen 6 Kühe und 1 Bullen an Milzbrand verloren habe, grade die besten Stücke.“

Wie zahm ist er geworden, Bismarck der Abenteurer! Zwar, wenn er reist, mit oder ohne Frau, so muß alles vornehm sein, und niemals ist er kleinlich; wie er aber jetzt das junge Eheglück durch 57 dividieren kann, und wie der erste Bericht mit 6 Kühen und 1 Bullen schließt, so sieht man doch, wie gern er sich in seine engen Horizonte fand, grade weil sich die Weite ihm eröffnet.

XI

Am 19. März 1848, als Bismarck auf einem Nachbarsgute bei seinen Bekannten sitzt, wahrscheinlich im politischen Gespräch, denn die Zeit ist bewegt, fährt unerwartet ein Wagen vor, die Damen steigen aus, und aufgeregt erzählen sie den Erstaunten, eben sind sie aus Berlin geflohen, denn dort ist Revolution, und der König vom Volke gefangen! Bismarck, der mangels Landtag den Winter mit seiner jungen Frau in Schönhausen verbracht hatte – es war das

erste und das letzte stille Semester seines Ehelebens – war seit 14 Tagen beunruhigt, wie alle, denn eben hatte das Volk von Paris den König verjagt, die Republik erneuert und ähnliche Wünsche in Deutschland gestärkt, wo denn die Regierungen rasch ihre reaktionären Minister entlassen und liberalere ernannt hatten. Zu spät: am 18. ging das Volk in Berlin auf die Straße und stieß mit dem Militär zusammen, bis der König ohne Nötigung, aus Feigheit mehr als aus Mitgefühl, seinen Offizieren den Rückzug anbefahl. Bismarck eilt nach Schönhausen.

In dieser Stunde sieht er seine ganze Existenz bedroht, denn wen werden diese aufgeregten Massen rascher entzünden und vielleicht köpfen als einen der Wortführer der Reaktion? Zugleich mit dem Gedanken an sein Erbe und Eigentum, das er als Gatte und nächstens als Vater aus den natürlichsten Instinkten hüten muß, ist sein Stolz erregt, sein Mut herausgefordert, denn daß es losgehen soll und nun gar gegen die Roten, das eben ist ihm recht. So wird er von Natur und Interesse dazu gedrängt, nichts als die Frage der Gewalt aufzuwerfen, und greift sofort zu handfesten Mitteln. Als am nächsten Morgen Beauftragte aus der Stadt in Schönhausen erscheinen und von den Bauern das Aufziehen der schwarz-rot-goldenen Fahne fordern, ruft sie ihr Gutsherr zum Widerstande auf und heißt sie die Städter vertreiben, „was unter eifriger Beteiligung der Weiber besorgt wurde“. Dann läßt er eine weiße Fahne mit schwarzem Kreuz auf dem Kirchturm aufziehen, sammelt Waffen, findet im Hause 20, im Dorfe an die 50 Jagdgewehre, und läßt durch reitende Boten Pulver aus der Stadt holen.

Darauf packt er seine furchtlose Frau in den Wagen, besucht mit ihr die Dörfer in der Runde, findet die meisten Leute bereit, mit ihm nach Berlin zu ziehen, um den König zu befreien, der für gefangen gilt, und als sein liberaler Nachbar ihm droht, dagegen zu agitieren, erklärt

er ihm, nach seinem eignen Berichte: „Dann schieße ich Sie nieder.“

– Das werden Sie nicht tun! –

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, Sie wissen, daß ich das halte. Also lassen Sie das!“

Nach dieser ritterromantischen Ouverture wird er wieder Politiker, fährt allein nach der Hauptstadt, jedoch zuerst nach Potsdam, erfährt von befreundeten Generalen, was geschehen ist, sie verlangen von ihm Kartoffeln und Korn für ihre Soldaten, nicht aber Bauern, die sie nicht brauchen, und sind im übrigen wütend, weil ihnen der König verboten hat, Berlin zu nehmen. Sofort gibt Bismarck den König auf, wird selbst aktiv und sucht den Befehl zum Handeln vom Prinzen Wilhelm von Preußen zu erwirken. Man weist ihn an die Prinzessin.

Augusta war vier Jahre älter als Bismarck und damals schon an die zwanzig Jahre vermählt, d. h. wartend. Je stärker sich die Verrücktheit des Königs hervortat, um so lebhafter durfte sie hoffen, mit ihrem Gatten dem kinderlosen Schwager endlich zu folgen. Nun sah sie mit einem Schlage die Rechnung ihres Lebens zerrissen, beide Brüder schienen in diesen Tagen um die Macht zu kommen, Wilhelm ließ sich auf der Pfaueninsel verstecken und nicht einmal die Treusten seinen Unterschlupf wissen. Da mögen der schönen und herrschsüchtigen Frau aus ihrer Weimarer Bildung antike Königinnen eingefallen sein, denn sie wagt auf ihren Kopf ein kühnes Spiel: ihrem Sohne will sie die Nachfolge sichern und verhandelt darüber mit dem altliberalen Führer Vincke. In diesen Plänen wird ihr gemeldet, der neue royalistische Führer sei da. Soll man ihn im Salon empfangen, wo alle Wände Ohren haben?

„Sie empfang mich in einem Dienerzimmer im Entresol, auf einem fichtenen Stuhle sitzend, verweigerte die erbetene Auskunft (wo ihr Gatte sei), und erklärte in lebhafter Er-

regung, daß es ihre Pflicht sei, die Rechte ihres Sohnes zu wahren. Was sie sagte, beruhte auf der Voraussetzung, daß der König und ihr Gemahl sich nicht halten könnten, und ließ auf den Gedanken schließen, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft zu führen.“

Da steht der königstreue Junker, unruhig, den verschwundenen Prinzen und in ihm endlich einen Mann zu finden, der Mut und Befehl zum Widerstande aufbringt, und vor ihm sitzt in einem Dienerzimmer auf einem Holzstuhl dessen Frau, die Gatten und König längst aufgegeben, nur noch das Ziel hat, die Krone sich und ihrem Sohne zu retten, und diesen Versuch des Hochverrates einem ziemlich fremden Abgeordneten eröffnet, der grade das Gegenteil will. Was er ihr jetzt antwortet, ist im Wortlaut unbekannt, doch kann man es aus der Entgegnung schließen, in der er kurz darauf Herrn von Vincke abwies, der „im Namen seiner Parteigenossen und angeblich in höherem Auftrage meine Mitwirkung für den Plan in Anspruch nahm, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen, mit Übergehung, aber im angeblichen Einverständniß des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Ich .. erklärte, daß ich einen Antrag des Inhalts mit dem Antrage auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrates beantworten würde .. Vincke gab seinen Versuch .. schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch mich vertreten ansah, werde der König nicht zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlung fand bei mir im Hôtel des Princes parterre rechts, statt und enthielt beiderseits mehr, als sich niederschreiben läßt.“

Der letzte Satz, fast 40 Jahre nach dem Ereignis geschrieben, verrät beiderseits mehr, als der Greis niederschreibt, und er weiß recht gut, warum er schließt: „Ich habe dem Kaiser Wilhelm diese Erlebnisse verschwiegen,

auch in Zeiten . . wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.“ Nie hat Augusta später diesem Joseph seine politische Keuschheit verziehen.

Hier ist die erste und zugleich eine der stärksten Szenen, in denen Bismarck ohne jedes Interesse nur aus Gefühl für seinen König kämpft, und dies in dem Augenblick, wo er ihn am stärksten verachtet. Diese Gefühle, gemischt aus Mut und Haß gegen die Menge, der man nicht weichen darf, aus Stolz des Ritters und langererbter Haltung, aus einer sogar etwas romantischen Vorstellung des Paladins, überschwemmen in solch kritischen Momenten zuweilen die Kälte seines Verstandes; denn rein sachlich hatte Vincke recht, seine Anregung eine „politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel“ zu nennen. Und wenn ein ehrgeiziger Mann die Verpflichtungen erwog, die die Prinzessin für Unterstützung ihres Wunsches in Zukunft einging, so tat er klüger, in den Tagen der Revolte mit den Jüngeren, Unbelasteten zu gehen.

Nach seiner Darstellung hat Bismarck damals das Schicksal der Familie in Händen gehalten: wenn selbst die Konservativen für Abdankung waren, so mußte der Zuspruch seiner kleinen Partei den ohnehin verängstigten König entwaffnen; der überwiegend liberale Landtag hätte die Lösung zweifellos begrüßt, Wilhelm wäre niemals der Erste geworden, Friedrich wäre mit 18 statt mit 58 Jahren auf den Thron gelangt. Aber Bismarck konnte weder Friedrichs noch seine eigne Entwicklung voraussehen. Seine Haltung in jenem Dienerzimmer des Potsdamer Stadtschlusses, und dann im Hotelzimmer an der Leipziger Straße hat wahrscheinlich sein Leben, sicher Deutschlands Schicksal mitentschieden.

Den König abzusetzen, hat er verweigert; ihn gegenwärtig

mattzusetzen, war sein Bestreben: am selben Tage fordert er vom Prinzen Friedrich Karl, „da Seine Majestät unfrei sei“, die Truppen gegen des Königs Befehl nach Berlin zu führen. Als ihm dies hier und ebenso bei dem General mißlingt, den er direkt zum Ungehorsam aufwiegelt, fährt er nach Berlin, um zum König selber vorzudringen. Hier tritt er keineswegs herausfordernd auf, läßt sich vielmehr den Bart abscheren, setzt einen breiten Hut mit bunter Kokarde auf, macht aber, da er in Hoffnung auf die Audienz Frack trägt, einen so exotischen Eindruck, daß man ihm nachruft: „Det is ooch en Franzos!“ Als aber sein Vetter in eine Büchse für die Barrikadenkämpfer Geld werfen will, sagt er nach seinem Berichte, laut: „Du wirst doch für die Mörder nichts geben und dich vor dem Kuhfuß fürchten!“, denn in dem Bürgerposten hat er einen befreundeten Richter erkannt, der sich gleich umdreht, nun auch ihn ohne Bart erkennt und ruft: „I Jotte doch, Bismarck! Wie sehn Sie aus! Schöne Schweinerei hier!“

Am Schloßtor abgewiesen, schreibt er dem König auf schlechtem Papier einen Brief, behauptet, ohne nähere Kenntnisse, nur um ihn zu ermutigen, auf dem Lande sei nirgends in Preußen Revolution, er sei Herr, sobald er die Hauptstadt verlasse.

Alles vergeblich! Zurück nach Sachsen, den dort kommandierenden General in Verbindung mit den Potsdamern zu bringen. Aber in Magdeburg rät man ihm, schleunigst abzureisen: man müßte ihn sonst als Hochverräter verhaften. Nun muß er in Schönhausen abwiegeln und sich damit begnügen, mit einer wunderlichen Art von Bauern-Deputation nach Potsdam zurückzureisen, die mit den Generalen selber sprechen sollen. Dann hört er den König in Potsdam zu seinen Gardeoffizieren sagen: „Ich bin niemals freier und sicherer gewesen als unter den Schutze meiner Bürger.“ – „Da erhob sich ein Murren und Aufstoßen von

Säbelscheiden, wie es ein König von Preußen inmitten seiner Offiziere nie gehört haben wird und hoffentlich nicht wieder hören wird. Mit verwundetem Gefühl reiste ich nach Schönhäusen zurück.“

So endet in Groll und Enttäuschung Bismarcks Gegenrevolution. Eine Woche später, als das neue liberale Kabinett das Wahlgesetz dem Parlamente vorlegt, das sich der Märzaufruf erzwungen hatte, setzt er mit Mühe durch, daß aus der Dankadresse der Ruhm der Barrikadenkämpfer gestrichen wird; er scheint beruhigt. Die deutsche Frage wird in der neuen Thronrede wieder angeschnitten, hier erklärt der König, Preußen müsse künftig in Deutschland aufgehen. Bismarck verurteilt diesen Gedanken, aber das Programm ist noch nicht akut. Als nun die Adresse votiert werden soll, tritt er unerwartet auf die Tribüne – und jetzt bricht plötzlich Wut und Trauer auf elementare, gar nicht politische Weise durch, es scheint, er weiß nicht mehr, wo er spricht, es ist wie ein gestammelter Monolog:

Er stimme für das Programm des Königs, fängt er an, „was mich aber veranlaßt, gegen die Adresse zu stimmen, sind die Äußerungen von Freude und Dank für das, was in den letzten Tagen geschehen ist. Die Vergangenheit ist begraben, und ich bedaure es schmerzlicher als viele von Ihnen, daß keine menschliche Macht imstande ist, sie wieder zu erwecken, nachdem die Krone selbst die Erde auf ihren Sarg geworfen hat .. Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege .. ein einiges deutsches Vaterland .. zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann. Jetzt aber ist es mir nicht möglich ..“ An dieser Stelle wird er von einem Weinkrampf befallen, kann nicht weiterreden, und verläßt mitten im Satz die Tribüne.

So stürzt das verwundete Gefühl des Mannes in einem Augenblick hervor, wo ihm alles verloren und verraten

scheint, sich selbst stellt er mit einer überwundenen Idee, er stellt sogar den König in der Stunde bloß, wo er mit seinem Volke Frieden geschlossen hat, und mit der Skepsis des Besiegten, zugleich mit der Voraussicht des politischen Genies fühlt er schon heute, daß man nicht so und nicht jetzt Deutschland einigen kann, spricht voller Zweifel am Gelingen dem Urheber der neuen Ordnung für die Zukunft einen rhetorischen Dank aus und trifft ganz unbefangen mit diesem Dank sich selber. Aber im gleichen Moment, als ob sich seine Hellsichtigkeit rächen und sein Blick ins Dunkle nicht weiter vordringen dürfte, strömt alle Leidenschaft und Bitternis dieser Tage aus dem Herzen empor in die Augen, und vom Weinen geschüttelt muß er seine Rede dort unterbrechen, wo ihn sein eigener Stern bestrahlt.

XII

Schon nach zwei Monaten darf Prinz Wilhelm es wagen, aus England zurückzukehren, wohin er geflohen war. Auf der Durchreise durch Sachsen erwartet ihn Bismarck auf einer kleinen Station, bleibt aber vorsichtig in der hintersten Reihe; der Prinz, dem seine Gattin von Bismarcks Besuch nur seine, nicht ihre Absichten erzählt hat, erkennt ihn jetzt, bahnt sich einen Weg zu ihm, reicht ihm die Hand und sagt: „Ich weiß, daß Sie für mich tätig gewesen sind, und werde Ihnen das nie vergessen!“ So führt ein wunderbar logisches Mißverständnis zum ersten herzlichen Händedruck zwischen den beiden Männern, die, durch die Ränke der Prinzessin beinah getrennt, sich später weltgeschichtlich verbinden sollen.

Nach Babelsberg eingeladen, erzählt Bismarck dem Prinzen vom Groll der in den Märztagen abziehenden Truppen, und trommelt auf seinem Soldatenherzen erbarmungslos herum, indem er ihm ein Gedicht aus jenen Tagen vorliest, also endend:

„Da schnitt ein Ruf ins treue Herz hinein:
Ihr sollt nicht Preußen mehr, sollt Deutsche sein!
Schwarz, Rot und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
der schwarze Adler sinkt herab entweiht:
hier endet, Zollern, deines Ruhms Geschichte,
hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
nach dem gefallenem Sterne.
Was du hier tatest, Fürst, wird dich gereun,
so treu wird keiner wie die Preußen sein!“

Darauf bricht der Prinz in so heftige Tränen aus, wie Bismarck es nur einmal später noch an ihm gesehen. In dieser Form der Ergriffenheit bei zwei persönlich mutigen Männern scheint sich eine Verwandtschaft anzuzeigen, die zwar nicht ihren Naturen, aber ihrer Haltung in gewissen Augenblicken eigentümlich war. Wilhelm war damals über Fünfzig, hatte ein uninteressantes, aber bequemes Leben hinter sich und bis auf dunkle Jugend- und entsagende Liebestage wohl niemals Widerstand im Leben gefunden. Jetzt aber, nach überwundener Gefahr von Höflingen getäuscht, erkannte er aus Bismarcks Bericht die erste volle Wahrheit, die dieser grade ihm in Form eines Soldatenliedes zu suggerieren wußte.

Ebenso heftig und kühn tritt der Junker, und zwar in denselben Julitagen, dem König entgegen. In Groll und Wallung, sucht er den Hof nicht mehr, er meidet ihn und läßt dem König, der ihn durch einen Leibjäger aus seinem Gasthof bestellt, gradezu sagen, er müsse zu seiner leidenden Frau aufs Land, und dies sogleich. Das ist dem König neu, sogleich schickt er einen Flügel-Adjutanten, lädt ihn zu Tische, stellt einen Jäger zur Nachricht an seine Frau zur Verfügung, zwingt ihn zu kommen. Nach Tische tritt er mit ihm auf die Terrasse von Sanssouci, freundlich fragend: – Wie geht es bei Ihnen?

„Schlecht, Majestät.“

– Ich denke, die Stimmung ist gut bei Ihnen?

„Die Stimmung war sehr gut, aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingeimpft worden, ist sie schlecht geworden. Das Vertrauen zum Beistand des Königs fehlt.“

In diesem Augenblick tritt, wie Bismarck erzählt, die Königin aus dem Gebüsch hervor: – Wie können Sie so zum König sprechen?

– Laß mich nur, Elise, ich werde schon mit ihm fertig werden. Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?

„Die Räumung Berlins.“

– Die habe ich nicht gewollt.

Worauf die Königin, die noch in Hörweite geblieben:

– Daran ist der König ganz unschuldig, er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen.

„Ein König muß schlafen können.“

– Man ist immer klüger, wenn man vom Rathause kommt . . Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten. Dazu bedarf es des Beistandes und tätiger Hingebung, nicht der Kritik. – Durch diesen Ton fühlt sich der Gast plötzlich „vollständig entwaffnet und gewonnen“.

So ist Bismarcks erstes politisches Gespräch mit einem König von Preußen verlaufen. Sachlich war seine Stellung leicht, denn er frondierte als Royalist gegen den König; formell war sie schwer, denn er trat mit Vorwürfen in dies Schloß; da man ihn mit überlegener Nachsicht behandelt, wird er gefangen. Mit einer Art väterlichen Wohlwollens läßt sich der König so viel Kritik gefallen; als aber Gerlach bald darauf diesen Abgeordneten Bismarck zum Minister vorschlägt, schreibt Friedrich Wilhelm daneben: „Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.“ Dieses politisch falsche Urteil ist doch für diese erste Epoche psycho-

logisch richtig: denn seinen Stand mit allen Mitteln zu verteidigen, scheint Bismarck allerdings entschlossen.

Als die Regierung, wie dies in andern Ländern längst geschehn, die Steuerfreiheit der Rittergüter aufheben will, schreibt er in ungeheurer Übertreibung privatim dem Könige: „Diese Konfiskation . . trifft den Landbesitz mit einer Willkür, wie nur Eroberer und Gewaltsherrscher sie bisher übten. Rechtlose Gewalttaten . . gegen eine jetzt wehrlose, aber dem Thron seit Jahrhunderten treue Klasse der Untertanen . . Daß wir mit der großen Mehrzahl des preußischen Volkes Eure Majestät vor Gott und vor der Nachwelt verantwortlich halten werden, wenn wir den Namen des Königs, dessen Vater der Gerechte hieß, unter Gesetzen erblicken müssen, die ein Verlassen des Pfades bekunden würden, auf welchem die Könige Preußens den hundertjährigen Ruhm fleckenloser Gerechtigkeit erwarben und die Mühle von Sanssouci zu einem welthistorischen Denkmal machten.“ So drohend wagt er in voller Verblendung seinem Herrn gegenüberzutreten, dessen Vater keineswegs der Gerechte hieß.

Zugleich schreibt er Artikel für die Bauern gegen die Revolution, sucht Zeitungen und Zuschriften zu widerlegen, wird Mitbegründer der neuen agrarischen Partei und ihrer „Kreuzzeitung“, für die er in den nächsten Jahren vieles schreibt, versucht alles, um in die Berliner Nationalversammlung gewählt zu werden, ist aber, als er dies nicht erreicht, stark „an den Hof- und Kammerintrigen“ beteiligt, die im November vom Staatsstreich bis zur gewaltsamen Auflösung der Versammlung führen. Bevor diese entschieden ist, bringt er sich selbst in Sicherheit, denn, so schreibt er sophistisch an die Frau, „ich habe keine Veranlassung, die Sache hier abzuwarten, und Gott damit zu versuchen, daß er mich in Gefahren schütze, die ich keinen Beruf habe, aufzusuchen . . Geht die Sache aber los, so möchte ich doch noch in der Nähe des Königs bleiben; dort kannst

du aber (ich sage mit einem Seitenblick: leider) mit Sicherheit annehmen, daß keine Gefahr sein wird.“

Mit allen Mitteln wirkt er darauf für seine Wiederwahl und sucht sie in zwei Kreisen zu sichern, ja er demütigt sich so weit, sich selber zu empfehlen: sollte, schreibt er an Bodelschwingh, dieser infolge einer Doppelwahl auf den Kreis Teltow verzichten müssen, so möge er die Wahlmänner auf den Professor Stahl als Ersatzmann „oder wenn dessen scharf ausgeprägte kirchliche Richtung an einer oder der andern Stelle Anstoß erregen sollte, eventuell auf mich selbst geneigtest lenken zu wollen. Ich habe vollen Grund, anzunehmen, daß Euer Exzellenz Empfehlung in solchem Fall entscheidend wirken würde . . Ich selbst bewerbe mich einstweilen im Brandenburger Havellande, aber ohne sonderliche Hoffnung auf Erfolg . . Gehorsamster Diener von Bismarck.“

So leidenschaftlich ist er hinter dem Mandate her und hat sich doch nie übler befunden als in diesen Februarwochen 49, wo er den Coriolan von Brandenburg spielen mußte, um diesmal durchzukommen: demselben Volk, das er so sehr verachtet, soll er nun schmeicheln. Da steigert sich der Wunsch, dies ganze Getriebe zu fliehen, da widerstreben Nerven, Erziehung, Geschmack: „Heute muß ich nun noch Wahlmänner kennen lernen, Boten sind wieder haufenweise nach allen Richtungen abgegangen, und zwei patriotische Redner fahren nach Werder . . Es geht wie im Hauptquartier, Boten und Briefe alle Viertelstunde . . Vielen Dank für Deinen Brief, den ich gestern inmitten von Qualm und Lärm unter 400 Menschen erhielt . . Ich las ihn unter einer stinkenden Lampe. ‚Wenn aus dem schrecklichen Gewühle ein süßbekannter Ton mich zog,‘ so war ich auf einen Augenblick dem wüsten Treiben entrückt. . Es wird doch eine schwere Sache sein, wenn ich gewählt werden sollte, dies Leben ohne Ruhe im Herzen . . Jetzt sind die Wahlmänner beim

Wählen. Ich habe die Sache Gott ganz ergeben und erwarte den Ausgang ebenso ruhig, als ich bisher durch alles Wühlen in fieberhafte Aufregung geraten war.“

Kaum ist er gewählt, so zieht er sich schleunigst von den bisher Umworbenen zurück. „Ich habe mich oft innerlich selbst verhöhnt und amüsiert, schreibt er dem Bruder, wenn ich in den acht Tagen . . die verschiedenen ‚Tiefenbacher‘ durch persönliche Liebenswürdigkeit zu gewinnen suchte . . Nach der Wahl war ein Diner von 400 Personen, Nun danket alle Gott, Heil Dir im usw., Preußenlied, und am andern Tage hatte ich einen leichten Kopfschmerz und alle Muskeln der rechten Hand taten weh von dem vielen Händedrücken. Am dritten Tage wurden meinen Freunden die Fenster eingeworfen und einige mißhandelt, während ich schon ruhig bei Johanna saß.“ Aus diesen pseudo-wallensteinschen Glossen bricht die Verachtung des Junkers hervor, der sich im Aufstieg zur Macht nun einmal des Volkes bedienen muß. Derselbe Mann, der als Grundherr jeden Streit mit seinen Bauern zu meiden sucht, spottet als Politiker der misera plebs und bedient sich ihrer nur zum Stimmen und zur Gegenrevolution.

Junkergefühle sind es auch, die um diese Zeit seine Stellung zwischen Preußen und Deutschland entscheiden: sie sind total gegen Deutschland. „Was scheren mich die kleinen Staaten, ruft er dem Freunde Keudell zu, mein ganzes Streben geht nur auf Sicherung und Erhöhung der preußischen Macht!“ Und als man ihn in der Kammer den Verlorenen Sohn des Deutschen Vaterlandes nennt, erwidert er:

„Mein Vaterhaus ist Preußen, und ich habe mein Vaterhaus noch nicht verlassen und werde es nicht verlassen!“ Ja, dies Preußentum ist jetzt sogar noch stärker als sein Königsgefühl, denn grade der König war es ja, der, wenn auch schwankend, eben das Aufgehen Preußens in Deutschland verkündet hatte. Noch stärker als vom preu-

bischen wird er vom konservativen Empfinden gegen die Einigung Deutschlands bestimmt, denn es ist ja die Revolution, die den Gedanken im Volke wieder erweckte, und während in Frankfurt die Stämme von unten her das Kaiserreich der Deutschen aufbauen wollen, stört die verewigte Eifersucht und zerstört der volksfeindliche Geist der Dynastien von oben her das Werk: die kleinen Fürsten bekämpfen Preußens Vormacht, der Preußenkönig bekämpft die Vormacht des Frankfurter Parlamentes.

Vierzig Jahre später wird sich Bismarck, nach bedeutamen Transfigurationen in seinen Memoiren des Zusammenhanges erinnern, wenn der Greis schreibt: „Ich glaube, daß mit fester und kluger Ausnutzung des Sieges (vom 19. 3. 48), des einzigen, der damals . . in Europa gegen Aufstände erfochten war, die deutsche Einheit in strengerer Form zu erreichen war, als zur Zeit meiner Beteiligung an der Regierung schließlich geschehen ist. Ob das nützlicher und dauerhafter gewesen wäre, lasse ich dahingestellt sein . . Eine auf dem Straßenpflaster erkämpfte Errungenschaft wäre von andrer Art und von minderer Tragweite gewesen, als die später auf dem Schlachtfeld gewonnene . . Es ist fraglich, ob auf dem kürzeren und rascheren Wege des Märzsieges von 1848 die Wirkung der geschichtlichen Ereignisse auf die Deutschen dieselbe gewesen sein würde, wie die heut vorhandene, die den Eindruck macht, daß die Dynastien, und grade die früher hervorragend partikularistischen, reichsfreundlicher sind als die Fraktionen und Parteien.“

Ergriffen steht der Nachkomme vor solchen Abwägungen, ein Menschenalter nach jener großen epilogischen Rechenschaft des Alten: in strengeren Formen, rascher und ohne Kriege, so sagt er selber, war also zu erreichen, was er in langen Waffengängen errang. Das Straßenpflaster hat ihn scheu gemacht, er zieht das Schlachtfeld vor, und es scheint, daß er die hundert oder zweihundert Toten der

Märztage mit den Hunderttausenden der drei Kriege nicht vergleicht. Daß sich die deutsche Einheit über den dynastischen Umweg hinaus erhalten würde, die große Probe auf dies Exempel hat er nicht erlebt, aber entschieden bestritten, daß sie möglich wäre; er hat nicht mehr gesehen, wie diese reichsfreundlichen Dynastien, die er im einzelnen verspottet hat, im Augenblicke höchster Gefahr aus dem Reiche geflohen sind und den Fraktionen und Parteien die Aufgabe überlassen haben, es zu retten.

Für jetzt geht er ganz mit den Stimmungen seines Königs, soweit man sie kennt; denn am 2. April glaubte die Frankfurter Deputation und selbst der Minister-Präsident Graf Brandenburg, der König werde morgen die ihm angebotene Kaiserkrone annehmen; andern Tages lehnte der unberechenbare König in selbstverfaßter Rede die Krone so unbestimmt ab, daß abends Prinz Wilhelm, mit Simson, dem enttäuschten Führer der Frankfurter, noch streiten konnte, ob sein Bruder abgelehnt habe. Überrascht waren aber auch die Junker, die noch gestern im Landtage die Adresse an den König unterschrieben hatten: „Es ist das Vertrauen der Vertreter des Deutschen Volkes, welches E. M. zu der glorreichen Aufgabe beruft, das erste Oberhaupt des wiedererstandenen Deutschlands zu sein . . Wir legen ehrfurchtsvoll die dringende Bitte an E. M. königliches Herz, sich dem Rufe der Deutschen Nationalversammlung nicht entziehen . . zu wollen.“

Diese Adresse ist – wie nur Wenige zu wissen scheinen und alle Biographen verschweigen – u. a. vom Abgeordneten v. Bismarck-Schönhausen, seinen Verwandten Kleist und Arnim und zwei adligen Ministern unterschrieben worden. (Stenogr. Bericht, S. 355/57.) So hat Bismarck die verhaßte Paulskirche als die Stimme des deutschen Volkes anerkannt und seinem König Annahme dieser Krone aus dem Straßenpflaster angeraten, nur weil er glaubte, der König wollte sie haben. Seine Unterschrift stammt vom

2. April 49; am 2. April 48 hatte er jene ergreifende Rede gegen den König gehalten, der ihm zu volksfreundlich gewesen, und sie vor Schluchzen nicht beenden können. So loyal war der beginnende Diplomat in einem Jahre geworden.

Kaum aber hatte der König zum Staunen aller abgelehnt, so fiel dem Junkertum der Stein vom Herzen, und schon am 21. rief Bismarck von der Tribüne: „Die rechtlosen Beschlüsse, mit welchen die Nationalversammlung in Frankfurt ihren Oktroyierungsgelüsten Nachdruck zu geben versuchte (Unterbrechung, Glocke des Präsidenten), kann ich für uns als vorhanden nicht anerkennen“, nannte den ganzen Handel eine „konstituierte Anarchie, welche von Frankfurt aus dargeboten wird“ und lehnt ab, „den Frankfurter Souveränitätsgelüsten die Stütze unserer Zustimmung zu leihen“.

Dann kommt er auf den Parallelismus zu sprechen: „Ich kann mir nicht denken, daß in Preußen und Deutschland zwei Verfassungen . . nebeneinander bestehen können; namentlich da bisher das deutsche Volk des engeren Bundes (ohne Österreich) sehr wenig andere Leute außer den preußischen Untertanen in sich begreifen wird“, und schließt: „Die deutsche Einheit will ein jeder . . Mit dieser Verfassung aber will ich sie nicht . . Im schlimmsten Falle will ich . . lieber, daß Preußen Preußen bleibt . . Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden: ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde.“

So führt Bismarck im Jahre 49 das geeinigte Deutschland mit Bedenken ad absurdum, die er 20 Jahre später alle annulliert. Als aber Radowitz Minister wird, den König zum kleineren Deutschland überredet und seine Pläne in großer Darstellung entwickelt, da berichtet Bismarck in der Kreuzzeitung anonym voll Spott über Radowitzens „bravo-

schwängere Stimme.. Unter donnerndem Applaus kehrte die grabesruhige Erscheinung des Ministers zu dem Ministerplatze zurück, und Herr von Beckerath drückte ihr die Hand, im Namen Deutschlands.“

Der Abgeordnete Bismarck will in Berlin und Erfurt, wo Radowitz die sogenannte Unionsverfassung beraten läßt, weder Deutschland noch sonst etwas Positives: er will nur Abwehr gegen die Revolution. Öffentlich spricht er dem Landtag das Recht ab, Steuern zu verweigern, eifert gegen Vergleiche mit England und Frankreich, die ihre Krone aus den blutigen Händen der Revolution empfangen hätten, gegen Gewerbefreiheit, Zivilehe, besonders gegen die großen Städte, die Brutnester der Demokratie: „Ich finde dort das wahre preußische Volk nicht. Letzteres wird vielmehr, wenn die großen Städte sich wieder einmal erheben sollten, sie zum Gehorsam zu bringen wissen, und sollte es sie vom Erdboden tilgen!“ Sein Auftreten ist dermaßen revolutionär, daß er in Erfurt mit dem radikalen Führer Karl Vogt verglichen wird.

Privatim verspottet er die Kammer, in die er doch mit solchem Eifer gestrebt hat, als einen Saal, wo „350 Leute über unser Vaterland beschließen, von denen kaum 50 wissen, was sie tun, und unter diesen wiederum wenigstens 30 ehrgeizige und gewissenlose Schurken oder von Eitelkeit ausgehöhlte Komödianten.“ Daß in Süddeutschland größere Aufstände ausbleiben, bedauert er und sagt zu Lerchenfeld: „Gott gebe, daß auch Ihre Armee, wo sie unsicher ist, abfällt: dann wird der Kampf groß, aber er wird ein entscheidender werden, wenn das Geschwür heilt.. Wir reißen Ihre und unsere Sache durch, je toller, desto besser!“ So tief besitzt unchristlicher Haß diese Seele, daß er seiner Frau nach dem Besuch der Freiheitsgräber im Friedrichshain ein Jahr nach den Märztagen schreibt, er könne „nicht einmal den Toten vergeben.. wo jede Inschrift auf

den Kreuzen von Freiheit und Recht prahlt, ein Hohn für Gott und Menschen!“

Nur aus Haß gegen die Revolte, die auch den Adel abschaffen will, führt er jetzt erst das „von“ vor seinen Namen ein, das er bisher in Unterschriften wegließ, und sagt zu einem Liberalen: „Ich bin ein Junker und will auch Vorteile davon haben!“ In den Sitzungen der Kommissionen setzt er sich aber gern zu seinen Gegnern, „denn drüben bei meinen Freunden ist es sehr langweilig, hier amüsiere ich mich besser.“ In einer Rede verteidigt er dann die Verdienste des Adels in Preußen mit einer Kenntniss und Mäßigung, die die Wirkung steigert. Da geht er die Schlachtfelder durch, auf denen der preußische Adel kämpfte und fiel, und räumt gleich ein: „Es ist wahr, der preußische Adel hat sein Jena gehabt . . . aber wenn ich im großen und ganzen auf seine Geschichte zurückblicke, so glaube ich, findet sich kein gerechter Anlaß zu Angriffen, wie sie hier in den letzten Tagen gehört worden sind.“ Dann aber stellt er den Adel gegen die Könige, geht seine Geschichte in Venedig, Genua, Holland durch, und führt die gegenwärtige Haltlosigkeit in den meisten Staaten Europas auf die Zeit zurück, wo die überwiegende Fürstengewalt den unabhängigen Adel unterdrückte, eine Richtung, welche sich in Preußen in dem Ausspruch Friedrich Wilhelms des Ersten verkörperte: „Ich stabilisiere die Souveränität comme un rocher de bronze“.

So knüpft Bismarck an die Tradition seiner eignen frondierenden Väter an und fordert zur Überraschung seiner stumpferen Parteifreunde die Königsgewalt heraus: mehr Lehnsman als erwählter Abgeordneter.

So dicht wohnen Standesgefühl und Politik in ihm beisammen, und als nach dieser Rede der Kladderadatsch fragt: „Wo kommandierte doch im Jahre 1813 ein gewisser Herr von Bismarck?“ antwortet er sofort mit einer Forderung: was ihn betrifft, so will er nur mit Mitteln der Presse ant-

worten; von seinen Vorfahren aber wären vier (allerdings nicht der Vater) damals als Offiziere dabei gewesen. „Was aber Kränkungen meiner Familie anbelangt, so nehme ich bis zum Beweise des Gegenteils an, daß Euer Hochwohlgeboren Denkungsweise von meiner eignen nicht so weit abweicht, daß . . ich in bezug auf dergleichen von Ihnen diejenige Genugtuung erwartete, welche nach meiner Ansicht ein Gentleman dem andern unter Umständen nicht verweigern kann.“

Zuweilen treten die beiden Prinzipien, Gewaltsamkeit und Christentum, gegeneinander auf, ein Kampf, den nur die Familie anregt; als seine Schwiegermutter, hochgebildet, sehr selbständig und darum oft mit ihm debattierend, für die Freiheitskämpfer in Ungarn und gegen ihren blutigen Unterdrücker Haynau Partei nimmt, schreibt er ihr, der sonst nur an Geburtstagen Briefe zugehen, voller Erregung:

„Du hast soviel Mitgefühl für die etwaige Familie Bathyanys; hast du denn keines für die vielen Tausende unschuldiger Leute, deren Frauen und Kinder durch den wahn sinnigen Ehrgeiz oder die Selbstüberhebung dieser Rebellen, mit der sie, wie Karl Moor, die Welt auf ihre Weise beglücken wollen, zu Witwen und Waisen geworden sind, Kann die Hinrichtung eines Menschen auch nur irdischer Gerechtigkeit genugthun für die eingeäscherten Städte, die verwüsteten Provinzen, die gemordete Bevölkerung, deren Blut dem Kaiser von Östreich zuruft, daß ihm Gott das Schwert der Obrigkeit verliehen hat? Das weichliche Mitleid mit dem Leibe des Verbrechers trägt die größte Blutschuld der letzten sechzig Jahre. Du fürchtest, daß die österreichische Regierung den Demokraten den Weg weise; wie kann man aber eine rechtmäßige Obrigkeit und eine hochverräterische Partei auf gleiche Linie stellen! Jene ist den Untertanen, die Gott ihr anvertraut hat, den Schutz ihres Schwertes gegen Übeltäter schuldig, die Rebellen aber bleiben Mörder und

Lügner, wenn sie jenes Schwert durch Gewalt an sich reißen sollten, sie können töten, aber nicht richten . . , Weltliche Obrigkeiten sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen, – sagt der alte Luther ausdrücklich . . Verzeih, daß ich Dir so lange hierüber schreibe, aber ich fühlte mich persönlich dadurch berührt, denn sollte ich jemals berufen sein, obrigkeitliche Gewalt zu üben, so möchte ich nicht, daß Johanna mich mit den Augen betrachtet, wie Du Haynau . . Lebe recht wohl, Dein treuer Sohn von Bismarck.“

Dieser Brief hat für ihn den inneren Wert einer ministeriellen Note. Jetzt, wo er anfängt, seine Zukunft zu erkennen, zum mindesten sie anstrebt, muß er sein ohnehin weiches und durch die christliche Einwirkung um eine Brustwehr gebrachtes Gemüt von vornherein vor Mitleid sichern. Wo droht es gefährlicher als von der Frau, die er liebt, und die zwar ihm, doch auch noch der Mutter angehört, mit der sie lange Monate inmitten eines gefühlvollen Landadels verbringt, der weder Liberale noch Diktatoren liebt. Eine Warnung grollt aus diesen Zeilen, im voraus will er sich vor Kämpfen draußen im Innern sichern. Dieser Kämpfer verschanzt sein Lager, bevor er es bezieht.

XIII

Bismarck ist Parlamentarier geworden, zwischen 33 und 36 wird er von diesem Metier ganz erfüllt, und staunt man das Tempo an, in dem er es treibt, so muß man sich die Verve vorstellen, mit der sein riesiger Wille ein versäumtes Jahrzehnt zu überspringen strebt. Leise beginnt die Frau und das Gut im Hintergrunde zu verschwimmen. Der Furor ist in ihn gefahren, verbündet sich dem eingebornen Ehrgeiz und sucht nach Taten. Jetzt ist der Mann gesund, ißt und trinkt in ungeheuren Quantitäten. „Ich schließe, denn ich habe eben

so heißhungrig zu Abend gegessen, . . daß ich nicht mehr grade sitzen kann.“ Oder „die Wurst haben wir ohne Brot beim Schlafengehn in drei Malen mit dem Jagdmesser verzehrt, das dünne Ende war nicht so gut wie das dicke, der Totaleindruck aber durchaus günstig“. – „Feigen habe ich heute so viel vertilgt, daß ich Rum trinken mußte.“ – „Dann ging ich soupierend in den Stuben spazieren und vertilgte dabei fast die ganze dicke Wurst, die reizend schmeckt, trank eine Steinkruke voll Erfurter Felsenkellerbier und jetzt beim Schreiben verzehre ich das zweite Kistchen mit Marzipan . . Mir geht es sonst gut, nur augenblicklich zu viel Wurst im Magen.“

Alles macht er gewaltsam. Nach „überlangen Spaziergängen“ kommt er todmüde heim, reitet Stunden Galopp mit einem Freunde, schläft immer sehr lange und wütet, wenn man ihn zeitig weckt. Geht er zur Auerhahnjagd, so hat er erst „nachts viel Forellen gegessen und schwaches Bier dazu getrunken“, ist dann von ein bis vier Uhr im Regen gestiegen, mußte dann dreimal anhalten, „mehrmals war ich der Ohnmacht nahe vor Schwäche, legte mich in das triefende Heidekraut und ließ auf mich regnen. Aber ich war fest entschlossen, einen Auerhahn zu sehen, ich sah deren auch mehrere, konnte aber nicht schießen . . Um 5 Uhr war ich wieder unten, . . aß nach 24stündigem Fasten sehr gut und trank zwei Glas Champagner, schlief dann 14 Stunden bis 1 Uhr mittags und befinde mich nun viel wohler als vor der Partie, freue mich auch über die gute Natur, die Gott mir gab, das durchzumachen.“ Er macht noch mehr durch, trainiert sich fürs Reden, indem er eine „anfängliche Scheu überwindet“, spricht, wie der 30jährige Goethe, von größerer Seelenruhe, seit er tätigeren Anteil nähme, fällt aber beim kleinsten Unwohlsein schon ab und kränkt sich nachher maßlos über Fehler in seiner Rede: „Ich hatte meinen bornierten, gedächtnislosen Morgen

durch Erkältung . . Ich vergaß das Beste, aber ich war wie vernagelt“, und ganz allgemein macht er das nervöse Bekenntnis: „Abends bin ich stets aufgeregt in der Einsamkeit, wenn ich nicht müde bin.“

In Berlin führt er sehr ungern ein Junggesellenleben, schimpft das ganze Treiben intrigant und sinnlos und bleibt doch oft länger als er müßte. Sucht er dann für ein paar Wintermonate Wohnung, so macht er der Frau genaue Zeichnungen aller Räume, schreibt, wo sein Schlafsofa, wo das Kinderbett, wo in der punktierten Linie der Lichtschirm aufgestellt werden soll, und daß es ein Drittel der Diäten kostet. „Wenn ich nur erst eine Wohnung hätte. Ich sehne mich recht, Dir die Torheiten der Menschen zu klagen“, und wirklich, wo er wohnt und ißt, das beschäftigt Bismarck in allen Epóchen. „Meine Sachen liegen alle verstreut an der Erde, und ich habe niemand, der sie in die Kommode bringt. Wann werden wir endlich einmal wieder ruhig in dem roten Vorhang schlafen, mein Liebling, und zusammen Tee trinken?“

Die Ehe läuft innig und still, jetzt und noch nach 40 Jahren, die Funken erotischer Abenteuer scheinen erloschen, nicht weil Johanna alle Frauen übertraf, sondern weil er sie zur Frau nahm, als sein Kampf mit den Frauen fertig war, und er zum Streit mit den Männern überging. Anfangs schreiben sie abwechselnd in einen Notizkalender, am Hochzeitstage schreibt er mit ironischem Tone „Verheuratet“; als sie aber einmal notiert, „den ganzen Tag Schelte, zwei Tage Schweigsamkeit“, streicht er es durch und schreibt in einem Dichtereinfall darüber: „Heller Blick!!“ Oder er schreibt ihr: „42 Stunden sind wir erst getrennt, und mir scheint, daß es eine Woche her ist, seit ich Dich zwischen den Kieferbüschen auf dem Berge stehen sah, und mir nachwinken . . daß mir einiges Scheidewasser in den Bart lief. Es war, glaube ich, das erstemal seit den Schulferienzeiten, daß mir ein Abschied

Tränen kostete . . Dieser Rückblick ließ mich Gott recht innig danken dafür, daß ich wieder etwas habe, wovon mir der Abschied schwer wird“.

Als sie die Tochter zur Welt bringt, ist er „froh, daß das Erste eine Tochter ist, aber wenn es auch eine Katze gewesen wäre, so hätte ich doch Gott auf meinen Knien gedankt in dem Augenblick, wo Johanna davon befreit war“. Dann schläft er hinter dem Vorhang im selben Zimmer, da die Frau ihm mehr als der Amme traut. „So wechsle ich, heißt es später, den ganzen Tag wie Schillers Johanniter-Ritter zwischen politischen Kämpfen und Plänen am Schreibtisch und der Wärterschürze am Krankenbett. Ich komme mir sehr nett vor bei dem Vergleich.“

Sind Frau und Kinder krank oder könnten es sein, so verliert er sofort die Nerven, sein ganzes Christentum geht auf nichts anderes als Gott zu bitten, daß alle gesund bleiben und niemand sterben darf. „Seit vier Tagen, mein Liebchen, schreibt er, als das Kind Scharlach hat, schwebe ich in der äußersten Unruhe, wie es nach Deinem letzten Schreiben nicht anders sein kann. Bist Du krank, so könnte doch jemand anders die Barmherzigkeit haben, mir eine Zeile zu schreiben, denn diese Ungewißheit halte ich nicht aus. Es gibt nichts Schreckliches, was ich nicht schon im Geiste durchlebt hätte in diesen Tagen.“ Als das Kind der Amme in Berlin stirbt, schreibt er drei Briefe aufs Land, ob und auf welche Art man es ihr sagen soll, um die Folgen ihrer Erregung für das Kind abzuschwächen.

Aber seine liebevolle Tyrannei nimmt rasch zu. Nachdem er die Frau monatelang allein gelassen, verbietet er ihr, im Elternhause niederzukommen. „Die Entbindung in Rein-feld, das ist die halbe Scheidung. Ich kann und will nicht so lange ohne meine Nanne sein, wir sind so schon oft genug getrennt.“ Auch schreibt er zerstreut „dein niedliches Briefchen“, und sie fragt ängstlich an, ob es ihm nicht zu viel

sei mit ihren Briefen. Schickt sie einen Brief für eine Freundin mit, so bittet er sie, das nächste Mal „prosaisch zu adressieren. Ich habe mit dicken Besenstiel-Zügen quer durch ‚deine Elisabeth‘ eine neue Adresse geschrieben. Liebe sie inwendig sehr und sei auf dem Kuvert kalt und höfisch, so will es der Brauch der Welt.“

Hat er sie anfangs für die Welt erziehen wollen, als seine Rückkehr dahin noch nicht feststand, so verzichtet er jetzt, nachdem sie vollzogen, auf ihre sachliche Teilnahme, schreibt, „den Vater wird das sehr interessieren, Du verstehst es wohl nicht“, monologisiert nur noch in seinen Briefen und mischt Weltpolitik und Häuslichkeit durcheinander: „Wenn das Kind bei der Amme anfangs abzunehmen an Gesundheit, so müßte es jedenfalls so geschehen . . Die Thronrede ist frei von revolutionärer Beimischung; wenn der König dabei bleibt, . . so bleibt natürlich alles beim alten, denn Österreich und andere lassen sich auf die Frankfurterei niemals ein . . Meine Wäsche kann ich nicht zählen, ich muß mich zu viel bücken, sie liegt wie Kraut und Rüben im Mantelsack, verzeih mir, vielleicht tu ich es Sonntag.“ Von einem Brief zum andern heißt es, nun komme er heim, und er kommt doch nicht; als sie ihm aber einmal vorwirft, daß er sich in Gesellschaft amüsiere, während sie einsam bei den Eltern sei, erwidert er mit galanter Spitze: „Soupiere und dinieren muß ich allerdings täglich, aber das tut ihr dort hoffentlich auch.“

Im allgemeinen ist er im Familienleben duldsam; nur wenn es öffentlich wird, lehnen sich Geschmack, Haltung und Standesgefühl auf. Als im dritten Ehejahr Herbert, der ältere Sohn, zur Welt gekommen ist, und alle zusammen reisen sollen, richtet er seinen Ärger in humorigen Zeilen an die Schwester: „Ich sehe mich schon mit den Kindern auf dem Genthiner Perron, dann beide im Wagen ihre Bedürfnisse rücksichtslos und übelriechend befriedigend,

naserümpfende Gesellschaft, Johanna geniert sich, dem Jungen die Brust zu geben, und er brüllt sich blau . . Dann mit beiden Brüllaffen auf den Stettiner Bahnhof . . Ich war gestern so verzweifelt über alle diese Aussichten, daß ich positiv entschlossen war, die ganze Reise aufzugeben . . Johanna hat mich in der Nacht mit dem Jungen auf dem Arm überfallen, und mit allen Künsten, die uns um das Paradies brachten, natürlich erreicht, daß alles beim alten bleibt. Aber ich komme mir vor wie einer, dem furchtbar Unrecht geschieht; im nächsten Jahr muß ich sicher mit drei Wiegen, Ammen, Windeln, Bettstücken reisen . . und wenn man dafür noch Diäten bekäme, aber die Trümmer eines ehemals glänzenden Vermögens mit Säuglingen zu verreisen – ich bin sehr unglücklich!“

Dabei lebt er nun immer sparsam, und hat außer dem Wein keine Liebhaberei. Wer möchte glauben, eine Unterhaltung altadliger Brüder zu hören, wenn Bismarck dem seinigen schreibt: „Der Wollmarkt war hier wie in Stettin . . Die Verkäufer verlieren nach 24 Stunden gleich den Mut. In der alten guten Zeit saß der Vater oft 5 und 8 Tage ruhig auf dem Wollsack. Ich habe am Tage vor dem Markte zu 73 verkauft, 75 hätte ich haben müssen. Du hast meines Erachtens nach 5 Taler zu wohlfeil verkauft.“

Denn Geld ist immer noch knapp, das Fehlen von 70 Talern macht schon Verlegenheit, die Reitpferde werden auch vor den Wagen gespannt. Verpachtet bringt ihm Schönhausen immerhin drei- bis viertausend Taler. „Der Garten hat . . bisher 103 Taler in diesem Jahre gekostet, und 40 bis 50 werden mit Graben und Einernten wohl bis Weihnacht dazukommen, außerdem die Feuerung.“ Dann schreibt er der Frau genau aus der Abrechnung „Öl 8 Taler 8, Zucker, Gewürz und Salz 9 Taler 20“, berechnet, was ihn seine Dienstboten kosten, daß sie zu hoch veranschlagt sind, „denn ein Teil ihrer Unterhaltungskosten steckt eben in

dem Garten-Tagelohn, dessen Produkte sie verzehren.“ Aus Berlin schickt er ihr 22 Pfund Tee, „Du mußt aber das Porto zuschlagen, wenn Du sie weitergibst“, und ist recht glücklich, über Ersparnisse an Diäten.

Kommt er nach Hause, so kommt er sich bereits wie ein Schüler in den Ferien vor. „Ich führe ein bodenlos faules Leben. Rauchen, Lesen, Spaziergehen, Familienvaterspielen, von Politik höre ich nur aus der Kreuzzeitung . . Mir bekommt diese idyllische Einsamkeit sehr wohl; ich liege im Grase, lese Gedichte, höre Musik und warte, daß die Kirschen reif werden.“ Wie ein Städter, mit dem heimlichen Hochmut des geistigen Arbeiters, als hätte er nicht ein Jahrzehnt lang und eben noch ganz auf dem Lande gelebt.

Kommt er aber allein nach Hause, so sind nur die ersten drei Tage so schön, wie er sie sich im Getriebe geträumt hat. Da ist Odin, die große Dogge, deren Vorgänger und Nachfolger ihn nie verlassen; da tut es ihm leid, daß die Frau den türkischen Weizen nicht sehen kann, „drei Fuß höher, als ich mit der Hand langen kann“, und er freut sich am Wachstum der neuen Schonung. Aber schon nach ein paar Tagen, da sie bei ihren Eltern ist und er beim Deich aufpassen soll, fängt erst der Ärger an und dann die Langeweile: die Mamsell muß entlassen werden, trotz Johannes Einspruch, weil sie schmutzig ist, aber für sich selber unglaublich viel waschen läßt, „die Küche sieht ungemein schmierig aus. Außerdem ist sie halb verrückt und brennt Wachslichter, vermutlich von unseren, ich weiß nicht, wo sie liegen und wie viele es waren“ – dann ist gleich wieder alle Ruhe und Zufriedenheit aus, er fühlt sich todunglücklich allein. Bismarck braucht, wenn er nicht produktiv und tätig ist, sofort seine Frau. So kommt es, daß er in drei Oktoberwochen ihr einen kleinen Band Briefe schreibt. Da erneuert sich sein alter Ton, fern hört man die Furcht anschlagen, er könnte noch einmal zu Einsamkeit und stumpfem Leben verurteilt sein:

„Ich bange mich so sehr, daß ich es kaum aushalte hier; ich habe die größte Lust, der Regierung sofort meinen Abschied zu melden, den Deich laufen zu lassen und nach Rein-feld zu fahren. . . Schreibe doch nur recht sehr oft, mag es auch 100 Taler Porto kosten; ich ängstige mich immer, daß Ihr krank seid, heut ist mir so zumute, daß ich gleich zu Fuß nach Pommern laufen möchte, ich sehne mich nach den Kindern, nach Mutsch und Väterchen und vor allem nach Dir, mein Liebling, daß ich gar keine Ruhe habe. Was ist mir Schönhausen ohne Euch hier. Die öde Schlafstube, die leeren Wiegen mit den Bettchen drin, die ganze lautlose, herbstneblige Stille. . . es ist, als ob Ihr alle tot wäret. Ich denke immer, Dein nächster Brief bringt eine böse Nachricht. . . In Berlin geht es noch, wenn man allein ist, da hat man den ganzen Tag zu tun und zu schwatzen, hier aber ist es um toll zu werden; ich muß früher ein ganz andrer Mensch gewesen sein, daß ich es immer ausgehalten habe.“ Aber da liegt ja ein Paket für sie, und als er es aufpackt und aufzählen kann, wird ihm wieder wärmer: „Dann eine kragenartige Fahne von Tüll oder dergleichen mit rotem Band, Kinderstrümpfe, alles sehr niedlich. . . Ich fühle mich so lebhaft bei Dir, . . daß ich ganz heiter werde, bis mir die 70 Meilen wieder einfallen, einschließlich 35 ohne Eisenbahn. Pommern ist doch furchtbar lang. . . Vom Buchbinder sind unzählige Bücher gekommen. . . Der Schneider hat von dem Zeug nur 5 Paar Unterhosen machen können, wie er mir sagt; vermutlich trägt er das sechste selber. . . Gottes Gnade wolle mit Euch sein. Dein treuster von B.“

Durch alle Wärme und Zärtlichkeit dringt bei diesem problematischen Menschen immer die Furcht, nie ist sein Glück ohne Angst, es zu verlieren, und je mehr seine Menschenverachtung steigt, um so gewaltsamer hängt er sich an Frau und Kinder. Bis ins Hysterische steigen in diesen Wochen, während die Seinen gesund und froh sind, seine Angstvor-

stellungen, und weil ein paar Tage lang kein Brief kommt, ist er in solcher Sorge, „daß ich für nichts Sinn habe, als vor dem Kamin zu sitzen, ins verglimmende Feuer zu sehen und über tausend Möglichkeiten von Krankheit, Tod, Postunfug und plötzliche Reisepläne nachzusinnen, und Deichhauptmann und Geschworene zu verwünschen.“ Allerdings, „dazu kommt, daß mir plötzlich die Zigarren ausgegangen sind . . Jetzt fühle ich erst recht, wie Du und die Babies mir tief, tief eingewachsen seid, und wie Ihr mein Wesen erfüllt; das ist auch wohl der Grund, warum ich allen außer Dir kalt erscheine, auch Muttern. Wenn Gott das furchtbare Elend über mich verhängte, daß ich Euch verlieren sollte, so fühle ich, daß . . ich mich dann so an die Eltern klammern würde, daß Mutter über Verfolgung mit Liebe zu klagen hätte.“

So heftig hängt der egozentrische Mann sich an die Nächsten, daß er sich schon für den Fall des Verlustes sichert, und daß er sein Herz Menschen zuwirft, ohne die er bisher gelebt hat. So ist er immer auf der Flucht vor seinem ruhelosen Ich.

Das neue Christentum erlöst ihn nicht, schon in den ersten drei Ehe- und Glaubensjahren ist Gott nur die Instanz, die er um Hilfe anruft für die Seinen, und es liegt ein tiefer Sinn in dem Wort an die Frau, er bete immer für die Seinigen „abends, wenn es zwei schlägt, leider mit mehr Ernst als für das Heil meiner Seele“. Kein Brief, in dem er nicht Frau und Kinder Gottes Hut empfiehlt, aber kaum einer, in dem er sich sonst gläubig erwiese. „Ich bete in der Kammer und auf der Straße, daß er uns nicht nehmen wolle, was er uns so gnädig geschenkt hat“; das ist gewiß die lautere Wahrheit, als das Kind schwer krank liegt. Als aber jemand die Hinrichtung Robert Blums verurteilt, fällt Bismarck dem christlichen Sprecher mit dem leidenschaftlichen Ausruf ins Wort: „Ganz falsch! Wenn ich einen Feind in der Gewalt habe, muß ich ihn vernichten!“

Einmal gibt er, im Stil der pietistischen Adressatin, seiner Schwiegermutter zum Fest in einer Analyse den ganzen Zwiespalt kund, der ihn vom Glauben trennt: „Wenn es mir mit Gottes Hilfe gelänge, den jähren Zorn aus meinem Herzen zu bannen . . . Aber nur Gottes Gnade kann aus den zwei Menschen in mir Einen machen, und Sein erlöstes Teil an mir so kräftigen, daß es des Teufels Anteil totschrägt; kommen muß es endlich, sonst stände es schlimm mit mir . . . Gott wird ja seinem Teil beistehen, daß Er Herr im Hause bleibt, und der andere sich höchstens auf dem Hausflur zeigen darf, wenn er auch da mitunter tut, als ob er der Wirt wäre.“

Diese Demut ist wohl die letzte, die er seinem Stolze abgewann. Das übrige ist nur der Ausblick aus seinem häuslichen Frieden auf eine höhere Macht, und als die Frau einmal gereizt ist, bittet er sie: „Laß dich durch nichts irre machen in dem Glauben, daß ich dich liebe wie einen Teil von mir . . . Ich fürchte, ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich dich nicht hätte; du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers; reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig.“ So verflochten sind ihm Frieden und Glaube, Ehe und Gebet, daß er auf der einen Hemisphäre der Welt eines im andern pflegt, wie um sich auf der andern die Freiheit seiner Leidenschaften zu sichern.

Auch Fragen des Geschmacks werden für seine fromme Stimmung entscheidend, und wie er den Pietismus nur an Frauen rührte, so wird ihm bald das protestantisch aufgeklärte Singen unbequem: „Es ist mir lieber, bei guter Kirchenmusik von Leuten, die es verstehen, gemacht, zu beten für mich, und dazu . . . Morlachische Messen mit weißgekleideten Priestern, in Dampf von Kerzen und Weihrauch, das ist doch würdiger . . . Da hatte Büchsel einen Knabenchor, die sangen ohne Orgel ein eingelegtes Lied, etwas falsch und mit einer recht bürgerlich berlinischen Aussprache“.

Zuweilen aber wagen sich doch die beiden Welten zu mischen, die er zu trennen sucht: dann fällt er in das kuriose Dilemma eines Mannes, der Ehrgeiz, Staatspflicht, Eheliebe ins gleiche zu setzen strebt. Es ist noch ungewiß, ob er gegen seinen Willen als Geschworener nach Magdeburg muß, gewiß ist nur, daß er am gleichen Tage zum König zur Jagd geladen ist, wohin es ihn heftig zieht, aber auch mit seiner Frau ist er verabredet, sie in Reinfeld zu besuchen. Da sieht man ihn zwischen guten Vorsätzen, Leidenschaften und Sophismen zappeln, einen Jüngling glaubt man zu hören:

„Ich zählte eben an den Knöpfen und wußte nicht recht, ob ich bei solcher Kinderei an Gott denken sollte oder nicht. Aber im Grunde bringt mich der Gedanke an Ihn doch zum Schluß, durch den einfachen Grund, daß ich die Einladung nicht ablehnen kann, ohne eine Unwahrheit zu sagen; denn lediglich weil ich mich sehne, gleich bei Euch zu sein, das würde ich doch nicht anführen, obschon es ein so triftiger Grund ist wie jeder andere, aber er ist nicht hoffähig. Lüge ich nun aber und muß doch hierbleiben, so geschieht mir schon recht; bleibe ich bei der Wahrheit, so kann ich jedenfalls sagen, wie Gott will (nämlich zu den Geschworenen oder nicht). Jedenfalls wird mich der König auch sprechen wollen . . Ich schreibe eben nieder, wie sich meine Gedanken seit 2 Stunden hin und her schaukeln, und wie ich mir bald vorschwebe als einer, der mutwillig das, was er von Gott heiß erfleht hat, unser baldiges Wiedersehen, verschmäht, und bald als einer, der in Magdeburg der Jagd nachsieht wie der Fuchs den Trauben, und sich fürchtet, als ein durch seine eigenen unrichtigen Entschuldigungen in die Falle Geratener entdeckt zu werden.“ Schließlich schlüpft er aus dem Netz des Gewissens, indem er zunächst die Einladung annimmt, das Absagen im stillen vorbehält, und übrigens „kann es ohnehin sein, daß ich Donnerstag nicht mit den Deichsachen fertig werde“.

Versucht er so über seinen Schatten zu springen, so bereut er nachher fast jedesmal die Lösung, die er gewählt hat. Verachtung alles Schreibens und aller Resultate, deren Unwert der Jüngling vorausgeföhlt und deshalb geflohen hat, schläft immer leise neben allem Ehrgeiz und wird bei der kleinsten Störung erwachen. Es braucht nur irgendein Ärger seine Nerven zu irritieren, so hat er gleich Lust „Politik und Mandat niederzulegen und mit dir still in Schönhäusern zu leben; es ist doch alles nur so, wie mein guter alter Vater in Kniephof die kleinen Büsche mit Mann und Hund abtreiben ließ, und jedesmal mit ernster gespannter Aufmerksamkeit auf den Fuchs wartete, obschon er so gut wie ich wußte, daß keiner drin war“.

Und doch, trotz dieser Desillusion, die Bismarck nie verlassen hat, wird er das Treiben niemals aufgeben, und findet zum Ausgleich nur das Mittel, aus der Verachtung der Menschen und Dinge sich immer wieder in Natur und Einsamkeit zu flüchten. Da strömt sein Gefühl, da spricht sein Herz, die Kindheit steigt empor, da wird er immer zum Dichter: „Ich saß (im Tiergarten) auf unserer Bank an dem Schwanenteiche, die jungen Schwäne, die damals noch auf dem kleinen Inselchen im Ei saßen, schwammen jetzt dick, grau und blasiert zwischen den schmutzigen Enten flott umher . . Der schöne große Ahorn ist schon dunkelrot in seinen Blättern . . Die Linden, Faulbaum und andere weichliche Wesen bestreuen die Steige mit ihrem gelben raschelnden Laub . . Die Promenade erinnerte mich recht an Kniephof, Waldschnepfenjagd, Dohnenstrich, und dann wieder, wie alles so grün und frisch war, als ich mit dir dort ging, mein Liebling.“ Aus solchen Stimmungen ersteht in ihm, einfach und ohne Sophisterei, das echte Mitgefühl mit der Kreatur, und wenn er ihr vom Holzverkauf im allgemeinen geschrieben, heißt es dann plötzlich und überraschend: „Unser bißchen Holz habe ich einstweilen noch

stehenlassen, es jammerte mich so.“ Oder er geht auf die Jagd, aber plötzlich kann er sich nicht entschließen abzu-
drücken, „denn ich sah nur lauter Mütter und Babies.“

Da ist der Wellenschlag eines tiefen Gemütes, das kein Dogma braucht, und immer knüpft es ergriffen an die Jugend an. Da ist er, der Golfstrom, der durch Bismarcks Herz dahinströmt, wenn er durch einen Zufall wieder in seine erste Schule kommt, die er als Zehnjähriger verlassen, und alle Skepsis sich in milder Trauer und in die ergreifenden Worte auflöst: „Wie klein ist doch der Garten, der meine ganze Welt war, und ich begreife nicht, wo der Raum geblieben ist, den ich so oft atemlos durchlaufen habe, und mein Gärtchen mit Kresse .. und all die Geburtsstätten verfallener Luftschlösser und der blaue Duft der Berge, die damals jenseits des Bretterzaunes lagen .. Wie sehnte ich mich damals in das Leben und die Welt; die ganze bunte Erde, wie sie mir damals existierte mit ihren Wäldern und Burgen und allen den Erlebnissen, die meiner darin warteten, tauchte vor mir auf, als ich in dem Garten stand, und ich hätte weinen können, wenn der prosaische Hans mich nicht rief .. und ich mich erinnerte, daß ich jetzt ganz genau weiß, wie der Garten ein kleiner Fleck in der Wilhelmstraße ist, und nicht viel Besonderes ringsumher hinter den Zäunen .. und der Dornberg in Kniephof 16 Morgen groß, und daß wir Geschäfte mit General Gerlach hatten.“

XIV

Zu Frankfurt in der Bundes-Lade lag, unter Metternichs Schutze, die deutsche Einheit verschlossen; aber die große Flamme, an der sich alle deutschen Patrioten seit den Freiheitskriegen erwärmt hatten, glomm nur noch still. In den engern und engsten Vaterländern heimlich gehütet statt kühn geschürt, umweht von dem erstickenden Dampf, der

aus den „Bleikammern des Wiener Regierungssystems“ emporquoll? Aber da war von Paris her ein zweites Mal die revolutionäre Glut über den Rhein gedrungen, und stauend sah Europa politische Leidenschaft sogar aus den Deutschen schlagen. Jetzt oder nie ließ sich, neben der Freiheit, die deutsche Einheit schaffen!

Aber es war ein ungeheures Unternehmen, aus der Masse der dynastisch und landschaftlich abgestuften Hörigkeiten heraus zugleich zur Freiheit und zur Einheit zu gelangen. Jener standen Fürsten, Militärs, Bürokraten und alle äußere Macht entgegen, dieser der Gegensatz zwischen dem neudeutschen Preußen und dem zu drei Vierteln undeutschen Östreich. So endete die ideenreiche, die innerlich so beschwingte Achtundvierziger Bewegung schnell mit der Begründung von Scheinfreiheiten in den „Verfassungen“ der Einzelländer, mit dem Zank zwischen Monarchisten und Demokraten, zwischen Großdeutschen und Kleindeutschen; und ehe zwei wirr verzettelte Jahre um waren, erstanden wieder die alten deutschen Lokalgötter.

Von dem Wirken der Paulskirche, von ihren deutschen Bills of right, von den Verordnungen unseres ersten Nationalparlamentes, von den wolkenhaften Ideen und Abstraktionen seiner Verfassung war nichts übriggeblieben als ein papiernes Fragment ohne Exekutive. Das wurde von Anbeginn durch Östreich und alle Antipreußen sabotiert; mit der deutschen Einheit war es wieder einmal aus. Der alte Bundestag unter östreichischem Patronat wurde wiederhergestellt, im Sommer 50 lud man feierlich zu seiner Eröffnung.

Und Preußen? Friedrich Wilhelm IV., vor dem angebotenen Erbkaisertum scheu in seine Romantik zurückweichend, hatte seine Ansprüche auf die deutsche Führung in den schwindsüchtigen Bund der norddeutschen Klein- und Mittelstaaten gerettet, in die sogenannte Union, doch

vor Östreichs und Rußlands Drohungen schmolz das Erfurter Parlament, und die Weigerung, den Frankfurter Bundestag zu beschicken, Juli 48 einstimmig aufgehoben, war fast Provokation.

Aber Fürst Schwarzenberg, der neue Herr von Östreich, litt keine Zweideutigkeiten; und als der Kurfürst von Hessen, müde der Verfassungskontrolle in seinem Ländchen das Wiener System in Übung setzte und der Groll in diesem Ländchen stieg, ließ Schwarzenberg ihm durch Beschluß des Bundestages Schutz zusichern. War eine frechere Herausforderung so kurz nach der Revolution zu denken? Preußen, als das Haupt der Union, der Hessen angehörte, protestierte. Es roch nach Krieg, und Preußen spielte den Hort der Freiheit! Es war einen Augenblick in deutschen Landen beinahe beliebt, Radowitz, General und Minister in Berlin, kein Cäsar, aber ein Mann, riskierte alles: Östreicher und Bayern hielten ihre Gewehre auf preußische Truppen in Schußweite gerichtet, die Stunde schien nahe, für die deutschen Rivalen, durch Blut und Eisen sich zu messen, die Vorherrschaft im eigentlichen Deutschland zu erkämpfen, den Alten Deutschen Bund in den Orkus zu fegen. Man schrieb November 50.

Auch Bismarck wurde gleichzeitig als Landwehroffizier zu seiner Truppe und als Abgeordneter einberufen. In der Post nach Berlin stieg ein alter Dorfschulze zu ihm, der noch Anno 13 dabei war, der fragte: „Wo steht de Franzos?“ und war sehr enttäuscht zu hören, diesmal ginge es gegen die Östreicher. In Berlin ist Bismarck zuerst beim Kriegsminister, läßt sich an den Tabellen überzeugen, daß die Truppen zerstreut stehen, daß man dem Feinde Berlin preisgeben müsse, und er verspricht vor dem Zusammentritt der Kammer für Mäßigung zu wirken, da feurige Reden die Sache in Brand stecken könnten und wir Zeit brauchten. Der Lieutenant von Bismarck verschiebt im Einver-

ständnis mit dem Minister die Weiterreise zum Regiment, „da ich am gestrigen Morgen mit einem rasenden Kopfweh aufwachte, so reiste ich nicht . . schrieb dem Major nur nach Stendal,“ zugleich für sich und seinen Diener.

Prinz Wilhelm ist leidenschaftlich für den Krieg, huldigt dem zurücktretenden Radowitz, er soll sogar seinem Bruder, dem König, den Degen mit dem Fluch vor die Füße geworfen haben: „Unter dir kann man nicht mehr mit Ehren dienen!“ Auch Moltke, Generalstabschef eines Korps, glaubt, Preußen habe 400000 Mann bereit, „aber die schlechteste Regierung kann dies Volk nicht zugrunde richten. Preußen wird doch noch an die Spitze Deutschlands kommen.. Aber das muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die deutsche gibt es nicht auf Erden!“ Radowitz aber schreibt sich gleich nach dem Sturz und dicht vor dem Tode eine „Vision 1900“ auf: „Ich sehe ein wiederhergestelltes deutsches Kaisertum mit preußischer Spitze, Frankreich nach verlornem Elsaß auf seine natürlichen Grenzen gebracht und ungefährlicher geworden.“ Den Mann, der dergestalt Bismarcks Politik voraussah, nannte dieser gleichzeitig „le mauvais génie de la Prusse“.

Warum steht er auf der friedlichen Seite? Glaubt er an die militärische Ohnmacht? Ist für die konservativen Minister und so auch für ihn der wahre Grund des Zögerns vielleicht doch nur Scheu vor den liberalen Mächten, und wollen sie und mit ihm der König lieber mit Östreichs Reaktion gehen als mit den Einheitsgedanken der Revolution? Was Bismarck angeht, so bestellt und abbestellt er abwechselnd seine Pferde und Stiefel für den Feldzug, scheint auch innerlich in Ungewißheit zu schweben, klagt der Frau, nichts als Intrigen entschieden über das Schicksal von 70 Millionen; bliebe Frieden, so hätte er daran ein Stück Verdienst. „Der Krieg wäre jetzt ein vollständiger Unsinn, der von Hause aus die Folge haben würde,

daß unsre Regierung noch zwei Meilen weit links rutschen würde.“

Plötzlich kommt er in den Stil einer Rede, wie er sie nächste Woche zu halten gedenkt, spricht von dem Frevel, den der Tod von Hunderttausenden ohne Nötigung bedeute, vergißt, er, der natürlichste Briefschreiber von der Welt, an wen er diesen schreibt: „So weit ist Preußen gediehen. Für diese Menschen werden wir siegen, wenn wir siegen, und jeder Demokrat wird seine Wunde dem König als eine unbezahlte Rechnung vorzeigen, wenn wir mit seiner Hilfe gesiegt haben werden. Ich kann meine Tränen nicht halten, wenn ich denke, was aus meinem Stolz, meiner Freude, meinem Vaterlande geworden ist, das treue, tapfere, ehrliche Preußenvolk, trunken gemacht mit dem Taumelkelch, den sie die Preußische Ehre nennen!“

Niemals in seinem Leben hat dieser Meister phrasenlosen Stiles einem Fremden, geschweige denn seiner Frau in diesem Tone geschrieben: hier probt er seine Rede. Als es aber ein paar Tage später wieder nach Krieg aussieht, bestellt er auf Tag und Stunde Pferde und Waffen, schließt im Reiterstile, wie einer, der sich auf das Abenteuer freut, und unterschreibt sich zum ersten Male an die Frau: „Ewig Dein.“ Es ist noch nicht lange, so schrieb er ihr einmal, er sehnte sich „nach der großartigen Zerstreuung eines Feldzuges“.

Für diese Menschen werden wir siegen, wenn wir siegen: hier liegt das tiefere Motiv, warum dieser Draufgänger, warum Bismarck von einem Kriege abrät, der Deutschlands Einigung unter Preußen gegen Österreich bezweckt. Wenige Tage darauf wird für den Frieden entschieden, unter russischem Druck, weil, wie Bismarck im Alter schreibt, „der junge österreichische Kaiser dem russischen besser gefiel als der König von Preußen“. Manteuffel, der neue Minister, geht nach Olmütz und verzichtet vor Schwar-

zenberg auf die preußische Vormacht, der Bundestag, den Preußen vor zwei Jahren verlassen, soll wieder eingesetzt werden, Östreich ist es, das wieder in Frankfurt an der Spitze stehen wird.

Ganz Preußen, hier darf man einmal sagen: das Volk, ist empört, man fordert Manteuffels Sturz und den Krieg. Leidenschaftlicher kann in keinem das nationale Ehrgefühl aufgebraust sein als in Bismarck, der schon deshalb nie für Östreich war, weil er überhaupt immer nur für Preußen gewesen, jetzt aber, nach einer solchen Niederlage, den Gegner hassen muß und vernichten möchte; denn Verständigung wäre diesem großen Hassler höchstens mit einem Besiegten möglich, mit einem Sieger nie.

Bald erfährt er die seinen Stolz beschämenden Details: wie der österreichische Fürst im ersten Stock des Olmützer Gasthofes mit großer Suite regierte und tafelte, während der Preuße im Parterre mit zwei Dienern die Rolle eines Pächters spielte. Sicher fühlt er, was Schwarzenberg damals seinen Freunden sagte: er wolle Preußen erst demütigen und dann zerstören.

Doch was geschieht? Bismarck der Kämpfer erhebt sich, um in großer Rede vor der Kammer die Regierung und Olmütz zu verteidigen. Es ist die letzte und wichtigste Rede des Abgeordneten gewesen:

„Warum führen große Staaten heutzutage Krieg? Die einzige gesunde Grundlage eines großen Staates, und dadurch unterscheidet er sich von einem kleinen, ist der staatliche Egoismus und nicht die Romantik . . Es ist leicht für einen Staatsmann . . mit dem populären Winde in die Kriegstrompete zu stoßen und sich dabei an seinem Kaminfeuer zu wärmen oder von dieser Tribüne donnernde Reden zu halten und es dem Musketier, der auf dem Schnee verblutet, zu überlassen, ob sein System Sieg und Ruhm erwirbt oder nicht . . Wehe dem Staatsmann, der sich . . nicht nach einem

Grunde zum Kriege umsieht, der auch nach dem Kriege noch stichhaltig ist! Nach dem Kriege werden Sie alle diese Fragen anders ansehen. Werden sie dann den Mut haben zu dem Bauer auf der Brandstätte seines Hofes, zu dem zusammengeschossenen Krüppel, zu dem kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freut euch mit uns, die Unionsverfassung ist gerettet!“

Nach diesen Ironien wendet er sich nach links: man spreche von der preußischen Ehre, erstaunlich, grade unter den Liberalen. „Aber es wird Ihnen nicht gelingen, das preußische Heer, das am 19. März . . die Rolle des Besiegten übernahm, zu einem Parlamentsheere zu machen; es wird stets ein Heer des Königs bleiben und seine Ehre im Gehorsam suchen. Die preußische Armee hat Gott sei Dank nicht notwendig, ihre Tapferkeit zu beweisen . . Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen vor allem sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte.“ Hierauf spricht er für Österreich, es sei „eine deutsche Macht, die das Glück hat, fremde Völkerstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden . . Ich erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat.“

So sprach Bismarck 35jährig, mit einem Fluch gegen alle schließend, die Menschenblut für die Unionsverfassung opfern wollten, d. h. für das Deutsche Reich ohne Österreich, für das er selber 16 Jahre später dasselbe Blut opfern mußte. So verteidigte Bismarck Preußens Unterwerfung in Olmütz, und kein privates Dokument enthüllt diese Rede als Diplomatenstück, hinter dem etwa kriegerische und anti-österreichische Absichten verborgen sein mochten. Was war der Grund? Die beiden Gerlach, Manteuffel, Brandenburg, alle Räte und Minister des Königs waren gegen den Krieg

und alle für Östreich, sie waren's, weil in Wien die feste Burg der Reaktion geschichtet war. Mit ihnen mußte Bismarck gehen, solange er sie als Steigbügel brauchte. Jetzt war der Augenblick, von heut auf morgen durch eine große Rede für Regierung und König sich beide zu verbinden. Einen Teil der Macht zu erlangen, darauf kam ihm jetzt alles an; hatte er die, dann würde er seinem Lande auf seine Art schon nützen. Altbismärckische Junkergefühle und neu-menckenscher Ehrgeiz trafen zusammen, um ihn zum Verteidiger von Olmütz zu machen.

Die Rechnung stimmte. Die Wirkung seiner Rede reichte aus, um ihn zum Diplomaten zu empfehlen. Der Mann, der in diesem Sturm nationaler Schmach es wagte sie zu verteidigen, war der geborne Mann, das Land auf dem Bundestag zu vertreten, wo man nun doch wieder mit Östreich zusammen arbeiten mußte. Seine Rechnung lag schon zwei Jahre zurück, da hatte er geäußert: „Einstweilen muß es noch viel schlechter gehen, erst in 2 oder 3 Jahren wird man Leute wie Kleist und mich im Staatsdienst verwenden können.“ Jetzt war die Stunde da. Vier Wochen nach der Rede wird ihm das Ministerium von Anhalt angeboten. „Ich habe die Sache bisher nicht betrieben, sondern Gott überlassen, schreibt er in gewohntem Stil an die Frau. Sonst ist die Stellung angenehm, der Herzog ist blödsinnig und der Minister Herzog. Es wäre recht hübsch dort, als unabhängiger Herzog . . und dicht im Harz, das ganze Selketal zu regieren.“

Noch nie hat er dies Wort geschrieben: regieren! Jetzt fällt es wie ein Hammer herunter und durchdröhnt die romantische Waldlandschaft, die er aufzubauen sucht. Als aus Anhalt nichts wird, schwankt er in den nächsten Maßnahmen, fragt sich, ob er den Kutscher in Schönhausen noch behalten oder fortschicken soll, verhandelt über den Verkauf von Schönhausen, und doch, „zu verkaufen, fügt der Landwirt

ironisch bei, schiene mir fast ruchlos, aber vielleicht grade aus Rücksichten, die vor dem Herrn keine Geltung haben“.

Dann zählt er auf, welche Stellungen seine Parteifreunde erreichen, will den Deichhauptmann aufgeben, aber „Landrat will ich nur in Schönhausen, Kniephof oder Reinfeld werden . . Wenn wir gewiß in Schönhausen blieben, so wäre mir ein andrer Kutscher eben recht, gehe ich aber irgendwo in Dienst, so ist mir Hildebrand gewohnter und angenehmer.“

In Dienst? Man glaubt einen Mann zu hören, der kürzlich eine Stellung aufgegeben und nun eine neue sucht, um zu leben. Es ist aber ein Rittergutsbesitzer in guten Verhältnissen, der nie einer Gemeinschaft dienen konnte, alles versucht und abgestoßen hat, um niemand zu gehorchen. So ganz hat ihn das Rad des politischen Treibens erfaßt, daß er sich ein privates Leben nicht mehr vorstellen kann: einen einzigen Tag ohne Frau in Schönhausen zubringen zu müssen, scheint ihm „so schauderhaft“, daß er es unterläßt, obwohl ihn Geschäfte rufen. Jetzt kann er von Berlin, besonders vom Hof nicht genug haben und erzählen. Nach Jahren tanzt er wieder, daß Johanna im einsamen Reinfeld eifersüchtig wird und ihre Wünsche einem Vetter aufträgt; doch er versöhnt sie und berichtet, daß der König nach dem Tanze sagte: „Die Königin liebäugelt seit einer halben Stunde mit Ihnen, und Sie merken es gar nicht!“ Ein andermal schwärmt er ihr von der feenhaften Schönheit des Weißen Saales mit tausend Damen und Uniformen vor, und zwar „von oben gesehen, auf einem weichen Diwan unter Palmen und plätschernden Fontänen die Musik zu hören und das Wogen der Eitelkeit unter sich zu sehen, darin liegt Poesie und Stoff zum Nachdenken.“

Ja, Mephisto ist nicht aus ihm geschwunden, er wird nur etwas hoffähig gemacht, sogar in den vertraulichen Briefen nach Hause, und wenn der Militärattaché aus Petersburg ihm von Kaiser und Kaiserin von Rußland viel Schmeichel-

haftes sagt, so fügt er dem Berichte die Wendung bei: „Das ist sehr schön, aber ich wollte doch, wir könnten beide ruhig in diesem Hause sitzen, und es stände in Kniephof, das wäre mir lieber als alle Gunst der Potentaten.“ Denn es ist des Königs Schloß in Brandenburg, wo er dies hört und schreibt, und niemand hindert ihn und sie, ruhig in Kniephof zu sitzen, aber der Hof hier ist doch nicht zu verachten, und der Traum des Bismarckischen Herzens erfüllte sich am besten, wenn man das Schloß des Königs nach Hause trüge, um auf dem einen Flügel Politik und Macht, auf dem andern den Frieden und Johanna zu installieren.

Kein Wunder, daß er ihr aus Berlin sein gehetztes Leben klagt, das er um alles in der Welt jetzt nicht entbehren möchte. „Um Dir ein Bild von meiner Existenz zu geben: Sonnabend 10 Uhr Ordensfest bis 5 nachmittags, um 7 Konferenz mit Seehandlungspräsident, Akten und Rechnungen bis 10, dann zu Manteuffel, Tee und Intrigen bis 12. Zu Hause zwei Briefe in Wahlkreis geschrieben, 2 Uhr zu Bett. Sonntag 6 Uhr auf . . 7 wegen Besetzung des Ministeriums (in Anhalt-Bernburg) bis 9 Uhr verhandelt. Dann Büchsel (Predigt) bis 11, Minister des Innern bis 12, Visiten bis 3, um 6 Uhr Rendezvous mit Goltz, im Auftrage des Prinzen von Preußen, bis 9 geschrieben infolgedessen, dann zu Stolberg . . um 1 zu Bett.“

Endlich, im Frühjahr 51 erreicht General Gerlach beim Könige, daß er Bismarck nach Frankfurt schickt; er nennt diese Berufung „ganz sein Werk“, muß sie also im intimen Verkehr vorher genau mit seinem Freund besprochen haben, zumal er ja seine eigne Politik am Bundestag durch Bismarck verfolgen wird, der sich als seinen politischen Säugling bezeichnet. Diese Stellung, über die er seit Monaten nachgedacht und privat verhandelt hat, bedeutete mehr als seine Vernunft kalkulieren, wenn auch viel weniger, als sein Stolz fordern durfte. Solcher Kunststücke seitens des

„Gouvernement occulte“, so jahrelanger Suggestionen, Hof- und Kabinettsintrigen bedurfte es, um in Preußen einen genialen Geist über die Hintertreppe in die Bürokratie zu schieben.

Und nun beginnt er mit höchst diplomatischer Naivität seiner frommen Gefährtin den Erfolg dieses zielbewußten Strebens als harmloser Spaziergänger darzustellen, dem gleich Heinrich dem Vogler auf der Jagd eine Krone angeboten wurde: „Die Ernennung nach Frankfurt spukt hier überall“, schreibt er ihr gleich bei Rückkehr von ihr nach Berlin. „Heut steht sie in der Vossischen Zeitung, ich weiß aber von gar nichts.“ Nächsten Tag: „Sie haben wirklich die Absicht, mich irgendwie diplomatisch zu verwenden . . Außerdem wünsche ich eine Stellung, wo ich auf einige Dauer rechnen kann, damit ich mich mit Dir, mein Engel, einrichten kann . . Es ist möglich, daß sich an diesem meinen Wünschen die Sache zerschlägt . . Aber eine Stellung, wo ich nicht mit Familie leben kann, würde ich gleich wieder aufgeben.“ Überhaupt „muß ich jeder behaglichen Gewohnheit und der Hoffnung, mit Dir und den Kindern so still zu leben, wie in unserm ersten Winter, auf lange entsagen, wenn ich mich in jenes Joch spannen lasse. Gott wird es ja ausführen, wie es unseren Seelen frommt . . Ich habe kein eigenmächtiges Begehren ausgesprochen und dränge mich zu nichts.“ Am nächsten Tag: „Mein armes Liebchen, es ist nachgerade sehr wahrscheinlich geworden, daß ich nach Frankfurt gehe, wenn auch für jetzt ohne feste Stellung, aber mit Gehalt.“

Bei alledem ist nur „Gott“ fatal, der Gerlachs Stelle übernehmen muß. Aber das Wohnen und die Familie, die Dauer und namentlich zugleich die Degradierung des Erstrebten zum „Joch“, in dem Augenblicke, wo er es erreicht: das ist alles echt, denn ohne Sehnsucht nach Stille kann er die Geschäfte so wenig ertragen, wie er die Stille ohne Wunsch nach Geschäften ertrug. Als ihn andern Tages Manteuffel

fragt, ob er will, antwortet er „einfach mit Ja“. Kaum aber fühlt er sich ernannt, so bricht sein Stolz mit allen, lange zurückgestauten Kräften vor: so geht er zum König.

– Sie haben Mut, daß Sie ohne weiteres ein fremdes Amt annehmen!

„Der Mut ist ganz auf seiten Eurer Majestät, wenn Sie mir eine solche Stelle anvertrauen. Indessen sind E. M. ja nicht gebunden, die Ernennung aufrecht zu erhalten, sobald sie sich nicht bewährt. Ich selbst kann keine Gewißheit darüber haben, ob die Aufgabe meine Fähigkeit übersteigt, ehe ich ihr nähergetreten bin. Ich habe den Mut, zu gehorchen, wenn E. M. den haben, zu befehlen.“

– Dann wollen wir die Sache versuchen.

Dreizehn Jahre vor dieser Unterredung, die ihn in den Staatsdienst zurückführte, war Bismarck aus ihm mit der Bemerkung zum Portier des Oberpräsidenten geschieden, er ließe sagen, er reiste ab und käme auch nicht wieder. Heut schreibt er der Frau: „Ihr habt Euch beklagt, daß man aus mir nichts machte von oben her; nun ist dies über mein Erwarten und Wünschen eine plötzliche Anstellung auf dem augenblicklich wichtigsten Posten unserer Diplomatie.“

Obwohl er hierin sogar das Drängen der Seinigen aufgedeckt hat und ihren Groll, daß man ihn nicht berufe, fährt er seelenruhig fort: „Ich habe es nicht gesucht, der Herr hat es gewollt, muß ich annehmen, und ich kann mich dem nicht entziehen . . es wäre feig abzulehnen . . Ich bete recht innig, daß der barmherzige Gott alles ohne Betrübniß für unser zeitliches Wohl und ohne Schaden für meine Seele einrichte.“ In den nächsten Tagen variiert er diesen Gedanken und bestellt sich die seidne Jacke und Pistolen, ohne die er wohl die diplomatische Bahn nicht antreten mochte; auch teilt er mit, daß er nur wenige Monate die zweite Stelle, dann gleich den Posten des Gesandten erhalten werde.

Nun fängt auch Johanna an zu klagen. „Warum so

traurig? erwidert er. Es ist ja schön im fremden Lande, aber mir sind die Tränen fast nah, wenn ich an das ländliche Stilleben mit Dir und Zubehör denke, was mir vielleicht auf lange in ferner Traumregion schwebt, und jetzt grade reizender wie je erscheint . . Mache Dich mit dem Gedanken vertraut, daß Du mit mußt in den Winter der großen Welt; woran soll ich sonst mich wärmen? Es ist möglich und wahrscheinlich, daß ich auf lange Jahre nur als flüchtiger Besucher auf Urlaub in der Heimat sein werde . . Aber ich bin Gottes Soldat, und wo er mich hinschickt, da muß ich gehen . . Was Gott tut, das ist wohlgetan, damit laß uns in die Sache hineingehen . . Aber wie ich . . ein Heimweh nach Euch allen und nach dem grünen Frühling empfinde und dem Landleben, daß mir ganz schwer ums Herz ist. Ich war heut mittag . . bei General Gerlach, und während er mir von Verträgen und Monarchen dozierte, sah ich, wie im Vossischen Garten unter den Fenstern der Wind wühlte in den Kastanien und Fliederblüten, und hörte die Nachtigallen, und dachte, wenn ich mit Dir im Fenster der Tafelstube stünde und auf die Terrasse sähe, und wußte nicht, was Gerlach redete. Dein Brief . . kam gestern abend, und ich wurde so traurig und sehnsuchtskrank, daß ich weinen mußte, als ich im Bett lag . . In Frankfurt geben sie mir vorderhand 3000 Taler Gehalt . . Daß ich Geheimer Rat werden muß, ist eine Ironie, mit der mich Gott für all mein Lästern über Geheime Räte straft . . Könnte ich Dich nur eine Minute im Arm haben und Dir sagen, wie ich Dich liebe und Dir alles abbitte, was ich Dir jemals Schlimmes getan habe, mein süßes Herz . . Mir ist bange bei dieser plötzlichen Vornehmigkeit, und ich sehne mich mehr wie je nach Dir und Teifke oder Freichow . . Ich liebe Dich mehr wie jemals, mein süßes Herz!“

So wogt's in diesem Busen nächtig: der liebe Gott und die doppelte Zärtlichkeit müssen das eigentümlich schlechte

Gewissen übertäuben, das dieser Christ bei Erreichung seiner Zwecke empfindet, anstatt sich zu seinen klugen, moralischen und ihm gemäßen Zielen freimütig zu bekennen. Wie? fürchtet sich Bismarck? Gewiß nicht vor der Macht, noch weniger vor dem Kampf; aber vielleicht vor jener Bureaukraten-Leiter, deren Anblick ihn als Jüngling verschuecht, deren höchste Stufe er aber auch jetzt noch keineswegs erklommen hat. Vor dem Vorgesetzten fürchtet er sich, vor dem Zwang, zu berichten und zu erscheinen, wenn der Herr Minister befiehlt: vor dem Gehorchen fürchtet sich sein Stolz. Darum die plötzliche Leidenschaft für ein ländliches Stilleben, das ihn schon seit Jahren nicht mehr fesselt, darum der stürmische Wunsch nach Glück und Frieden an Johannas Herz. Aber da steht schon Gerlach wieder, doziert seinem Schüler, drängt ihn zur Abreise und wird doch nicht fertig. Und mit wunderlichen Gefühlen schreibt der neue Diplomat als Nachschrift unter seinen letzten Brief an die Frau:

„Schreibe von jetzt nach Frankfurt am Main an den Königl. Geheimen Legationsrat von Bismarck, Preußische Gesandtschaft.“

ZWEITES BUCH

DER STREBENDE

„Seine aus jedem Satz springende Genialität schmeißt immer wieder meine Bedenken über den Haufen; aber ganz zu trauen ist ihm nirgends.“

FONTANE

I

„Ich langweile mich unglaublich . . Die Östreicher sind intrigant unter der Maske burschikoser Bonhomie . . Die von den kleinen Staaten sind meist karikierte Zopf-Diplomaten, die sofort die Bericht-Physiognomie aufstecken, wenn ich sie nur um Feuer zur Zigarre bitte, und Blick und Wort mit Regensburger Sorgfalt wählen, wenn sie den Schlüssel zum Abort fordern . . Wenn ich hier selbständig werden sollte, so werde ich mein Feld von Unkraut säubern oder urplötzlich wieder nach Hause gehen . . Ich fühle mich ziemlich ad acta gelegt und meiner Freiheit ohne Zweck beraubt, wenn es nicht sehr bald anders wird . . Außerdem weiß ich nicht, ob und wieweit ich mich mit unsrer deutschen Politik identifizieren kann, wenn nicht der Hauptfaden durch meine Hand geht. . Mir scheint, als ob es in der preußischen Diplomatie außer der Stellung des Königs, des Generaladjutanten und des Auswärtigen Ministers sehr wenig gäbe, was den Ehrgeiz und die Tätigkeit eines erwachsenen Menschen beschäftigen könnte.“

So, zwischen Ungeduld und Langerweile, Spott und Selbstgefühl schwankt Bismarcks Stimmung am Anfang seiner diplomatischen Bahn. Es sind erst ein paar Wochen, seit sich ihm ein alter Wunsch erfüllt, seit er einen Zipfel jener Macht gefaßt hat, aus deren Fülle er Preußen bewegen möchte, und schon ist es im Grunde nichts, das einen erwachsenen Menschen ausfüllen könnte; schon erscheinen ihm die Kollegen lächerlich, sogleich zerrt er an dieser selbstgewählten Kette. Wenn man ihn fragte, ob er noch elf Jahre warten will, wenn eine Stimme ihm sagte, du wirst vor 1862

den Hauptfaden nicht in die Hand bekommen, er ginge gleich und zöge sich unter die Kanonen von Schönhausen zurück.“ Sicher ist, daß er zwar keineswegs Adjutant, gewiß aber der König sein möchte: dann wäre das deutsche Problem im Handumdrehen gelöst, freilich auch das des Problematikers Bismarck.

Denn daß er nun zum erstenmal im Leben dienen soll, einen Herrn über sich fühlen, der wieder einen Herrn hat, das macht ihn nervös: „Ich muß mich nun gewöhnen, schreibt er an seinem ersten Frankfurter Tage der Frau, ein regelmäßiger trockner Geschäftsmann zu sein, viel und feste Arbeitsstunden zu haben und alt zu werden, Spiel und Tanz sind vorbei, Gott hat mich auf den Fleck gesetzt, wo ich ein ernster Mann sein muß.“ So würdig legt er sich's vor seiner Frau zurecht; in Wahrheit glaubt sie so wenig wie er, daß er bisher kein ernster Mann gewesen, noch daß er ein trockener werden wird; vielmehr er bleibt, was er immer war, ein leidenschaftlicher. Dieser Ruhelose verachtet rasch das Errungene, der nie zufriedene Geist läßt unter Mephistos Händen zerbröckeln, was Faust in strebendem Bemühen beiseite schob.

„In diesem Frühjahr, schreibt er an Gerlach, würde meine Ernennung zu dem geringsten deutschen Geschäftsträgerposten als Lehrlingschaft meine Erwartungen überstiegen haben“, und wirklich schien ihm alles besser, als das verächtliche Gewäsch der seit drei Jahren bespotteten Abgeordneten. Jetzt aber erscheinen ihm die Diplomaten, unter die er sich zum ersten Male mischt, sofort „viel lächerlicher als der Abgeordnete der Zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde . . (und ich) weiß jetzt ganz genau, was wir in ein, zwei oder fünf Jahren zustande gebracht haben werden, und will es in 24 Stunden zustande bringen, wenn die andern nur einen Tag lang Vernunft bewahren und vernünftig sein wollen.“ Kaum ist er aber einmal wieder in der Berliner

Umgebung, die er eben noch rühmte, und in deren Gewühl es ihn während dieser Frankfurter Jahre immer wieder zieht, so wütet er gleich über „dies unfruchtbare Kammergezänk, wo man sich über allerhand Tölpeleien ärgern muß. . Ich sehne mich recht . . nach den langweiligen, aber höflichen Debatten im Bundeshause.“

In solchen Synkopen klopft Bismarcks Herz; nicht bloß, weil sein klarer Blick und herrischer Verstand die meisten Dinge rascher zu lösen weiß als eine Versammlung, vor allem weil diese dämonische Natur alles Errungene gleich verbraucht. Wenn er nicht kämpfen kann, ist er verloren; als Weltherrscher hätte Bismarck sich totgelangweilt.

So zittert er davor, der König könnte unter österreichischem Druck seine Zusage vergessen und ihn nicht zum Gesandten machen: welche Freude für seine Feinde! „Ich bin bei weitem nicht so ehrgeizig als Ihr Bruder von mir anzunehmen pflegt, schreibt er deshalb an Gerlach; nachdem aber die Nachricht von meiner beabsichtigten Anstellung . . im Parteisinn aufgefaßt worden, würde in einer Änderung die Deutung liegen, daß man sich wenigstens einstweilen von meiner Unreife zu dieser Stellung überzeugt habe, . . und jetzt lege ich allerdings einen ambitiösen Wert auf meine Ernennung.“ So fordert er sich's von dem einen der Brüder Gerlach ein, den andern blufft er mit den Worten, er habe keine Neigung zu etwas anderm, als Gesandter zu werden; beide sollen es dem Könige erzählen. Privatim aber sichert er sich sogleich, denn, so schreibt er der Frau, „mit 3000 Talern Gehalt (als Legationsrat) und unserm Bißchen werden wir hier zwar leben können, aber geniert. Werde ich daher zum Sommer nicht Bundestags-Gesandter, so muß ich erst sehen, ob sie mir zulegen; sonst sage ich nicht gut dafür, daß ich nicht den ganzen Handel wieder aufkündige.“

Indessen besiegen seine Freunde den wankelmütigen König, und Bismarck, 36jährig, der nie dem Staate gedient

hat, wird gegen alle Gewohnheit Gesandter, weil er als Abgeordneter des Königs Paladin war, und weil er Freund der Paladine des Königs ist.

Das erste, was er tut, er richtet sich ein, und zwar persönlich, denn seine Frau ist unerfahren, auch gar nicht da, und ihn freut jetzt, wie in der Jugend und im Alter, Bequemlichkeit und Besitz. Mit 21000 Talern Gehalt beginnt er, der nie über ähnliche Summen verfügt hat, sich mit sparsamer Sorge auszubreiten. „Wer hätte, schreibt er dem Bruder, vor einem Jahre, ja vor einem halben, auch nur daran gedacht, daß ich für 5000 Gulden zur Miete wohnen und mir einen französischen Koch halten würde, um Diners an Königs Geburtstag zu geben . . Ich habe schon 10 – 12 Tausend Taler in die Einrichtung gesteckt und bin noch immer nicht fertig. Das meiste ist Silber, Bronzen, Glas, Porzellan; Teppiche und Möbel tragen weniger aus. Da hier kein Mensch zwei Gerichte mit derselben Gabel ißt, so braucht man zu einem Diner von 30 Personen schon 100 Kuverts wenigstens und nun gar ein Ball von 300, wie er mir bevorsteht . . Diese Prellereien aller Handwerker und Kaufleute hier, die großen nutzlosen Ausgaben, . . nicht zu vergessen zwölf Domestiken, halb Männer, halb Weiber! Ich will lieber 30 Mann Gesinde auf dem Lande in Ordnung halten.“

Mit solcher Natürlichkeit mag in dieser Streber-Gesellschaft noch keiner seine Laufbahn begonnen haben; wenn man ihn aber nach so vielen Reisen und Hofbesuchen über die Zahl der Gabeln räsonnieren hört, oder wenn er berichtet, sein alter Kutscher sähe in der Livree aus wie ein Graf, so treten aus solchen Glossen an den Bruder die engen Verhältnisse ans Licht, aus denen sie stammen, und der Große Weltmann, wie ihn die hinterpommerschen Mädchen nannten, erscheint nur wie ein mittlerer Gutsbesitzer, der plötzlich den Staat vertreten

soll. Diese gleichsam bäuerlichen Züge, Sparsamkeit, als Transfiguration früherer Verschwendung, der Wunsch, ein ererbtes Vermögen zu vergrößern, Güter zu entlasten, neue zu erwerben, mit Wäldern und Dörfern noch für die Urenkel auszusorgen, haben Bismarck nie verlassen, zuweilen irritiert, im ganzen gekräftigt, denn sie machten ihn im Staatshaushalt so bedacht wie im eigenen, und wuchsen aus dem Hausvater im späteren Landesvater empor.

Auch der Standeshochmut bezeichnet den plötzlich in die erste Gesellschaft tretenden Junker, denn er ist größer als der eines Grafen Thun, dem sein Standesgefühl erlaubt, die reichen Frankfurter Kaufleute zu seinen Dinern zu laden. Bismarck berichtet seinem Chef: „Ich hatte das Vergnügen, mit den Frauen der meisten Fournisseurs meines Haushaltes in einer Quadrille zu tanzen und über der Zuvorkommenheit dieser Damen meine bitteren Gefühle über die hohen Rechnungen und schlechten Waren ihrer Gatten zu vergessen; mein Visavis war die Frau des Herrn, der die Güte hat, mich mit Zigarren zu versehen, und der Mann meiner Nachbarin hat meiner Frau vorgestern Gardinenzeug zugemessen.“ Völlig der Ton eines Mannes, der auch in der inneren Politik zunächst nur Klassenkämpfer werden kann.

In diesen Punkten versteht ihn niemand als sein Bruder, der ihn kaum in einem anderen versteht, – „Bismarck, in's Harmlose des Märkischen Gutsbesitzers übersetzt“ – und obwohl sie nach seiner ersten Forderung getrennt wirtschaften und man vergebens nach wichtigen Aufträgen des Diplomaten an seinen Bruder zur Vertretung auf dem Lande suchen würde, berichtet er ihm durch die Jahrzehnte immer über die Geldlage. Bei seiner Regierung, zu der er jetzt eigentlich selber gehört, beschwert er sich über Zuschüsse, Uferbauten, die von dem Herrn von Schönhausen gefordert werden. „Seit ich die Schönhausener Pacht rückstände bekommen habe, gehe ich mit Schuldentilgungs-

plänen um und bin geizig wie alle Kapitalisten.“ Er berechnet, wenn er mit Frau einen Tag bei einem Herzog, den nächsten bei einem Großherzog eingeladen ist, daß „dergleichen Expeditionen mit Gepäck und Dienerschaft, Trinkgeldern und Wagen fast teurer sind als ein mäßiges Diner bei mir“. Dann zählt er die Diners auf, zu denen seine Stellung ihn zwingt. „Darüber hinaus mich freizuhalten, erfordert mehr Aufmerksamkeit, als ich früher meinen Geldangelegenheiten zugewendet habe. Wir leben jetzt mit großer Sparsamkeit, um die Überschreitungen des Winters wieder gutzumachen. Zum 1. Juli werde ich wieder im Gleichgewicht sein.“ Als man ihm einmal 1000 Taler auferlegt, die früher der Staat als Spesen getragen, wird er aus Ärger sogleich „sozial sehr viel zurückhaltender“; nicht bloß im Anfang ist in vielen Briefen, nach sechs Jahren ist von seinen Diners noch immer die Rede, „deren Reste mich jedesmal in Verlegenheit setzen: vertilge ich sie allein, so verderbe ich mir den Magen, lade ich junge und alte Gourmets dazu ein, so berausche ich mich mit ihnen“.

Im übrigen erscheint ihm die neue dienstliche Lebensform einförmig. „Meine Zeit, schreibt er der Schwiegermutter, ist gewöhnlich vom Morgentee bis um 12 durch Besuche von Gesandten und noch mehr durch Vorträge der Beamten . . ausgefüllt, dann habe ich Sitzungen, deren Schluß in den Stunden von 1 bis 4 unregelmäßig fällt und mir dann bis um 5 entweder Zeit läßt auszureiten und die nötige eigenhändige Korrespondenz zu besorgen . . Dann essen wir meist in Gesellschaft eines oder beider Attachés, und die Verdauungsstunde, obwohl ich oft mit dem letzten Bissen im Munde schon wieder abgerufen werde, bildet doch gewöhnlich den behaglichsten Teil des Tages, wo ich von Johanna und den Kindern umgeben rauchend im großen Tigerstuhl liege und einige zwanzig Zeitungen durchblättere. Um 9 oder halb 10 heißt es dann gewöhnlich, der Wagen ist da, und wir

stürzen, sehr übellaunig und voll bitterer Betrachtungen über die Sonderbarkeit der geselligen ‚Vergnügungen‘ in der europäischen Welt, zum Anziehen. Johanna . . klatscht mit Müttern, während ich mit den Töchtern tanze oder mit den Vätern ernsthaften Unsinn rede. Gegen 12 oder später sind wir wieder zu Hause, und ich lese im Bett, was zu lesen ist, und schlafe dann, bis Johanna zum dritten Male fragt, ob ich nie aufstehen wolle.“

Im Hause ist alles formlos-bequem, etwas durcheinander, Gemütlichkeit geht immer vor Etikette: es ist, schreibt der Amerikaner Motley, der den Jugendfreund hier besucht, „eines jener Häuser, wo jeder tut, was ihm Spaß macht . . Die Privaträume liegen rückwärts und gehen nach einem Garten. Hier ist alles beisammen: jung und alt, Großeltern und Kinder und Hunde; da wird gegessen, getrunken, geraucht, Klavier gespielt und im Garten Pistole geschossen, alles auf einmal. Es ist ein Haushalt, wo dir alles angeboten wird, was eßbar und trinkbar ist: Porter, Sodawasser, leichtes Bier, Champagner, Burgunder oder Claret sind jederzeit vorhanden, und jedermann raucht zu jeder Zeit die besten Havannas.“ Wenn er möglichst lange, zuweilen bis Mittag, in seinem geblümten Schlafrock bleiben kann, so ist der Hausherr guter Laune; geht er aber aus, dann muß alles ersten Ranges sein, „ich will lieber statt 10 Plätthemden 5 und noch einmal so feine; ein Hemd für 2 Taler ist gar nicht möglich“.

In gewisser Hinsicht verjüngt ihn diese Form des äußeren Lebens, wie das Ölbild seines Freundes Becker zeigt. Mit dem Barte ist eine gewisse Schwere äußerlich abgefallen, die er vor und nach seiner Gesandtenzeit zur Schau trug; auch ist der alte Vollbart ein wahres Diplomatenopfer gewesen, denn während er seiner Frau beteuert, er habe ihn nur ihrem Wunsch zufolge in Berlin abschneiden lassen, tut er's auf Nesselrodes Wink, weil er eben jetzt in Berlin dem Zaren vor-

gestellt werden soll, und dieser irgendwelche Vorurteile haben möchte. Das sitzende Leben ist ihm neu und oft verdrießlich, er klagt über „eine immer dichter gedrängte Reihenfolge von Dinern und Gesellschaften, die ebenso zeitraubend wie langweilig sind, und bei der Masse raffinierter Speisen, die man, um die Zeit zu töten, zu sich nimmt, das Lebersystem ruinieren, ganz abgesehen von allen schlagflüssigen Chancen, die der oft tagelange Mangel an Bewegung mit sich führt“. Rät ihm aber der Arzt, um fünf aufzustehen, und sich in nasse Tücher wickeln zu lassen, so zieht er „eine natürlichere Todesart vor, wenn's einmal kommen soll“.

Nur mit Reiten und Jagen kann er sich im Gleichgewichte halten, jedesmal ist er wütend, wenn Geschäfte ihm eine Jagdeinladung stören, denn „die Jagd ist doch noch das Beste, und im dicksten Walde, wo einen keiner findet und kein Telegraph hinreicht, wird mir erst behaglich; ich habe oft rechtes Heimweh nach dem Landleben .. Man wird alt und will seine Ruhe haben“. Deshalb erbittet er vom Bruder ein Reitpferd „für mein Gewicht und etwas fürs Auge; aus heftigem Temperament mache ich mir nichts, im Gegenteil, ich bedarf der Körperanstrengung“. Auch in dieser Pferdebestellung zeigt sich nach einem Jahrzehnte der Wandel: damals konnte er Pferde und Frauen nicht wild genug haben, jetzt will er niemand zähmen, nur immer spornen. Nur wenn er in Dänemark bei Sturm die Nacht auf Deck bleiben kann oder in Ungarn vom Feuergefecht seiner Freunde mit Räubern im Walde hört; nur draußen wird er zuweilen feurig und klagt, „dergleichen erlebt man in unsern langweiligen Gegenden gar nicht“.

Denn in Wahrheit macht der neue Beruf ihn rasch älter. Vom 37. bis zum 48. Jahre, als Gesandter, hat Bismarcks Lebenskraft im Grunde abgenommen; nicht daß er bequemer wird oder ausgeglichen, im Gegenteil, er wird nur nervöser, die Zeit sieht er vergehen, und während er ein

Jahrzehnt lang mit allem unzufrieden ist, was in Preußen geschieht, kann er doch nichts ändern und seine Tatkraft nur in einer wahrhaft endlosen Reihe von Berichten und Briefen ermüden. „Ich habe nicht geglaubt, schreibt er nach zwei Jahren, daß ich mich so an regelmäßige Arbeit gewöhnen würde wie hier . . Ich bewundere mich täglich, bis zu welchem Grade es mir gelingt, meiner angeborenen Tintenscheu und Faulheit Gewalt anzutun.“ Denkt man an ihn, wie er war, so klingt es doch recht zahm, wenn er sich des studentischen Leichtsinns anklagt, weil er einmal 14 Tage auf Reisen ohne Zeitung geblieben. Nach 3 Jahren klagt er schon, „wenn einmal Geschäftsstille eintritt“.

Freilich meint er immer nur das hochpolitische Geschäft, niemals das laufende, das er gern seinen Leuten zuschiebt; in der Sitzung des Bundestages schreibt er bei langweiligen Vorträgen Briefe an die Familie. Als er aber einmal einen politisch kompromittierten jungen Mann polizeilich verhaften lassen soll, geht er früh drei Treppen selber in die Wohnung und sagt: „Reisen Sie so schnell als möglich ins Ausland!“ Der Jüngling stutzt. „Sie scheinen mich nicht zu kennen, vielleicht fehlt Ihnen auch Reisegeld, nehmen Sie hier und machen Sie schnell, daß Sie über die Grenze kommen, damit man nicht sagt, die Polizei operiert besser als die Diplomaten.“ So läßt er auch in Petersburg einen flüchtig gewordenen, auf der Gesandtschaft erkannten Verbrecher frei, indem er ihn rasch in andere Kleider steckt, durch die Hintertür abschiebt und dann der Polizei Bosheiten sagt, warum sie ihn entwischen ließ. In solchen seltenen Irregularitäten grollt das Abenteuerertum seiner Jugend aus.

Sein Kopf fängt doppelt zu arbeiten an, wenn er diktiert. Dann geht er, wie einer seiner Attachés beschreibt, im grünen Schlafrock auf und nieder, scheint laut in ungeduldig hervorsprudelnden Sätzen zu denken, bald jagend, bald mit Seitenglossen; wenn es ihm paßt und er einen Sekretär er-

wischt, zwischen Mitternacht und Morgen. Als Chef ist er zunächst loyal, kann Sekretäre nicht leiden, die „gräßlichen Respekt haben, daß wir nicht auf bequemen Fuß gelangen können,“ lädt sie zur Jagd und zum Trinken ein. Sachlich ist er gefürchtet. Läßt er etwas ausarbeiten, so ist er nie zufrieden, behandelt die Herren, wie zwei von ihnen fast mit denselben Worten bezeugen, als widerspenstige Zöglinge und Schüler, in deren Versuchen der Lehrer herumstreicht. Als ein Auftrag nicht ausgeführt ist: „Es wird Ihnen selbst sehr unangenehm sein, denn sicher sind Sie mit mir der Meinung, daß, was ein Kavalier übernommen hat, schon so gut wie getan ist.“ Solche und ähnliche Bemerkungen in leisen Tönen klangen zum Erstarren kalt; oder er fragt nach einem historischen Schnitzer mit schneidender Höflichkeit: „Sollte Ihnen das eine oder das andre Blatt in Beckers Weltgeschichte etwa bisher noch entgangen sein?“

II

Der große Gegner war Österreich. Um es zu hassen und zum Zielpunkt seiner Kämpfe zu bestimmen, brauchte Bismarck nicht erst in Frankfurt den habsburgischen Hochmut zu fühlen. Voller Nervosität kam er schon an, mit einer Mißgunst, die die angeborene noch um ein paar Grade übertraf. Denn wie ihm während dieser 12 Wartejahre jeder seiner vier Chefs nacheinander verdächtig sein wird, weil sie ihm den Platz wegnehmen, so ist ihm jede Macht verdächtig, die Preußen den Platz wegnehmen will; ganz Deutschland war ihm im Grunde Ausland, vor allem aber Österreich. In Olmütz hat ihn die Szene tiefer gekränkt als der Vertrag, und wenn er ihn damals verteidigte, so war es nicht, um den Krieg zu vermeiden, sondern um ihn aufzuschieben, wobei denn auch persönliche Gründe des Ehrgeizes im Augenblicke mitgespielt haben.

Grade im Anfang zeigt sich die Irritation des Zurückgesetzten am schärfsten. Daß er hier neben einem Dutzend Gesandter an einer Tafel sitzen sollte, der ein anderer präsierte, vertrug sein Selbstgefühl weder als Bismarck noch als Preuße; der dort an der Spitze saß, das war für den geborenen Jäger das Wild, das es zu hetzen galt. Es war Graf Thun, an Hochmut und Schlaueit völlig Schwarzenberg gleich, und wenn er „in einer kurzen Jacke von hellem Sommerzeug präsierte, die, zugeknöpft, den Mangel einer Weste verdeckte, mit einer geringen Andeutung von Halsbinde, und den Vortrag im Konversationstone haltend,“ so liegt schon in dieser ersten Beschreibung durch Bismarck die volle Verachtung des neuen Zuhörers, und vergebens behauptet er, das seltene Exemplar mit der Ruhe des Naturforschers zu beobachten. „Thun spielt auf dem Klub bis 4 Uhr morgens Hasard, tanzt von 10 bis 5 Uhr ohne Pause mit sichtlicher Leidenschaft, genießt dabei reichlich kalten Champagner und macht den hübschen Frauen der Kaufmannschaft mit einer Ostentation den Hof, die glauben läßt, daß es ihm ebensosehr um den Eindruck auf die Zuschauer als um das eigene Vergnügen zu tun ist . . Er ist ein Gemisch . . von aristokratischer Nonchalance und slavisch-bäurischer Schlaueit. Vorsichtige Unaufrichtigkeit ist der bemerkbarste Charakterzug.“ Sein Helfer, ein Baron: „zu Zeiten Dichter, sentimental, weint leicht im Theater, ist äußerlich gutmütig und zutunlich und trinkt mehr als er vertragen kann.“

Vernichtend sausen solche Ironien nieder, aber sie verschweigen die ersten Worte und Blicke, die solche Bosheit begründet haben. Gleich beim ersten Besuch, den Bismarck noch als Legationsrat mit einem andern Berliner Staatsbeamten macht, hat der Östreicher jenen, dessen bevorstehende Ernennung er kannte, fast außer Gespräch gelassen; worauf beim Gehen Bismarck zu seinem Kollegen „mit vor

Erregung bebender Stimme“ äußert: „Haben Sie gesehen, wie Thun mich behandelt hat?!“ Persönlich war damit alles entschieden, und es ist nur erstaunlich, daß er sich nachher als Gesandter von ihm in Hemdsärmeln (angeblich wegen Hitze) sitzend und rauchend empfangen läßt, und Bismarck erst beim zweiten Besuch vor dem erstaunten Kollegen selber eine Zigarre ansteckt. Er sorgt aber, daß es morgen alle Welt weiß.

In den Sitzungen schreibt er Privatbriefe: „Meine Lage wird etwas erschwert durch das Kreuzfeuer von Atem, dem ich zwischen meinen Nachbarn (X und Y) ausgesetzt bin. Der Geruch des ersteren wird dir noch in Erinnerung sein, es ist eine kräftige Mischung von unausgespühlten hohlen Zähnen und etwas Rippe, wenn er den Rock öffnet. Der andere liefert den unverfälschten Ausdruck verdorbenen Magens vor dem Essen, die unausbleibliche Wirkung der Kombination häufiger und schwerer Diners bei geringer Körperbewegung, der natürliche Geruch der Diplomaten und Hofmarschälle.“

Daß alle Probleme sich hier in Frankfurt ins Persönliche verloren, war nicht nur Bismarcks Schuld, es lag in der Atmosphäre des Bundestages, wo angeblich alle gleich und Österreich nur der primus inter pares war, es lag in der Geschichte der letzten Zeit. Denn wie sollte Österreichs Vertreter den preußischen vor aller Augen an diesem Tische nicht demütigen wollen, von dem Preußen vor drei Jahren mit dem Entschlusse aufgestanden war, einen neuen Tisch ohne Österreich zu begründen, – und nun war es reuig zurückgekehrt! Jetzt konnte Österreich auf sichere Gefolgschaft der meisten Staaten rechnen, Preußen bei Abstimmung nur vier norddeutsche Kleinstaaten um sich sammeln; denn alle waren mißtrauisch gegen Preußen, daß es sie in seiner „Union“ unterjochen und mit einem mißglückten Deutschland die Idee der Revolution durchführen wolle, während

das mächtige Österreich alle Legitimisten, also fast alle Fürsten, anzog.

So findet Bismarck in Frankfurt keine Überraschung vor, nur Bestätigungen, und selbst im Alter nennt er die Freundschaft beider Länder nur einen „Jugendtraum, entstanden durch die Nachwirkungen der Freiheitskriege und der Schulen“. Er kam als innerer Gegner; vor dem Grade der österreichischen Gegnerschaft aber steht er doch mit Staunen: erst hier lernt er die Depesche des Fürsten Schwarzenberg über Olmütz kennen, es habe nur von ihm abgehangen, „Preußen zu demütigen oder großmütig zu pardonnieren“. Genau in den Tagen dieses hochmütigen Berichtes hatte Bismarck in der Kammer den Olmützer Vertrag verteidigt; was muß sein Stolz im Anblick dieser Worte nun empfinden!

Er ist noch keine sechs Wochen dort, da faßt er sich schon so zusammen: „Die Östreicher sind und bleiben falsche Spieler, und ich glaube nicht, daß sie mit ihrem maßlosen Ehrgeiz und mit ihrer von jedem Rechtsbegriff baren, inneren und äußeren Politik jemals zu einem aufrichtigen Bund mit uns gelangen.“

Die erste Gelegenheit, um nachträglich noch zuzuschlagen, benutzt er schon im November: „Graf Thun sprach wie Posa, und entwickelte großdeutsche Schwärmerei; ich vervollständigte seinen Ideengang dahin, daß danach die Existenz Preußens und noch weiter der Reformation ein bedauerliches Faktum sei. . . Ein Preußen, welches, wie er sich ausdrückte, ‚der Erbschaft Friedrichs des Großen entsagte‘. . . bestehe in Europa nicht, und ehe ich zu einer derartigen Politik zu Hause riete, würde eine Entscheidung durch den Degen vorhergehen müssen.“ Hier ist ein Stück aus den Dialogen dieser zärtlich Verbündeten, ein Dutzend Kulissen fällt um, und man wundert sich nur, daß Bismarcks Krieg noch anderthalb Jahrzehnte auf sich warten ließ.

Diese Schärfen, sorglich nach Wien gemeldet, mehren die Eifersucht, und auch in Berlin wird man nicht eben versöhnlicher gestimmt werden, wenn Gerlach dem König aus Bismarcks Briefen vorliest, alles Unglück stamme aus der Hingabe an Östreich, „weil mich ein Bettgenosse viel leichter verprügeln, vergiften, erdrosseln kann, als ein Fremder... besonders wenn der Bettgenosse der Ruchlosere und Feigere ist“. Da nutzt es auch nichts, den Grafen Thun abzuverufen und durch den bisherigen Gesandten Östreichs in Berlin zu ersetzen.

Graf Prokesch-Osten, interessanter als Thun, Kenner des Orients, hochgebildet, mehr Europäer, macht seinen preußischen Kollegen durch andere Züge nervös: er kommt ihm zu oft und bleibt zu lange, wird ihm zu gemüthlich, wenn er im Hause mit den Kindern spielt, redet ihm zu lange in der Sitzung, „sonst ist meine Stellung mit ihm klarer als mit Thun, weil dieser mitunter die Wahrheit sagte, Prokesch aber nie“; dabei könne man ihm aber die echte Instruktion vom Gesicht ablesen. Leider läßt Prokesch in einem Schreibtisch, den er verkauft, antipreußische Akten liegen; Entwürfe für revolutionäre Artikel in preußischen Blättern, die man bisher den Demokraten zugeschrieben, worauf Bismarck ebenso gerissene Gegenzüge anrät: man solle nicht durch Anzeige in Wien den Gesandten hier unmöglich machen, lieber „ihm selbst ein Gefühl der Unsicherheit in seiner Stellung beibringen und den Bundesgenossen vertraulich soweit Kenntniss von der Sache geben, daß unsre Duldsamkeit in vorteilhaftem Licht erscheint,“ hierauf Teile abdrucken und so tun, als sei die Regierung erst durch diese in Privatbesitz befindlichen Stücke mißtrauisch geworden.

So schlau geht Bismarck zu Werke, der seine Gegner gern der Unaufrichtigkeit anklagt. Aber Prokesch ist Menschenkenner, man wird ihm bald Bismarcks Karrikaturen entreißen, den er schlagend darstellt: „Herr von Bismarck erklärte Preußen für das Zentrum der Welt.. Er vertrat das Bestreben,

den Bund zugrunde zu richten. Er würde, wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre, ihn ohne preußische Kokarde nicht eingelassen haben . . Klar wie Macchiavell, war er zu gewandt und zu glatt, um irgendein Mittel zu verschmähen, und man muß ihm zugestehen, daß ihm Halbheit nach jeder Richtung fernlag . . So betrieb er unermüdlich die Lahmlegung des Bundes, . . mit ausgiebiger Benutzung der Presse wußte er die Schuld dafür Östreich in die Schuhe zu schieben . . Der Beruf Preußens überwältigte ihn so, daß er selbst mit mir die Unerläßlichkeit der Einheit Deutschlands unter Preußen mehrmals besprach. Mir ist überhaupt kein Mann vorgekommen, so abgeschlossen in seinen Überzeugungen, so bewußt seines Wollens und Sollens.“

Dies Urteil, das die Nachwelt bestätigt, hätte Bismarck selber anerkannt. Beim leisesten Affront gegen seine preußische Stellung zieht er den Revolver. Als der Wiener Graf Rechberg nach der Sitzung heftig wird und im Eifer ruft, eigentlich müßte er im Bockenheimer Wäldchen Genugtuung fordern, erwidert Bismarck ruhig: „Warum wollen wir hinausfahren? Hier im Garten ist Platz genug, gegenüber wohnen preußische Offiziere, und österreichische sind auch bei der Hand. Ich bitte nur um Erlaubnis, die Entstehung des Streites aufzuschreiben, da ich meinem König gegenüber nicht als Raufbold erscheinen will, der die Diplomatie auf die Mensur führt.“ Er fängt zu schreiben an, der andere sieht die Unsinnigkeit ein, geht, lenkt dann ein und läßt den Streit schlichten.

Eine Reise nach Wien bestärkte ihn und die Österreicher in ihrer Gegnerschaft. Den deutschen Zollverein, Vorfrucht eines Deutschen Reiches, stärkstes Bindeglied zwischen Preußen und den andern Staaten, wollte Östreich bei bevorstehender Erneuerung in seinen politischen Folgen zerstören, es wollte selber mit allen seinen Staaten eintreten und dadurch politisch auch die Zollfragen

führen. Bismarck, der statt dessen einen Handelsvertrag anbietet, weicht keinen Schritt, fährt unverrichteter Sache heim, und hat seinen ersten großen Erfolg, als trotz unzähliger Intrigen der Zollverein ohne Östreich verlängert wird. Der einzige, der ihm in Wien und in Ofen gefällt und dem er gefällt, ist der 22jährige Kaiser, und wenn er das Handschreiben seines Königs an diesen durchliest, so mag ihm nichts darin besser behagen als der Satz, daß seine Familie länger als die Hohenzollern in den Marken sitze. An Franz Joseph rühmt er damals „Feuer, Würde, Besonnenheit, einen guten Blick, Freimut und Offenheit, besonders wenn er lacht“.

Als des Königs Günstling hat er von vornherein während all dieser Jahre eine besondere Stellung zu seinem Chef, der ihn natürlich haßt. Schon Bismarcks Ernennung hatte den Ministerpräsidenten ägriert, sie kam ja von der Kamarilla Gerlachs, mit dem er in sauer-süßer Freundschaft lebte. Klein, kalt und listig, strebend, lavierend, liberalisierend, regierte Manteuffel während der acht Jahre, in denen Bismarck in Frankfurt sein Untergebener, in Wahrheit ihm an Einfluß auf die Leitung oft überlegen und eigentlich immer störend war. Da der Chef in seinem Gesandten den Nachfolger, zugleich Überlegenheit und Ungeduld spürte, konnte er es nicht wagen, Chef zu spielen, und setzte sich nur zuweilen, mit wunderlichem Trotz in kleinen Dingen gegen ihn beim König durch: wenn Frankfurt drahtet, man möge einem gewissen verdächtigen Konsul das Gepäck beschlagnahmen, macht Manteuffel aus der Einladung desselben zur Hoftafel eine Kabinettsfrage; oder er lehnt die Pensionierung eines arbeitsunfähigen Greises der Frankfurter Kanzlei ab, weil sie der Gesandte wünscht. Wird dieser durch Gerlach nach Berlin zitiert, so schreibt ihm Manteuffel pikiert, er möge nicht zu lange bleiben.

Dagegen erklärt Bismarck, er sei „sehr viel fauler als im vorigen Jahre, weil mein Fleiß in Berlin kein Echo und Resultat findet“. Bei äußerer Artigkeit und endloser Korrespondenz – Manteuffel steht sogar bei Bismarcks Sohne Pate – hält der Chef sich einen bezahlten, durch einen Depeschendiebstahl berühmt gewordenen Agenten, um die Mappen zu erreichen, in denen des Königs, Gerlachs und Bismarcks Briefe hin und her gehen, und als nach einigen Jahren der König seinen Gesandten durch Manteuffel fragen läßt, ob er Finanzminister werden wolle, berichtet der Premier ohne Auftrag dem König: „Bismarck hat mich einfach ausgelacht!“

Das Zentrum dieser Intrigen, Chef des Gouvernement occulte, ist Leopold von Gerlach, Generaladjutant und Freund des Königs, der Bismarcks Ernennung durchgesetzt hat, um seine Partei gegen Manteuffel zu stärken. Außer Bismarck, den er sich anlernen wollte, verachtete Gerlach alles umher, nannte Manteuffel einen prinzipienlosen, unzuverlässigen Minister, den König aber „einen, um nicht mehr zu sagen, unberechenbar eigentümlichen Herrn“, soll heißen: verrückt. Erfahren, fromm und intrigant, dazu 25 Jahre älter als Bismarck, fühlt er sich, sein eigentlicher Entdecker, zugleich als Adoptivvater und bemerkt kaum, wie rasch dieser Sohn, viel jünger an Lebens- und an Amtsjahren als Gerlach, König, Manteuffel, alle drei in der Meisterschaft der Intrige übertrifft. Denn mit niemand ist Bismarck behutsamer umgegangen als mit diesem Freunde seines Königs, solange dieser regierte; als Wilhelm zur Regentschaft kam, der Gerlach nicht leiden konnte, gingen die Beziehungen rasch zurück.

An niemand hat Bismarck so viele und so bedeutsame Briefe geschrieben, kostbar als Zeugnisse seiner politischen Gedanken wie die ehelichen Briefe als Zeugnisse häuslicher Gefühle, funkelnd von Einfällen und Ironien, knatternden Bosheiten und

weithin donnernden Machtplänen. Diese Briefe, von denen manche 12 Druckseiten füllen, wurden dem König meist vorgelesen, boten also Bismarck ein Mittel direkter Beeinflussung, stärker vielleicht als das Gespräch, denn eine Meisterhand hatte Zeit, sie zu stilisieren. Zu Anfang heißt es darin Exzellenz und Ihr gehorsamster Freund und Diener, später Verehrter Freund und treu der Ihrige. Länder sind darin mit Dörfern, Personen mit shakespeareschen Gestalten humorig bezeichnet, viele voll Heiterkeit, ganze Briefe nur von boshaftem Klatsch und kuriosen Hofgeschichten erfüllt, sichtlich um den direkten und den indirekten Empfänger bei Laune zu erhalten. Dabei hält der Adoptivvater streng darauf, daß dieser Sohn ihm nicht über den Kopf wachse, ja er verhindert den König im Jahre 54, ihn zum Minister zu machen und lähmt sogar seine Forderung, auf die Haltung in ihrer konservativen Partei mehr Einfluß zu gewinnen. In andern Fällen steckt Gerlach auf die ergötzlichste Art die geistliche Miene auf: will Bismarck „im Interesse des Dienstes auch ein schlechtes Subjekt unter der Hand benutzen“, so fühlt Gerlach sich genötigt, „an die Vorschrift des Apostels zu erinnern, die vor denen warnt, die Böses tun, damit Gutes daraus werde, und hinzufügt: denn Solcher Verdammnis ist gewiß“. In solchen Zeiten der Spannung ist es stets Bismarck, der seinen Stolz überwindet, um diesen unersetzlichen Mittler nicht zu verlieren, und gleichfalls in frommem Tone Gerlach, dem alten Haudegen, ans Herz greift:

„Ich suche . . die Gemeinschaft mit Ihnen . . täglich mit den Hilfsmitteln des Gebetes und der Ergebung in die Führung des Herrn, der mich an diese Stelle gesetzt hat, wiederzugewinnen.“ Ein andermal: „Ich werde ganz wurzellos, wenn ich mit Ihnen außer Verbindung gerate . . Ich kann, um mit Freudigkeit dem Könige zu dienen, das Bewußtsein eines innigen und vertrauensvollen Zusammengehens mit



Ihnen nicht entbehren, deren Kampfgenosse ich nicht nur in bösen Zeiten war.. und von denen mich.. niemals ein Zwiespalt über die gemeinsamen Grundsätze und Ziele des Handelns trennen kann.“ „Leben Sie recht wohl. Zweifeln Sie, that stars are fire usw., vergl. Hamlet, aber zweifeln Sie nicht an meiner Liebe!“ „Lassen Sie sich nur nicht Mißtrauen gegen mich beibringen! Für den König und Sie bin ich à toute épreuve ehrlich.“ Wie hat Bismarck später als Empfänger solcher Briefe über ihre Motive gespottet!

Aber es galt ja die Brücke zur Macht, und wer so viel erstrebt, ohne je Streber zu sein, braucht alle Mittel, um sich den fast absoluten König zu sichern. Der war in Bismarck mehrere Jahre lang verliebt, es schmeichelte ihm, ihn „entdeckt“ zu haben, „er sah in mir das Ei, das er selbst gelegt hatte und ausbrütete“; zugleich aber und auf die Dauer ist ihm der junge Herr grade gut, um seine Minister zu schrecken, oder, wie er sagte, um Manteuffel zum Gehorsam zu bringen. In seiner heraufziehenden Verücktheit betrügt er seine eignen Minister, läßt eilige und wichtige Depeschen, anstatt von Manteuffel, von der Kamarrilla entwerfen, schickt dann Bismarck den Entwurf nach Frankfurt, dieser nimmt mit Manteuffel Fühlung, der wieder einen Herrn aus dem Emigrantenkreise zitiert und mehrere Tage wartet, bis dieser den besten französischen Ausdruck findet, „der zwischen dunkel, unklar, zweifelhaft und bedenklich die richtige Mitte hielt.“ Zu andern Malen verlangt der König von Bismarck Denkschriften gegen solche des Auswärtigen Amtes, und selbst als Günstling klagt Bismarck über selbstherrliche Anwandlungen, spricht vom „jähem Wechsel der Ansichten, Unregelmäßigkeiten in Geschäften, Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppen-Einflüsse“.

Immer wieder wird er in den ersten Jahren vom König oder von Gerlach nach Berlin berufen, macht in einem Jahre 2000 Meilen zwischen Frankfurt und Berlin; oft, wenn

Manteuffel nicht will, wie der König will. Kommt er in solchem Falle nicht sofort, weil ihn der Dienst verhindert, so empfängt ihn der König nicht, schickt ihn aber auch nicht fort, „es war das eine Art von Erziehungsmethode, wie man in der Schule, gelegentlich aus der Klasse gewiesen, aber wieder hineingelassen wurde. Ich war gewissermaßen im Charlottenburger Schlosse interniert, ein Zustand, der mir durch ein gutes und elegant serviertes Frühstück erleichtert wurde.“ Als ihn der König zum Gesandten in Wien machen will, und Bismarck erwidert, er hätte das Gefühl, seinem Gegner ausgeliefert zu werden, und ginge nur auf Befehl, sagt der König: „Befehlen will ich nicht, Sie sollen freiwillig hingehen und mich darum bitten . . Sie sollten mir dankbar sein, wenn ich Ihre Ausbildung übernehme, weil es bei Ihnen der Mühe lohnt.“

Ganz der Ton und Verkehr mit einem Günstling, der die Launen wie das Wetter ertragen muß. Als der König ihn einmal nach Rügen ruft, um eine Note anders abzufassen als Manteuffel sie entworfen, sie dann abgehen läßt, ihn dafür lobt und zurückhält, obwohl er seit Tagen zu seiner kranken Frau will, bestraft ihn der König, als jener die Abreise schließlich durchsetzt, mit drahtlichem Anhalten der Note, läßt sie zurückkommen und ändert sie ab. So wurde damals das Königreich Preußen regiert.

Bismarck hat dies Treiben, das er brauchte, nie überschätzt, und aus seinem „kaltherzigen Standpunkt anthropologischer Naturkunde“ den Mangel an Freunden richtig hergeleitet und wohl gewußt, wie rasch die Gunst der Fürsten schwindet: „Jetzt ist alles Sonnenschein, wenn ich hinkomme, schreibt er nach einem Jahre nach Hause, der Hof verzieht mich, die Großen schmeicheln mir, die Geringen wollen etwas von mir oder durch mich, und ich brauche bisher keine große Anstrengung, um die Idee festzuhalten, daß diese ganze goldbeblechte Schützenkönigsherrlichkeit vielleicht übermorgen

vorbei ist, und ich an einem Hoffest ebensoviel kühle Rücken um mich her sehe, als jetzt freundliche Gesichter.“

So kommt es ihm nicht überraschend, wenn er fünf Jahre später gegen Gerlach fast mit denselben Worten feststellt, „das ist anders geworden. Entweder hat der König gefunden, daß ich ein ebenso alltäglicher Mensch bin wie alle übrigen, oder er hat Schlechtes von mir gehört, vielleicht Wahres. . . Kurz, er hat weniger als früher das Bedürfnis, mich zu sehen, die Hofdamen Ihrer Majestät lächeln mir kühler zu als sonst, die Herren drücken mir matter die Hand.“ Aber mit einem Male fährt er in verändertem Tone fort: „Sie aber, verehrtester Freund, halte ich von jenen kleinen Menschlichkeiten der Hofleute freier, und wenn Ihr Vertrauen zu mir gemindert sein sollte, so bitte ich Sie, mir noch andere Gründe als den Wandel der Hofgunst anzugeben.“

So versteht Bismarck, mit zarten Händen die Elegie eines distanzierten Günstlings für die Ohren eines frommen Höflings abzustimmen, und über den Ton eines leisen Vorwurfs in die Beschwörung eines philosophischen Geistes sacht hinüber zu gleiten.

III

Zar Nikolaus war der mächtigste Mann in Europa. Nur in seinem Riesenreiche war alles ruhig geblieben, unsichtbar blieb die Sklaverei der Bauern, und als in Ungarn Revolution ausbrach, konnte der Zar dem jungen Franz Joseph ein entscheidendes Hilfskorps senden; seitdem empfand er ihn als eine Art von Vasallen. Jetzt war der Augenblick, endlich Konstantinopel in Verwahrung zu nehmen und die Türkei zu teilen, die er damals zum ersten Male den Kranken Mann nannte. Aber Napoleon wollte die Schlüssel des Heiligen Grabes nicht hergeben, wollte die Niederlagen seines Oheims von anno 12 und 14 und sich selber dafür rächen, daß der hochmütige Zar ihn in Briefen nicht *mon frère*, sondern nur

mon cousin ansprach. An solchen Farcen hing damals das Schicksal Europas. Anfang 54 rückte der Krieg nahe zwischen Rußland und einer Alliance der Franzosen, Engländer und Türken. Östreich, das Rußlands Ausdehnung auf dem Balkan fürchten mußte, war entschlossen, sich dem westlichen Bündnis anzuschließen. Die gleiche Frage erging an Preußen.

Alles, was liberal fühlt, will im Bunde mit dem Westen gegen Rußland kämpfen; auch um den König sind viele für Krieg, an ihrer Spitze Prinz Wilhelm. Manteuffel hat schon eingewilligt, am entscheidenden Ultimatum in Petersburg mitzuwirken; nur die Altkonservativen, mit Gerlach an der Spitze, sind dagegen, diese Burg der Reaktion, den Kampfgenossen von 1813 anzugreifen. Auf dem Höhepunkte der Krisis, im März, ruft Gerlach seinen Schüler nach Berlin. Sogleich läßt ihn Wilhelm zu sich kommen; leiden kann er diesen Menschen nicht, aber er kennt den großen Einfluß auf seinen wankenden Bruder, steht übrigens mit ihm persönlich leidlich und hat neulich neben Manteuffel Patenstelle bei seinem zweiten Sohn Wilhelm, später Bill genannt, übernommen.

– Sie sehen sich hier zwei streitenden Systemen gegenüber, fängt Wilhelm an, von denen das eine durch Manteuffel, das andre, russenfreundliche, durch Gerlach und durch Münster in Petersburg vertreten ist. Sie kommen frisch hierher, sind vom Könige gewissermaßen als Schiedsmann berufen, Ihre Meinung wird daher den Ausschlag geben, und ich beschwöre Sie, sprechen Sie sich so aus. . . Rußland ruft ganz Europa gegen sich auf und wird schließlich unterliegen. – In der Tat, damals wollte Wilhelm aus Freundschaft für den Zaren, seinen Neffen, gegen ihn drohend auftreten, um ihn vor einem einigen Europa zurückweichen zu lassen und zu retten.

„Das kann ich nicht, erwidert Bismarck, wir haben keinen

Kriegsgrund, keinen Kampfpfeis und würden nur die Erbitterung und Rachsucht eines an unserer Grenze Besiegten erzeugen. Wir würden aus Furcht vor Frankreich oder in Diensten Englands die Rolle eines indischen Vasallenfürsten übernehmen, der im englischen Patronat englische Kriege zu führen hat.“

– Von Vasallen und Furcht ist gar keine Rede! ruft der Prinz „mit zorniger Röte“. Bismarck hört aus seinen Worten die Stimme Augustas, deren antirussische Grundstimmung er aus dem Widerspruch gegen ihre russische Mutter herleitet: ein psychologisch bedeutsames Gegenstück zur Antipathie, die er der eigenen Mutter bewahrte. Überdies schien Augusta ihm „für alles Fremde mehr Interesse zu haben als für das Näherliegende, Alltägliche“. In Koblenz, wo dieses Thronfolgerpaar residierte, hat sich schon lange ein Hoflager mit Front gegen Sanssouci gebildet.

Zum zweiten Male treffen sich Wilhelm und Bismarck als Gegner. Vor vier Jahren wollte Wilhelm in den Krieg, Bismarck nach Olmütz, und Wilhelm faßte die Ernennung seines Gegners zum Gesandten geradezu als weitere Unterwerfung unter Östreich auf; heut fürchtet der Prinz eine Demütigung vor Rußland. Muß er nicht Bismarck für feige halten? Auf jeden Fall schreibt er außer sich an Manteuffel, dieser Mann treibe Politik wie ein Gymnasiast.

Und doch treibt dieser Mann grade heut zum ersten Male große Politik: im Krimkrieg wird Bismarck zum europäischen Staatsmann. Was Preußen auch täte, so rechnet er, es käme Östreich am Ende zugute, darum will er nicht „unsre schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige Orlog-Schiff von Östreich koppeln . . Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert, indem sie furchtlos, vielleicht auch sehr rücksichtslos, von uns benutzt werden. . Jedenfalls steigt der Wert unsres Beistandes auch im Preise mit der fortschreitenden

Entwicklung“: Wien soll unsern Beistand nur gegen unsere Vormacht in Deutschland eintauschen! Indessen weiß der haltlose König nicht, was tun, schließt heut Schutz und Trutz mit Österreich, entläßt morgen die Vorkämpfer dieser Politik, sieht seinen Bruder zum zweiten Male wütend fortgehen, und weiß, daß die Berliner sagen: „In Sanssouci geht man abends mit Frankreich und England ins Bett und steht mit Rußland frühmorgens wieder auf.“

Entschiedener trennt sich Bismarck im nächsten Jahre von der Hofmeinung, und diesmal auch vom König; er fuhr ohne Auftrag zum Besuch nach Paris und kam mit dem Eindruck zurück, man könne ruhig mit Napoleon gehen, wenn die Konstellation für Preußen nützlich wäre. Darüber Entsetzen in Sanssouci, fromme Briefe Gerlachs gegen dies „Buhlen mit dem Bösen“, sichtliche Ungnade des Königs! Ein zweiter amtlicher Besuch in Paris bestärkt Bismarck in seiner Politik.

Vier intime Gespräche hatte er zwischen 1857 und 61 mit dem Kaiser, eines erstaunlicher als das andre: zweimal sprach Napoleon zu viel, dann Bismarck. Zuletzt trafen sie einander bei Sedan. Für jetzt konnte Napoleon nach dem Krimkrieg und seinem in Paris geschlossenen Frieden sich als Arbiter Europae fühlen, und eigentlich war der Gesandte Preußens, wie er vor seinem Thron erschien, ein ziemlich kleiner Mann. Trotzdem sieht er sich glänzend empfangen, auch von der mächtigen Kaiserin, und ist von beiden kaptiviert: von ihm fühlt er sich erbaut, rühmt an ihm Verstand und Freundlichkeit, während er Eugenie schöner als ihre Bilder findet, ungemein graziös und lieblich, und erklärt, daß er sie „lebhaft bewundert . . wirklich eine seltene Frau, nicht nur von außen“. (Sie sagt von ihm: „Il est plus causeur qu'un Parisien.“) Und all dies schreibt und wiederholt privat und amtlich derselbe Mann, der die Heraufkunft dieses Parvenüs bespottet,

die Revolution verflucht hat, aus der dieser Kaiser hervorging: dies alles schreibt er, Bismarck, Stockpreuße, königstreu und Legitimist, er ist es, der nun für Paris schwärmt und für die beiden Emporkömmlinge! Und doch bleibt ihm jetzt und später dieses Volk so fremd, wie ihm das englische von vornherein sympathisch gewesen; selbst Paris, das ihn fasziniert, wird er bald bekritteln. Warum also nicht den Kaiser? Hat ihn wirklich so viel Ehre in Feuer versetzt?

Er ist von Eis. Das Feuer, das ihn im Landtage glühen ließ, als man es zu Hause mit Revolution oder doch mit Demokratie versuchte, ist längst erloschen, voller Kälte und mit einer Klarheit, die ihn von allen Grundsätzen befreit, blickt er ins Spiel der Kräfte. Er weiß, Napoleon sucht sich rasch dem besiegten Rußland zu verbinden, und Österreich umwirbt den Kaiser. Was also bleibt Preußen, um nicht isoliert in der Mitte zu liegen, vielleicht erdrückt zu werden? Ein Bündnis mit Frankreich. Der Kaiser kommt ihm entgegen, legt dar, wie töricht er wäre, die Rheingrenze zu fordern, nur im Mittelmeer wolle er vordringen:

– Der Franzose ist ein Landsoldat, kein Seemann, fühlt sich also grade auf diesem Gebiete geschmeichelt. Preußen muß sich vergrößern, Hannover, Schleswig und Holstein nehmen, dann eine Seemacht zunächst zweiten Ranges werden, um mit der französischen zusammen die englische in Schach zu halten. Dafür möchte ich auf Preußens Ruhe rechnen, wenn es einmal zu Verwickelungen mit Österreich um Italiens willen käme. Sondieren Sie den König über dies alles. –

Bismarck: „Ich bin doppelt erfreut, weil E.M. diese Eröffnung grade mir machen, zunächst als Beweis des Vertrauens, ferner aber, weil ich wohl der einzige preußische Diplomat bin, der es auf sich nimmt, diese Eröffnungen zu Hause und auch meinem Souverän zu verschweigen: denn es liegt außer Möglichkeit, daß er darauf eingeht. Aber im

mündlichen Verkehr des Fürsten würden Quellen der Indiskretion liegen, die das gute Einvernehmen mit Frankreich trüben könnten.“

Napoleon: Aber das wäre mehr als Indiskretion, das wäre Verrat!, erwidert der Kaiser.

„Sie würden in den Sumpf geraten“, sagt Bismarck. Dies Wort akzeptiert Napoleon, dankt für Offenheit und nimmt das Versprechen zu schweigen entgegen.

Die erste europäische Probe Bismarcks zeigt ihn gleich auf der Höhe seiner persönlichen Technik: anstatt wie alle andern zu erwidern, er sei ohne Instruktionen und werde alles melden, fühlt er Geistesgegenwart, Mut und Verantwortung genug, diesen Plan des Fremden zur Einmischung in Deutschland von sich aus zu vereiteln: die Flamme tritt er mit dem Stiefel aus, bevor sie einer sieht. Und dies, obwohl er Österreichs Feind, obwohl er fast als der einzige unter den Seinen entschlossen ist, sogar zum Bündnis mit dem Kaiser zu raten! Du kommst in so fragwürdiger Gestalt, sagt er sich, und wirklich staunt man vor einem so überstürzten Antrag des klugen Franzosen. Hat er die neue Form dieses Preußen durchgespürt und Offenheit durch Offenheit bezwingen wollen?

! Entscheidender Irrtum: denn Bismarck ist offen, wo er schrecken oder bluffen will; niemals, wenn der andre vertraut. Durch die Form seiner Antwort will er auch hier nur Vertrauen gewinnen; das gelingt ihm. Auch verschweigt er zwar im Berichte die Szene, wie versprochen; kaum aber ist er zurück, so erzählt er sie Gerlach, also dem Könige. Während er sich aber vor dem Kaiser als der einzige Preuße bezeichnet hat, der seinen Antrag verschweigen würde, ist er vor dem König der einzige, der geistig zu dem Antrage, zunächst zu einer Einladung Napoleons nach Berlin rät, während die Kreuzzeitung Napoleon dauernd beschimpft. Zum ersten Male tritt in dieser Wendung der große Realist den Potsdamer Romantikern, der

Mann ohne Grundsätze den Legitimisten gegenüber, zum ersten Male sieht man ihn frei von den Grundsätzen einer Partei, auf die er niemals schwor. In umfangreichem Briefwechsel mit Gerlach verläßt er nun seinen Meister, gibt aus Berechnung und Nützlichkeit ohne weiteres das Grundprinzip der Legitimität preis, auf dem er zu fußen meinte: aus dem Parteimann ist ein Staatsmann geworden, der sich bei seinem eignen, veralteten Urtheil nicht aufhält:

„Der Mann (Napoleon) imponiert mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet und vielmehr ein Fehler meines Auges, da es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist. . . Meinen Sie ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem spezifisch preußischen Patriotismus vollständig unterordne; Frankreich interessiert mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagiert, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist. . . Es gilt mir nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur meinem Könige und meinem Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an anderen; es liegt darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land. . . Die Interessen des Vaterlandes dem eigenen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht. . .

„Ich frage Sie, ob es in Europa ein Kabinett gibt, welches mehr als das Wiener ein geborenes und natürliches Interesse daran hat, Preußen nicht stärker werden zu lassen, sondern seinen Einfluß in Deutschland zu mindern. . . Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und

seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen, und ich würde, sobald man mir nachweist, daß es im Interesse einer gesunden und wohldurchdachten Politik liegt, unsre Truppen mit derselben Genugthuung auf die französischen, russischen, englischen oder östreichischen feuern sehen . .

„Wann und nach welchen Kennzeichen haben alle diese Mächte aufgehört, revolutionär zu sein? Es scheint, daß man ihnen die illegitime Geburt verzeiht, sobald wir keine Gefahr von ihnen besorgen, und daß man sich alsdann auch nicht prinzipiell daran stößt, wenn sie fortfahren, ohne Buße, ja mit Rühmen sich zu ihrer Wurzel im Unrecht zu bekennen . . Wenn man der Revolution einen irdischen Ursprung anweisen will, so wäre auch der nicht in Frankreich, sondern eher in England zu suchen, wenn nicht noch früher in Deutschland oder in Rom. Wie viele Existenzen gibt es noch in der heutigen politischen Welt, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln? Nehmen Sie Spanien, Portugal, Brasilien, alle amerikanischen Republiken, Belgien, Holland, die Schweiz, Griechenland, Schweden, . . England; selbst für das Terrain, welches die heutigen deutschen Fürsten theils Kaiser und Reich, . . theils ihren eignen Landständen abgewonnen haben, läßt sich kein vollständig legitimer Besitztitel nachweisen, und in unserm eignen staatlichen Leben können wir der Benutzung revolutionärer Unterlagen nicht entgehen . . Aber selbst dann, wenn die revolutionären Erscheinungen der Vergangenheit noch nicht den Grad von Verjährung hatten, daß man von ihnen sagen könnte, wie die Hexe im Faust: ‚Hier hab’ ich eine Flasche, aus der ich selbst zuweilen nasche, die auch nicht mehr im mind’sten stinkt‘, – hatte man nicht immer die Keuschheit sich liebender Berührungen zu enthalten.“

Hier ist zum ersten Male Bismarck der Staatsmann; aus diesem Brief an Gerlach treten die Grundzüge seiner poli-

tischen Laufbahn hervor; noch mit 82 Jahren wird er nicht anders urtheilen als jetzt mit 42. Setzen wir, die Liberalen hätten ebenso gute Spitzel wie die Regierung und fingen diesen Brief ab: was würde wohl ein Abgeordneter der Linken zu diesen Sätzen sagen, der vor einigen Jahren denselben Junker gegen jene Länder und Kronen wettern hörte, die aus dem blutigen Straßenpflaster stammten? Wie? Also sind wir im Grunde alle revolutionären Ursprungs, und es kommt nur auf die Länge der Verjährung und nicht einmal auf diese an! Also kommen sie doch nicht von Gott, die Kronen, die aus Seinem gnadenreichen Schoße stammen sollten, und der Aufruhr von Völkern und die Empörung von Fürsten, der Kampf der Klassen und der Wettstreit der Herzöge hat in vergangener Zeit mit Gewalt über den Besitz von Ländern entschieden und ihn zum Eigentum entwickelt, und tut das noch heute! Warum ist dann der Hohenzoller legitimer als der Bonaparte und Romanow besser als Savoyen? Wo stammen denn dann die Titel für die Vorrechte des Adels her? Sind etwa hier dem Klassenkämpfer zum ersten Male Wahrheiten aufgegangen über Könige und Ritter?

Durchaus nicht. All dies wußte Bismarck vor sieben Jahren wie heut, und wird es morgen öffentlich verleugnen, wie damals, wenn es gilt, im eignen Lande die Prärogative der eignen Klasse zu stützen. Aber nach außen fühlt er sich frei zu handeln, wie es ihm für eben dies Land nützlich erscheint, da draußen gelten keine Vorurteile, dort heißt Gefühlspolitik, was drinnen Dogma schien, Romantik draußen, was drinnen Staatsräson war; denn Innen- und Außenpolitik mit zweierlei Maß zu messen, das ist bei Bismarck Grundgedanke, und man kann sagen, in dieser Form à la Richelieu hat er ihn in Deutschland eingeführt. Aber aus diesem Zwiespalt werden sich alle jene Fehler ergeben, die die Deutschen im Innern verkümmern ließen, während nach außen die Macht des Staates mit dem Machtgefühl dieses Staatsmannes wuchs.

Hier sind sie, Größe und Grenzen Bismarckischen Wirkens: ein Wille, unbeirrt durch Grundsätze oder Sympathien, gerichtet nur auf die Macht des eignen Landes, spottend der Ideen, die indes Europa und das Jahrhundert vorwärts trieben. Wie aber der Wille dieses Kämpfers nach außen sich in Siegen darstellt, so schlägt er nach innen die Rechte der Nation zu Boden, die kein Staatsmann ungestraft bezwingt, anstatt sie mit Gegenkräften ins gleiche zu setzen. Mit derselben Genugtuung will er die Truppen auf Fremde wie auf Deutsche feuern sehen, wenn es nur Preußen nützt; doch wenn er ihre Gewehre später auch auf preußische Rebellen richten sollte, nur weil sie ihr Land anders regieren wollen: das wird seine Macht erschüttern.

IV

„Eigentlich ist es leichtsinnig, schreibt, in Hinblick auf die Kosten, Bismarck seinem Bruder, als ihn der König ins Herrenhaus berufen hat, aber es ist auf lebenslänglich und gibt eine feste Position, welche der Regierung gegenüber Einfluß verleiht. Ob es nützlich und angenehm ist, letzteren zu besitzen, ist freilich eine kritische Frage, die ich in den meisten Augenblicken meiner Existenz verneinen möchte, während ich in anderen, ehrgeizigeren oder patriotischer bewegten, meine beiden Ohren dafür geben möchte, meine politischen Ansichten durchzusetzen . . Ich möchte nur auf sechs Monate das Ruder in der Hand haben.“ Rasch läßt er Partei und Kammer im Stich, lehnt eine Wiederwahl ab und nutzt vorher seine Doppelstellung in Berlin, um zu fehlen, wenn seine Freunde gegen die Regierung, er gegen seine Freunde stimmen müßte.

Dafür entschädigt er sich, wenn er in einem Berliner Restaurant eine liberale Gesellschaft trifft, eine Viertelstunde an ihrem Tische Platz nimmt und dann befriedigt

erzählen kann: „Ich habe den Kerls den Appetit verdorben, dem einen habe ich die Backen gestreichelt, dem andern die Hand gedrückt, jedem eine Zärtlichkeit gesagt, es war eine Freude, zu sehen, wie jedem die Galle aus den Augen heraus-sah!“ Aber auch mit der eignen Partei steht er gespannt, spricht sich entschieden gegen jeden Bruch der Verfassung aus, denn „sie hat aufgehört, das Regieren an sich zu hemmen, und wird mehr und mehr das Gefäß, dem erst die Persönlichkeit des Regierenden Inhalt verleiht“. So hat er die Taktik geändert, auch im Innern das Verrufene formell anerkannt, er fragt gradezu, ob es klug sei, immer reaktionär zu bleiben, wenn man nur dadurch gewisse Kleinstaaten Östreich zutreibt, anstatt sie durch Liberalität preußenfreundlicher zu machen, und will die Berliner Kammern trotz demokratischer Tendenzen über Deutschland weiter reden lassen, damit Preußen als Führer im Reiche populär werde.

Denn auf die Führerschaft im engeren Deutschland hat sich der Blick dieses Preußen gerichtet, mit produktivem Zynismus spricht er es aus: „So entschiedene Abneigung ich dagegen habe, im eignen Vaterlande das Recht der Politik zu opfern, so habe ich doch preußischen Egoismus genug, um in bezug auf Hannoversches Recht nicht in demselben Grade gewissenhaft zu sein.“ Groß-Deutschland ist ein Traum, der Deutsche Bund ist tot oder wert zu sterben, der deutsche Wille der kleinen Dynasten eine Phrase, vielmehr der Rheinbund wieder vor der Tür, und er fragt Gerlach: „Was könnte Sie berechtigen, zu glauben, daß die Großherzöge von Baden und Darmstadt, der König von Württemberg oder Bayern den Leonidas . . machen sollte? Schwerlich wird der König Max in Fontainebleau dem Napoleon sagen, daß er nur über seine Leiche die Grenze Deutschlands oder Östreichs passieren werde.“

Indessen hat er Deutschland kennengelernt, denn alle deutschen Höfe zu besuchen, hat er sich beim Eintritt ausbedungen,

und nun ist seine Personalkenntnis in ein paar Jahren beinahe vollkommen geworden, Fürsten, Minister, Zeitungen und andere Intriganten hat er gesehen und sich in dieser Form des Dienstes im Grunde am wohlsten gefühlt; sogar aus dem Berliner Treiben schickt er herzhaft Briefe eines amüsierten Junggesellen nach Hause.

Jetzt reist er gern, reist mehr, als er müßte, immer allein, und wenn seine Briefe an die Frau nach Hause meist mit dem Wunsche schließen, bei ihr zu sein, so ist solche Einschränkung ihm Bedürfnis: Bismarck muß seine Stimmung immer drücken, um sie zu erhalten. Da geht er denn nach Brüssel und Amsterdam, nach Kopenhagen, Budapest und Paris, und so, zum ersten Male fahrend wie ein großer Herr, mit Geld und Titel, überall als vornehmer Fremder empfangen, schmeichelt ihm die neue Form des Reisens doch. Wenn Johanna mit Kindern und Eltern in der Schweiz ist, liegt er am Strande von Norderney, „rauchend, träumend oder an Interlaken denkend“. Aber am liebsten läßt er sich doch zu Jagden einladen, nach Dänemark und Kurland. „Erlege ich morgen den Elch, so finde ich so viel Zeit, einen Abstecher zu Dir zu machen, ohne diesen Erfolg kann ich aber nicht umkehren, ehe mir das Feuer nicht auf den Nägeln brennt.“

In solchen Wochen erreicht seine Lebensfreude ihren Höhepunkt, dann fühlt er sich wieder jung und kann getrost aus Ostende schreiben: „Nur das Bewußtsein tadelfreier Körperformen kann unsereinem die Dreistigkeit geben, sich so vor der ganzen Damenwelt zu produzieren, und obschon mir dieses Bewußtsein in hohem Grade beiwohnt, ziehe ich doch gewöhnlich das entlegenere ‚paradis‘ vor . . , wo nur Herren sind, aber ganz in dem Kostüm, welches der ersteren Bezeichnung entspricht. Ich mag das nasse Ding nicht auf dem Leibe haben.“ Oder er fährt an einem Juliabend im Kahn in den Rhein hinaus, schwimmt im Mondschein bis zum

Mäuseturm, genießt das Träumerische solcher Stimmung, erklärt, er möchte jeden Abend so allein schwimmen, setzt sich dann mit einem Kollegen zum Rheinwein und philosophiert über Rousseau und Gott.

Eine andere Form der Nervenentspannung findet er in der Musik. Rauchend geht er auf und nieder, wenn Keudell ihm vorspielt, denn Konzerte hat er sein ganzes Leben lang abgelehnt, „Musik muß frei geschenkt werden wie Liebe, und eingezwängt kann man überhaupt nicht sitzen.“ Auch vierhändig kann er nicht spielen hören, diese Gebundenheit ist ihm schon zu viel, ebensowenig Variationen; erst wenn der Spieler ohne Blatt zu seinem Instrumente spricht, beginnt für ihn der Genuß. Dann sieht er Bilder, im Grunde sieht er immer sich selber, denn wenn er sich nachher äußert, so ist es immer von einem tätigen Manne. „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens. . . Wenn ich diese Musik oft hörte, würde ich immer sehr tapfer sein,“ sagt er nach der Appassionata. Oder er sieht „einen Cromwellschen Reiter, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht reitet, und denkt, jetzt muß gestorben sein“. „Dem Manne geht es aber wirklich sehr schlecht“, sagt er nach einem Mendelssohn. „Der Mann hat anfangs Zweifel, ringt sich aber allmählich zu einem festen, frohen Bekenntnis durch,“ nach einem Präludium von Bach.

Im Grunde bleibt dieser Problematiker immer bei Beethoven: „Beethchen ist mir lieber, er sagt meinen Nerven am besten zu,“ und tief blickt man in das Gefüge seines Herzens, wenn man ihn bekennen hört: „Gute Musik regt mich oft nach einer von zwei entgegengesetzten Richtungen an: zum Vorgefühle des Krieges oder der Idylle.“ Mit Ehrfurcht tritt er damals noch vor musischen Dingen zurück, gern fühlt er sie seinem klaren Verstande entschweben, und Keudell sieht ihn einmal, während er spielt, im Spiegel, wie er leise eintritt, hinter seinem Stuhl die ausgestreckten

Hände über des Spielers Kopf hält, für ein paar Sekunden; „dann setzte er sich an ein Fenster und blickte in die Abenddämmerung hinaus, während ich weiterspielte.“ Solche Sekunden der Ergriffenheit ohne Grund, der Auflösung und Hingabe, sehr seltene Momente zärtlicher Selbstverleugnung knüpfen an frühe Melancholien an, die er einst einsam und mit innerer Wonne pflegte.

Nur ausnahmsweise erlaubt er der eigenen Jugend, wieder aufzutauchen. Als er Wiesbaden wiedersieht, wo er vor 20 Jahren so toll gelebt, scheint kein freundlicher Gedanke an die Frauen ihn zu beleben, mit denen er damals sein Spiel trieb; man hört ihn hier nur stöhnen, „wo damals der Champagner 22jähriger Jugend nutzlos verbrauste und schale Neigen zurückließ. Wo und wie mögen Isabelle Loraine und Miß Russell jetzt leben. . Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann. . Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder – ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde. . Mir ist, als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wiese, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethoven-scher Symphonie vermischt.“

Noch stärker als zuvor sind ihm jetzt Glaube und Familie eins, und wenn er den Unglauben fürchtet, so fürchtet er die alte Einsamkeit. Ein seltsam frevelhafter Groll auf seine Jugend muß ihm helfen, die steigenden Jahre zu ertragen. „Vor den Vierzig schaudert mich etwas, schreibt er dem Bruder. Da ist man dann über den Berg und geht nur noch talwärts bis zum Schönhauser Gewölbe; und man bildet sich immer noch ein, am Anfang des Lebens zu sein, und



das Eigentliche noch vor sich zu haben . . Man sagt sich so schwer von einem gewissen Anspruch an Jugendlichkeit los, und die 3, selbst mit der 9 dahinter, hat noch etwas an sich, wodurch dieser Illusion Vorschub geleistet wird. Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehen; man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich will es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem Diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft.“

Hier sind es Ironien, dort Selbstvorwürfe, mit denen er sich zu einer Geduld und Entsagung zwingen will, die seinem heißen Lebensdurst zuwider sind: denn eben, daß das Eigentliche immer auf sich warten läßt, das kann diese faustische Natur Gott nicht verzeihen. Dies alles ist noch immer nichts: Regieren, das wäre die Erlösung. Als er 42 ist, fragt ihn Keudell: „Fühlen Sie nicht auch heut einen höheren Wellenschlag des Lebens wie als Student?“ Pause: eine entsetzliche Frage!

„Nein, sagt er schließlich. – Ja – wenn man so über das Ganze disponieren könnte! – Aber unter einem Herrn seine Kraft verpuffen, dem man nur mit Hilfe der Religion gehorchen kann!“

Dies tiefe Bekenntnis, dem ähnliche folgen werden, offenbart nicht bloß die innere Unruhe dieser Seele, sie legt auch die Form seines Glaubens bloß, dem er immer sein Königsgefühl unterbaut, damit beide einander stützen: „Nur das Christentum, schreibt er um diese Zeit, kann die Fürsten von der Auffassung des Lebens lösen, welches sie oder doch viele von ihnen in der von Gott verliehenen Stellung nur Mittel zu angenehmerem und willkürlichem Leben suchen läßt.“ So setzt er, der eben noch die Legitimen ausgelacht und den revolutionären Ursprung aller Mächte Europas bewiesen hat, Gott wieder ein, wo er ihn

eben braucht, er läßt ihn wieder fallen, wo er ihn stört. Sogar gegen die fromme Frau wagt er jetzt zu bekennen: „Speisen möchte ich meinen Feind schon, wenn ihn hungert, aber lieben – das würde doch sehr äußerlich sein, wenn ich es überhaupt täte.“ Und einen Vorstoß der neuen Flotte, den er wünscht, ohne ihn nötig zu finden, entschuldigt er mit den grausamen Worten: „Die Menschen, die das kostet, sterben doch, ehe 40 Jahre vergehen.“

Naiv und ängstlich sieht Ludwig von Gerlach, der Pietist, sein geistiges Pflegekind sich rasch macchiavellisieren, und ruft dem Enteilenden durch seinen Verwandten Kleist-Retzow nach: „Halten Sie Bismarck warm, dulden Sie nicht, daß er der Weltlichkeit verfällt. Er ist edler carrarischer Marmor . . Er ist ein fetter Bissen für die Welt und den Satan, die bekanntlich so leicht nicht loslassen . . Predigen Sie ihm Katechismus!“ Inzwischen predigt er längst Realpolitik.

Am höchsten steigt das Dilemma des christlichen Ritters in einem Duell. Da hat ihn sein Kammer-Rivale Vincke auf der Tribüne einen Diplomaten genannt, dessen ganze Leistung in der Geschichte von der Zigarre des Grafen Thun beschlossen sei, und der keine Diskretion kenne, Bismarck hat ihm darauf Mangel an Erziehung vorgeworfen, dann hat Vincke auf vier Kugeln gefordert; als den tieferen Grund der Feindschaft und des Duells hat Bismarck später jenes heftige Gespräch vom März 48 über Augustas tückische Pläne bezeichnet. Am Abend hält Bismarck Betstunde ab und stellt dem Geistlichen die groteske Frage, ob er morgen, wenn schon schießen, dann auch zielen dürfe. „Es war sehr schönes Wetter und die Vögel sangen zu munter im Sonnenschein, daß mir alle traurigen Gedanken vergingen, sobald wir in den (Tegeler) Wald kamen.“ Draußen vermittelt man nochmals, ermäßigt die Forderung auf einen Schuß und würde alles beilegen, wenn dem Geforderten seine Äußerung leid täte. Ablehnung, Aufstellung. „Ich zielte ohne Zorn und fehlte . .

Aber ich kann nicht leugnen, als ich durch den Dampf sah und mein Gegner aufrecht stehen blieb, hinderte mich eine Empfindung des Mißbehagens, in den allgemeinen Jubel einzustimmen; die Ermäßigung der Forderung war mir verdrießlich, und ich hätte das Gefecht gern fortgesetzt. . . Es war aus, und alles schüttelte sich die Hände. . . Der Herr aber wird wissen, was er noch aus Vincke machen will.“

In diesem Bericht, dessen kampfesfrohe Stellen doppelt wahr sind, da er ihn seiner Schwiegermutter in frommer Stilisierung schickt, wird der ganze Widersinn plastisch, in dem dieser Kämpfer und Gewaltmensch sich als Christ gebärdet. Schießen ist erlaubt, zielen fraglich, also ohne Zorn, aber wie ärgerlich für den Jäger, wenn er das Wild noch nach dem Schuß im Dampfe stehen sieht! Dabei kein Gedanke, warum er selber nicht getroffen wird, denn nur was Gott mit Vincke vorhaben mag, nicht mit ihm selber, geht dem grollenden Schützen nach. Auch hier scheint es wieder, er haßt den Gegner stärker, als er sich liebt.

Johanna verzeiht ihm nicht so schnell. Sie liebt die Ruhe, wie er den Kampf; ihr fehlt für dieses Treiben im Grunde alles, was ihn dafür befähigt: Ehrgeiz, Welt-sinn, Gesundheit, oft ist sie krank, nicht nur nach der Geburt der Kinder, deren Pflege sie Nächte, deren von ihm vernachlässigter Erziehung sie Stunden und Monate im Jahre opfert; eine Augenschwäche schreitet fort, sie muß Bäder nehmen, auf Reisen, zuweilen auch in der Gesellschaft geschont werden, und da sie auch das Haus nicht allein führen kann, so muß sich der Mann um Erneuerung und Disziplin der Dienerschaft, Aussuchen von Möbeln und Silber kümmern, was ihm als Landwirt alles geläufig und inmitten anderer Gedankengänge sicher nicht unlieb ist. Er, der Beschäftigte ist es, der immer Briefe von ihr einfordert, darin hat sie ihre Launen und entbehrt überhaupt der Fähigkeit, sich den Tag einzuteilen.

Dies alles, was er erstrebt und erreicht, imponiert ihr nicht, sie unterdrückt nicht immer ihren Mißmut über das Weltleben: „Schnurstracks nach Schönhausen, schreibt sie ihrem Freunde Keudell mitten aus einer Krise, um uns nichts kümmernd als um uns selbst, um unsre Kinder, Eltern und die wirklichen wahrhaften Freunde, das wäre meine Wonne! Dann würde er gewiß bald wieder so stark und frisch werden, wie . . . als er eintrat in diese unleidliche stürmische Diplomatenwelt, die ihm gar nichts Gutes gebracht, nur Ärger, Feindschaft, Mißgunst, Undankbarkeit . . . Wenn er den Staub seiner lieben Füße über den ganzen nichtsnutzigen Schwindel schütteln und all dem Unsinn entrinnen wollte, in den er mit seinem ehrlichen, anständigen, grundedlen Charakter nie hineinpaßt, dann wäre ich vollkommen glücklich und zufrieden. Aber – er wird es leider wohl nicht tun, weil er sich einbildet, dem ‚teuren Vaterlande‘ seine Dienste schuldig zu sein.“

Hier sieht man nicht nur die Wünsche ihres klaren und frommen Herzens, man hört auch aus der Darstellung seiner Motive, wie er sich ihr als ehrliche Haut schildert. Auch hier ist nirgends Betrug, denn was liegt ihm näher, als dies Bewußtsein, seine immanente Überlegenheit sich selbst und anderen moralisch umzufärben, und Gegner, Kollegen oder Chefs, die nur alle dümmer sind als er, für listiger zu erklären! Da wäre ihm freilich eine Frau auf die Dauer unerträglich, die schlau genug wäre, ihn psychisch zu kontrollieren oder so ehrgeizig, ihn im allgemeinen Intrigenspiele aufzuhetzen. Sein Menschenblick hat richtig gesehen, als er Johanna Puttkamer wählte: sie liebt nur ihn, und wird von den Gefühlen ihrer offenen Seele weder zur Kritik noch zur Vergötterung verleitet; da sie sein Herz besitzt, fordert sie nichts von ihm, auch nicht Genie.

Was sie unbedingt leisten muß, das lehrt er sie leicht, aber nicht mehr. „Und du, mein armes Kind, hat er ihr

anfangs geschrieben, mußst steif und ehrbar im Salon sitzen und mit Exzellenzen klug und weise sein.“ Französisch und Reiten, das wird nun doch akut, sie lernt es auch. Wird ihr aber irgend etwas zu viel, so jagt er seine Wünsche gleich in den Winkel und richtet sich gar trotzig gegen sich selber auf: „Ich habe dich geheiratet, um dich in Gott und nach dem Bedürfnis meines Herzens zu lieben und um in der fremden Welt eine Stelle für mein Herz zu haben, die all ihre dürrn Winde nicht erkälten und an der ich die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers finde, an das ich mich dränge, wenn es draußen stürmt und friert.“ Aber sogleich springt der Diplomat wieder aus dem Winkel hervor, und wenn sie in ihrer Ganzheit und Leidenschaft gegen Menschen geschrieben hat, so heißt es mit Blick auf die Postspione gleich, sie solle sich „nicht so sehr gegen einzelne Personen in Briefen austoben, denn das wird alles sofort wieder an den Mann gebracht und auf meine Rechnung geschrieben; außerdem tust du den Leuten unrecht . . Schreibe mir nicht, was die Polizei nicht lesen und an König . . oder Minister mitteilen könnte . . Sei darauf gefaßt, daß hier oder in Sanssouci mit Sauce aufgewärmt wird, was du in der Badehütte zu Charlotte flüsterst.“

Ihr Debut bei Hofe mißlingt, freilich nicht durch seine oder ihre Schuld. Auf einem Rheindampfer, zu dessen Fahrt er geladen ist, läßt er sie nachkommen, um sie einzuführen, aber „S. M. ignorierten sie aber vollständig, auch als wir en très petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiff zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig, und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung . . Wenn auch der Prinz mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener, hinterpommerscher Royalismus etwas tränen-schwer aus dieser Probe zurück . . Ihr ritterlicher Sinn, so schließt er diesen Bericht an Gerlach, wird es natürlich

finden, daß ich eine Demütigung meiner Frau schärfer fühle, als alles was mir selbst passieren könnte, und gegen einen muß man sein Herz doch erleichtern, namentlich wenn ich's gegen meine Ehehälfte nicht kann, die ich zu überreden suche, daß das alles ganz hübsch höfisch-natürlich war.“

Man sieht die Szene, die sogar hier in offener Beschwerde an des Königs Freund kaum verhüllt wird: daß ihm Johanna nun leicht auf der Heimfahrt beweisen konnte, wie unsinnig dies ganze Leben sei, wie sie ihm nicht genüge, was die Prinzessin sich wohl einbilde, und man erkennt Bismarck erst an der Entschiedenheit wieder, mit der er bei der nächsten Station das Königsschiff verlassen hat. Immerhin mag er bei solcher Gelegenheit seine Gedanken über hochgewachsene, glänzende Frauen haben, an deren Seite er in solchen Kreisen noch fester hätte auftreten können.

Was sie sich wünscht, das schenkt er ihr und kümmert sich als alter Frauenkenner um die Einzelheiten: welche Farbe der Kaschmir-Schal haben soll, den er seinen Pariser Kollegen für sie zu besorgen bittet, daß das Kleid *moiré antique*, das die Schwester besorgen soll, gegen 20 Ellen lichtweiß sein, daß der vergoldete Fächer sehr rasseln muß, obwohl er es nicht leiden kann, und in Paris sucht er vergebens nach Blaukehlchen, von denen sie träumt. Ja, er trägt trotz Widerstrebens eine Kette mit kleinen Orden, ihr Geschenk, „denn es würde sie sehr schmerzen, wenn sie merkt, daß es nicht ganz mein geheimrätliches Ideal ist, . . immer das ganze Handwerkszeug bei mir zu tragen“.

Und immer rechnet er ihre Eltern zum innersten Kreise, spricht auf das zärtlichste von Väterchen, erträgt und wünscht durch viele Wochen ihre Besuche und spricht von dem „kleinen Staat von sieben Seelen, zu dem wir zusammengewachsen sind . . Kummer und Sorge kann doch im irdischen Leben nicht fehlen, und es ist besser, auf der Straße zu frieren als im eigenen Hause“.

V

Die Verrücktheit des Königs nahm zu. Das Jahrzehnt seit der Revolution war erfüllt von so viel Widerspruch, Laune, Übertreibung, daß die Umgebung oft Mühe hatte, nach außen hin einen Zusammenhang zu fingieren, und während die Hoffnungen Augustas stiegen und sie sich mit ihrem Gatten liberal gab, sprach der König vom Ludergeruch der Revolution und dem imaginären Reif der Kaiserkrone aus „Dreck und Letten“, nannte sie ein Hunde-Halsband, wollte wiederholt die Verfassung durch einen Freibrief ersetzen, und rief abwechselnd den Kaisern in Wien und Petersburg zu: „Ich bin nur dazu da, dem Kaiser von Östreich den Steigbügel zu halten“, und in einer Rede auf den Zaren: „Gott erhalte ihm den Erdteil, den Gott ihm zum Erbteil gegeben hat.“ Um so mehr verachteten ihn beide.

Doch erst im Jahre 58 brach die Krankheit dermaßen durch, daß man ihm die Führung der Regierung nehmen konnte. Grade daß keine Tobsucht ausbrach, daß das Denkvermögen „versiegte“, beweist, daß ein Geisteskranker seit vielen Jahren den Staat geleitet hatte; Bismarck selber sah sich in den kritischen Wochen genötigt, im Schritt neben dem König reitend, in die Lenkung seiner Zügel einzugreifen. Als damals der König, der nicht einmal den Geruch des Siegellackes, noch weniger Rauch vertrug, den immer rauchenden Zaren in einem geschlossenen Salonwagen begleitet hatte, brach er mit einem Schlaganfall zusammen. Sofort wird der Streit der Parteien bei Hof akut. Die Anhänger des Königs wollen nur Vertretung, und diese nur immer erneuert, um sich selbst zu halten, die seines Bruders wollen Regentschaft, um dranzukommen.

Bismarck ist zufällig in Berlin. Das lang vorausgesehene Ereignisschreckt ihn nicht, aber ersieht seine Brücke zur Macht wanken, denn was Prinz Wilhelm von ihm denkt, ist nur zu klar:

in Olmütz und im Krimkrieg, vor 8 und vor 4 Jahren, stieß sich der Wunsch des kriegerischen Prinzen vornehmlich an Bismarcks Widerstande, der in beiden Krisen den König gegen die Wünsche seines Bruders beeinflußt hatte. Seitdem haben sie sich wiederholt gesprochen, niemals hat sie persönlicher Haß getrennt, politische Interessen vielmehr zu Gesprächen geleitet. Jetzt läßt, während der König bewußtlos liegt, der Prinz den Gesandten zu einem langen Spaziergang ein, und dieser rät ihm auf Befragen, er möge, wenn er die Regierung anträte, die Verfassung annehmen, wie sie ist, und keine Revision fordern. Auch rät er überall zur Regentschaft, um sichere Verhältnisse zu schaffen. Glaubt er, trotz allem Minister zu werden? Kaum. Doch daß man ihn abberufen könnte, glaubt er noch weniger. Was tun, um sich den neuen Herrn zu verbinden?

Nach wiederholt erneuerter Stellvertretung des Regenten, erfährt Bismarck geheim, man wolle den geisteskranken König wieder einsetzen, die Königin solle ihn kontrollieren; sofort macht er sich zu dem in Baden weilenden Thronfolger auf, um ihm diese Pläne zu entdecken. Wilhelm, in dieser Lage ganz naiv und auch ganz Offizier, ruft nur aus:

– Dann nehme ich meinen Abschied!

„Berufen Sie lieber Manteuffel, erwidert Bismarck, und zerstören Sie diese ganze Intrige!“ Er weiß, daß Manteuffel den Plan kennt und soeben den Erfolg auf seinem Gut abwartet. Der Prinz beruft ihn und, da Manteuffel seit des Königs Schlaganfall um seine Stellung zittert, ist er erschrocken und wünscht Bismarcks Begleitung. Er wird sofort vom Prinzen entlassen, als dieser sich mit Augustas Energie durchsetzt und im Herbst als Regent vereidigen läßt. Ein liberaleres Kabinett wird ernannt, Bismarcks Freunde glauben, und sogar Johanna hofft, jetzt müsse er seinen Abschied nehmen. Er aber kennt den ungeheuren Dienst, mit dem er im kritischen Momente sich seinen neuen Herrn verbunden hat, und er-

widert, es würde schon gehen, der neue Premier, ein Fürst Hohenzollern, sei ja auch konservativ. „Schon zum Ärger der intriganten Schwätzerin, der Usedom (die nach Frankfurt möchte), will ich in Frankfurt bleiben!“ Doch im Hinblick auf Augustas Haß und Wilhelms Schwäche sichert er sich auch diesmal den Rückzug vor den Seinen und vor sich selber:

„Abwechslung ist die Seele des Lebens, schreibt er jetzt der Schwester . . Hoffentlich werde ich mich um 10 Jahre verjüngt fühlen, wenn ich mich wieder in derselben Gefechtsposition befinde wie 48–49. Wenn ich die Rollen des Gentleman und des Diplomaten nicht mehr miteinander verträglich finde, so wird mich das Vergnügen oder die Last, ein hohes Gehalt mit Anstand zu depensieren, keine Minute in der Wahl beirren. Zu leben habe ich nach meinen Bedürfnissen, und wenn mir Gott Frau und Kind gesund erhält wie bisher, so sage ich: ‚Vogue la galère‘, in welchem Fahrwasser es auch sein mag. Nach 30 Jahren wird es mir wohl gleichgültig sein, ob ich jetzt Diplomat oder Landjunker spiele, und bisher hat die Aussicht auf frischen, ehrlichen Kampf, ohne durch irgendeine amtliche Fessel geniert zu sein, gewissermaßen in politischen Schwimmhosen, fast ebenso viel Reiz für mich, als die Aussicht auf ein fortgesetztes Regime von Trüffeln, Depeschen und Großkreuzen. Nach neune ist alles vorbei, sagt der Schauspieler.“ Und als darauf von seiner Versetzung nach Petersburg die Rede ist: „Es wird hier wohl schlechtes Wetter, politisches, geben, welches ich recht gern im Bärenpelz, bei Kaviar und Elenjagd abwarte.“

Solche Briefe sind bei Bismarck zugleich Ankündigungen und Rückversicherungen im bequemen Wartezimmer, denn daß er je wieder Schönhausener Gutsherr werde und weiter nichts, wie er es doch in immer neuen Klagen zu wünschen glaubt, das ist vorbei; er sieht, wenn er entlassen wird, sofort die Kampfstellung in der Kammer wieder

vor sich. Kann sich in ein paar Jahren nicht alles wieder ändern? Ist der Prinzregent nicht so alt wie der König, schon heut über 60? Selbst Augusta ist nicht unsterblich! Für jetzt setzt sie bei ihrem Gatten die Berufung ihrer liberalisierenden, adligen Freunde durch. Streichung Bismarcks von der Liste, Ernennung Usedoms und seiner exzentrischen Frau nach Frankfurt und endlich Bismarcks „Kaltstellung“ in Petersburg. Kaum hat er das erfahren, so spielt er das Prävenire beim Regenten und rollt, nach seinem eigenen Berichte, und zwar mit wahrhaft glänzender Freiheit, die Situation auf: „Es ist schade, daß mein in acht Jahren in Frankfurt erworbenes Kapital aus Personen- und Sachkenntnis zwecklos zerstört wird. Graf Usedom wird dort schon durch seine Frau unmöglich sein.“

–Ja, das ist es eben, sagt der Regent, Usedoms hohe Begabung kann man nirgends anders verwenden, weil an jedem Hof seine Frau Verlegenheiten machen würde.

„Dann ist es also ein Fehler, daß ich nicht auch eine taktlose Frau geheiratet habe, sonst würde ich auf den Posten, auf dem ich mich heimisch fühle, denselben Anspruch haben wie Herr von Usedom.“

– Ich begreife nicht, wie Sie die Sache so bitter auffassen können. Petersburg hat doch immer für den obersten Posten gegolten, und Sie sollten es als Beweis hohen Vertrauens aufnehmen.

„Sobald E. Kgl. Hoheit mir dies Zeugnis ausstellen, muß ich natürlich schweigen.“ Als er darauf Sorgen über die Frankfurter Fragen andeutet, sagt der Regent:

– Halten Sie mich für eine Schlafmütze? Mein Auswärtiger und mein Kriegsminister werde ich selber sein. Das verstehe ich.

„Heutzutage kann der fähigste Landrat seinen Kreis nicht verwalten, ohne einen intelligenten Sekretär.. Ohne intelligente Minister werden E. Kgl. Hoheit in dem Ergebnis

keine Befriedigung finden. Sehen Sie z. B. Schwerins Profil an: über den Augenbrauen springt die Schnelligkeit der Konzentration hervor . . aber darüber fehlt die Stirne, in der die Phrenologen die Besonnenheit suchen. Schwerin ist ein Staatsmann ohne Augenmaß und hat mehr Fähigkeit, einzureißen als aufzubauen“, und so spaziert er mit dem Regenten durch das ganze Kabinett.

Schon in dieser ersten amtlichen Unterhaltung zwischen Bismarck und Wilhelm wird einiges von dem deutlich, was sie trennt. Man weiß nicht, ob man Kühnheit, Verschlagenheit, Logik mehr bewundern soll oder den Witz, mit dem Bismarck zuerst die Verantwortung seinem Gegner zuschiebt und dann die Konkurrenten abhalftert; zugleich sieht man die ruhige Haltung des Herrn, der seinen Diener zu erhöhen glaubt.

Noch hat bis heute Wilhelm nie etwas durchschaut, alles nur militärisch empfunden, was politisch zu entscheiden war, noch hat er nichts hinter sich als ein langes Offiziersleben: geschult und beschränkt. Durchaus seinem Bruder überlegen, den seine geistreichen Exkurse nur noch unfähiger erscheinen ließen, hatte dieser Jüngere mehr Haltung, weniger Geist und im Grunde alle alten preußischen Tugenden, die dem älteren fehlten. Wilhelm war regelmäßig, unendlich fleißig, exakt, er war gerecht, wohlwollend, sehr fromm und Legitimist für sich und andere: er war einfach, aber beschränkt.

In keinem dieser Grundzüge glich ihm Bismarck: der war nervös, verwegen, unzufrieden, er war schlau, mißtrauisch, rücksichtslos und lebte mit Gott und König in schwankenden Gefühlen, bald legitim, bald revolutionär: er war problematisch, aber genial.

Stolz und Mut war beiden gemein und nur durch die Blutsverwandtschaft des persönlichen Mutes wird ihr Zusammenwirken möglich. Denn grade ihr Stolz wollte sie auseinan-

dertreiben: Wilhelm war darin der geborne König, der sich aus Frömmigkeit und Ahnenkult immer noch höher als alle andern fühlte, ohne deshalb seinen Verstand im mindesten zu überschätzen; aber der Eigensinn, zu dem das Selbstgefühl des alten Herrn jetzt versteinerte, durfte um keinen Preis fühlen oder merken, daß ihn sein Minister lenkte: dagegen wehrte sich sein Königsgefühl. Bismarck trieb sein Stolz stets kämpfend vorwärts, immer war er auf seine Wahrung bedacht, und obwohl nicht im mindesten eitel, kontrollierte er sich doch beständig an der Mitwelt. Deshalb durfte Wilhelm nie merken, daß Bismarck ihn leitete, während sich Bismarck immer wiederholte, daß er es tat: ohne diese beiden Vorbehalte war ein Zusammenwirken unmöglich.

Bismarck wollte immer leisten, Wilhelm, fast 20 Jahre älter, nur sein und regieren. Dieser wollte für Preußen nichts erobern, auch nicht in Deutschland; jener wollte Preußen durch Deutschland erhöhen. Der König hatte für gewöhnlich den gleichmäßig schönen Pulsschlag eines Erben, wurde aber wie ein solcher in Krisen aufgereggt und störrisch bis zur hellen Wut; der Staatsmann hatte immer den synkopischen Rhythmus eines Autochthonen, immer in Bewegung, ein Getriebener, nur in Augenblicken der Krise eiskalt und klar. So zog er später den ruhigen, alten König hinter sich her, ermüdete seine Gaben immer im Dienst eines anderen: die tragischen Gefühle eines dienenden Genius.

VI

Der Zar war Wilhelms Neffe, und so lange dieser lebte, also noch 30 Jahre, blieb diese Blutsverwandtschaft die große Gewähr für die Freundschaft zweier Länder, die damals so selten wie heute in ihren Interessen kollidierten und bei einer langen Grenze allen Grund hatten, gut Freund zu bleiben.

Das Familiengefühl, das Wilhelm, aber auch seine klügere Schwester, die Zarin-Mutter, beherrschte, bedeutete bei der Einfachheit der Charaktere, neben hundert Schädigungen durch die Erblichkeit der Monarchien, eine Brustwehr gegen den Krieg zweier Länder, freilich erst seit und nur so lange Wilhelm der Erste regierte.

Dabei war es schwer, mit Alexander II. zu leben. Dieser Mann von 40 Jahren, mit dem sonderbar leeren Blick, fanatisch, brutal und obszön, in seinen Privatzimmern von unzüchtigen Bildchen umgeben, die erst unsere Tage aufgedeckt haben, dazu charmant und leicht gerührt, wenn ihn die Laune trieb, schwankend zwischen Freiheitsideen und Unterdrückung, liberalisierend und rachedurstig, starker Jäger, aber in Wahrheit gar nicht Soldat, vor allem furchtsam, schien eine ins Russische übersetzte Kopie seines geistvolleren, schwächeren, aber ebenso hysterischen Onkels Friedrich Wilhelm IV. Seine Bauernbefreiung entsprang denselben Motiven der Feigheit und Laune und blieb deshalb ebenso steril, wie lange Zeit die Verfassung des preußischen Königs. Aus demselben Motiv des Gegensatzes und einer Art wohligen Amusements gefiel dem Neffen, wie vorher dem Onkel, jener riesige pommersche Baron voll Mut und Humor und ohne alle peinliche Schneidigkeit: das Original in Bismarck konnte dem Zaren wohlgefallen, und er empfing ihn als Familien-Gesandten, zog ihn den anderen Fremden vor und begnadete ihn dadurch, daß er in den Audienzen weiterrauchte, was für die intimste Ehrung galt und alle Kollegen ärgerte.

Dazu trat im Zaren das Gefühl politischer Verwandtschaft: der neue Gesandte war Royalist und Feind Östreichs. Zur Zeit von Bismarcks Antritt hatte Napoleon den lang geplanten Krieg Sardiniens gegen Östreich auf Grund seines Bündnisses mit Cavour beginnen lassen, und wieder war, wie im Krimkriege vor fünf Jahren, das halbe Deutschland

für Krieg an der Seite des „deutschen“ Österreich, gegen den sogenannten Erbfeind: der Dritte Napoleon, hieß es, will wie der Erste Österreich zuerst, dann Preußen vernichten, man muß den Rhein am Po verteidigen, zur Sicherheit Elsaß und Lothringen nehmen; die Kreuzzeitung hetzt gegen den Sohn der Revolution, Moltke, vom Regenten zum Chef des Generalstabes erhoben, rät zum Kriege. Wilhelm aber zittert davor, den Fehler seines Vaters nachzumachen und schließlich wie dieser dem französischen Eroberer allein gegenüberzustehen, er möchte sogar die Heilige Allianz unter anderem Namen erneuern; mit soldatischer Rührung erinnert er sich seines bravourösen Einzuges in Paris als Jüngling Anno 15 und läßt sich vom alten Gerlach den Degen anbieten, da es noch einmal gegen den Welschen gehe.

Nur Bismarck rät ab, selbst auf die Gefahr, einer Meinung mit den Liberalen zu scheitern, die gegen Habsburg für Polen und Italiener glühen; heute wie im Krimkriege will er den Habsburgern nicht helfen, nennt jetzt Österreich offen „Ausland“, fordert zum mindesten Neutralität, besser Anschluß an Frankreich, spricht von dem Standpunkt der Kreuzzeitung als „Blödsinn“, warnt, den Feind Preußens zu stützen, und drückt seinem Bruder in prachtvollen Worten die Sorge aus, „daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Österreich besoffen machen lassen“.

Als dann im Juni die Östreicher bei Magenta und Solferino geschlagen sind, will Wilhelm zu Hilfe marschieren, macht mobil, führt aber die Feinde durch den Schreck vor dem Eingreifen einer intakten Armee einander rasch in die Arme: Napoleon will seinen neuen Kriegsruhm, Franz Joseph seine Stellung in Deutschland nicht riskieren, und so einigen sie sich schon im Juli durch Frieden. In Preußen ist alles wütend, der Regent an der Spitze, nur Bismarck ist froh, daß man die Preußen nicht zum Schlagen kommen läßt, und ebenso ist es der Zar, der

Österreichs Niederlage applaudiert und den neuen Gesandten aus Preußen nur noch herzlicher umqualmt.

Freundschaftlich empfangen, mit dem Ziel, die Fäden noch zu festigen, ist Bismarck hier in seinem Element, die Zarin-Mutter nimmt er ganz gefangen und läßt seinen Charme so familiär spielen, daß, wie er berichtet, eine vierjährige Prinzessin russisch auf ihn sagte: Der ist lieb, auf einen General aber, den sie nicht begrüßen will: Der stinkt. Sitzt er bei der leidenden alten Dame plaudernd am Bett, so erfährt er mehr Dinge als durch Audienzen und Spione. Auch mit Gortschakow versteht er sich zu stellen, dem gerissenen, frommen, jetzt alt gewordenen Premier, dem er Respekt des Lernenden vortäuscht, und dessen, selbst Diplomatenmaß übersteigende Eitelkeit er fördert. Bei alledem zürnt er nur seinem Herrn, der ihn noch immer nicht als Soldat befördert hat, weil so bei der großen Parade „sein Gesandter unter allen dicknasigen Generalen als wohlbeleibter Leutnant figurirt“, und obwohl er den Zaren immerfort sieht, droht er nach Berlin, er verzichte von jetzt ab „auf diese einzige Gelegenheit, den Kaiser außerhalb des Winterfests zu sehen. In Meinem Dienst bin ich hier nicht“.

Bismarck ist in Petersburg streckenweise beinahe zufrieden gewesen. Die Grundlage seines Wohlbefindens, das Wohnen, mit dem er sich schon vor Hinkunft bis ins Einzelne beschäftigt, war gegeben, das Einrichten allein kostete ihn zuerst mehr Gedanken als der Dienst, und er beschreibt seiner Frau das zu mietende Haus bis ins Detail der Dienerkammern, und daß die Kinderzimmer im Winter wenigstens bis 12 Uhr Sonne haben würden. Wie einst als armer Junker kümmert er sich um alles, auch aus der Ferne: die noch in Frankfurt gebliebene Frau soll bestimmte Möbel in Darmstadt überziehen lassen, weil in Rußland alles teurer ist, „die halbseidnen Proben sehen wie Seide aus und wären vielleicht für alle, besonders aber für

die grünen Möbel in meinem Zimmer gut, auch zu Portieren.. Auch das Bücher-Schapp ist ungeschickt, der Untersatz ist gut, nur muß er höher stehen, ich werde mir irgend ein Möbel ausdenken, auf das ich ihn stelle.“ Nachschrift: „Wachsen denn den Kindern die schlechten Zähne nicht mehr wieder, daß sie plombiert werden müssen?“ Seinen alten Weinkeller läßt er über die Ostsee nach Rußland bringen, „denn wer weiß, wer ihn in Schönhausen austrinken würde“. Das Haus an der Newa rühmt er als sehr groß, etwas zu prächtig, mit guten Ställen und eigner Reitbahn, und bestellt sich einen „viel größeren Schreibtisch“ und „große dicke Zahnbürsten, hart wie Stein“. Je mehr seine Einkünfte steigen, um so sparsamer wird Bismarck, erklärt, mit 30000 Talern sei man hier zu großer Einschränkung verurteilt, gibt keine Gesellschaften, behält nur eben zu Mittag, wer grade da ist, läßt sich vom Bruder aus Pommern Äpfel und Kartoffeln per Segelfracht schicken, verhandelt mit ihm über Wasserleitung und Pachtdetails auf seinen Gütern und ist sehr befriedigt, daß er seine privaten Einnahmen zurücklegen kann.

Nichts imponiert ihm in Rußland mehr als die großen Maßstäbe, vor allem auf der Jagd. Ein Land, in dem man noch mit Bären kämpfen kann, ist Bismarck von vornherein sympathisch, und lieber als die Freundschaft des Zaren, vielleicht sogar lieber als Östreichs Niederlage bei Solferino, ist ihm der Augenblick, als „ein angeschoßner Bär hochaufgerichtet mit offenem Rachen auf mich zukam. Ich ließ ihn bis auf 50 Schritte herankommen und gab ihm dann zwei Kugeln in die Brust, worauf er tot hintenüberfiel. Ich hatte dabei keinen Moment das Gefühl der Gefahr. Hinter mir stand der Jäger mit einer zweiten geladenen Doppelbüchse.. Es geht nichts über Urwälder. Hier gibt es noch wahre Jägerparadiese. Ich wurde von einem kleinen Bären, den ich aufziehe und in Reinfeld aussetzen will, in den

Finger gebissen. Ich werde ihm dafür eine Frau anschaffen und beide nach Pommern verbannen.“ Wenn er, von der Jagd heimkehrend, dergleichen dem Freunde Keudell erzählt, so fügt er wie ein Dogma hinzu: „Das Jägerleben ist doch eigentlich das dem Menschen natürliche Leben.“ In solchen Augenblicken, in jener furchtlosen Szene rauscht das alte Raubritterblut empor, und wenn man diese mit andern zusammenhält, so erstaunt man über den Grad verfeinerter Formen des Handelns in Welt und Höfen, die er trotzdem erreicht hat.

Wenn er der Schwester einen Bärenschinken senden kann, das sind seine wahrhaft glücklichen Momente, und er entschuldigt die Qualität mit dem köstlichen Satze, daß er „einem ganz kleinen einjährigen Bären gehörte, vielleicht etwas salzig, aber hoffentlich so zart, wie Bären können“. Wenn er nach Besuch einer Großfürstin die mitgegebenen Zigarren auspackt, so taxiert er sie auf 15 Groschen das Stück. Noch nach einem Menschenalter erzählt er in den Memoiren, daß bei Besuchen der Zarin-Mutter „für die mit mir eingeladenen Herren der Gesandtschaft zwei und für mich drei Diners der kaiserlichen Küche entnommen wurden . . Das Kuvert für mich wurde einmal in meinem Quartier mit allem Zubehör auf- und abgetragen, das zweitemal an der Tafel der Kaiserin mit denen meiner Begleiter und auch dort kam ich nicht mit ihm in Berührung, da ich vor dem Bette der kranken Kaiserin ohne meine Begleiter, in kleiner Gesellschaft zu speisen hatte.“ Der russische Herrenton ist ihm sofort geläufig, und er sagt kalten Blutes von der Parade, daß 40 000 Mann vorübergezogen wären, „sehr schönes Material an Menschen, Pferd und Leder“.

Alles ist größer hier, auch „die täglichen Zänkereien von Frankfurt haben . . größeren und interessanteren Platz gemacht . . Die Bundesbosheiten und das Präsidialgift sehen von hier aus wie Kindereien . . Wenn beim Nachhausefahren

in das Treppenhaus Prusskawo poslannika! hineingeschrien wird, so sehen sich alle russischen Gesichter mit wohlwollendem Lächeln um, als hätten sie eben einen neunziggradigen Schnaps hinuntergeschналzt.“ Weite, Macht und Herrentum im schlafenden Rußland haben ihm imponiert, für die Zukunft hat dieser Eindruck von Sympathie seine russenfreundliche Politik, wo nicht geschaffen, so doch gestärkt, und als die einzige Konstante in seiner nach Umständen sich wandelnden Politik über 30 Jahre festgehalten. Noch im Alter hat er in ein paar Anekdoten der obengedachten Art „den Ausdruck der elementaren Kraft und Beharrlichkeit gesehen, auf denen die Stärke des russischen Wesens dem übrigen Europa gegenüber beruht“.

Dieses Wohlbehagen an Seele und Körper wurde Bismarck durch zwei Unfälle gestört, wie er ihnen weder vor- noch nachher je wieder ausgesetzt war. Beim Eintreffen findet er einen Legationsrat vor, der, obwohl erst zweiter Sekretär, doch unter seinem Vorgänger die Aufsicht der Geschäfte geleitet, der alles weiß und versteht; mit ihm sitzt, plaudert und raucht er einige Tage. Als er aber dann eine bogenlange Depesche zu diktieren wünscht, hört er die Antwort: „Das Talent nach Diktat anderer zu schreiben fehlt mir gänzlich.“ Kurd von Schlözer war weder Genie noch Staatsmann, aber hochgebildet, als Beamter vorzüglich, hell-sichtig, aus humanistischer Familie, übrigens nur ein paar Jahre jünger als sein neuer Chef, aber mit ihm teilte er zwei Eigenschaften: Mut und Selbstgefühl, weigerte sich deshalb sofort, als Maschine verbraucht zu werden und gibt Bismarck als sein Untergebener diese ganz Bismarckische Antwort.

Was tut der Herr in der neuen Lage? Ihm ist dergleichen noch nie passiert, er stutzt, und mag er ihn im stillen dafür geachtet haben, er war doch zu wenig Philosoph und zu viel Autokrat, um sich bei solchen Gefühlen aufzuhalten. Zu-

nächst kommt Bismarck nicht wieder zu ihm, läßt einen Attaché schreiben, während er „wie ein Pascha“ in der Stube auf und ab geht. Als er nach einigen Tagen den Legationsrat, offenbar mit Absicht, zu ungewohnter Abendstunde zum Chiffrieren bestellt, dieser eine Stunde später kommt, den Attaché schon arbeitend beim Chef vorfindet und hochmütig empfangen wird, da wird Schlözer „deutlich“. „Das waren Dinge, die dem Signore noch nicht geboten waren.“ Zwei Tage darauf: schriftlicher Ukas offen durch die Gesandtschaft, den er gegenzeichnen muß: „Herrn von Schlözer ersuche ich, täglich gegen 11 Uhr wegen Besprechung der eingegangenen Sachen zu mir zu kommen.“ Er kommt, steif, stramm: „Was liegt heut vor?“ – Nichts. – Bismarck, etwas verlegen: „So ist es nicht gemeint. Ich bat Sie nur, zu kommen, wenn etwas vorliegt.“

Jetzt nimmt dieser den Kampf auf: wer es länger aushalten wird; man paßt auf alles Dienstliche auf, „aber ein freundliches Gesicht bekommt er nicht von mir.. So jemand ist mir noch nicht vorgekommen. Gemütlich ist die Sache nicht, aber lieber ungemütlich, als sich unterkriegen lassen.“ Hierauf schreiben sie einander im Hause gereizte Briefe.. Zugleich schreibt Bismarck dem Premier, seinem Chef: „Herr von Schlözer ist ein oberflächlicher Arbeiter.. von überraschender Unhöflichkeit.“ Aber in Berlin schätzt man den strebsamen Sekretär höher ein als die Förderung des gefährlichen Gesandten und rührt sich nicht. Schlözer, der Briefen und Tagebüchern seine Stimmungen anvertraut, schreibt nach einer Woche: „Diese fortwährende Hetze unter dem rücksichtslosen Chef, für den die anderen Menschen nur aus Schwächen zu bestehen scheinen, der seine Pläne in Dunkel hüllt und die Zuhörer plötzlich zu verblüffen sucht, der keinem traut, ist wahrhaftig nicht angenehm.. Ich komme fast gar nicht mit ihm zusammen.. weil man immer die Zähne zeigen muß, sonst ist man ihm

gegenüber verloren. Die Zitrone ausdrücken und wegwerfen, das ist seine Politik.“ Aber plötzlich fährt er fort, ringsum seien lauter Intrigen, „und im Hintergrunde der Hüne Bismarck! . . Ich bin so offen gegen ihn aufgetreten, daß er mich hat fordern wollen. Im diplomatischen Korps hat er bis jetzt gar kein Glück.“

Drei Wochen später: „Jedesmal, wenn ich in die Stube zu dem Pascha trete, rufe ich mir zu: Nur nicht weich werden, keine Überrumpelung! Denn er würde schon auf die Komödie eines Ausgleichs eingehen, aber ich will nicht, und wenn ich mir auch der überragenden Geisteskraft dieses Mannes vollständig bewußt bin, und mir eine Stimme im Innern sagt: es ist etwas in ihm, was ich Herr nennen möchte – ich will diese Stimme nicht hören, er soll sein Unrecht mir gegenüber einsehen.“

Wieder einen Monat später, da „zieht der Pascha weiche Saiten auf, spielt den Gemütlichen, ich bleibe sehr kühl, er hat sich aber geändert, lobt mich hinter meinem Rücken . . und korrigiert nichts mehr in meinen Konzepten . . Jetzt ist er seit 8 Tagen krank: das macht ihn noch sanfter und milder.“ Bald darauf tritt auf Wunsch des Chefs ein Prinz Croy ein, der sich rasch als unfähig erweist und lächerlich macht. Da will der Chef „nichts lieber, als sich über ihn mokieren. Das wird aber nicht verzapft, denn auf dergleichen Gemütlichkeit lasse ich mich noch gar nicht mit ihm ein, wie ich ihm auch eine Einladung zum Mittagessen und wiederholt Zigarren abgeschlagen habe. Eigentlich fürchtet sich alle Welt, ich ausgenommen, deshalb seine Wut gegen mich.“

Ein halbes Jahr später, als der erkrankte Chef schon längst fort ist, gesteht Schlözer seiner Schwägerin: daß er ihr so lange nicht geschrieben habe, „das hat alles seinen Grund an diesem Pascha. Er hat mein Inneres so umgekehrt, daß ich es Dir nicht zeigen mag“. Im Februar schreibt ihm

der Chef wegen Möbeln und Dienern; da kein anderer tüchtig genug ist, „so hat der Pascha in diesen sauren Apfel beißen müssen, mir (privat) zu schreiben. Ich habe gemessen geantwortet, ihm auch auf seinen Wunsch zweimal Kaviar geschickt“. Zugleich aber schreibt Bismarck seinem Berliner Chef, „daß ich Herrn von Schlözer . . das größte Lob erteilen kann, so daß darüber meine anfängliche Verstimmung gänzlich verfliegen ist“: fast ein Jahr nach der ersten Begegnung.

Ein halbes Jahr weiter, im Sommer schreibt Schlözer: „Mit Bismarck ist alles vortrefflich. In Berlin hörte ich schon, daß er mir in der Wilhelmstraße Lob gespendet und in durchaus loyaler Weise alles zurückgenommen hat, was er – krank, politisch gereizt und vielleicht durch gewisse Leute beeinflußt – anfangs gegen mich geäußert hatte . . Jetzt also einen Strich unter dies Kapitel. Anders liegt es mit der politischen Frage: ein höllischer Kerl ist er, aber – wo will er hinaus?“ Bald darauf: „Ich speise täglich, d. h. infolge täglicher spezieller Einladung bei Bismarck. Ich habe nichts mehr mit ihm gehabt. Er ist die verkörperte Politik, alles gärt in ihm, drängt nach Betätigung und Gestaltung, er sucht . . das Chaos in Berlin zu meistern, weiß aber noch nicht, wie . . Merkwürdiger Mensch, scheinbar voller Widersprüche.“ Und zwei Jahre nach Ankunft ersucht Bismarck in Berlin, den von ihm hergeholten Prinzen wegzuschicken, Schlözer zum Ersten Sekretär zu machen, und liest den Brief dem Gelobten vor Absendung selber vor, worin es heißt: „Schlözer ist im Umgang mit Vorgesetzten schwierig, und ich habe anfangs üble Zeit mit ihm gehabt, aber seine dienstliche Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit hat meine Verstimmung vollständig entwaффnet.“

Der Vorgang ist in Bismarcks Leben einzig: einen selbständigen Beamten hat er kaum je wieder unter sich, einen renitenten nie wieder neben sich geduldet. Großartig das

doppelte Erstaunen, das jeden von beiden faßt, als er im Feind den Wert erkennt: jener den tüchtigen Beamten, dieser den genialen Chef. Dies Amtsverhältnis fängt für beide an zu phosphoreszieren, es wird zum Turnierplatz des Stolzes zweier adliger Herren, die weder durch Alter noch durch Stellung, die nur durch Genie und Charakter einander besiegen wollen. Und indem sie sich in diese Rollen teilen, erringen am Ende beide einen Sieg, keinen drückt eine Niederlage.

VII

An einem Julitage, zwei Monate nach Ankunft, geht der neue Gesandte vom Reiten in überheizter Reitbahn ohne Mantel nach Hause, holt sich Gliederschmerzen, läßt sich von einem deutschen Arzt ein Pflaster aufs linke Bein auflegen, reißt es nachts bei furchtbaren Schmerzen ab und sieht andern Tags eine ruinierte Vene. Seine Wut steigt, weil er nicht herausbringen kann, „wer der Giftmischer gewesen,“ Arzt oder Apotheker. Ein berühmter russischer Chirurg hält Abnehmen des Beines für nötig. „Über oder unter dem Knie?“ fragt der Kranke. Der Arzt zeigt eine Stelle hoch über dem Knie. Der Kranke lehnt ab und reist in schlechtem Zustande zur See nach Deutschland.

Seine Laufbahn, sein Werk konnte diese Entscheidung verändern, ein einbeiniger Bismarck wäre zwar nicht um seinen Verstand, aber um alles gekommen, was ihm durch Haltung, Drohung, Kühnheit die Erfolge dieses Verstandes heimgebracht hat. Auch so hat ihn nur seine Riesennatur gerettet, denn als er, halb geheilt, auf der Rückfahrt nach Petersburg mit den Seinigen auf dem Gut eines Bekannten Rast macht, fühlt er sich plötzlich niedergeworfen, in der zerstörten Vene hat sich ein Blutpfropf gelöst, Trombose, Lungenentzündung, einige Tage liegt er aufgegeben, er macht sein Testament. Er hat damals, so

berichtet er im Alter, „mit der Bereitwilligkeit dem Tode entgegengesehen, die unerträgliche Schmerzen gewähren“; von Religion kein Wort. Sein letzter Groll in dieser Stunde galt der Bürokratie, denn er schloß als hoher Staatsbeamter jede Einmischung der Staatsorgane in die Vormundschaft seiner Kinder aus.

In Berlin, wo er sich ausheilen soll, beschäftigen ihn die Politiker länger als die Ärzte, er bleibt fast ein halbes Jahr, der Regent hält ihn, obwohl er alles versucht, um ihn nicht halten zu müssen. Er fürchtet die Kämpfe, in die Bismarck ihn führen könnte, und obwohl er ihn nicht leiden kann, läßt er im steigenden Streit mit den Liberalen diese letzte Reserve nicht fahren. Bismarck ist dieser Zwischenzustand nicht unlieb, hier am Orte der Entscheidung kann er mit den Freunden für seine Ernennung zum Auswärtigen Minister stärker wirken als in der ehrenvollen Verbannung an der Newa; dabei kann sich sein Stolz mit seinem Arzte für das lange Warten entschuldigen, denn er schreibt in prachtvollem Humore seiner Frau: „Ich sitze hier auf dem Balkonfelsen wie die Loreley, und sehe den Spreeschiffer durch die Schleuse ziehen, aber ich singe nicht, und mit dem Kämmen habe ich auch nicht viel Mühe. Ich denke mir, daß ich hier im Hotel uralte werde, die Jahreszeiten und die Geschlechter der Reisenden und Kellner ziehen an mir vorüber, und ich bleibe immer im grünen Stübchen, füttere die Spatzen und verliere die Haare.“

Der Regent, auf den Tod seines Bruders wartend, behilft sich vorläufig mit Schleinitz als Premier, den Bismarck einen von Augusta abhängigen Höfling nennt, spielt aber doch die Komödie einer Konferenz, als wolle er sich zwischen den beiden extremen Anschauungen entscheiden. Hier wird Bismarck aufgefordert, das Programm zu entwickeln, in dem er Österreichs innere Hohlheit und Preußens Kraft, die Freundschaft der Russen seit dem Krimkriege betont

und Preußen mit einem Huhn vergleicht, das nicht wagt, den magischen Kreidestrich zu überschreiten. Darauf spricht, auf Befehl des Regenten, Schleinitz, erinnert ihn an das Testament seines Vaters, „eine Saite, die im Gemüt des Regenten ihren Anklang nie versagte“ und die gegen Paris und für Habsburg gestimmt war. Hierauf erwidert Wilhelm ohne Pause in offenbar vorbereiteter Rede, er schließe sich diesen alten Traditionen an, und hebt die Sitzung auf. Diese Szene war von Augusta erdacht, um den Reaktionsären den Ernst der Alternative vorzuspiegeln. Sie wurde dazu, nach Bismarck, weniger durch positive Ziele als durch gewisse Abneigungen bestimmt, gegen Rußland, Napoleon „und gegen mich wegen Neigung zu unabhängiger Meinung und wegen wiederholter Weigerung, Ansichten der hohen Frau bei ihrem Gemahle als meine eignen zu vertreten“.

Es war nicht Augusta allein, die ihn jetzt, im Jahre 60, von der Leitung fernhielt; es war vor allem sein deutsches Programm. Der Krieg vom vorigen Jahre hatte aufs neue eine Art von Nationalgefühl über die Kreise der Achtundvierziger und der Liberalen hinausgetragen. Wieder gab es, wie damals, sehr viel Reden, Feste, Verbrüderungen, aber unter den Staatsmännern wollten die avancierten höchstens das Bündnis mit Österreich gegen die Hegemonie in Deutschland verkaufen, also den Deutschen Bund weiterschleppen. Bismarck wollte ihn sprengen, weil er ihn „als ein Gebrechen betrachten muß, das früher oder später ferro et igni wird geheilt werden müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstiger Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen“. Da stand es zum ersten Male, schwarz auf weiß, vom Gesandten an seinen Minister geschrieben: mit Feuer und Schwert. Nur so erscheint ihm ein Deutschland möglich, und er erklärt bald darauf: „Das Wort Deutsch für Preußisch möchte ich gern erst dann auf unsere Fahne geschrieben sehen, wenn wir enger und zweckmäßiger mit unseren übrigen Lands-

leuten verbunden wären als bisher; es verliert von seinem Zauber, wenn man es . . schon jetzt abnützt.“

Zugleich und vollends schied ihn vom Regenten sein Bruch mit der Legitimität, jetzt erst ein ganzer. Es ist eine Art heimlichen Abschiedsbriefes, in dem er um diese Zeit dem entmachteten Gerlach darüber seine Wahrheiten zuruft: „Frankreich bleibt für mich Frankreich, mag Napoleon oder Ludwig der Heilige dort regieren . . Für den politischen Kalkul sind natürlich diese tatsächlichen Unterschiede sehr gewichtig, für mein Gewissen, für den Rechtsstandpunkt haben sie mir keine Bedeutung, ich fühle keine Verantwortlichkeit für auswärtige Zustände in mir . . Wenn Sie aber den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern einfach sagen: ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichtes ist . . Gegen Frankreich schlage ich mich gern, daß die Hunde das Blut lecken, aber mit nicht mehr Bosheit als gegen Kroaten, Böhmen, jesuitische Beichtväter und Bamberger Landsleute.“

Das war der Tonfall nicht, als Gerlach noch des Königs Freund gewesen; jetzt, da der Regent ihn kaltgestellt hat, ist zwar inzwischen Bismarcks internationaler Realismus entschiedener geworden, auch das Selbstgefühl ist noch gestiegen, aber die Freiheit der Sprache gilt erst dem Entmachteten, den er bald vergißt; jetzt sucht er Fühlung mit anderen. Die Krisen wachsen und wiederholen sich rascher. Nach Petersburg zurückgekehrt, draußen, von der Peripherie herüberhorchend, aufs neue enttäuscht, doch doppelt fiebernd und kombinierend: so hat ihn Schlözer, sein täglicher Gesellschafter im selben Herbst unmittelbar sichtbar gemacht:

„Mein Pascha ist jetzt in entsetzlicher Aufregung, der Aufenthalt in Berlin, die dortige Ratlosigkeit und Ver-

wirrung haben sein Blut wieder in Wallung gebracht, wie es scheint, hält er bald seine Stunde für gekommen. Schleinitz wird seinen Abschied fordern, dann hofft Pascha einzurücken, es ist aber die große Frage: paßt er für Preußen? Paßt Preußen für ihn? In die engen beschränkten Verhältnisse plötzlich dieser vulkanische Geist!.. Man mag ihn dort nicht, und tut so, als wenn er gar nicht existiere. Also treibt er Politik auf eigene Faust. Ein sogenanntes eigenes Haus macht er hier nicht, klagt immer über Teuerung, sieht wenig Menschen, steht 11 oder halb 12 Uhr auf, sitzt den ganzen Tag im grünen Schlafrock, macht sich gar keine Bewegung, trinkt desto mehr und schimpft auf Östreich.. Er erzählt mir viel, fabelhaft offen, interessant, sprunghaft, revolutionär, wirft alle Theorien über den Haufen. Und Der in der Wilhelmstraße! Donnerwetter! Neulich sagte er.. Schleinitz soll Hausminister werden, dann hat der König die Wahl zwischen Bernstorff, Pourtalès und mir zum Auswärtigen. Ipsissima verba Paschae! Tag und Nacht Träume von Portefeuille!“

Ein eingesperrter Tiger, immer auf dem Sprung, doch immer durch die kalten Stangen von seinem Opfer getrennt, durch nichts mehr angelockt, was ihn sonst zerstreute, ohne Menschen und Jagden, nur immer kreisend um die eine große Frage: wann läßt man mich regieren? Hier ist er echter, als wenn er der Frau in Briefen den geplagten Christen vorspielt.

Neujahr 61 stirbt endlich der Geisteskranke: Wilhelm wird König. Ein Menschenalter hat er gewartet, jetzt ist er 63, und eben jetzt erscheint ihm alles so verfahren, der Ansturm der Liberalen gegen seine neuen Heerespläne, der Kampf mit Frau und Sohn so ermüdend, daß er drauf und dran ist, zurückzutreten und dem kaum 30jährigen Sohne das Amt zu überlassen. Alles, was konservativ ist, d. h. der ganze Hof zittert davor, denn dieser Sohn hätte sich damals

unter dem Einflusse seiner englischen Frau im Handumdrehen mit den Liberalen einigen wollen. Der Schildhalter des Königs ist Albrecht von Roon, ein Soldat, wie er sein soll, die ehrlichste Gestalt in Wilhelms Kreise: männlich, ernst, bescheiden, gottesfürchtig, gegen Schein und Beifall, neidlos und vornehm, seinem Wahlspruch nachlebend: Tu was du sollst, und leide was du mußt. So schmiedet er die Waffe für sein Land, als entschiedener Gegner des Krieges, aber im Machtgedanken aufgewachsen und ihm unterworfen. Ihn hat der soldatische König, schon als er Regent war, zur Erneuerung der Armee berufen. Er ist es, der den König durch Hinweis auf seine Vorfahren aufrecht erhält und darauf dringt, zur Krönung wie seine absoluten Ahnen feierlich den Eid der Huldigung von seinen Untertanen zu fordern. Dem widerstreben die schwankenden Minister; Roon weiß nur einen: Bismarck, den er seit langem als den entschlossensten kennt, und der an Schleinitz' Stelle die Huldigung und die Heeresreform durchführen würde: mitten in einem Verfassungsstaat und mitten im Konflikt!

Der König weicht aus: höchstens als Minister des Inneren, als Kämpfer und Bedrucker will er ihn zulassen, zum Äußeren nie, er ist ja „Bonapartist!“ Auf diese Anschuldigung erwidert in einem Privatbrief Bismarck: „Wenn ich einem Teufel verschrieben bin, so ist es ein teutonischer und kein gallischer.“ Zum erstenmal sagt er nicht „borussischer“, zum ersten Male bekennt sich Bismarck eigentlich als Deutscher und zwar in der altertümlichen Prägung, die er in der Jugend lächerlich machte. Roon setzt indessen alles auf die Huldigung, um ein Königs-Exempel zu statuieren, lädt Bismarck ein, nach Berlin zu kommen, ihm seine Entschließung zu drahten, denn „der König leidet entsetzlich. Die Nächsten aus seiner Familie sind gegen ihn und raten zu einem faulen Frieden“. Bismarck, der im Winter nach dem Portefeuille fieberte, ist jetzt, ein halbes Jahr

später, von einem Antrag enttäuscht, der ihn von seiner Leidenschaft aussperren soll; er drahtet nicht und antwortet behutsam:

„In den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhühner einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Kommando „An die Pferde“ mit schrillum Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmütig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist.“ Die Huldigung erscheint ihm unerheblich. Das Innere möchte er nicht gerne nehmen, weil man im Innern zu liberal regiert, nach außen zu konservativ, statt umgekehrt; in diesen Gedanken schreibt er eines der tiefsten Worte über die Deutschen nieder: „Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen“, und fügt hinzu: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Vendée, aber gegen alle andern fühle ich in keinem eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird.“ Plötzlich aber schließt er mit dem Worte: „Geht der König einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an.“

Der Grund dieser halben Ablehnung, dieser kleinmütige Ton, läßt mehr auf Verstocktheit als auf andere Krankheiten schließen; er steht um Mitternacht auf, den Auerhahn zu sehn, und wird überhaupt von jetzt ab seine Gesundheit in die politischen Kampfmittel einreihen. In Wahrheit spürt er die Ungewißheit dieser sehr inoffiziellen Berufung, wohl auch ihre Würdelosigkeit durch, und wirklich, als er in Berlin schließlich doch eintrifft, hat schon Augusta, die alte Feindin gesiegt, der König hat nachgegeben, sich auf die bloße Krönung zurückgezogen, „für welche die Mäntel

schon im Februar bestellt worden waren . . Der König, bezeugt Roon, ist mehr wie je in der Botmäßigkeit der Königin und ihrer Gehilfen. Wird er nicht körperlich wieder frischer, so ist alles verloren, und wir schwanken weiter in das Joch des Parlamentarismus und der Republik.“

Trotzdem fährt Bismarck sogleich zum Könige nach Baden, findet ihn von seinem Erscheinen „unangenehm überrascht, in der Meinung, ich käme wegen der Ministerkrise“, und erst freundlich, als er sich vor Mephistos Anschlägen sicher weiß. In denselben Tagen unternimmt ein deutscher Student ein Attentat auf den König, und zwar nur, weil er nichts für die deutsche Einheit täte. Das ist auch Bismarcks Ansicht, der den König nur mit Gedanken beschossen hatte, – und nun benutzt er mit genialer Raschheit die Stimmung: er entwickelt dem König, den Mißlingen und Motiv des Anschlages gleich tief ergriffen haben, seinen Standpunkt und arbeitet ihn dann zu einer Denkschrift aus, auf Sommerferien in Reinfeld, wo Johanna die Bogen abschreibt. Diese Schrift zeigt einen entschiedenen und heilsamen Wandel seiner Ideen, sie entwickelt nicht weniger als den Grundgedanken seines Deutschen Reiches:

„Preußen kann nicht in Deutschland die Rolle einer beherrschten Minorität übernehmen . . Dem Bundesstaate, welcher an Macht alle übrigen zusammengekommen aufwiegt, gebührt ein vorwiegender Einfluß auf die gemeinsamen Angelegenheiten . . Um einem solchen Ziele näherzutreten, ist vielleicht eine nationale Vertretung des deutschen Volkes bei der Bundeszentralbehörde das einzige Bindemittel, welches den divergierenden Tendenzen dynastischer Sonderpolitik ein ausreichendes Gegengewicht zu geben vermag. Nachdem eine Volksvertretung . . in jedem deutschen Staate besteht, kann eine analoge Einrichtung für die Gesamtheit unmöglich an und für sich als eine revolutionäre angesehen werden . .

Für die Intelligenz und die konservative Haltung einer solchen Vertretung würde es einige Bürgschaft gewähren, wenn ihre Mitglieder nicht direkt von der Bevölkerung, sondern von den einzelnen Landtagen gewählt würden . . Die subalternen Streitigkeiten der Ständesäle würden einer mehr staatsmännischen Behandlung deutscher Gesamtinteressen Platz machen.“ Im Inneren müßte jedem Staate seine Gewalt unverkümmert bleiben, trotzdem würde mindestens Östreich ablehnen, mit dem heutigen Bundestage wäre es also nicht zu machen: „Minder hoffnungslos wäre vielleicht das Bestreben, auf dem Wege, auf welchem der Zollverein entstand, die Herstellung anderweitiger nationaler Einrichtungen zu bewirken.“ Eine Ankündigung dieser Pläne „müßte auf die doppelte Wirkung berechnet sein, einmal, daß die deutschen Fürsten über die Tragweite unserer Pläne beruhigt werden und erkennen, daß wir nicht auf Mediatisierung, sondern auf freie Verständigung aller ausgehen, und zweitens, daß im Volke der entmutigenden Besorgnis entgegengetreten wird, als fände Preußen den Gang der deutschen Entwicklung mit dem heutigen Bundestage abgeschlossen.“

Diese Grundzüge eines Zollparlamentes, das zum Deutschen Reichstage führen sollte, neben Bismarcks Achtundvierziger Reden und Briefe gehalten, zeigen seine Entwicklung vom Partei- zum Staatsmann: jetzt ist er es, der die Grundidee der Revolution und mit ihr die Einigung der Deutschen verwirklichen will, die er damals um eben dieses revolutionären Ursprungs willen ablehnte: „Die deutsche Einheit will ein jeder, mit dieser Verfassung will ich sie nicht“, hatte er ausgerufen, und wenn er auch heute nicht dieselbe Verfassung will, so adaptiert er sich doch einen Hauptfaktor; jetzt scheint ihr Ursprung ihm verjährt und so legitim, daß man ihn „unmöglich revolutionär“ nennen kann. Ja, er sieht und spricht es aus, daß man die Deut-

schen zur Regierung Deutschlands nicht nur zulassen dürfe, sondern zuziehen müsse, um den Eifersüchten der Fürsten ein Gegengewicht zu geben!

Kräftiger und bismarckischer als in diesem kurialen Akt spricht sich diese große Wendung in gleichzeitigem Brief an einen Freund gegen das konservative Programm aus: „Wir kommen dahin, den ganz unhistorischen gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten, welche unser Bundesverhältnis als Piedestal benützen, von dem herab sie Europäische Macht spielen, zum Schoßkind der konservativen Partei zu machen . . Ich sehe außerdem nicht ein, warum wir vor der Idee einer Volksvertretung, sei es im Bunde, sei es in einem Zollvereins-Parlament, so zimperlich zurückschrecken . . Man könnte eine recht konservative Nationalvertretung schaffen, und doch selbst bei den Liberalen Dank dafür ernten.“

Zehn Jahre nach diesen Äußerungen eröffnete Bismarck den ersten Deutschen Reichstag.

VIII

Vor dem Altare stand Wilhelm der Erste, nahm die Krone vom Tische des Herrn und setzte sie mit eignen Händen auf, zum Zeichen, daß Gott sie ihm gegeben habe und nicht das Volk. Hierauf großer Vorbeimarsch der Truppen. Unter dem glänzenden Gefolge ragt eine Riesengestalt in blauem Rock hervor, die Kenner des Hofes für Bismarck gehalten hätten, wäre der beinah kahle Schädel nicht von Locken umwallt gewesen; nur wer näher zusah, begriff und lachte: „Auf dem Schloßhof im Freien hatte ich vorsichtigerweise eine Militär-uniform an und eine Perücke auf, gegen die Bernhards nur den Namen einer Locke verdient, sonst wären mir die zwei Stunden barhäuptig im Freien schlecht bekommen.“ In dieser Verkleidung hat Bismarck der Krönung seines Königs

beigewohnt, den er ein Jahrzehnt später noch weiter befördern sollte. Der König meidet in diesen Tagen seinen Lehnsmann, was er in zehn Jahren wiederholen wird, diesmal, um nicht reaktionär zu erscheinen, weshalb die Königin alles tut, um beide Männer in Verlegenheit zu setzen: sie begegnet ihrem Feinde artiger als je seit Jahren, bleibt mitten in einer Zeremonie vor ihm stehen und fängt ein Gespräch über deutsche Politik mit ihm an, „dem der sie führende König eine Zeitlang vergebens ein Ende zu machen suchte“.

Aber die Krone von Gott hatte das Herz des Königs nicht beruhigt, die Verwirrung in seinem Lande wurde immer schlimmer, zu Jahresende brachten Neuwahlen den Sieg der neuen Fortschrittspartei, die dem König seine neuen Soldaten verweigerte, und im nächsten Frühjahr wurde zur Strafe das liberale Kabinett entlassen, lauter Konservative traten zu Roon. Graf Bernstorff, klug und tätig, in gewissem Sinne modern, aber doch nicht stark genug, um ein neues Spiel zu wagen, trat an Schleinitz' Stelle, der aber aus der Kulisse weiterregierte, und als man zugleich Bismarck aus Petersburg endgültig abberuft, konstatiert dieser, daß es bald drei Auswärtige Minister geben würde. Die Tollheit des Kurfürsten von Hessen, der seinen steuerverweigernden Untertanen die Geldschränke durch Militärschlosser erbrechen läßt, scheint erwünschten Anlaß zum Losschlagen zu geben, und Bismarck sagt zu Bernstorff: „Wenn Sie Krieg mit den Hessen wollen, machen Sie mich zu Ihrem Unterstaatssekretär: in 4 Wochen will ich Ihnen einen inneren Krieg erster Qualität entfesseln.“ Er war schon damals „stichfest gegen das Schlagwort vom Bruderkriege“.

So tatendurstig ist er in diesem Frühling 62, daß er bereit ist, als Minister ohne Portefeuille einzutreten, und aufs neue läßt er sich durch den Bescheid des Königs demütigen, nur das Auswärtige, sein eigentliches Fach, dürfe er nicht in die

Hände bekommen. Aber das Warten, wie vor zwei Jahren, will er in keinem Fall wieder ertragen, und schließlich stellt er seinem Chef das Ultimatum: Stellung oder Abschied. Drei Stunden später ist er zum Gesandten in Paris ernannt. Dies ist die erste in einer Reihe von Kraftproben, in denen Bismarck mit Abschied drohte, um vom König Entscheidung in seinem Sinne zu erpressen. Diesmal war Paris eben frei geworden, auch London, in das sich Bernstorff zurückziehen wünschte, war frei; aber der angefeindete, der Königin verhaßte, dem König unheimliche Staatsmann riskierte dennoch, für sein Ultimatum in einer Laune weggeschickt zu werden; daß Bernstorff zum Gegenteil riet, bleibt sein historisches Verdienst. Der einzige aber, auf den sich Bismarck persönlich stützen konnte, war Roon, Roon aber war dem König unentbehrlich.

Wenn er in Petersburg mit dem Gefühle des Überganges lebte und nur die Hälfte seiner drei Gesandtenjahre dort verweilte, so ging er nach Paris wie zu Besuch: jeden Augenblick konnte die Krisis unlösbar werden, dann würde Roon ihn rufen, das war die private Abrede zwischen den beiden Freunden. Nichts gefiel ihm in dieser Stimmung, wo ihm ehemals so viel gefallen, die Gesandtschaft findet er muffig, die Franzosen provinziell, posierend und doch innerlich verschlossen, und da ihm, wenigstens seit zwei Jahren, an nichts in der Welt mehr gelegen ist als an der Macht, so langweilt ihn alles, und er sinkt zeitweise in einen Grad von Nihilismus, der an die dunkelsten Epochen seiner Jugend erinnert.

„Ich bin seit meiner Krankheit geistig so matt geworden, hatte er der Schwester beim Übergang von Petersburg geschrieben, daß mir die Spannkraft für bewegte Verhältnisse verlorengegangen ist. Vor drei Jahren hätte ich noch einen brauchbaren Minister abgegeben, jetzt komme ich mir in Gedanken daran vor wie ein kranker Kunstreiter. Ich würde

ohne Kummer und ohne Freude nach Paris oder London gehen, hierbleiben, wie es Gott und S. M. gefällt, der Kohl wird weder für unsere Politik noch für mich fetter . . Vor dem Ministerium habe ich gradezu Furcht wie vor einem kalten Bade. Ich gehe lieber auf jene vakanten Posten oder nach Frankfurt zurück, selbst nach Bern, wo ich recht gern lebte . . Varnhagen (dessen Tagebuch neben ihm liegt) ist eitel und boshaft, wer ist das nicht? Es kommt nur darauf an, wie das Leben die Natur des einen oder des anderen reift, mit Wurmstichen, mit Sonne oder mit nassem Wetter, bitter, süß oder faul.“

Dabei ist er nicht leidend. Freilich sind Frau, Kinder und die Angestellten des Hauses immerfort krank, und eine gewisse weiche Stimmung zeigt sich auch in der zunehmenden Herzlichkeit, mit der er nach Pommern schreibt, besonders der Schwester. Als er aber wirklich krank lag, erkannte er wieder die Relativität all seiner politischen Gefühle, und schrieb der Frau aus Hamlet-Stimmungen: „Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Östreicher, wenn sie gleich groß sind, wie etwa Schreck und Rechberg, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht. Auch die Dummen und Klugen sehen, propper skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus. Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings bei dieser Betrachtung los.“

In so diabolische Wahrheiten lösen sich, wenn er sich gehen läßt, von nun an sogar der frommen Gefährtin gegenüber die Reste einer Religiosität auf, deren Formen immer paradoxer an ihm wirken. Überhaupt schreibt er ihr viel seltener und kürzer, immer gleich herzlich; breit und tief aber nur, wenn er Naturstücke malt: dann ist er immer Dichter.

Nach Schlägen des Schicksals sammelt er sich in Gedanken der Vorsehung und schreibt der Schwester, als ihr Sohn auf der Jagd umkommt: „Noch 20 oder 30 Jahre im glücklichsten Falle, und wir beide sind über die Sorgen dieses Lebens hinaus, und unsere Kinder sind an unserm jetzigen Standpunkt angelangt und gewahren mit Erstaunen, daß das eben so frisch begonnene Leben schon bergab geht. Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre . . Der Kreis derer, die wir lieben, verengt sich und erhält keinen Zuwachs, bis wir Enkel haben; man schließt in unseren Jahren keine neuen Verbindungen mehr, die uns die absterbenden ersetzen könnten.“ Selbst hier schlägt das Sippengefühl die Religion aus dem Felde.

Wenn aber Pathos oder Schwäche fehlen, in den gewöhnlichen Stimmungen des Lebens, malt er die Wahrheit: „In der schwarzbehangenen Kirche, schreibt er nach dem Begräbnis eines Fürsten, als sie leer war, blieb ich mit Gortschakow auf dem Katafalk und der Totenkopfdecke von Sammet sitzen und politisierten . . Der Prediger hatte über den Vergänglichkeitspsalm (Gras, Wind, verdorrt) geredet, und wir planten und plotteten, als stürbe man nie.“ Solche Proben der Selbstbetrachtung, dem geborenen Analytiker geläufig, sind in seinem christlichen Jahrzehnte seltener gewesen, als in der Jugend, und werden von nun an wieder häufiger, denn sie fordern Wahrheit vor dem Spiegel.

In ähnlichen Stimmungen streift er jetzt durch Paris, ohne eingerichtetes Haus, ohne Frau, der Gesellschaft fern, die ohnehin Ende Juni die Stadt verläßt, und seine Unruhe nach dem Ziel steigt bis zur Verachtung des Zieles. „Ich habe, schreibt er an Roon, lebhaftere Anwandlungen von dem Unternehmungsgeist jenes Tieres, welches auf dem Eise tanzen geht, wenn ihm zu wohl wird.“ Dann berechnen sie wieder, aus welchen Familiengründen Bernstorff seinen Abgang aufschieben, die Krisis also bis zum Frühjahr hinaus-

zögern könnte, bis plötzlich Bismarck schließt: „Vielleicht ist dies alles Rechnung ohne den Wirt, vielleicht entschließt sich S. M. niemals dazu, mich zu ernennen, denn ich sehe nicht ein, warum es überhaupt geschehen sollte, nachdem es seit 6 Wochen nicht geschehen ist.“ Als er im August in Roon dringt, ihm Gewißheit zu schaffen, da er wissen möchte, wo diesen Winter sein Schreibtisch stehen werde, in London, Paris oder Berlin, gibt Roon die sehr kennzeichnende Antwort: „Dergleichen Motive werden (vom König) verstanden, wirken daher vielleicht mehr als politische Erwägungen.“

Sein steter Wunsch nach Haus und nach Gewißheit des Bleibens macht ihn und mit ihm macht er die Berliner Freunde nervös. „Meine Sachen liegen noch in Petersburg und werden dort einfrieren, . . meine Pferde bei Berlin auf dem Lande, meine Familie in Pommern, ich selbst auf der Landstraße . . Ich wünsche nichts lieber, als in Paris zu bleiben, nur muß ich wissen, daß ich Umzug und Einrichtung nicht auf einige Wochen oder Monate bewirke, dazu ist mein Hausstand zu groß.“ Aber sogleich fährt er fort: „Ich bin noch heut bereit, ohne Portefeuille einzutreten, aber ich sehe gar keine ernstliche Absicht dazu.“ Zugleich deckt er sich auf seine Art auch wieder den Rückzug, schreibt dem Bruder, wenn er drankäme, wäre es nicht auf lange, dann ginge er einstweilen aufs Land, um Schonungen anzulegen. „Meine fixe Idee ist Eichen-Schälwaldung auf Sandboden, die Holländer machen damit auf dem infamsten grandigen Fuchs 20 oder 30 fl. vom Morgen.“ Und neben solchen Kapriolen gibt er körperlichen Stimmungen nach, und schreibt dem Bruder wie ein Leutnant nach dem Gelage: „Die Trennung von Frau und Kind und ein Übermaß von Aprikosen, die ich gegessen, stimmen mich etwas niedergeschlagen, und ich leide an Heimweh nach irgendeiner sicheren Stelle, wo ich bis an mein Ende ruhig bleiben könnte.“

Das einzige, was ihm diese zwei Pariser Monate verlohnte, war ein Gespräch in Fontainebleau: wieder wie vor fünf Jahren, nur noch dringender, erschien der Kaiser als Bismarcks Verführer: es war, als ahnte er in diesem Manne, der morgen zur Macht kommen konnte, den Feind, der ihn verderben sollte, und wollte ihm lange Jahre vorher Einhalt tun. Mitten in der Konversation des Spazierganges sagt er unerwartet zu dem Preußen: – *Croyez vous que le Roi serait disposé à conclure une alliance avec moi?* –

„Die Gefühle des Königs für die Person E. M. sind die freundlichsten, die Vorurteile in der öffentlichen Meinung über Frankreich ziemlich verschwunden. Aber Allianzen werden nach Lage der Umstände nur fruchtbar, wenn sie nötig und nützlich sind. Eine Allianz setzt ein Motiv voraus und einen Zweck.“

– Das ist nicht immer richtig, sagt der Kaiser. Es gibt Mächte, die mehr, und solche, die weniger freundschaftlich miteinander stehen: im Angesicht einer ungewissen Zukunft muß man das Vertrauen nach einer Richtung leiten. Ich spreche nicht im Sinne abenteuerlicher Ideen von Alliance, sondern ich finde zwischen Preußen und Frankreich eine Gleichheit der Interessen, die die Elemente einer intimen und dauerhaften Entente enthält, soweit nicht Vorurteile Hindernisse schaffen. Es wäre ein großer Fehler, Ereignisse schaffen zu wollen, sie kommen von selber, und ohne daß wir ihre Richtung und Stärke berechnen können. Darum muß man sich zuvor die Mittel sichern, um ihnen zu begegnen und sie zu benutzen. – Darauf spinnt er den Gedanken einer „diplomatischen Allianz“ weiter aus, doch plötzlich bleibt er im Parke stehn und sagt: „Sie glauben nicht, was für erstaunliche Eröffnungen mir Österreich dieser Tage gemacht hat . . . Wien scheint in Panik. Metternich hat mir von Vollmachten gesprochen, die ihn selber erschreckt hätten, und deren Ausdehnung er kaum zu nennen wagt:

er dürfe mit mir über alle Fragen mit unbegrenzter Vollmacht verhandeln, wie sie nur je ein Souverän seinem Vertreter erteilt habe. Mich hat diese Erklärung in Verlegenheit gesetzt, ich konnte nicht recht erwidern; er bekräftigt auf jeden Preis und ohne Vorbehalt, sich mit mir zu arrangieren, ich aber, ganz abgesehen von den divergierenden Interessen beider Länder, finde mich in einer fast abergläubischen Furcht, mich den Geschicken Östreichs zu verbinden. —

In diesem Gespräch erstaunt man zunächst über die Ungeuertheit des Kaisers, und wie er sie gegen seine Gewohnheit grade dem Staatsmann erzeigt, der schon damals für seine schlaue Offenheit bekannt war; gegen Laune und Leichtsinn, die ihm diese Worte entlockt haben könnten, spricht Napoleons Charakter und Vorgeschichte, seine Kenntniss diplomatischen Plauderns muß ihn überdies an der freien Erfindung der Metternichischen Offerte gehindert haben; seine Auffassung einer Entente ist die richtigere und modernere als Bismarcks. Aber jene ist gar nicht Bismarcks Auffassung, nur seine Ausflucht, und nichts ist erstaunlicher als diese ablehnende Keuschheit, die er in seinem Bericht vergleicht mit der Lage Josephs bei Potiphars Frau: „Er hatte die unzüchtigsten Bündnisvorschläge auf der Zunge; wenn ich etwas entgegengekommen wäre, so hätte er sich deutlicher ausgesprochen.“

Was konnte Bismarck riskieren, wenn er dem Kaiser Weiteres entlockte? Grundsätze hinderten ihn nicht, denn er ist kein Legitimist, und wenn er einen positiven Vorschlag des mächtigen Frankreich nach Hause brächte, ließe am Ende auch der König mit sich reden. Dazu kommt, daß er im Brief an Bernstorff seinen amtlichen Bericht vom selben Tage durch die Mitteilung ergänzt, der Kaiser sei „eifriger Verfechter deutscher Einheitspläne, d. h. kleindeutscher, nur kein Östreich darin. Wie schon einmal vor 5 Jahren

mir gegenüber, wollte er, daß Preußen eine Seemacht wenigstens zweiten Ranges werden, und die dazu nötigen Häfen besitzen müsse. Er fand . . die Einschachtelung des Jade-Busens in Oldenburg und Hannover eine Absurdität“. Trotz der Teilung dieses Berichtes schweigt er über die Antwort, die er dem Kaiser auf seine österreichische Mitteilung gab. Er schließt nur mit der allgemeinen Folgerung, man solle zwar nicht mit Frankreich ein Bündnis auf bestimmte Artikel, aber ja nicht auf Genossenschaft Östreichs gegen Frankreich schließen, da Östreich niemals „freiwillig eine Verbesserung unserer Stellung in Deutschland zustimmen“, vielmehr gern Venetien und das linke Rheinufer opfern und überhaupt „jeder Kombination fähig sein werde, wenn sie nur zum Übergewicht über Preußen in Deutschland verhilft“.

Bismarcks Schweigen gegen den Chef ist bedeutsam, denn den weltgeschichtlichen Keim dieser Unterhaltung im kaiserlichen Park hat er beim ersten Wort erkannt. Er ist, man kann es anders nicht erklären, offenbar gegen den Kaiser weniger zurückhaltend gewesen, als gegen den Minister, den er jeden Augenblick zu ersetzen hofft; dieser Chef wird morgen Gesandter in London sein, er aber Minister in der Wilhelmstraße, also Chef desselben Grafen Bernstorff, dem er heut noch mit den Kurialien des Beamten schreibt. Warum soll er ihm noch die beinah beispiellose Unterhaltung anvertrauen? Vielleicht verschweigt er sie sogar seinem König, und hat er auch dem Kaiser nur Allgemeinheiten gesagt, so hat er ihn doch sicher weitere Konfessionen machen lassen. Vier Jahre später, im Österreichischen Kriege, im Verkehr mit Napoleon, wird er sich, vielleicht auch ihn daran erinnern.

Er hat damals mit Thiers verkehrt, dem Führer der Opposition, ist auch bei einem Abstecher nach London nicht nur zu den Regierenden gegangen. Hier war es, wo er nach einem Diner auf der Russischen Botschaft vor Disraeli und andern Führern mit einer seiner Offenheiten

Befremden erweckte (deren Bericht in der überlieferten Form allerdings für apokryph gilt). Was er tun würde, wenn er ans Ruder käme? „Mein erstes wäre, an der Erneuerung der Armee zu helfen. Ist sie stark genug, dann würde ich die erste Gelegenheit ergreifen, um mit Östreich abzurechnen, den Deutschen Bund aufzulösen, und Deutschland eine nationale Einheit unter Preußens Führung zu geben.“ Gewohnt zu bluffen, war Bismarck überzeugt, daß man dergleichen immer glaubt, wenn es falsch, und nie, wenn es aufrichtig gemeint ist. Diesmal aber war er im Irrtum, denn, der ihm zuhörte, war ihm an Verstand keineswegs unterlegen: Disraeli fügte der Wiedergabe dieser Worte die geniale Glosse hinzu: „Take care of that man, he means what he says!“

Die Deutsche Frage hing an der preußischen Armee. Jede Partei wollte sie für sich haben, und es gab drei Parteien: die Liberalen wollten Deutschland unter preußischer Führung, die Konservativen wollten als Deutsche keine Preußen über sich, als Preußen wollten sie nicht Deutsche werden; der Zwiespalt ging durch Volk und Gesellschaft, Hof, Beamtentum und Königsfamilie, in Wellen, wie in der Revolution.

Nur der König hörte zwei Stimmen in seinem Herzen. Seit 30 Jahren strebte er der Erneuerung des Heeres zu, hier lag sein einziges Interesse und Wissen. Seit den Freiheitskriegen war die Armee, trotz verdoppelter Bevölkerung, in Stand und Lebensalter nicht verändert worden. Nun, endlich zur Macht gelangt, will Wilhelm, im Gegensatz zu seinem schwankenden Bruder, durch ein neues Gesetz in größerer Zahl Rekruten dreijährig heranbilden, dafür weniger Landwehr, also verheiratete Leute, aufstellen, und so dieselbe Zahl ohne, wie zuvor mit der Landwehr, unter Waffen halten. So sollte die höchste Zahl waffentragender Männer von 400 auf 700 000 erhöht, zugleich das Heer verjüngt werden. Diese Schonung der älteren Leute klang

sehr sozial; vielleicht hat der soldatische König zuerst nichts weiter gewollt als dies.

Aber nun muß er erleben, wie dieser Plan politisch gedeutet und von zwei Seiten auseinandergezerrt wird. Denn in der Landwehr sehen die Liberalen mit Recht die letzte Festung, die das Volk seit Anno 13 noch hielt, ihre Väter waren es, es war buchstäblich das Volk, das den Befreiungskrieg gewonnen hatte, nicht der Adel in seiner zweifelhaften Stellung und nicht der volksfeindliche König; was Scharnhorst damals geschaffen: ein Volksheer, schien nun zu einem Königsheer herabzusinken. Auch die Liberalen wollen die Armee verstärken, sie sind es ja, die Deutschland wollen, darum wünschen sie zweijährige Dienstzeit. Was sie bekämpfen, ist Stärkung des Adels in der Armee: Offizierskorps und Kadettenhäuser sollen nicht, wie geplant, vergrößert, die bürgerlichen Offiziere in der Landwehr nicht zurückgesetzt werden. Schon ist alles aufs neue dem Adel zugefallen, Diplomatie, Präsidenten, Landräte; die Armee volkstümlich erhalten, heißt, den entschwindenden Geist von 48 noch einmal am Zipfel fassen.

Roon ist es, der den Konflikt auf die Höhe treibt. Weit royalistischer als der König, erklärt er vor der Kammer, die Krone darf in wichtigen Augenblicken nicht von wechselnden Mehrheiten und Parteireden abhängen; so spricht er offen gegen die Verfassung und treibt die Linke zum Kampfe, den er sucht. Bis zur Verfassung hatte der König die Heeresstärke einfach befohlen. Soll Preußen jetzt Verfassungsstaat sein oder noch immer Militärstaat? Kein Soldat ohne Geld! Verweigerung des Geldes für dreijährige Dienstzeit! Dann lösen wir die Kammer auf! So schrillt der Konflikt.

In diesen Wochen der Berliner Krisis schwimmt Bismarck jeden Morgen und jeden Nachmittag in den Wellen des Atlantischen Ozeans, dort wo der Wellenschlag am stärksten ist: in Biarritz, an Spaniens Grenze, fern von Bahnen,

Kurieren und deutschen Zeitungen, badet er täglich zweimal, bleibt Wochen anstatt der geplanten drei Tage, liegt er in den Dünen, „rauchend, die See betrachtend, schieße nach der Scheibe . . die Politik habe ich ganz vergessen, lese keine Zeitungen“. Die wichtigsten Briefe von Bernstorff und Roon verfolgen ihn am Rande der Pyrenäen, werden aus Orten drahtlich gemeldet, zu denen die Post zweimal wöchentlich je 4 Tage braucht, der Adressat streckt sich im Sande und ruft aus: „Wenn er nur keinen direkten Ruf nach Berlin bringt! Ich bin ganz Seesalz und Sonne . . Ich blieb über eine halbe Stunde im Wasser und habe daher das Gefühl, daß mir nur die Flügel fehlen, um zu fliegen. Nach dem Essen ritten wir spazieren, im Mondschein bei der Ebbe den festen Strand entlang, und dann ging ich noch wieder allein. Du siehst, die alte Rüstigkeit kommt wieder.“

Seit einem Jahrzehnt und länger war Bismarck nicht so glücklich wie in diesen Wochen, und weil er glücklich ist, so ist er auch verliebt: alles in Ehren, wie seine Grundsätze es fordern, und mit der Klugheit des Frauenkenners schwärmt er seiner Gattin in täglichen Briefen von der andern vor, und beleuchtet, indem er sie der verstorbenen Freundin vergleicht, noch einmal jene frühe Neigung: „Unsichtbar für alle Menschen, durch zwei Felsen mit Heidekraut in Blüte sehe ich das Meer, grün und weiß in Schaum und Sonne neben mir die reizendste aller Frauen, die du sehr lieben wirst, wenn du sie näher kennst, ein Stückchen Marie Thadden . . aber originell für sich, lustig, klug und liebenswürdig, hübsch und jung.“ Diese geborene Fürstin Trubetzkoi, jetzt Orlow, die er hier am Strand getroffen, bildet mit ihrem Manne den weltlichen Vordergrund, den Bismarck mit steigenden Jahren gern vor die wilden Wälder und kühnen Klippen stellt: „Ich bin lächerlich gesund und so glücklich, als ich fern von Euch Lieben sein kann,“ er geht

zeitig schlafen, steht früh und heiter auf, die reizende Russin spielt ihm abends seine liebsten Beethoveniana vor, Chopin, Winterreise, am offenen Fenster über dem Meere und kurz, „sie ist eine Frau, für die du dich passionieren wirst, wenn du sie kennst.“ Als sie auf einem Leuchtturm die Frau des Wärters guter Hoffnung finden, läßt ein dichterischer Einfall die Liebenden ihr Gefühl in das ungebo-rene Wesen überströmen, sie bieten sich zu Paten an, und wirklich erhält der Knabe später die beiden Vornamen Othon Lafleur, in denen sie sich verbinden. Bismarck ver-gaß damals seinen Hochzeitstag, die Russin hatte es dem Frauenkenner angetan, der immer fremde Rassen bevor-zugte. Es war seine letzte Neigung.

Denn nun reist er im Gefolge der schönen Frau seiner großen Leidenschaft entgegen: der Macht.

Nach langem Hin und Her der Post und Telegraphen er-reicht ihn plötzlich in Avignon ein Aviso und endlich in Paris der Ruf, den Roon schon seit zwei Wochen brieflich vorbereitet, und nun liest er: „Dépêchez-vous. Periculum in mora.“ Man schreibt den 18. September 62, die Depesche stammt von gestern, am 19. früh sitzt er im Kupee nach Berlin. Es ist eine Stimmung, ähnlich der vor 15 Jahren, als nach langem Harren seine Bauern eilends ans Schön-hausener Tor geritten kamen und riefen: Das Eis fängt an zu brechen, schnell, Herr Baron!

In der entscheidenden Sitzung im Abgeordneten-hause hatte die Fortschrittspartei die Heeresvorlage en bloc abgelehnt, wofern nicht zweijährige Dienstzeit bewilligt würde. Roon, gedrängt von den schwächeren Kollegen, hat erwidert, er will es überlegen, und war in diesen Tagen sogar zu Kon-zessionen bereit; Bernstorff hat seinen Rücktritt ange-kündigt, wofern man mit Rechtsbruch ohne Parlament weiterregieren und nicht lieber die zweijährige Dienstzeit einräumen wolle. Aber jetzt bleibt der König fest, von Moltke

gestützt, – und nun, da alles auf Brechen steht, hat Roon sich auf eigene Faust den Politiker verschrieben, der diesen drei Generalen ihre Truppen beschaffen soll.

Zur Stunde, als Bismarck in Paris die Fanfare hört, ist in Neubabelsberg des Königs Aufregung aufs höchste gestiegen, denn zum zweiten Male sieht er sich im Zwiespalt zwischen Recht und Überzeugung, und da er kein Politiker ist, sondern ein Edelmann, will er zum zweiten Male gehn. Die furchtbaren Augenblicke seines Lebens tauchen auf, die Flucht als Kind nach Memel, die Flucht als Mann auf die Pfaueninsel und nach London, dann Olmütz, der Tag vor dem Krimkrieg: also war alles vergebens! An diesem 18. läßt er seinen Sohn kommen, legt ihm die Urkunde der Abdankung vor, unter der nur sein Name fehlt. Der Kronprinz, viel zu schwach und tatenunlustig, um eine Krone zu ergreifen, die ihm der Vater anbietet, weigert sich, den Akt auch nur zu lesen, erklärt, mit einem Rückzug vor der Kammer könne er nicht beginnen, Abdankung würde den Konflikt nur verstärken, die Rechte würde den Vater gegen den liberaleren Sohn ausspielen. Es fällt der Name Bismarck.

– Der ist ein Parteigänger Frankreichs, sagt der Sohn.

– Um so weniger möchte ich ihn zum Minister, sagt der Vater. Als dann Roon ihm aufs neue Bismarcks Namen nennt, auch Bernstorff für ihn eintritt, ruft der in die Enge getriebene alte Herr:

– Er wird es jetzt nicht annehmen wollen! Er ist auch gar nicht da! Es kann nichts mit ihm besprochen werden! – Die letzte Abwehr. Am 20. früh trifft Bismarck ein: „Mager, gesund und sonnenbraun, so beschreibt ihn einer seiner Bekannten, wie ein Mann, der einen Ritt durch die Wüste auf dem Dromedar gemacht hat.“ Er findet alles in Auflösung. Alle reden auf ihn ein, jeder hat einen andern Rat, die Minister rechnen noch immer mit der Abdankung und wider-

raten sie dem Könige. Der Kronprinz sucht dem Chaos zu entfliehen, fährt in seinen Badeort, beruft vorher, am 21., Bismarck zu sich, findet ihn aber zurückhaltend, denn der Gesandte hat den König noch nicht gesprochen. Aber der König hat von diesem Besuch des Gesandten erfahren, und als er am selben Tage Roon seine Ankunft meldet, sagt der König verdrossen:

– Mit dem ist auch nichts: der ist ja schon bei meinem Sohn gewesen! In diesen Worten, von Bismarck selbst überliefert, erkennt man ihn ganz: abdanken will der König lieber als vor der Kammer weichen, dafür ist er Soldat; lehnt es der Sohn ab, das gewährt ihm Erleichterung, denn freilich möchte man lieber an der Macht bleiben, auf die man ein Menschenalter gewartet hat. Wenn aber einer mit dem Sohn zu kokettieren scheint, den er noch gestern selber berufen wollte, dem mißtraut der Herr, und vollends, wenn er Bismarck heißt: dahinter steckt eine Art Komplott, Roon hat ihn selbständig gerufen, wie kommt er nur dazu! Aber nun ist der Mann leider da, er hat ja auch Urlaub, ablehnen kann er den Gesandten nicht, warten lassen hat heute keinen Sinn; übrigens sind alle andern verzagt und ratlos, und man wünscht sich doch nichts in der Welt leidenschaftlicher als die neue Armee!

Man muß ihn kommen lassen, muß ihn prüfen. Man muß sich wappnen.

Am 22. früh tritt Bismarck in das Arbeitszimmer in Babelsberg. Der König, heut weniger bereit abzdanken als vor drei Tagen, legt trotzdem ohne Umschweif dem gefährlichen Manne diese Absicht dar und zeigt ihm, wie neulich seinem Sohne und wohl auch Roon, die Urkunde, die er entworfen hat. Obwohl er innerlich glaubt, von Gottes Gnaden König zu sein, und jene Krone vom Altare des Herrn ihm wahrhaft heilig dünkt, faßt er doch in der Realistik des Kampfes das Ganze wieder als Offizier auf, er sagt wiederholt: Dann nehme ich meinen Abschied.

– Ich will nicht regieren, sagt er jetzt, wenn ich es nicht so vermag, wie ich es vor Gott, meinem Gewissen und meinen Untertanen verantworten kann . . Ich finde keine Minister mehr, die bereit wären, meine Regierung zu führen, und habe deshalb beschlossen, sie niederzulegen. – Das hat Bismarck erwartet, und der König wußte, daß jener es erwartete, denn alle Minister wußten davon. Der Gesandte erwidert:

„Ich bin, wie E. M. bekannt, seit Mai bereit, einzutreten.“ Er schiebt also, nach seiner Taktik, auch hier zuerst dem andern die Verantwortung zu, daß er ihn nicht früher berufen habe; dann betont er, daß Roon bleiben und andre sich finden würden.

– Wären Sie auch bereit, für die Neuordnung der Armee gegen die Mehrheit einzustehen?

„Ja.“

– Dann ist es meine Pflicht, mit Ihnen die Weiterführung des Kampfes zu versuchen, und ich abdiziere nicht. –

Die ganze Form des Gespräches zeigt einen König, der, ehe die Tür aufgeht, entschlossen ist, mit diesem Uerschrockenen zu regieren, um mit Ehren bleiben zu können; seine Fragen legen dem Gesandten die Antwort nahe, doch sind sie aufs Gewissen gestellt. Er ist auch zu einfach, um mit einer theatralischen Gebärde nun das Papier zu zerreißen, dem neuen Mann die Hand zu schütteln und eine neue Ära anzufangen; so wie auch Bismarck zum zweiten Mal im Leben seine Entscheidung in ein Wort preßt. Nun lädt ihn der König zu einem Spaziergang in den Park und versucht ihn weiter: jetzt zeigt er ihm eine Denkschrift, eigenhändig, 8 enge Folioseiten, die alle schwebenden Fragen beantwortet, von den Konzessionen an die Liberalen bis zur Reform der Kreisordnung. So hat sich der König vor dem gefürchteten Manne gewappnet, dies Programm soll ihn vor Torheiten des abenteuerlichen Menschen schützen. Bismarck, indem er es durchfliegt, schließt auf die Königin.

Jetzt wechselt er den Ton. Das Gefühl der unsichtbaren Feindin, zugleich die Sicherheit aus der soeben formlos erfolgten Ernennung, geben ihm das alte Selbstgefühl zurück, und mit dem ersten Wort in dieser gefährlichen Ehe stabilisiert er sogleich Standpunkt und Rechte: er lehnt es ab, das Programm durchzusprechen:

„Es handelt sich jetzt nicht um konservativ und liberal, sondern nur darum, ob in Preußen das königliche Regiment maßgebend sein soll oder die Parlamentsherrschaft: diese wäre nötigenfalls auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden. Ein Programm würde uns beide daran nur hindern. In dieser Lage werde ich, selbst wenn E. M. mir Dinge befehlen sollten, die ich nicht für richtig hielte, Ihnen diese meine Meinung offen entwickeln, aber wenn Sie auf der Ihrigen beharren, lieber mit dem Könige untergehen, als E. M. im Kampf mit dem Parlament im Stiche lassen.“

Ein neuer Ton. Bismarck hat ihn mit Vorbedacht gewählt, weil er in dieser Stunde dieses Mannes Vertrauen gewinnen wollte. Doch zugleich hat er ihm Gehorsam gelobt, weil grade er des Ungehorsams, der Autokratie für fähig galt, dabei aber sicher mit Mephisto gedacht: Den schlepp ich durch das wirre Leben!

Als Lehensmann und Offizier, zugleich ganz Diplomat, hat er den Ruf angenommen und erweist seine realistische Vorsicht schon eine Minute später, als der König das so entwertete Programm in eine trockne Schlucht werfen will, wovon ihn sein Begleiter mit Hinweis auf gefährliche Folgen abhält: der erste Rat, den der Minister Bismarck seinem König gibt. Er wird ihn noch oft vor trockenen Schluchten warnen.

Als er aus Babelsberg zurückkehrt, trifft er Schlözer. Zu ihm, der sein Vertrauen auf so wunderbaren Umwegen gewann, sagt er, wie dieser überliefert, „in ganz merkwürdigem Tone“:

„Ich glaube, man hat mich eingefangen.“

DRITTES BUCH
D E R B A U E N D E

*„Man nascht nicht ungestraft vom
Baum der Unsterblichkeit.“*

ROON

I

„Hier im Landtag, während ich Dir schreibe, bin ich genötigt . . ungewöhnlich abgeschmackte Reden aus dem Munde ungewöhnlich kindischer und aufgeregter Politiker anzuhören, und habe dadurch einen Augenblick unfreiwilliger Muße . . Als Gesandter hatte ich, obschon Beamter, doch das Gefühl, ein Gentleman zu sein; als Minister ist man Helot . . Die Herren hier sind über die Motive nicht einig, aus denen sie übereinstimmen, darum der Zank . . Aber man schlägt sich *con amore* tot, das Geschäft bringt's halt so mit sich . . Diese Schwätzer können Preußen wirklich nicht regieren, ich muß den Widerstand leisten, sie haben zu wenig Witz und zuviel Behagen, dumm und dreist. Dumm in seiner Allgemeinheit ist nicht der richtige Ausdruck; die Leute sind zum Teil gescheut, meist unterrichtet, regelrechte deutsche Universitäts-Bildung, aber von der Politik wissen sie so wenig, wie wir als Studenten davon wußten, ja noch weniger, in auswärtiger Politik sind sie auch einzeln genommen Kinder; in allen übrigen Fragen aber werden sie kindisch, sobald sie in corpore zusammentreten.“

So, wie er sie hier Motley, dem Jugendfreunde, schildert, sind Bismarcks Stimmungen in den ersten Monaten seiner Regierung: Verachtung der Ideologen als Gruppe, die er bekämpft, bei voller Einsicht in die Bildung einzelner Führer, in europäischen Dingen das Gefühl absoluter Überlegenheit; zugleich ein steter Kampf gegen sein nervöses Ehrgefühl, das lernen muß, nicht mehr zurückzuschlagen. Bis hierher konnte er seine Gegner unmittelbar und mit dem vollen Einsatz aller Kräfte bekämpfen: als Abgeordneter von der Tri-

büne, als Diplomat in Berichten und Briefen; von nun an muß er den Erwählten des Volkes Erkenntnisse und Absichten verschweigen, da sie sonst zur Kenntnis der Völker kämen und neue Absichten erzeugten. Mit der Macht beginnt auch in Bismarck die Einsamkeit.

Er darf sich nicht wundern, wenn er sich in einer Berliner Zeitung also begrüßt sieht: „Als ein Landedelmann von mäßiger politischer Bildung, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erheben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist, begann er seine Laufbahn. Den Höhepunkt seines parlamentarischen Ruhmes erreichte er 1849 und 50; er trat in seinen Reden schroff und rücksichtslos auf, nonchalant bis zur Frivolität, mitunter witzig bis zur Derbheit – aber wann hätte er einen politischen Gedanken geäußert?“ Vor dem Lande selten, das ist wahr, und was er zehn Jahre lang zur Erhaltung des Friedens getan, das weiß nur ein Dutzend Eingeweihter: war sein Wirken auch nicht sehr priesterlich, so war es doch die geheime Form. „Auch eine größere Kraft, schrieb Gustav Freytag in dem Grenzboten, würde an der festen Haltung der Kammern scheitern; Herr von Bismarck kann sich kein Jahr halten.“ *Poeta propheta*: er hielt sich achtundzwanzig.

Wer ihn aber jetzt vollends aus der Nähe arbeiten sah, zweifelte an seinem Verstande: „Bismarck leidet an einer schweren Nervenkrankheit, schreibt einer seiner Beamten nach einigen Wochen, und ist mir mitunter wie nicht ganz zurechnungsfähig erschienen. Wenn er z. B. Instruktionen für die Presse gab, kam er zuweilen bald in einen gewissen Galopp des Denkens, dem man kaum folgen konnte. Unter den Berliner Diplomaten ist die Meinung vorherrschend, daß er . . nicht mehr lange leben werde, da er sich in keiner Weise schont.“

Und doch fing er nach seiner naturwissenschaftlichen Weise sacht und langsam an, um erst nach ausgedehnten

Analysen und Versuchen mit kurzen Schlägen vorzugehen. Wenn er käme, so hatte er vorher an Roon geschrieben, so würde es heißen: „Nanu geht's los!“ Er war entschlossen, seine Feinde in der Hoffnung auf schneidig-ungeistiges Auftreten zu enttäuschen: gleich beim Eintritt zieht er den neuen Etat für das Jahr 63 zurück, bietet also der Kammer Waffenstillstand an, verhandelt mit den Alt-liberalen, um ihnen Sitze im Kabinett anzubieten oder angeboten zu haben, und setzt sie noch mehr durch seine Form als durch seine Anträge in Staunen. Oder was soll der Abgeordnete Twesten seinen Freunden erzählen, wenn ihm der mehr verachtete als gefürchtete neue Mann in langer Unterhaltung beinah intim und sehr kritisch vom Könige spricht, für dessen gedankenlosen Schildhalter er doch gilt! Der Liberale Oetker hat es aufgeschrieben, als er beim ersten Besuche einen „servilen Landjunker erwartete, einen Jagdbummler und Spieler, um aber in wenigen Minuten ein ganz anderes Bild in der Seele zu haben. Keine Spur von allem . . Eine hohe, starke, aber geschmeidige Kraftgestalt kam mir freundlich bis an die Tür entgegen, reichte mir die Hand, rückte mir einen Sessel zurecht und sagte mit dem gewinnendsten Lächeln: Na, Sie sind ja auch schon mißliebig bei den Demokraten! Dann erklärte er, die Zeit sei vorüber, wo er sich den Barrikaden gegenübergestellt, in Frankfurt habe er viel gelernt“, und schimpfte auf die Kreuzzeitung in Ausdrücken, die dem Besucher „nie in den Mund oder in die Feder gekommen wären“.

So überlegen sieht man ihn mit seinen Gegnern spielen, die von ihm nur Hochmut und Verschlossenheit erwartet, nur Artigkeit und den Schein von Offenheit empfangen haben. Oetker ist kein Revisor oder Grünkram-Händler, der im Bezirksverein politisiert, es ist ein hessischer Führer, Advokat und vielgebildet, dem der Empfang an der Tür

und der hingeschobene Sessel schmeicheln, und dies doch nicht um der Stellung, nur um der Klasse willen, die der Herr Junker darstellt. So hochmütig war damals die Tradition des preußischen Adels, und er, der solchen Klassengefühls am stärksten verdächtig ist, durchbricht die Formen, gibt sich natürlich und zeigt, indem er vor seinen Gegnern gegen die Übertreibung seiner Partei losgeht, daß er weder steif wie eine Exzellenz noch doktrinär wie ein Junker und überhaupt formell als Weltmann, Original und was nicht alles erscheinen mag, nur nicht als preußischer Beamter.

Keiner hat diese Experimente seines Anfangs feiner erkannt als Schlözer, den er in den ersten Amtswochen einige Male in die Weinstube lädt: „Bismarck spielt nach allen Seiten hin Komödie, versucht den König und alle Parteien einzuschüchtern . . Er freut sich, daß er alle Welt hinters Licht führt. Den König sucht er zum Nachgeben in bezug auf die Dienstzeit zu bewegen, dem Herrenhaus stellt er die von ihm projektierte Reaktion in allen schwarzen Farben hin, daß, wie er sagt, die Herren selbst Angst kriegen . . Vor den Herren der Zweiten Kammer tritt er bald sehr stramm auf, bald so, daß sie seinen Wunsch zur Vermittlung durchriechen sollen. Die deutschen Kabinette endlich macht er glauben, daß der König nur mit Mühe den Cäsarismus des neuen Ministers zu zügeln vermag. Das läßt sich nicht leugnen, daß er jetzt durch seinen Geist und seine Blitze imponiert. C'est un homme.“

Vorläufig pflegt er große Höflichkeit, auch in den schärfsten Augenblicken. Er war erst eine Woche Minister, da benutzte er die Sitzung einer Kommission des Landtages zu persönlichen Geständnissen. In der Debatte öffnet er seine Zigarrentasche, zeigt den Gegnern einen kleinen Öl-zweig, „den habe ich kürzlich aus Avignon mitgenommen, um ihn der Volkspartei als Friedenszeichen anzubieten. Nun sehe ich freilich, es ist noch nicht die Zeit dafür.“ Ganz

von oben herab, aber von einer Courtoisie, die er aus dem Lande dieses Ölzweiges mitgebracht zu haben scheint. Doch sogleich wechselt der Virtuose den Ton, erklärt die Vorwürfe der Presse, die ihm Kriegsabsichten zur Klärung der inneren Verwirrung unterschieben, für Verleumdungen, dann sagt er:

„Freilich werden wir solchen deutschen Verwickelungen kaum entgehen, auch ohne daß wir sie suchen. Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht; die süddeutschen Staaten mögen den Liberalismus indulgieren, darum wird ihnen doch keiner Preußens Rolle zuweisen! Preußen muß seine Kräfte zusammenfassen und -halten für einen günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt worden ist. Unsere Grenzen liegen für ein gesundes Staatswesen seit den Wiener Verträgen ungünstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, das war der große Fehler von 48–49, sondern durch Eisen und Blut.“

An einem grünen Tische, vor den Ohren von ein oder zwei Dutzend Abgeordneter und einigen Ministern, ohne provoziert zu sein, ein Monolog in verbindlichstem Tone, mit dem Schein eines Impromptu, aber in keinem Fall unvorbereitet; so fallen diese Sätze von seinen Lippen, ohne Ansatz von Flügeln, die ihnen wachsen könnten. Kein Stenograph hat sie notiert, aber als sie bald darauf ganz Deutschland durchhallten, als Presse und Volk den Rhythmus „Blut und Eisen“ erfand und echten oder wohlgespielten Schrecken kundgab, hat sie der Sprecher nicht verleugnet.

Bedauert aber hat er sie, und wie der erste Hieb des Abgeordneten Bismarck vor 14 Jahren, so ist auch dieser erste des Ministers ein Lufthieb gewesen; auch diesmal hatte er alle erzürnt, Freunde wie Feinde. „Das sind geistreiche Exkurse“, sagt Roon, sein Freund und Erfinder, beim Nachhausegehen und macht ihm Vorwürfe. Diesem Manne ist alles ein Spiel, so redet kein verantwortlicher Minister,

schreiben die Liberalen, und er selber erklärt einem Abgeordneten: „Ich meinte nur, der König brauche Soldaten, keine Reden, um die deutsche Frage weiterzubringen. Es war nur eine Warnung nach Wien hin und nach München, durchaus kein Appell an die Gewalt gegen die andern deutschen Staaten; Blut heißt nur Soldaten. Aber ich hätte meine Worte vorsichtiger wählen können.“ Dieses berühmteste unter allen Bismarck-Worten war Bismarcks letzter taktischer Fehler.

Mit Schrecken las auch der König diese Sätze, und da er grade in Baden bei der Königin und an ihrem Geburtstage auch noch den Blicken und Kritiken des kronprinzlichen Paares ausgesetzt ist, so muß er freilich dunkle Gedanken über seinen neuen Geschäftsführer wälzen, der ihm noch eben, vor 8 Tagen, Gehorsam angelobt hat, und den zu bändigen er sicher seiner Frau versprochen hatte. Die Familie ist außer sich, man spricht von Ludwig dem Sechzehnten, von Straffords und Polignacs Schicksal – und gar am Geburtstag der Königin! Die ganze offizielle Festfreude ist hin! Diese Wirkung seiner Rede in Baden berechnet Bismarck in Berlin, versetzt sich in des Königs innere Kämpfe, obwohl ihm dieser weder geschrieben noch gedrahtet hat, sieht ihn ein paar Tage später im Geiste vor sich, allein zurückreisend, die Ohren von Warnungen und Vorwürfen voll, – und nun beginnt er die Behandlung seines Königs mit einer weder diesem noch dem Kabinett gemeldeten heimlichen Fahrt, um ihn vor Eintreffen in seiner Hauptstadt zu bearbeiten. Er reist ihm entgegen.

Am Schalter erkennt ihn der liberale Herr von Unruh, zu dem steigt er ins Kupee, um auch ihn zu einer Suggestion zu benutzen, bespricht mit ihm vorsichtig die Lage, und sagt in Jüterbog beim Aussteigen, er besuche einen Verwandten. Dann sitzt er auf dem unfertigen Bahnhofs „im Dunkeln auf einer umgestürzten Schiebkarre“ zwischen

Handwerkern und andern kleinen Leuten, wird von den Schaffnern angefahren, die er nach dem Wagen des Königs fragt, aber er nennt sich nicht, man kennt ihn auch nicht, und er, der jeden Respekt vor seiner Klasse fordert, scheint gar keinen vor seiner Stellung zu fordern; der Mann von Blut und Eisen, den zum erstenmal in diesen Tagen alle Welt nennt und zugleich verflucht, sitzt im Dunkeln auf der Schiebkarre und wartet auf seinen Herrn. In diesen sagenhaften Zeiten reiste der König von Preußen noch mit dem fahrplanmäßigen Zuge, in einem halbdunkeln Kupee sitzt er allein, in sichtlich gedrückter Stimmung findet ihn der Minister. Als er bittet, die Vorgänge darlegen zu dürfen, unterbricht ihn der König, noch vor dem ersten Wort:

– Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird: da, vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir!

Bismarck, der Augustas Schatten hinter ihm aufsteigen sieht, erwidert, als der König schweigt, nur die Worte: „Et après, Sire?“

– Ja, après! Dann sind wir tot!

„Ja, dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs und Herrn, und E. M., indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfeld, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte! E. M. müssen nicht an Ludwig XVI. denken; der lebte und starb in einer schwächlichen Gemütsverfassung und macht kein gutes Bild in der Geschichte. Karl I. dagegen, wird er nicht immer eine vornehme Erscheinung bleiben, wie er, nachdem er für sein Recht das Schwert gezogen, die Schlacht verloren hatte, ungebeugt

seine königliche Gesinnung mit seinem Blute bekräftigte? E. M. sind in der Notwendigkeit zu fechten. Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten!“

„Je länger ich in diesem Sinne sprach, desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. . . Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte ‚Zu Befehl‘ selbstlos und furchtlos entgegengeht, der aber, wenn er auf eigene Verantwortung handeln soll, die Kritik des Vorgesetzten oder der Welt mehr als den Tod fürchtet . . Er fühlte sich bei dem Porte-épée gefaßt . . Damit war er auf einen seinem ganzen Gedankengange vertrauten Weg gestellt und fand in wenigen Minuten die Sicherheit wieder, um die er in Baden gebracht worden war, und selbst seine Heiterkeit . . Er war der Sorge vor der Manöver-Kritik . . überhoben und schon vor Ankunft in Berlin in eine heitere, man kann sagen fröhliche und kampflustige Stimmung versetzt, die sich den empfangenden Ministern und Beamten gegenüber auf das unzweideutigste erkennbar machte.“

Diese Szene, die erst nach 30 Jahren niedergeschrieben, doch in ihrer dramatischen Plastik die Wahrheit auf der Stirne trägt, ist eines seiner Meisterstücke, weil er hier nicht einen Gegner zur Übergabe oder seinen Herrn zu einem Kriege, sondern weil er den mit Recht grollenden König zur Billigung einer seiner Reden bringt, die er selber als verfehlt empfindet. Es war mit schlechtem Gewissen, daß Bismarck auf der Schubkarre saß, und wenn er seinem Gegner gestand, er habe sich in den Worten Eisen und Blut vergriffen, so war er doch keineswegs bereit, acht Tage Minister, dasselbe seinem Chef einzugestehn. So steigerte er zugleich sich und den König in eine Kampf Stimmung, die bei den ersten Beratungen beide noch nicht ergriffen hatte,

und legte sich den suggerierten Kampfesmut des Königs für alle Fälle zurück.

War aber all dies Klugheit und Berechnung, so war es doch zugleich im tiefsten Gefühle wahr, denn eines Tages kämpfend unterzugehn, war Bismarck vom ersten Säbelduell vertraut, und in keiner Stunde seines Lebens hat er gescheut, sich körperlich einzusetzen. In dieser tiefen Seelenstimmung des Mutes, deren Echtheit der König gleichsam sinnlich durch die Poren seiner alten Soldatenhaut empfand, lag eines der großen Mittel zur Suggestion.

Es war der Zaubertrank, mit dem Bismarck seinen Herrn in allen Stunden der Schwäche heilte.

II

„Ich passe nicht für den König, der sehr sanft behandelt werden muß!“ Mit diesen Worten hatte er bei Berufung Wilhelms zur Regentschaft, vier Jahre vor seiner eigenen Berufung, gegen Gerlach schon die Schwierigkeiten aufgezeigt, die ihm der Thronwechsel bereitete. Ob er für die Preußen paßte, das war die eine große Frage, die schon Schlözers Haßliebe nicht zu bejahen wagte; der König aber, nur dieser Eine Preuße konnte ihm die andern als die Objekte der Staatskunst übergeben: ihn galt es erst zu fangen, jetzt zu halten. Bismarck hat ihn behandelt wie ein Frauenkenner die nie ganz sichere Geliebte, wie ein Erfinder seinen Finanzmann: wie ein Meister. In dem oft lautlosen Kampf der beiden Männer, die ohne einander nicht wirken konnten, in diesem stillen Ringen zweier grundverschiedener Charaktere, nicht um die Macht, sondern um die Selbstüberwindung, in diesem Königs-Wettspiel ohne Ende hat jeder die Hälfte des Verdienstes und der Last. Es ist nicht auszurechnen, was schwerer war: daß ein alter Herr von mittleren Gaben, aber aus Königsblut, einen

jüngeren Minister ertrug, der nur Junker war, aber Genie, oder daß der verwegene Staatsmann einen stets zögernden König ertrug. Immer mißtraute der alte Reiter dem kühnen Pferde, immer schäumte das Pferd in den Zügeln: im Gleichtakt sind beide höchstens im Schritt gegangen.

Nach zahllosen Debatten, die König und Minister trennten, saßen sie beide in ihren Häusern, grollend, böse, beide nur von dem einen Wunsche beseelt, den andern loszuwerden; wenn aber dann aus Müdigkeit, meist allerdings aus Klugheit der Untere dem Oberen den Dienst aufkündigte, dann erschrak der Obere und lenkte schnell ein. Stunden der Wut hat es zwischen beiden Männern gegeben, Stunden, von denen nur leise Töne aus den Memoiren widerklingen.

Das alles wußte Bismarck voraus, lange Jahre, bevor sie beide zur Regierung kamen, und hat es als Gesandter in seinen Kalkülen immer wieder erwogen. Als er dem König nun im täglichen Dienst begegnet, legt er sich großen Stiles seine Rolle zurecht: Menschenkenner im allgemeinen, Hofmann im besonderen, Soldat in einigen Momenten, immer aber muß er gottesfürchtig scheinen, wenn er den bald 70 jährigen Herrn nicht scheu machen will. Noch in diesem Alter ist der König zuweilen so wütend geworden, daß er Staatspapiere in der Faust zerknüllte, die Bismarck nach der Krise lächelnd betrachtete und, wie große Porträtisten ein Gesicht, um dieser Knitter und Falten willen nur noch interessanter fand. Dagegen war nur Gelassenheit als Kraut gewachsen: und eben diese hat Bismarck erst jetzt gelernt. Sein Ehrgefühl ertrug es, weil er denselben Herrn als treu erkannte, nicht wandelbar wie seinen Bruder, der einen Minister mit dem andern betrog. Wilhelm der Erste gab sein festes Vertrauen unbedingt dem, der sich die stärkste Verantwortung aufladen ließ.

Während Bismarck beim Eintritt ins Amt den König kannte, Überraschungen also nicht erleben konnte, hat sich

der König doch erst langsam in ihm zurechtgefunden und seine Vorurteile mit den Jahren und Erfolgen abgelegt. Widerstrebend war er in diese Sache eingetreten, und grade in den ersten Jahren taten Verwandte und Freunde alles, um ihn rasch wieder daraus zu befreien. Gleich zu Anfang schickten altliberale Männer Vertraute zum König, die Absetzung des neuen Ministers zu erbitten. Mit Trauer sah der alte Herr die Sympathien wieder verfliegen, die er, einst als „Kartätschen-Prinz“ gehaßt, jetzt in der sogenannten Liberalen Ära wieder zu gewinnen begonnen. Es war vier Monate nach der Ernennung Bismarcks, als der König von der Hand eines alten, ihm befreundeten Offizieres las: „Das Volk hängt treu an E. M., aber es hält auch fest an seinem Recht . . Möge Gott die unglücklichen Folgen eines großen Mißverständnisses in Gnaden abwenden!“

Solche Worte setzen ihn in Flammen. Widerspruch macht ihn nur noch fester, mit aufgeregten Schriftzügen, zwei- und dreimal die Worte unterstreichend, mit der Leidenschaft eines Jünglings erwidert er: „Immer und immer habe ich es wiederholt, daß mein Vertrauen zu meinem Volke unerschüttert sei, weil ich wüßte, daß es mir vertraue! Aber diejenigen, welche mir die Liebe und das Vertrauen desselben rauben wollten, die verdamme ich . . Daß zu diesem Zwecke jenen alle Wege recht sind, weiß die ganze Welt . . Habe ich nicht die Konzession von 4 Millionen gemacht – leider! – Habe ich nicht andere Konzessionen gemacht – leider! – . . Wer einen solchen Gebrauch von seinem Rechte macht, d. h. das Budget so reduziert, daß alles im Staate aufhört, der gehört ins Tollhaus! Wo steht es in der Verfassung, daß nur die Regierung Konzessionen machen soll, und die Abgeordneten niemals???“ Mit solchem Furor, als König an einen unbeamteten Untertan, schreibt nur, wem sein Gewissen die Ruhe der Nächte raubt, und sicher hat der fromme Mann mit Gott um seinen Minister gerungen.

Bismarck läßt in den Krisen keinen Brief an den König aus den Händen, ohne Gott anzurufen, und wenn er zu Weihnachten von ihm einen Stock bekommt, so vergleicht er ihn dem Stabe Aarons, obwohl die Sache nicht recht passen will. Immer lauscht er auf die Stimmung jenes Herzens, vor großen Entscheidungen, die alle dem König erst langsam suggeriert und dann noch abgerungen werden mußten, schreibt er dem Freunde Roon: „Das Herz des Königs weilt im andern Lager . . Ich habe die Gefühlsseite des Königs gegen mich.“ Vor einem Mobilbefehl an Roon: „Es ist sehr zu wünschen, daß der König noch morgen seine definitiven Befehle gibt, Gründonnerstag wird er nicht in der Stimmung für dergleichen sein.“ Ein paar Jahre später: „Ich bin mit meinen Kräften wieder fertig. Ich kann die Kämpfe gegen den König gemächlich nicht aushalten.“

Wilhelms ursprüngliche Abneigung gegen Bismarck gab dieser ihm nicht zurück, ihm genügte zunächst sein allgemeines Gefühl der Überlegenheit; denn wie ein Champion hat sich Bismarck in der Jugend mehr den Körper, später mehr den Geist jedes Begegnenden zuerst daraufhin angesehen, ob er ihm auch sicher in allen Lagen und Punkten überlegen sei. Beim Prinzen und König Wilhelm fiel ihm das leicht, aber erst, als sie König und Minister zusammen zu spielen begannen, pflegte er in sich zwei neue Gefühle, ohne die er niemals hätte aushalten können: er sah im König den Lehnsherrn und eine Art von Vater. Was er einst seiner jungen Frau geschrieben: „Wir haben seinem Blute Treue und Huldigung geschworen“, dies Lehensgefühl weitete sich jetzt, da er selber aus unmittelbarer Nähe ihn zu schützen, als sein Schildhalter berufen war, besonders, weil diese symbolischen Gefühle im Anblick eines weißbärtigen Greises neue Antriebe durch das Auge fanden. Seine Lage vor dem oft zornigen Könige verglich er selber im Alter der vor einem Vater, dessen Erregungen oder Lau-

nen man als vis major hinnehmen müsse, – und vergaß, daß er in der Jugend niemals geneigt war, sich seinem leiblichen Vater zu unterwerfen.

Wie er sich nun langsam den König unterwarf, so mußte er aus diesem Lebenskampfe doch allmählich auch Sympathie zu dem Manne ziehen, der seine Macht für ihn aufgab, und er steigerte sich nach dessen Tode sogar in ein Gefühl der Liebe hinein, die ein Reflex des Hasses auf seinen Erben und Stilisierung für die Nachwelt war. Aber in allen Krisen des ersten Jahrzehntes fühlte er sich an seinen störrischen Herrn im Augenblicke wieder gefesselt, wenn er dessen persönlichen Mut gewährte, auf dem Schlachtfeld und später bei Attentaten.

Denn Angst hatte König Wilhelm nur vor der „Manöverkritik seiner Frau“. Hier mäßigte kein Royalismus, nicht einmal das Gefühl des „Damenrechtes“, wie es Bismarck Frauen gegenüber in gelegentlicher Duldsamkeit genannt hat, den Haß, den der Minister gegen die politisierende Frau im allgemeinen, besonders aber gegen Augusta hatte, seit jenem Schicksals-Gespräch aus den Märztagen im Dienerzimmer des Potsdamer Schlosses.

Was zwischen diesen beiden Menschen sich zugetragen, hat Bismarck „die schwersten Kämpfe seines Lebens“ genannt; im einzelnen ist es in Schlafzimmer-Gesprächen untergegangen, die der König von seiner Frau zu erdulden, und deren Wirkungen Bismarck der seinigen zu klagen pflegte. Diese Augusta, die vergebens „in Goethes Augen geblickt hatte“, ertrug Bismarcks Auge nur im Schutz ihrer Stellung. Hätte sie ihm politische Ideen oder doch Einfälle gegenübergestellt, man könnte sie noch in der Niederlage bewundern; aber sie setzte ihm nur eine allgemein humanitäre Phrase entgegen, hinter der sich die Furcht vor einem neuen Achtundvierzig verbarg, und wenn sie im intimen Kreise die Rolle des Königs und seines Ministers mit Ludwig,

Strafford und Polignac verglich, so sah sie den verderblichen Einfluß auf den Gatten nur in Bismarck; sie vergaß, daß grade er in jenen Märztagen recht gehabt, nur durch seine Weigerung ihr selber die Krone erhalten, und war lieber bereit, ihm die schimpflichsten Motive unterzulegen, als in ihm den Vorkämpfer für die Königsrechte zu stützen oder doch zu ehren.

In seinem allgemeinen Mißtrauen und Menschenhaß hat sich Bismarck oft im Leben grundlos verfolgt gefühlt; gegenüber Augustas unerträglicher Neben- und Gegenregierung ist er durch 26 Jahre nur zu beklagen, denn hier, vor einer Frau und einer Königin, stand der Kämpfer waffenlos und mußte ihre Schläge schweigend ertragen. Sobald sein Herr von ihr bearbeitet war, oft beim Frühstück durch ad hoc zugerichtete Briefe, merkte er den Ursprung, zog sich aber in den ersten Jahren, beim kleinsten Hinweis, „sehr scharfe Zurückweisung zu. Der König . . wollte gewissermaßen verbieten, dergleichen zu glauben, auch wenn es wahr wäre.“

Nur im barocken Gewande höfisch-frommer Kurialien konnte er es wagen, den König sogar gegen seine Frau zu führen. Gastein 65, der Abschluß mit Östreich wird verhandelt, wieder einmal sind alle Faktoren gegen die Politik des Ministers: da erzählt ihm auch noch der König, er habe soeben der Königin vertrauliche Mitteilung gemacht. Bismarck, zu Hause angelangt, verzweifelt über das Familiengeschwätz, das er heraufziehen sieht und das ihm alles zu verderben droht, setzt sich hin und schreibt – eigenhändig, denn wem könnte man so delikate Dinge vertrauen! – eine lange Bitte:

„E. M. wollen mir huldreich verzeihen, wenn eine vielleicht zu weit getriebene Sorge für die Interessen des Allerhöchsten Dienstes mich veranlaßt, auf die Mitteilungen zurückzukommen, die E. M. soeben die Gnade hatten, mir zu machen . . Ich glaube mit E. M., daß I. M. die Königin die



Mitteilungen geheimhalten werde; wenn aber von Koblenz, im Vertrauen auf die verwandtschaftlichen Beziehungen, eine Andeutung an die Königin Victoria, an die Kronprinzipalichen Herrschaften, nach Weimar oder nach Baden gelangte, so könnte allein die Tatsache, daß von uns das Geheimnis, welches ich . . zusagte, nicht bewahrt worden ist, das Mißtrauen des Kaisers Franz Joseph wecken, und die Unterhandlung zum Scheitern bringen. Hinter diesem Scheitern steht aber fast unvermeidlich der Krieg mit Östreich.

„E. M. wollen es nicht nur meinem Interesse für den Allerhöchsten Dienst, sondern meiner Anhänglichkeit an Allerhöchstdero Person zugute halten, wenn ich von dem Eindrucke beherrscht bin, daß E. M. in einen Krieg gegen Östreich mit einem andern Gefühle und mit freierem Mute hineingehen werden, wenn die Notwendigkeit dazu sich aus der Natur der Dinge und aus den monarchischen Pflichten ergibt, als wenn der Hintergedanke Raum gewinnen kann, daß eine vorzeitige Kundwerdung der beabsichtigten Lösung den Kaiser abgehalten habe, zu dem letzten für E. M. annehmbaren Auskunftsmittel die Hand zu bieten. Vielleicht ist meine Sorge töricht, und selbst wenn sie begründet wäre und E. M. darüber hinweg gehen wollten, so würde ich denken, daß Gott E. M. Herz lenkt, und meinen Dienst deshalb nicht minder freudig tun, aber zur Wahrung des Gewissens doch ehrfurchtsvoll anheimgeben, ob E. M. mir nicht befehlen wollen, den Feldjäger telegraphisch nach Salzburg zurückzuberufen. Die äußere Veranlassung dazu könnte die ministerielle Expedition bieten, und es könnte morgen ein andrer an seiner Statt oder derselbe rechtzeitig abgehen . . Zu E. M. bewährter Gnade habe ich das ehrfurchtsvolle Vertrauen, daß Allerhöchstdieselben, wenn sie meine Bedenken nicht gutheißen, deren Geltendmachung dem aufrichtigen Streben verzeihen wollen, E. M. nicht nur pflichtmäßig, sondern auch zu Allerhöchstdero persönlicher Befriedigung zu dienen.“

Ist wirklich erst ein halbes Jahrhundert vergangen, seit ein großer Staatsmann solche Briefe an einen König richten mußte, der ohne ihn nur eben mit seiner Nummer in der Geschichte figurieren würde? Glaubt man nicht, einen Höfling um einen Orden oder um Verzeihung bitten zu hören? Was hier in Gastein vorgeht, das hat der Schreibende erdacht, um es durchzuführen, die Unterschrift in langen Kämpfen seinem Herrn abgerungen; weder Gott noch sein Gewissen, weder Pflicht noch Dienst haben mit diesen Staatsgedanken das geringste zu tun, hier ist nur ein großer Schachspieler, der auf undurchsichtigen Umwegen seinen Gegner in die Enge treibt, um ihn am Ende matt zu setzen: und nun, inmitten der schwierigsten Verhandlungen, sieht dieser Mann, im Kampf mit seinem Herrn ermüdet, unmittelbare Gefahren für sein Werk durch Weitergabe eines Geheimnisses unter den fürstlichen Frauen heraufziehen, er muß die Wege überdenken, die ein Plan zwischen zwei Reichen nehmen kann, wenn Augusta an Victoria, diese an ihre englische Mutter, jene wieder nach Wien oder Dresden schreibt, um mit theils dilettantischen, theils feindlichen Händen rasch alles wieder kaputt zu machen. Ist es erstaunlich, daß die Fürsten-Verachtung dieses Mannes von einem Tag und Jahr zum andern wächst? Erstaunlich ist, daß er monarchisch bleibt.

Denn unter diesen Hohenzollern ist keiner, der ihn stützte. Der Sohn, sonst oft der kriegerrische Gegner eines vorsichtigen Königs, hier unter dem Pantoffel einer geistig überlegenen Frau, überträgt richtige englische Ideen auf Preußen, ohne Macht und Mut, sie durchzufechten. Nur einmal wagt er sich vor. Der Konflikt hat sich verschärft, Bismarck hat gegen die Freiheit der Presse Verordnungen erlassen, der Kronprinz, auf einer Inspektionsreise, wird mit seiner Frau in Danzig empfangen: da faßt er sich ein Herz und sagt auf dem Rathause: „Auch ich beklage, daß ich in einer Zeit hierher gekommen bin, in der zwischen Regierung und Volk

ein Zerwürfnis eingetreten ist, das zu erfahren mich in hohem Grade überrascht hat. Ich habe von den Anordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Teil an diesen Ratschlägen gehabt.“

Als er diese Rede seines Sohnes liest, die ganz Preußen nachdrückt, wird der König wütend, nicht weil sein Erbe sich populär macht, sondern als Soldat, an Subordination gewöhnt und glaubend, sieht er die Basis seiner Armee, den Gehorsam gefährdet. Daß er vor einem Jahrzehnt in ähnlicher Lage war und doch den Zorn gegen seinen regierenden Bruder nicht aus den vier Zimmerwänden trug: seine eigene stumme Unterwerfung aus dem Krimkriege läßt ihn nur heftiger gegen den Sohn empfinden, der seinen Widerspruch vor der Welt kund macht. Was tut Bismarck? In dieser Stimmung könnte er den König leicht zu jeder Demütigung seines Sohnes gewinnen. Widerruf, Strafversetzung, selbst Festung ist familienrechtlich möglich, und all dies hat der König tatsächlich erwogen. Der Minister aber rät zur Verzeihung. Will er sich den Nachfolger verbinden? Kaum. Eher will er ihm den Heiligenschein nehmen, mit dem ihn eine Bestrafung umlichten möchte. „Verfahren Sie säuberlich mit dem Knaben Absalom, sagt er zu dem bibelfesten König. Vermeiden Sie jeden Entschluß ab irato, lassen Sie nur die Staatsraison entscheiden! Im Konflikt des jungen Fritz mit dem Vater waren alle Sympathien auf Seiten des Sohnes.“ Mit so klug gesetzten Worten bewirkt er Versöhnung.

Privatim aber ist der Kronprinz frei und bekennt dem nun noch mehr gehaßten Minister, wie er seine volksfeindliche Politik verdamme; auch lehnt er ab, an den Sitzungen des Ministeriums weiter teilzunehmen, „weil ich sein entschiedener Gegner bin“. Nach einiger Zeit, als sie sich wieder treffen, fragt Bismarck, warum er sich von einer Regierung fernhalte, die doch in einigen Jahren die

seinige würde, er solle die abweichenden Gedanken lieber äußern, und so den Übergang zu vermitteln suchen.

Übergang? Das Wort hat den Kronprinzen elektrisiert. „Er lehnte scharf ab, wie mir schien, in der Vermutung, daß ich meinen Übergang in seine Dienste anbahnen wollte. Ich habe den feindlichen Ausdruck olympischer Hoheit, mit dem das geschah, Jahre hindurch nicht vergessen können und sehe noch heut (nach 30 Jahren) den zurückgeworfenen Kopf, das gerötete Gesicht und den Blick über die linke Schulter vor mir. Ich unterdrückte meine eigene Aufwallung, dachte an Carlos und Alba und antwortete, ich hätte in einer Anwandlung dynastischen Gefühles gesprochen, . . ich hoffte, er würde sich des Gedankens, als ob ich danach strebte, einmal sein Minister zu sein, entschlagen: Ich werde es niemals sein. Ebenso rasch wie erregt, ebenso rasch wurde er weich und schloß das Gespräch mit freundlichen Worten.“

In einem kalten Parkettsaal, zwischen zwei Türen: man sieht sie in ihren Uniformen stehen, die Degen an den Seiten. Furchtbarer Augenblick für Bismarcks Stolz! Noch nie hat neben ihm ein Mensch gewagt, ihn über die Schulter anzusehen. Und hier muß er, der gleich zum Degen greifen möchte, den Stolz verschlucken, muß sich den Blick gefallen lassen, der ihm in keinem Sinn gefällt. Aber da schließt er auf des Gegners Gedanken, und mit gedämpfter Stimme, die er zur Ruhe zwingt, kommt es von seinen Lippen: Ich werde es niemals sein.

III

Neben diesen Feinden von Geblüt hatte Bismarck viele Feinde von Gemüt und einige von Geist; er hat sie später in Feinde erster bis dritter Klasse sortiert.

Übereinstimmung herrschte nur mit Einem, mit Roon. Mit keinem der Minister oder Generale, der Hofleute oder Parteiführer verbindet ihn aufrichtiges Vertrauen, im

Grunde ist er überhaupt ohne Partei; Kreuzzeitung und Ludwig Gerlach sind ihm zu extrem, den Altliberalen ist er es, weiter links ist offener Kampf. Nur zu Roon, dem militärischen Heißsporn, dringt damals noch die Stimme einer männlichen Freundschaft, die auch von Debatten über geistige Dinge nicht gestört wurde. Ungern bewilligt er ihm einmal halbjährigen Urlaub: „Im Kollegium der Gespielen bleibe ich . . die einzig fühlende Brust, und dem König gegenüber ist der Beistand Ihrer politischen Autorität gar nicht zu ersetzen, da niemand soviel Salz mit dem Herrn gegessen hat wie Sie.“

Mit Keudell, Johannas musikischem Freunde, den er als Mitarbeiter bald zu sich gerufen hat, weil er hier Vertrauen fühlte und gab, kommt es schon ein paar Wochen nach dem Eintritt zum Zusammenstoß. Schriftlich hat ihm dieser in der dänischen Frage die Unterstützung der öffentlichen Meinung anempfohlen, übrigens, wenn der Chef nicht übereinstimmte, Rückkehr in seine Karriere loyal und freundschaftlich angeboten. Am Morgen wird er ins Kabinett zitiert, Bismarck „mit gedämpfter Stimme, aber in sichtlicher Erregung“:

„Sagen Sie mal, weshalb haben Sie mir eigentlich den Brief geschrieben? Wenn Sie glauben, auf meine Entschlüsse einwirken zu können, so müßte ich sagen, das wäre Ihren Lebensjahren nicht angemessen . . Daß Sie, der Sie mich so lange und gut kennen, denken, ich wäre in eine so große Sache hineingegangen wie ein Fähnrich, ohne mir den Weg klarzumachen, den ich vor Gott verantworten kann, das vertrage ich nicht, das hat mir den Schlaf zweier Nächte gestört. Sie zu entlassen, liegt ja gar kein Anlaß vor; ich habe Ihnen nur zeigen wollen, wie die Kugel sitzt, die Sie mir in die Brust geschossen haben!“ Keudell bittet um Verzeihung und nimmt den Brief wieder an sich. Bismarck: „Jetzt ist alles weggewischt . . Wenn Sie aber wieder

mal anderer Ansicht sind, so schreiben Sie nicht, sondern reden Sie!“

So einsam ist Bismarck. Ein Mann, der ihm anderthalb Jahrzehnte und seiner Frau noch länger befreundet war, nun sein Beamter, gibt, sicher mit schuldigem Respekt einen Rat, der mit dem allgemeinen Ruf übereinstimmt: genug, um den von allen Seiten angegriffenen Mann um seine Ruhe zu bringen, die die Beschimpfungen der Presse ihm nicht geraubt haben. Brutus, auch du? Aber indem Keudell es wieder gutmacht, ist es dennoch nicht gut: der Respekt, den sich Schlözer errungen, ist hin, Keudell ist nur ein Gehilfe voll Geist und Musikalität geblieben, kein Faktor, mit dem der handelnde Staatsmann rechnet.

So weit es denkt, ist das Auswärtige Amt in corpore gegen seinen Chef, aber „das stört mich nicht“. Daß aber seine Gesandten draußen gegen ihn arbeiten, versetzt ihn auf einem neuen Feld in die Defensive. Da ist Usedom in Florenz, da ist Goltz in Paris, die beide seine Stelle haben wollen, und mit direkten Briefen den König gegen seine Politik traktieren; aber der König ist treu, er verrät seinen Berater nicht, wie sein Bruder getan, er liefert ihm vielmehr die Briefe zur Beantwortung aus. Daß Bismarck acht Jahre lang durch private Berichte an König und Gerlach die Politik seines Chefs durchkreuzt hat, macht ihn als Chef jetzt keineswegs tolerant; mit der Immoralität des genialen Menschen leugnet er die Identität beider Handlungen, verbietet entschieden seinen Gesandten zu tun, was er als Gesandter getan. Doch wie er dies verbietet, besonders in einem Brief an den Grafen Goltz, den er selber nach Paris gebracht hat, das ist ein Beispiel für die unübertreffliche Mischung seiner halboffiziellen Töne, denn er schreibt ihm eigenhändig:

„Berichte, welche nur die ministerielle Anschauung widerspiegeln, erwartet niemand; die Ihrigen sind aber nicht

mehr Berichte im üblichen Sinne, sondern nehmen die Natur ministerieller Vorträge an, die dem Könige die entgegengesetzte Politik empfehlen . . Schaden kann solche kreuzende Auffassung allerdings, ohne zu nutzen, denn sie kann Zögerungen und Unentschiedenheiten hervorrufen, und jede Politik halte ich für eine bessere als eine schwankende . . Ich habe eine hohe Meinung von Ihrer politischen Einsicht, aber ich halte mich selbst auch nicht für dumm; ich bin darauf gefaßt, daß Sie sagen, dies sei eine Selbsttäuschung. Vielleicht steigen mein Patriotismus und meine Urteilkraft in Ihrer Ansicht, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich seit 14 Tagen auf der Basis der Vorschläge befinde, die Sie in Ihrem Berichte machen.

„Wie aber soll ich mich entschließen, mich über meine letzten Gedanken frei gegen Sie mich auszulassen, nachdem Sie . . sich ziemlich unumwunden zu dem Vorsatz bekennen, das jetzige Ministerium und seine Politik zu bekämpfen, also zu beseitigen? . . Und doch muß ich als Minister, wenn das Staatsinteresse nicht leiden soll, gegen den Botschafter in Paris rückhaltlos offen bis zum letzten Worte meiner Politik sein. Die Friktion, welche jeder in meiner Stellung mit den Ministern und Räten, am Hofe, mit den okkulten Einflüssen, Kammern, Presse, den fremden Höfen zu überwinden hat, kann nicht dadurch vermehrt werden, daß die Disziplin meines Ressorts einer Konkurrenz zwischen dem Minister und dem Gesandten Platz macht . . Ich kann selten so viel schreiben, wie heut in der Nacht am Heiligen Abend, wo alle Beamten beurlaubt sind, und ich würde an niemanden als an Sie den vierten Teil des Briefes schreiben. Ich tue es, weil ich mich nicht entschließen kann, Ihnen amtlich und durch die Bureaus in derselben Höhe des Tones zu schreiben, bei welchem Ihre Berichte angelangt sind . . Wollen Sie das Ministerium zu werfen suchen, so müssen Sie das hier in der Kammer und in der

Presse an der Spitze der Opposition unternehmen, aber nicht von Ihrer jetzigen Stellung aus; und dann muß ich mich ebenfalls an Ihren Satz halten, daß in einem Konflikt des Patriotismus und der Freundschaft der erstere entscheidet. Ich kann Sie aber versichern, daß mein Patriotismus von so starker und reiner Natur ist, daß eine Freundschaft, die neben ihm zu kurz kommt, dennoch eine sehr herzliche sein kann.“

Ein Brief, um den Empfänger umzuwerfen! Mit Meisterschaft ist hier der echte Groll durch abgemessene Dosen von Achtung und Drohung zur inneren Verletzttheit eines Freundesherzens gesteigert, und während er in keinem Worte larmoyant wird, läßt er den Konkurrenten doch erkennen, ein wie schweres Leben seiner wartete, wenn er ihn werfen wollte. Da der Schreibende weiß, wie gut der Empfänger beim König angeschrieben steht, versteht er die amtliche Zurückweisung derartig zu überzuckern, daß jener nur ein persönliches Lob und eine Art von Verehrung des Geistes durch den Chef herauslesen kann, und das wird ihm beliebt, denn dieser Goltz ist eitel. Das Kunstwerk eines solchen Briefes, von dem hier nur ein Viertel steht, kann man wie eine antike Plastik immer wieder umschreiten und man erkennt, daß ein einziges Schriftstück solcher Art genügen würde, um den Autor als Diplomaten hohen Stiles zu legitimieren.

Andre versuchen, den scharfäugigen Chef durch ihren Abschied zu irritieren: wenn aber der Gouverneur von Schleswig, wieder ein alter Bekannter Bismarcks und Freund des Königs, um Abberufung bittet, weil er durch beständiges Dreinreden des Berliner Amtes in Einzelfragen ermüdet sei, so liest er zur Antwort: „Ich bin sehr gern bereit, dem Könige die von Ihnen gewünschte Ordre vorzulegen, nur bitte ich, darin aufnehmen zu dürfen, daß der König Sie zum Minister und mich zum Gouverneur

von Schleswig macht, und ich verspreche Ihnen, ein für Sie strikte folgsamer Ausführer Ihrer Politik zu sein, der Ihre Gedanken zu erraten und auszuführen suchen, aber nicht zur Vermehrung der Schwierigkeiten des Ministeriums beitragen wird. . . Wollte ich in (verwandten) Fällen mich für verbraucht erklären, so würde mir der äußerliche Friede des Privatlebens längst gewonnen, der innere, den ich aus dem Bewußtsein des Dienstes für König und Land schöpfe, aber verloren sein. . . Nehmen Sie diesen Brief, darum bitte ich herzlich, als einen Ausdruck freundschaftlichen Vertrauens auf, den ich lieber mündlich gegeben hätte.“

Ist dies der Mann von Blut und Eisen? Das ist Bismarck der Verführer.

Anders ist sein Ton gegen die liberalen Feinde: zwischen Verachtung und ironischem Witz. Wie jedem Diktator seines Jahrhunderts ist auch Bismarck stets darum zu tun, den Schein des Rechtsstaates zu wahren, er fängt deshalb zuerst an, die Verfassung, die er zugunsten der Armee zu brechen denkt, zu „interpretieren“, findet Spitzfindigkeiten heraus, die er im stillen verspotten mag, und konstruiert dort, wo die drei Faktoren der Verfassung nicht übereinstimmen, ein Loch; da er von Kronrechten spricht, die nicht in der Verfassung ständen, so errichtet er de facto den absoluten Staat, den er im März 48 mit Groll zusammenbrechen sah. Auch spricht er im Landtag als Lösung des Dilemmas offen aus: „Da die Staatsmaschine nicht stillstehen kann, so werden Rechtskonflikte leicht zu Machtfragen; wer die Macht in Händen hat, geht dann in seinem Sinne vor.“

Sofort gibt man diesem Satze die Fassung, daß „Macht vor Recht“ gehe, was Bismarck in entscheidenden Stunden geglaubt hat, aber nie so töricht war, zu sagen: „Ich habe keine Losung gegeben, entgegnet er, ich habe nur eine Tatsache festgestellt.“

In solchem Saltomortale führt er den Konflikt nur anfangs bis an den Abgrund, wo er ihn haben will; dann läßt er das Herrenhaus den unverstümmelten Etat annehmen, das Abgeordnetenhaus den Beschluß für verfassungswidrig erklären, erhebt sich und lädt die Herren auf 3 Uhr ins Schloß: hier verkündigt er auf Befehl des Königs den Entschluß, die Reformen dennoch durchzuführen, und schickt den Landtag nach Hause. Die Presse des ganzen Landes schreit auf, einige fordern, dieser Minister müsse eingesperrt werden, die Konservativen aber denken, es wäre besser, er ginge; es sind übrigens nur noch elf Mann, sie können, wie die Berliner sagen, in einem Omnibus nach dem Dönhofsplatz fahren.

In der nächsten Session, ein halbes Jahr später, wird er schärfer: inzwischen ist der Konflikt durch Blätter und Reden auf die Spitze getrieben worden. „Er trug damals noch Zivil – so schildert ihn Lucius auf der Tribüne – der starke Schnurrbart war noch rotblond wie auch das Haupthaar, das . . . noch vorhanden war, seine hohe Figur erschien am Ministertisch mächtig und imponierend, während eine gewisse Nonchalance in Haltung, Bewegung und Sprechweise etwas Provokantes hatte, er hielt die rechte Hand in der Tasche seines hellen Beinkleides und erinnerte mich lebhaft an die krähenden Sekundanten bei den Messuren.“ So provokant wie die Haltung ist auch seine Rede, fließender als in der ersten Woche, wo man ihm die Ungewißheit, ob er mit oder gegen Landtag regieren werde, auf der Tribüne anhörte, denn „damals, schreibt Schlözer, stotterte er gradezu und verwickelte sich in jedem Satz, denn er hatte noch zwei Pferde gesattelt.“

Jetzt heißt es nur von oben: „Die Regierung wird jeden Krieg führen, den sie für nötig hält, mit oder ohne Gutheißen des Hauses.“ Ein andermal: „Das preußische Königtum, dem durch ein eigentümliches Zusammentreffen grade am

heutigen Datum ein Thronerbe geboren ist, hat seine Mission noch nicht erfüllt; es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden.“ Um diesen Hinweis hatte der König ihn am Morgen der Rede ersucht, es war ein 27. Januar; der Thronerbe, der an diesem Tage vier Jahr alt wurde, und auf dessen zukünftige Macht Bismarck hier hinzuweisen scheint, heißt später Wilhelm der Zweite.

Die ihn in diesem Saale bekämpften, waren Bismarck an Zukunft entschieden überlegen; dies unbefangenen nachzuprüfen, braucht man nur auf die nächsten 30–50 Jahre zu blicken, die heut Vergangenheit geworden sind. Alles, was Europa bisher erstrebt, und was sich vor und nach dem Weltkriege in allen Ländern ereignet hat, lag im Grunde im Programm der damals jungen preußischen Fortschrittspartei, die übrigens nur eine ‚Republik mit monarchischer Spitze‘, also englische Volksregierung wollte. Sie und die ihnen verbundenen, ersten Sozialdemokraten waren es, die Bismarck in jenem Briefe an den Freund im einzelnen gescheut, nur in der äußeren Politik unbewandert genannt hat. Der Mangel jeder Schulung in einem bis gestern absolut regierten Volke, wo Staat und Geist einander von jeher aus dem Wege gegangen waren, schien in diesen Anfängen der liberalen Parteien natürlich. Ehrlich, klug und hochgebildet, aber unpraktisch und leider arm an Originalität: Ideologen, die in die Zukunft schauten, saßen damals auf diesen Bänken einem Realisten gegenüber, der die Gegenwart mit seinen sachlichen Blicken durchstieß und mit den Mitteln der Vergangenheit zu meistern suchte.

Der interessanteste war Virchow. Ein paar Jahre jünger als Bismarck, so schmal, und zart, wie dieser riesig war, in armen Bürgerkreisen humanistisch aufgewachsen, lernbegierig, in der Jugend ehrgeiziger als Bismarck und ebenso analytisch; hält man aber seine Briefe zwischen Zwanzig

und Dreißig neben die Bismarcks aus derselben Epoche, die teilweise dieselben Vorgänge behandeln, so bleibt der junge, rasch aufsteigende, hochbedeutsam forschende Mediziner hinter dem verbummelten, nihilistischen, ziemlich untätigen Junker ganz zurück: hier ist alles Anschauung, Phantasie, Mutwille, dort ist alles gedacht. Immer wieder betont Virchow gegen den Vater, er habe Gefühle, verberge sie aber: so sehr sehnt er sich nach Gefühlen. Ein hohes Selbstgefühl wird ständig von unerlebten, übernommenen Idealen überschwemmt und schwält weiter unter der Flut. „Als Naturforscher kann ich nur Republikaner sein, denn die Verwirklichung der Forderungen, welche die Naturgesetze bedingen, welche aus der Natur des Menschen hervorgehen, ist nur in der republikanischen Staatsform wirklich durchführbar.“ (Freilich bringen ihn dieselben Naturgesetze zu dem skurillen Schluß: „Ich habe tausende von Leichen seziert, aber keine Spur von der Seele dabei gefunden.“)

Waren die Briefe des jungen Bismarck voll von Sachen und Personen, die gesehen, gesiebt, meist verachtet, immer aber durchfühlt waren, so sind Virchows von Schlagworten voll. Daß er die politische Agitation zugunsten seiner Staatsstellung aufzugeben verspricht, ist so vernünftig, wie Bismarcks abrasierter Bart in den Märztagen von 48. Beide Männer sind mit Dreißig in der Politik Dilettanten gewesen, aber der eine ist kaum ein Landwirt, der andere schon Autorität als Anatom; ja, er hat als junger Arzt stets großartige Sozialkritik geübt. Dann aber hat der eine anderthalb Jahrzehnte lang die Politik durchaus studiert, der andere die Gewebelehre und dürfte sich, selbst wenn er politisches Genie besäße, nicht wundern, von einem europäischen Kenner der Dinge geschlagen zu werden.

Ihre Polemik im Landtage ehrt keinen von beiden, man staunt, wie Männer von Geist mit solchen Sottisen die Zeit sich vertreiben und ihren Mitbürgern rauben konnten:

Bismarck: „Hält es der Herr Referent nicht für möglich, daß auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft jemand, der die Anatomie als Nebenbeschäftigung betreibt, vor einem Auditorium, welches dem Redner politisch sympathisch und persönlich wohlgesinnt, aber nicht in dieselben Tiefen der Wissenschaft, wie der Herr Referent eingedrungen wäre, – daß vor diesem Auditorium ein solcher Redner anatomische Sätze mit weniger Beredtsamkeit selbst als der Herr Redner entwickelt hat, überzeugend dartun könnte, von deren Unrichtigkeit der Herr Referent als Sachkundiger vollständig überzeugt wäre, deren Widerlegung ihm aber nur vor einem mit allen Details des Gegenstandes ebenso wie er selbst vertrauten Auditorium möglich wäre.“

Virchow: „Ich wünschte, es möchte dem Herrn Ministerpräsidenten gelingen, sich unter den Diplomaten Europas eine ähnlich anerkannte Stellung zu gewinnen, wie ich sie unter den Spezialkollegen gefunden habe. Seine Politik ist undefinierbar, ja man könnte sagen, daß er eigentlich gar keine Politik habe . . und vor allen Dingen keine Ahnung von nationaler Politik. Denn es fehlt ihm an jedem Verständnis für nationales Wesen.“

Bismarck: „Ich erkenne die hohe Bedeutung des Herrn Vorredners in seinem Fache vollkommen an und gebe zu, daß er in dieser Beziehung einen Vorsprung vor mir hat. Wenn aber der Herr Vorredner sich aus seinem Gebiete entfernt und auf mein Feld unzüftig übergeht, so muß ich ihm sagen, daß über Politik sein Urteil ziemlich leicht für mich wiegt. Ich glaube wirklich, meine Herren, ohne Überhebung, diese Dinge verstehe ich besser. (Große Heiterkeit.) Der Herr Vorredner hat gesagt, mir fehle das Verständnis für die nationale Politik; ich kann ihm den Vorwurf nur mit Unterdrückung des Epithetons zurückgeben: ich finde bei dem Herrn Vorredner Verständnis für Politik überhaupt nicht.“

Zwei Schauspieler, die um ihre Bedeutung und Beliebtheit

in der Garderobe streiten, können nicht kleinstädtischer wirken als diese beiden Stimmen im Preußischen Landtag, und doch sind es die Stimmen von Virchow und Bismarck. Ein andermal, als Virchow des Ministers Wahrheitsliebe anzweifelt, kommt es zur Forderung, Virchow gibt keine entschiedene Antwort, dann erklärt ein Parteigenosse, man dürfe sich nicht schlagen, worauf Virchow ablehnt. Diese Forderung war der letzte Jugendstreich Bismarcks, damals war er 50 Jahre.

Hält er als Minister sich zurück, so wirkt er viel besser. Simson: „Diese Politik ist das Gelegenheitsgedicht eines Mannes, der kein Dichter ist. Herr von Bismarck ist einem Seiltänzer zu vergleichen, bei dem man nur bewundert, daß er nicht fällt. Jedenfalls wird die Bewunderung, die man jedem Seiltänzer zuwendet, nicht nach jedermanns Appetit sein.“ Bismarck: „Ich fühle keinen Beruf, mich über die Fragen des guten Geschmacks und der Schicklichkeit hier in eine Erörterung einzulassen.“

In solchen Wellenlinien geht die persönliche Behandlung seiner Feinde auf und nieder. In der Sache, dort, wo er Organe des Staates trifft, wird der Vielgewandte eindeutig: da herrscht Gewalt. Die Möglichkeit der Diktatur ist Bismarck als angenehmste Folge des Konfliktes erschienen, denn in Wahrheit sehnte er sich gar nicht oder doch nicht mehr nach jener Rolle des Peel oder O'Connel, von der er vor 25 Jahren geträumt. Solchem Selbstgefühl und Machtwillen entspricht allein die Rolle des Diktators; daher hat er sich während der späteren Jahrzehnte mit Verfassung nie wieder so wohl gefühlt, als während dieses vierjährigen Konfliktes: da er in Sachen der Volksrechte keine Skrupel kannte, fühlte er sich hier nicht anders wie auf der Bärenjagd und dachte sicher wie damals: es ist doch gut, daß sich dergleichen Abenteuer auch noch in „so langweiligen Ländern“ finden wie Preußen.

Den Feind der Geheimräte traf jetzt die Rache: peinlicher als je vor ihm der Chef einer Regierung, mußte sich Bismarck um die Personen der großen Hierarchie kümmern, die den Staat verwalten, denn wer nicht vorschriftsmäßig dachte, der mußte fort. Gleich nach dem Eintritt fängt er an, aus Justiz und Verwaltung zu verabschieden, wer freisinniger Gesinnung überführt, vielleicht auch nur verdächtig war: in vier Jahren haben über tausend Beamte solche Maßregelungen erfahren. Als die Fortschrittspartei für die Geschädigten eintritt, werden die Mitglieder dieses Komitees verfolgt. Liberale Landwehroffiziere: ehrengerichtlicher Abschied. Bürgermeister, Stadträte, Schuldeputationen, Lotterie-Kollekteure, Bankagenturen, Impfärzte: zur Disposition. Justizbeamte: strafversetzt, Gehalt gesperrt, Alterszulage entzogen.

Zuletzt kommt die Presse. Auf russische Manier werden Presse-Ukase, schärfer als die Napoleons erlassen, nicht um die Zeitung wegen eines Artikels auf Zeit zu verbieten, sondern dauernd wegen der Gesamthaltung. Und all dies wird mit sittlichen Motiven geschmückt, auf Paragraphen der Verfassung gestützt, damit „die leidenschaftliche und unnatürliche Aufregung, welche in den letzten Jahren infolge des Parteilebens die Gemüter ergriffen hat, einer ruhigeren und unbefangeneren Stimmung weiche“. Moral und Gott werden am Ende von Bismarck bemüht, um seinem König die innere Gerechtigkeit solcher Maßnahmen zu suggerieren. Auch für Johanna mag Bismarck diese Begründung gegeben haben, denn noch lebt in geistiger Unbestechlichkeit ihre Mutter, und was sie damals zugunsten der ungarischen Revolutionäre ihrer Tochter geschrieben, das hat er sicher so wenig vergessen wie seine Antwort. Vor sich selber braucht er solche Entschuldigungen nicht: Verächter der Menge, brauchte er nur das Bewußtsein der Macht, um sie zu zähmen.

Bismarck hat immer die Macht mehr geliebt als die Freiheit; auch darin war er ein Deutscher.

IV

Ganz Deutschland jubilierte über den Konflikt in Preußen, obwohl er die Regierung mit jedem Monat zu stärken schien. Reaktionäre Kleinstaaten betonten, wie sie das Budget zur Debatte stellten, selbst Beust ließ in Sachsen den Jahrestag der Völkerschlacht volkstümlich feiern, weil er in Preußen nur mit Militärmusik begangen werden durfte, und den jungen Treitschke eine flammende Rede auf die deutsche Freiheit nur halten, um seinen Kollegen in Berlin zu ärgern. Am glücklichsten war man in Wien: Konstitution unter Schmerling, Rechberg erfindet die Lösung der Deutschen Frage, ein früherer Revolutionär darf einen Plan entwickeln, ein „schlichter Bürger“, um Freiheit und Legitimität, Östreich und Deutschland in zehn Minuten zu versöhnen.

Sogar für die revolutionären Polen begann Habsburgs Herz zu schlagen, als man Russen und Preußen im Bunde sah. In der Tat konnte der neue Aufstand Polens gegen den Zaren zu Anfang 63 zum Erfolge führen, weil Gortschakow selber die Polenfreunde in Petersburg führte, und weil die liberalen Strömungen des Westens ihre russenfeindlichen Interessen hinter dem Stichwort von der nationalen Freiheit verstecken konnten: halb Europa sprach von einem Pufferstaat, selbst Napoleon mußte sich für die Freiheit begeistern, weil die Französinen Chopins erotische Nocturnes liebten, rasch wuchs die Krise zur Drohung eines neuen Ultimatums wie anno 54, Preußen hatte vielleicht die Entscheidung in Händen. Was tut Bismarck? Sofort verbündet er sich durch Militärkonvention mit dem Zaren, den er bei dieser Gelegenheit sich verpflichten will.

– Europa wird es nicht dulden, sagt ihm der englische Gesandte, daß preußische Truppen den russischen zu Hilfe kommen.

„Wer ist Europa?“ fragt Bismarck ruhig.



– Verschiedene große Nationen.

„Sind sie einig?“ fragt Bismarck wieder und bleibt ohne Antwort. Zwölf Jahre lang hatte er diese Situation durchgedacht, es ist dieselbe, die in drei großen Krisen zu gleichen oder ähnlichen Kombinationen geführt hat: in hundert Denkschriften, Berichten, Briefen, nächtelang hat er die Möglichkeiten der Lage erwogen: nun kann er freilich in der Realität so schnell Partei ergreifen, wie es der Künstlertrieb des großen Schachspielers lange erwogen hatte.

Im Landtag rufen die Liberalen: „Die Regierung gibt einen Gürtel von 500 Quadratmeilen den Greueln der russischen Kriegführung preis! . . Für so frivole Politik ist das Blut preußischer Staatsbürger nicht da! . . Aus freien Stücken belasten wir uns mit der Schuld an einer furchtbaren, von ganz Europa mit tiefer Entrüstung verachteten Menschenjagd!“ Diesen Reden von Twesten, Waldeck, Virchow, stellt der Minister in höflichem Ton die Frage entgegen: „Würde ein selbständiges Polen den Nachbar Preußen noch im Besitze von Danzig und Thorn lassen? . . Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten auf Kosten des Vaterlandes zu opfern, ist eine politische Krankheitsform, die auf Deutschland beschränkt bleibt.“

Hier ist die Antithese klar. Machtpolitisch hat Bismarck recht: was er im Augenblicke will, ist weniger antipolnisch als prorussisch; ein neuer Polenstaat könnte sich leicht mit Rußland und Frankreich gefahrvoll verbünden. Nimmt man dagegen dem Zaren die eingeborene Furcht vor Aufständen, indem man Hilfe zusagt, so verbindet man ihn persönlich und erschwert es seiner Stimmung, sich in der heranrückenden Abrechnung mit Östreich, diesem Feinde Preußens, zu verbinden. Diese Stimmung des Zaren kann Bismarck billig kaufen, weder Blut noch Kriegsgreuel kostet ihn der Entschluß, nur eine Unterschrift und den Haß der Polen. Aus Warschau erhält er sein Todesurteil in

einem Kästchen: Strang mit schwarz-weißer Schleife; das zweite aus Barcelona: „Das unterzeichnete Komitee der revolutionären Propaganda hat Sie vor sein Tribunal gezogen. Es hat Sie einstimmig zum Tode verurteilt und die Exekution auf die ersten Wochen des nächsten Monats festgesetzt.“

Doch Bismarck ist furchtlos: ohne dies beste, nie alternde Erbstück des Ritters wäre er, zum mindesten in den Sechziger Jahren nicht derart unbeirrt und unerschrocken den Weg einsam zu Ende gegangen: gegen die Drohung der Kammer, das Mißtrauen des Königs, die Einflüsse der Königin, gegen die Tücke der Höfe, die Intrigen der Gesandten, nun wieder die Todesurteile fremder Revolutionäre, bald auch gegen die Revolver fanatischer Idealisten. Wäre nichts geblieben, was er schuf, wäre alles falsch gewesen, was er tat, so bliebe dies für die Deutschen nötigste Vorbild einer Zivil-Courage, an deren Mangel später die Spitzen seiner Klasse, die Fürsten zugrunde gegangen sind.

In Wien, wo Tücke traditioneller war als Mut in Potsdam, war man geneigt, die neue Sprache für Bluff zu halten, und entschloß sich, zu lächeln, wenn der norddeutsche Bruder grollte. Man lächelte schon bei Bismarcks Programm. „Unsere Beziehungen, so hat er gleich nach dem Einzug ins Amt zu Karolyi gesagt, müssen unvermeidlich besser oder schlechter werden. Wir wünschen, daß sie sich verbessern. Wenn wir aber das Entgegenkommen des Kaiserlichen Kabinetts vermißten, so würden wir die andere Möglichkeit ins Auge fassen, und auf diese uns vorbereiten. . . Österreich hat die Wahl, seine gegenwärtige preußenfeindliche Politik . . aufzugeben oder aber auf eine ehrliche Verbindung zu verzichten. Sie glauben an unsere größere Schutzbedürftigkeit. Unsere Aufgabe wird es daher sein, das Irrtümliche dieser Voraussetzung durch die Tat nachzuweisen, wenn man unseren Worten und Wünschen keine Beachtung

schenkt.“ Noch nie seit Friedrichs Jugendtagen hatte ein Preuße so zum Gesandten Habsburgs gesprochen. Aber Karolyi ist im Grunde ein Verehrer des feindlichen Ministers, übrigens zu sehr Ungar, um ungeschickten Lärm zu schlagen, vielmehr erwidert er elegant:

– Und wo sollten wir Ersatz finden?

„Das natürlichste wäre, Ihren Schwerpunkt nach Ofen zu verlegen.“ Mit diesem Fechterstück setzt er den Grafen matt, denn eben dies muß jedes guten Ungarn Wunsch sein, nur darf er es nicht sagen. Gleich darauf sagt der Minister zu einem anderen Wiener Gesandten: „Gegen die Phrase vom Bruderkriege bin ich stichfest. Ich kenne keine andere als ungemütliche Politik, Zug um Zug und bar.“ Wie wirkt dergleichen in Wien? Schwere Nervenkrankheit, sagt man und lächelt.

Wieder einmal will Habsburg den Deutschen Bund reformieren, fünf Direktoren, Östreich Vorsitz, Preußen Vizevorsitz, dazu eine machtlose Versammlung von Delegierten aus den deutschen Parlamenten. Als Bismarck mit Abbruch droht, und Östreich in der Minderheit bleibt, fängt man es von anderer Seite an: Östreich wird jetzt alle Fürsten zusammenrufen, dann wird man in Frankfurt tafeln und beraten, alles wird sich gehoben fühlen. Ist nicht Gastein ein Bad für alte Herren? Wir Fürsten von Gottes Gnaden machen das unter uns –: und plötzlich erscheint Franz Joseph bei König Wilhelm, seinem Badegaste: ein Reichsparlament mit Fürsten und Volkshaus offeriert er als Projekt, und lädt ihn ein, er möge ihm zu einem Fürstentage folgen, gleich jetzt nach Frankfurt, die andern Fürsten sind schon eingeladen. Der alte König scheint geneigt, Franz Joseph ist glücklich.

Nur schade, daß dieser unangenehme Minister seinen Herrn sogar in Östreichs Bergen nicht allein läßt. „In Gastein, so erzählt er im Alter, saß ich am 2. August 63 . . unter den Tannen, über mir befand sich ein Meisennest, und ich

beobachtete mit der Uhr in der Hand, wie oft in der Minute der Vogel seinen Jungen eine Raupe oder anderes Ungeziefer zutrug. Während ich der nützlichen Tätigkeit dieses Tierchens zusah, bemerkte ich, daß auf der andern Seite der Schlucht, auf dem Schillerplatze, König Wilhelm allein auf einer Bank saß.“ Zu Hause findet er einen Brief des Königs, er wolle ihn auf dem Schillerplatze wegen der Begegnung mit dem Kaiser sprechen. Zu spät. „Wenn ich mich weniger lange bei der Naturbetrachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf ihn gemacht haben, vielleicht ein anderer gewesen.

„Er fühlte zunächst nicht die Unterschätzung, welche in dieser Überrumpelung lag, in dieser Einladung, man könnte sagen Ladung, *à courte échéance*. Der österreichische Vorschlag gefiel ihm vielleicht wegen des darin liegenden Elementes fürstlicher Solidarität.. Auch die Königin (-Witwe) Elisabeth.. drang in mich, nach Frankfurt zu gehen. Ich erwiderte: Wenn der König sich nicht anders entschließt, so werde ich hingehen und dort seine Geschäfte machen, aber nicht als Minister zurückkehren. Die Königin schien über diese Aussicht beunruhigt und hörte auf, meine Auffassung beim König zu bekämpfen.. Es wurde mir nicht leicht, den König zum Fernbleiben von Frankfurt zu bestimmen.. Ich glaubte, den Herrn überzeugt zu haben, als wir in Baden anlangten. Dort aber fanden wir den König von Sachsen, der im Auftrage aller Fürsten die Einladung erneuerte. Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht, er wiederholte mehrmals die Erwägung: Dreißig regierende Herren – und ein König als Kurier!.. Ich habe ihn buchstäblich im Schweiß meines Angesichtes davon abgebracht, er lag.. auf dem Sofa und hatte Weinkrämpfe, und ich war, als ich den Brief mit der definitiven Weigerung ihm abgerungen, so schwach und matt, daß ich

mich kaum auf den Beinen halten konnte. Als ich das Zimmer verließ, taumelte ich und war nervös so aufgeregt, daß ich beim Zumachen draußen die Klinke abriß.“ Als er dann die Absage zur Beförderung übergibt, zerschlägt er ein Tablett mit Gläsern. „Ich mußte etwas zerstören! Jetzt habe ich wieder Luft!“

Hier ist die erste aus der Kette jener Stunden, die, aufgereiht, die Geschichte der Kämpfe zwischen Bismarck und Wilhelm bedeuten: Drohung gegen die alte Königin, langsame Erleuchtung des guten Königs, der gar nicht merkt, wie sehr ihn Östreich zum besten hält, und wenn sein Minister den jungen Meisen zusieht und, halb Naturfreund, halb Landesvater, nachrechnet, wie viele Raupen man für die Erhaltung des Vogelstaates rechnen müsse, so sagt der König inzwischen dem Herrn Vetter zu, und in vier Wochen wird er aufs neue der zweite Fürst in deutschen Landen sein. Kommt aber dann ein König als Kurier, so bekommt der alte Herr Weinkrämpfe, wenn er absagen soll, und selbst der Mann von Eisen löst sich in ein Nervenbündel auf und muß sich durch Zerstörung Luft verschaffen, obwohl er gesiegt hat. So ist der eine dynastisch, der andere durch Gehorsam gebunden, und wie sie nun anfangen, gemeinsam das deutsche Haus zu erbauen, scheint es unmöglich, daß sie es bei soviel Hemmungen vollenden werden.

Und doch ist dies der letzte Versuch Östreichs an Deutschlands Spitze zu bleiben. Dann kam Schleswig-Holstein, ein Satyrspiel vor der Tragödie.

V

Damals war Bismarcks Geist in Europa ohne Konkurrenz. Die Könige und Kaiser konnten nicht denken oder nicht handeln, Franz Joseph war zu unerfahren, Napoleon zu verbraucht, Alexander zu stumpf, Wilhelm, Victoria, Victor

Emanuel waren zu mittelmäßig, um nach inneren Bildern Politik zu treiben; Gladstone und Disraeli waren noch nicht in voller Macht, Gortschakow zu eitel; bedeutsam in seiner Art Cavour, der starb, als Bismarck kam. Nur in Preußen war noch ein politisches Genie. Obwohl fast ohne Partei und überdies revolutionär, weder durch verwandte Gedanken anziehend noch durch Macht, wurde es von seinem großen Gegenspieler doch rasch erkannt: es war allein der Magnetismus des Genies, der Bismarck und Lassalle zusammenführte.

Massiv und schwer an Körper und Stimmung, kuppelköpfig, in langsam vorschreitendem Gange, nach langer Ouverture, im Vorblick auf viele Jahrzehnte, den großen deutschen Bildgießern ähnlich, die auf ihre figurenreichen Werke ein Menschenalter wandten, die Phantasie durch Sachlichkeit gezähmt, Worte wägend und Taten vorbereitend, lieber mit Größen rechnend als mit Ideen: so stand Bismarck der Realist mit fast 50 Jahren am Beginn seines Werkes, grade auf der Schwelle. Schlank, elegant und zitternd wie ein halbgezügelter, arabischer Hengst trat neben ihn der Morgenländer, langköpfig, sprühend, kaum Vierzig und doch schon dicht vor dem Ende einer ungebärdig durchrannten Bahn, ein großer Zeichner, der in blendenden Skizzen seinen Formtrieb erschöpft, phantastisch und gedankenvoll, entlaufen aus der Schule der Ideen, ins Tätige verschlagen, doch auch hier mehr mit dem hinreißenden Worte fechtend, den Blick in die Zukunft gerichtet. Jener war ganz aus der Scholle emporgediehen, Vorkämpfer seiner Klasse, nach einer Abenteuererjugend zu den geschlossenen Formen des Lebens und Besitzes zurückgelangt, aus denen er stammte, und doch als Staatsmann gefühllos, bereit, mit jedem Volk und jeder Staatsform zu gehen, wenn sie der seinigen nutzte; dieser, als Jude und Bürger ohne Heimat, in zäher Jugendarbeit emporgeklettert, bekämpfte seine Klasse und sein Erbe.

entzündete das leichtbewegte Herz an dem Aufschwung der Nation, zu der er rassenmäßig, und an dem Aufschwung der Klasse, zu der er klassenmäßig nicht gehörte. Bismarck opferte nichts, als er begann, Lassalle gefährdete alles, jener festigte Stand und Stellung, dieser verlor in Gefängnissen Freiheit und Gesundheit, und wenn jener mit 32 begann, im Stil seiner Kreise zu konkurrieren, so hatte der jüngere gleichzeitig mit 22 begonnen, den Stil der seinigen in allem zu verleugnen.

Und doch wurden beide von den gleichen Impulsen bewegt: Stolz, Mut und Haß hat den jüdischen Sozialisten wie den pommerschen Junker zum Handeln getrieben, in beiden haben diese Motive den Willen zur Macht erzeugt, keiner hat sich gefürchtet, keiner den übergeordneten Menschen ertragen, keiner im Grunde geliebt. Wie Bismarck das mächtigere Östreich stärker haßte, als er Preußen liebte, so hat auch Lassalle weniger mit dem vierten Stand gefühlt als gegen den dritten; deshalb hat jener unter preußischen Junkern, dieser unter heraufgekommenen Führern keine Freunde gesucht oder gar gefunden, jener lebte nicht höfisch, dieser nicht volkstümlich, beide waren von Galle voll gegen die Beschränktheit ihrer Stände und ähnelten einander auch in Ironie und Zynismus.

Aber durch seine stabile Basis war Bismarck zeitlebens zu dienen verurteilt: er hatte den König gewählt, Lassalle die Menge. Wohnte jener in einem festen Schlosse, so hörte er doch immer über sich die Schritte eines Mannes, unter dem zu wohnen sein Schicksal war; dieser hörte niemand über sich, aber sein Schloß war von Luft, und seine Nerven zitterten stärker vom Winde der Zukunft als von den Reibungen der Realität, die Bismarcks Nerven ruinierten. Waren beide künstlerische Naturen, so war doch der ältere Schachspieler gegen andere Mächte, der Jüngere mehr Schauspieler seiner selbst, weshalb jenen

Ehrgeiz, diesen Eitelkeit stärker beseelte. So kam es, daß Lassalle sich an Erfolgen und Aussichten berauschen konnte, in denen er eine fernere Zukunft vor sich sah als Bismarck, der weniger, aber Festeres wollte und deshalb mehr Geduld entwickelt hat. Darum hat einer den andern um das Doppelte an Jahren überlebt, und doch ist Lassalle reicher gewesen an Augenblicken des Glückes.

Auch in der Nachwelt. Als sie sich trafen, erkannten sie wechselseitig ihren Wert, bevor ihn die Welt erkannte. Wäre Bismarck damals, im Jahre 63, im Duell mit Virchow gefallen, sein Name hätte höchstens den Rang von Radowitz, der längst vom Volke vergessen ist; Lassalle, obwohl ein Jahrzehnt jünger, fiel in denselben Anfängen seines Werkes, das zunächst ganz zu verschwinden drohte, und dennoch steht sein Name im Bundesliede von Millionen Menschen aller Völker. Er scheiterte und wurde weltberühmt, weil er die Ideen von übermorgen verwirklichen wollte; Bismarck gelangte an sein Ziel von morgen, sein Denkmal blieb im Lande.

Was schließlich beide zusammengeführt hat, war der Kampf gegen das Bürgertum: gegen die Verfassung wollte Bismarck die Macht, Lassalle die Masse mobil machen, jener hatte Waffen in Händen, mit denen er Menschen zwangsweise bekleidete, dieser Menschen, die vergeblich nach Waffen riefen. Beide Männer wollten im Grunde Diktatur unter ihrer Leitung, beide haßten den Freihandel der Waren und Gedanken und ihre Träger, die Liberalen. Bis in die Schlagworte ähneln sie einander: Bismarck, September 62: „daß Rechtsfragen leicht zu Machtfragen werden“. Lassalle, April 62: „Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen. Geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie Ausdruck der in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.“ Und wie sich Bismarck herausredet, genau so Lassalle, als man ihn an-

greift: daß nicht etwa Macht vor Recht gehen solle! Dies sei kein ethisches Postulat, nur Bekräftigung einer historischen Tatsache. So machtpolitisch fühlte auch Lassalle, daß er Sickingen, sein Spiegelbild, in einem Drama verkünden ließ:

„Denn alles Große, was sie jemals wird vollbringen,
dem Schwert allein verdankt es sein Gelingen!“

Kein Wunder, daß preußische Grafen im Herrenhause ihm zustimmten, daß die Kreuzzeitung schrieb: „Das sind Männer, während die Liberalen weder über Bajonette noch über Fäuste noch über das gewinnende Gepräge der Genialität verfügen.“ Denn den Arbeiter zu gewinnen, um ihn dem Fortschrittler zu entführen, war nun das Streben der Reaktion. „Dürfen wir uns wundern, fragte eine konservative Vereinigung, wenn die Arbeiter keine Anhänglichkeit an die Regierung zeigen, welche nichts für sie tut?“ Sogleich fängt Bismarck den Gedanken auf, setzt eine Kommission ein zur Frage der Altersversorgung, Verbesserung der Lage und empfiehlt, „die Frage zu diskutieren, ob der Staat in seiner Eigenschaft als Arbeitgeber nicht mit der Regelung der Arbeiterverhältnisse zum Vorbild für die übrigen Fabrikbesitzer vorangehen könne.“ Zugleich regt er an: längere Kündigungsfristen, Lohnregelung unter Zusicherung eines Anteils vom Überschuß, Wohnungen, Schiedsgerichte bei Lohnstreit, Arbeiterkonsum- und Kreditvereine, Kranken- und Sterbekasse: ein soziales Programm, fünf Monate nach seiner Ernennung, beispielsweise unter den Regierungen Europas in den sechziger Jahren: alles in unmittelbarer Zustimmung zu Lassalles Forderungen.

Das Motiv ist nicht Volksfreundschaft, sondern Bürgerfeindschaft; von der sozialen Seite will er die Nation gewinnen, die sich ihm von der politischen versagt. Während die Unternehmer im Landtage sich als Freunde des Volkes

gaben, schlug Lassalle redend und schreibend auf ihre Doppelmoral ein und erfreute niemand herzlicher als den Ministerpräsidenten. Schon schrieb man, Lassalle, der soeben seinen Arbeiterverein gründet, sei ein Werkzeug der Reaktion, und prophetisch warnte ihn selbst Lothar Bucher: „Seien Sie vorsichtig! Sie kommen faktisch der Regierung in diesem Augenblicke zu Hilfe, man wird Sie eine Zeitlang gewähren lassen und dann die schwere Hand auf Sie legen!“

Doch Lassalle ist nicht umsonst in der Revolution erwacht wie Bismarck, er legt die Vorsicht ab, fragt nicht nach der Farbe des Verbündeten, ergreift jede Hand, die gegen seinen Feind erhoben wird: er wagt's, der Sozialist, und nähert sich öffentlich dem verhaßten Minister des Auswärtigen. Denn alles Auswärtige hat er von jeher gesehen wie er; nur daß Lassalle das einige Deutschland früher wollte als Bismarck. Er hat die befrackten Männer verspottet, die Anno 49 von Frankfurt nach Potsdam fuhren, einen König um Deutschland zu bitten, statt es zu dekretieren; da sein Blick auf der Masse ruht, nicht auf den Fürsten, so war ihm die deutsche Einheit eine Stammesfrage, keine dynastische. Doch während das Jahrzehnt von 50 bis 60 Bismarck parlamentarischer machte und ihn schon im Jahre 60 zu jener Denkschrift über ein deutsches Parlament führte, erkannte Lassalle in derselben Zeit, daß Deutschland auch mit den Fürsten zu machen wäre. Beide trafen sich in entschiedener Front gegen Oestreich-Ungarn, in dessen 12 Millionen nicht-deutscher Einwohner sie das Hindernis erkannten: jeder für sich, denn Lassalle hatte keinen Einblick in Bismarcks Gesandten-Politik, und Bismarck brauchte Lassalles Broschüren zu solcher Erkenntnis nicht zu lesen.

Genau wie Bismarck wollte Lassalle, der Napoleons Despotie bekämpfte, in den Krisen dennoch lieber mit Frankreich gegen Oestreich gehen als umgekehrt, genau wie jener schrieb dieser, nur öffentlich: „Revidierte Napoleon

die Karte Europas nach dem Prinzip der Nationalitäten im Süden, so machen wir dasselbe im Norden: befreit er Italien, so nehmen wir Schleswig. So könnte Preußen die Schande von Olmütz auslöschen . . Zaudert Preußen, so ist es damit nur gewiß, daß die Monarchie zu einer nationalen Tat nicht mehr fähig ist.“ Das einzige, was ihn in diesen Gedanken von Bismarck unterscheidet, ist das nationale Pathos, das nur er als Agitator braucht und nicht der Diplomat. Zugleich begründet jener Schüler Hegels und Fichtes seine Forderung philosophischer, als dieser Schüler Macchiavells es nötig hat: „Dem metaphysischen Volke, dem deutschen, ist durch seine Gesamtentwicklung und in höchster Übereinstimmung seiner inneren und äußeren Geschichte dieses höchste Los, diese höchste weltgeschichtliche Ehre zugefallen, sich aus dem bloßen geistigen Volksbegriff ein Territorium zu schaffen, sich aus dem Denken ein Sein zu erzeugen. Es ist ein Akt wie der Weltschöpfungsakt Gottes! . . Dies ist heute zur Religion geworden, und durchbebt unter dem populären und dogmatischen Namen der Deutschen Einheit jedes edlere deutsche Herz. An dem Tage, wo alle Glocken das Geburtstagsfest des Deutschen Staates verkünden werden, an diesem Tage werden wir auch das wahre Fest Fichtes, die Vermählung seines Geistes in der Wirklichkeit feiern!“

Bismarck verzieh die Affektation dieses Stieles gern, er merkte sich den Text und machte seine Schlüsse: er las auch, was der neue Führer in den ihm sonst todfeindlichen Bezirksversammlungen von ihm sagte: „Daß Bismarck ohne Zweifel ein feiner Kenner des Verfassungswesens ist, daß er ganz und gar auf dem Boden meiner Theorie steht, daß er vortrefflich weiß, wie die wirkliche Verfassung des Landes nicht in einem Blatt Papier, sondern in den tatsächlichen Verhältnissen besteht.“ Ja, bald ging Lassalle so weit, in seinen Riesenversammlungen am Rhein öffent-

lich zu sagen: „Die Fortschrittler liebäugeln mit den Fürsten (in Frankfurt), um Bismarck bange zu machen . . Und wenn wir Flintenschüsse mit Herrn von Bismarck wechselten, so würde die Gerechtigkeit erfordern, noch während der Salven einzugestehen: er ist ein Mann, jene aber sind alte Weiber!“

Noch bevor Bismarck diese Liebeserklärungen las, erhielt er ein Telegramm aus Solingen, wo man Lassalles Versammlungen verboten hatte: „Fortschrittlicher Bürgermeister hat soeben an der Spitze von zehn mit Bajonettgewehren bewaffneten Gendarmen von mir einberufene Arbeiterversammlung ohne jeden gesetzlichen Grund aufgelöst. Habe umsonst protestiert, mit Mühe das Volk, an 5000 Mann, von Tätlichkeiten abgehalten. Bitte um strengste, schleunigste, gesetzliche Genußnahme. Lassalle.“

Das war das Aperçu der Stunde, denn eben jetzt, vor wenigen Tagen, hatte Bismarck als Trumpf gegen den Fürstentag das allgemeine, gleiche Wahlrecht für den Deutschen Bund gefordert. Bismarck gibt die Beschwerde auf den Instanzenweg, aber Lassalle erscheint doch bei ihm, „um ihm seinen Dank auszusprechen“. Dann, im Winter 63 bis 64, hat er Bismarck ein dutzendmal besucht, vielleicht auch öfter, jedesmal zu langer Unterhaltung. Viele Jahre später, als es Bismarcks Interesse war, diesen politischen Verkehr abzuschwächen, sagte er im Reichstag: „Was Lassalle hatte, war etwas, das mich als Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und lebenswürdigsten Menschen, mit denen ich je verkehrt habe, ein Mann, der ehrgeizig im großen Stile war . . Unsere Unterredungen haben stundenlang gedauert, und ich habe immer bedauert, wenn sie beendet waren . . Ich glaube, daß er den angenehmen Eindruck hatte, daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Zuhörer sei.“

Diese Gespräche, zu denen die beiden stärksten deutschen Politiker jener Epoche sich trafen, hatten zum großartigen

Hintergründe die Frage: muß Deutschland dynastisch oder kann es volkstümlich geeinigt werden? Vom radikalen Entweder-Oder waren beide zurückgekommen: Lassalle hielt damals die deutsche Republik, Bismarck einen reinen Fürstenbund für unerreichbar; im geheimen aber hielten beide diese Lösungen nicht mehr für ideal. Ein Fragment aus ihren Gesprächen ist nach Lassalles Erzählung ziemlich gut beglaubigt:

Bismarck: „Warum stimmen Sie nicht überhaupt mit der Konservativen Partei, da Sie doch wenig Aussicht haben, Ihre Kandidaten durchzusetzen? Unsere Interessen sind ja gemeinschaftliche, Sie kämpfen von Ihrem wie wir von unserm Standpunkt aus gegen das Streben der Bourgeoisie, die Herrschaft an sich zu reißen.“

Lassalle: „Im Augenblick, Exzellenz, mag es so scheinen, als sei eine Allianz zwischen der Arbeiterpartei und den Konservativen möglich, aber wir würden nur eine kurze Strecke Wegs miteinander gehen, um uns dann um so erbitterter zu bekämpfen.“

Bismarck: „Ach, Sie meinen, es kommt darauf an, wer von uns der Mann ist, der mit dem Teufel Kirschen essen kann? Nous verrons!“

Sachlich geht ihre Debatte um zwei Punkte aus Lassalles Programm, die beide Bismarck für seine Interessen verwirklichen möchte. Vom allgemeinen Wahlrecht hatte er schon früher geschrieben, „in einem Lande mit monarchischer Tradition und loyaler Gesinnung wird es die Einflüsse der liberalen Bourgeoisie beseitigen und zu monarchischen Wahlen führen. In Preußen sind neun Zehntel des Volkes dem König treu, und nur durch den künstlichen Mechanismus der Wahlen um den Ausdruck ihrer Meinung gebracht.“ Zur Einführung dieses Wahlrechts in Preußen schien es Bismarck zu früh. War er zu langsam, so war Lassalle zu schnell: dieser sucht ihn nun zur Einführung des allgemeinen

Wahlrechts nicht nur in Deutschland zu bewegen – denn daß vor der Reform des Bundes der Krieg stand, war beiden klar –, sondern gleich in Preußen, durch Verordnung: der radikale Demokrat rät also zum Staatsstreich. Bismarck zweifelt, ob schon der Augenblick gekommen sei.

„Vor allem klage ich mich an, schreibt ihm Lassalle, gestern vergessen zu haben, Ihnen noch einmal ans Herz zu legen, daß die Wählbarkeit allen Deutschen erteilt werden muß. Ein immenses Machtmittel! Die wirkliche moralische Eroberung Deutschlands! Was die Wahltechnik betrifft, so habe ich noch gestern nacht die gesamte französische Gesetzgebungs-Geschichte nachgelesen und da allerdings wenig Zweckmäßiges gefunden. Aber ich habe auch nachgedacht und bin nunmehr wohl in der Lage, Eurer Exzellenz die gewünschten „Zauberrezepte“ zur Verhütung der Wahlenthaltung wie der Stimmzerbröckelung vorlegen zu können. An der durchgreifenden Wirkung derselben wäre nicht im geringsten zu zweifeln! Ich erwarte demnach die Fixierung eines Abends seitens E. E. Ich bitte aber dringend, den Abend so zu wählen, daß wir nicht gestört werden. Ich habe viel über die Wahltechnik und noch mehr über anderes mit E. E. zu reden.“

Aus diesem nur halb formellen Billett sieht man, wer hier die Initiative hat, man würde auf einen Jüngling neben einem alten Manne schließen, und doch stehen sie im 40. und 50. Jahre. Man sieht Bismarck, wie er gestern abend, in seinem Lehnstuhl vergraben, zwischen dem Dampf seiner Zigarre diesen nervösen Geist angehört und dann mit Worten wie Zauberrezept vergeblich zu irritieren gesucht hat; von dem geistigen Zweikampfe spürt man etwas, in dem sich beide gefallen. Aber da ist ein Krieg zu beginnen, fünf Tage nach dem Billett geht es gegen Dänemark los, und so kommt es, daß Lassalle sich zu einem zweiten entschließen muß:

„Ich würde nicht drängen, aber die äußeren Ereignisse

drängen gewaltig, und so bitte ich, mein Drängen zu entschuldigen. Ich schrieb Ihnen bereits Mittwoch, daß ich die gewünschten Zauberrezepte von der durchgreifendsten Wirkung gefunden habe. Unsere nächste Unterredung wird, wie ich glaube, endlich von entscheidenden Entschlüssen gefolgt sein, und da, wie ich ebenso glaube, diese entscheidenden Beschlüsse unmöglich länger zu verschieben sind, so werde ich mir erlauben, morgen um achteinhalb Uhr bei Ihnen vorzusprechen.“

Wie er glüht! Wie die Sache ihn anzieht, wie sehr er sich Verwirklichungen nahe fühlt, die er bis heut kaum hoffte! Aber Bismarck fängt eben seinen Krieg an: da mag das Wahlrecht warten!

Einige Wochen später: Hochverratsprozeß gegen Lassalle, er sagt vor dem Staatsgerichtshof: „Ich will nicht nur die Verfassung stürzen, sondern es vergeht vielleicht nicht mehr als ein Jahr, so habe ich sie gestürzt. Die starken Spiele können gespielt werden! Karten auf den Tisch!.. Und so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte: es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen – und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt, und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert!“ Großartig klingt der Name des englischen Staatsmannes auf, niemand im Gerichtssaal wird ihn begreifen. So genial durchschaut der helle Geist den schwer zugänglichen Minister, daß er ihm dasselbe Vorbild nennt, das Bismarck vor 25 Jahren in seinem Briefe als das Seinige zitiert hat, mit dessen fehlender Rolle er seinen Abgang aus dem Staatsdienst begründete. Niemand kennt diesen Brief als ein paar Verwandte. Bismarck selber hat ihn vielleicht vergessen; doch daß Peel, O’Connel, Mirabeau damals ihm vorschwebten, das weiß er noch, und wenn er liest, wie kühn sich dieser jüdische Revolutionär gegen seine Regierung verteidigt, wie sehr er ihm im Herzen zu lesen weiß, dann steigt auch sein Respekt.

Unmittelbar folgt ihm Bismarck im zweiten Plane: Produktiv-Genossenschaften, hundert Millionen Staatskredit für die Arbeiter, der Staat als Großunternehmer, das sucht der Sozialist dem reaktionären Minister abzurufen, und mit Erfolg. Er selber will nach der neuen marxistischen Lehre zum sozialistischen Staate steigen, Bismarck will den monarchischen durch solchen Eingriff stärken. Wie in der Frage der allgemeinen Wahlen wollen beide dasselbe Mittel zum entgegengesetzten Zwecke. Noch nach vielen Jahren spricht Bismarck davon als von „ernsten und klugen Dingen“; jetzt aber läßt er nur für Übersendung einer Broschüre danken, die diese Ideen entwickelt.

Das kann Lassalles Eitelkeit nicht ertragen! Bismarck sollte die Schrift dem König geben, damit er erkenne, „welches Königtum noch eine Zukunft hat“. Nun beschwert er sich gleich, will den Minister sprechen. Dieser dringende Ton ist Bismarck zuviel: er bricht nicht, aber verschiebt es, und so sieht er Lassalle nicht wieder, denn dieser soll das Jahr nicht zu Ende leben.

Indessen setzt Lassalle im selben Frühjahr noch den Empfang einer Abordnung durch, die die notleidenden Weber aus Schlesien zum Könige senden: ein großer Augenblick, dergleichen war in Preußen noch nie geschehn. Als aber die hungernden Weber vom Könige kommen, steht Bismarck im Vorzimmer, fragt sie aus, dann sagt er: „Nächsten Sonntag gibt's aber noch keinen Gänsebraten!“ Da stehn die Armen, zitternd, ein Haufen Bettler, die im goldenen Schlosse des Königs nur Angst haben, auf dem Parkett auszugleiten, – und nun tritt ihnen der Herr Minister entgegen und weitet mit seinem furchtbaren Witzwort den Abgrund, der eben sacht sich einmal überbrücken sollte. Aber auch in Lassalles glänzenden Räumen in der Bellevuestraße, zwischen türkischen Teppichen und Marmorbüsten haben sich die Arbeiter, die ihn gelegentlich aufsuchten, be-

fangen gefühlt und die eleganten Westen des Demagogen am Rednerpult nicht gut geheißten. Er war nicht ihresgleichen.

Doch zugleich geht derselbe Junker mit Energie gegen alle sozialen Vorurteile der Bureaukraten vor: die junge Partei will er haben: er greift neben Lassalle gleich nach vier sozialistischen Federn. Lothar Bucher, verbannt, amnestiert, diesen Steuerverweigerer zieht er in die Leitung der „Norddeutschen“, seines Blattes, zugleich Braß, der gedichtet hatte: „Wir färben rot, wir färben gut, wir färben mit Tyrannenblut!“; dieser zieht Liebknecht hinter sich her, Bucher aber sucht in Bismarcks Auftrage Karl Marx für die Zeitung zu gewinnen! Marx lehnt ab, Liebknecht geht schleunigst wieder fort, als er bemerkt, daß Braß korumpiert ist, Bucher bleibt zwanzig Jahre. In diesen abenteuerlichen Zugriffen mitten in seine Feinde zeigt sich noch einmal der tolle Junker.

Zugleich der Staatssozialist. Als ein Landrat in der Not der schlesischen Weber nur die Unternehmer und diese gar nur durch einen Gendarmen vernimmt, fährt Bismarck ihn wütend an, warum er nicht „den parteilosen Standpunkt, von welchem allein diese schwierige Angelegenheit richtig aufgefaßt werden kann, einnimmt, sondern sich ausschließlich mit den Interessen der Arbeitgeber identifiziert“; ja, er will ihn wegen mangelnder Reife des Urteils abberufen. Hierauf Einsetzung einer Kommission zur Feststellung der Arbeitslöhne und Lebensbedürfnisse, Hilfsmaßregeln, wobei die Arbeiter „durch verständige Männer gehört werden sollen, welche geeignet sind, die Interessen ihres Standes dem Arbeitgeber geltend zu machen.“ Zugleich läßt er den König privatim 7000 Taler zur Versuchs-Gründung einer Produktiv-Genossenschaft nach Lassalles Plänen zahlen, um so „eine Erfahrung über die Möglichkeit, die Kosten und Resultate einer ausgedehnteren Anwendung des Prinzipes zu

gewinnen.“ Diese Genossenschaft soll eingetragen werden, freie Bewegung haben, „welche zum eignen Vertrieb der Waren erforderlich ist, und die Weber befähigt, außer dem Arbeitslohn sich die Vorteile aus dem Vertriebe der Erzeugnisse nach Möglichkeit anzueignen.“ So wird Bismarck, aus Haß gegen die übermächtigen Liberalen, in Hoffnung auf einen neuen Verbündeten, formal zum ersten Staatssozialisten in Preußen.

Im selben Sommer liefert sich Lassalle aus verblendetem Ehrgefühl der Kugel eines Müßiggängers aus; sein Werk bleibt zunächst ohne Führer. Als sich dann ein Jahr später das Staatsministerium gegen alle sozialen Versuche erklärt, läßt Bismarck dem Berichte einfügen: „Die Nahrung der Weber, welche zumeist nur aus Kartoffelsuppe, Mehlsuppe mit Salz und einer nur geringen Zugabe von Fett und Zichorienkaffee besteht, wird auf die geringste Quantität herabgedrückt, die zur Erhaltung des Lebens notwendig ist.“ Und als er im Berichte liest, da sonst überall gleichberechtigte Ansprüche entstünden, könne der Staat nicht helfen, schreibt Bismarck mit seinen großen Zügen an den Rand:

„Und darum soll er niemand helfen? Der Staat kann!“ Mit diesen drei Worten dröhnt Bismarcks produktiver Wille noch einmal gegen die Wände des großen Käfigs, in dem er mit seinen Standesgenossen und selbst mit vielen Liberalen sitzt. In ihnen verhallt das Echo jener winterlichen Debatten, in denen ihn der Feuergeist der Zukunft zu bezaubern suchte.

VI

„Jetzt bin ich hier Minister, bei uns der letzte Pfeil im Köcher. Wenn du es übernehmen willst, Skandinavien zu einem Reich zusammenzuschmieden, so werde ich Deutschland einig werden lassen. Wir schließen dann einen skandi-

navisch-germanischen Bund und werden stark genug, um die ganze Welt beherrschen zu können; Religion und Kultur haben wir gemeinsam miteinander, auch die Sprachen sind nicht allzu ungleich. Sage aber deinen Landsleuten, daß, wenn sie nicht geneigt sind, auf meine Pläne einzugehen, ich vielleicht genötigt wäre, sie lahmzulegen, um nicht einen Feind im Rücken zu haben, wenn ich andre Punkte angreifen muß.“

Mit diesem erstaunlichen Briefe scheint Bismarck mit seinem alten dänischen Jagdfreund zu scherzen; immerhin wird der Empfänger, Baron Blixen in Kopenhagen, ihn zweimal gelesen haben, denn er ist dänischer Ministerpräsident, und man sitzt nicht mehr beim Weine. Wenn er ihn kennt, muß er wissen, daß Bismarck nie größenwahnsinnig oder Träumer, immer aber Rechner und Realist gewesen ist, und doch ist der Gedanke gar nicht so verrückt, es sind ja noch keine fünfhundert Jahre, da waren jene drei nördlichen Länder vereinigt, ihr Fürst war sogar aus Pommern. Mehr als ein Scherz scheint dieser Brief, vielleicht eine Warnung, und da Bismarck immer nur das Mögliche erstrebt – und deshalb Napoleons Wirkungen auf die Phantasie der Nachwelt niemals erreichen kann –, so warnt er für heut nur wegen Schleswig-Holstein.

Diese beiden kleinen Länder bedeuteten eine chronische deutsche Krankheit, seit fünfzig Jahren konnte man an ihrer Fieberhöhe zugleich den Grad des deutschen Wunsches nach Einigkeit ablesen. Weil die beiden Ländchen „up ewig ungedeelt“ bleiben wollten, durchstöberte ganz Europa mumienhafte Verträge, die vier Jahrhunderte zurücklagen, in Wahrheit niemand, nicht einmal mehr die Eingeborenen, interessierten; über männliche und weibliche Erbfolge von dänischen Königen und holsteinischen Herzogen zerbrach man sich den Kopf, und als nun ein solcher König starb, und der Nachfolger auch hier die neue Verfassung beschwören

mußte, stießen die Nationalismen kämpfend gegeneinander, und der Sohn eines Augustenburger Herzogs, der sein Land für zwei Millionen Taler verkauft hatte, fand in dem väterlichen Verzicht ein Loch, benutzte den Streit, schlüpfte wieder in seiner Väter Lande, schrieb auf einen Bogen: „An Meine getreuen Untertanen“, und ließ sich zum Herzog von Schleswig-Holstein proklamieren.

Aber im Dickicht lag der gewaltige Preuße, dem im Grunde nichts an der Deutschheit jener beiden Länder lag, – sie konnten die Gegner Preußens im Bunde nur vermehren –, aber viel an Preußens vergrößerter Macht, und während er den echten Eifer eines Teiles dieser Nordländer so gut zu nutzen verstand wie die nationale Phrase der deutschen Öffentlichkeit, sann er nur dem Rezepte nach: wie macht man aus Herzogtümern preußische Provinzen? „Ich habe stets an der Klimax festgehalten – so hat er es klassisch zusammengefaßt –, daß die Personal-Union mit Dänemark besser wäre als das, was bestand, daß ein selbständiger Fürst besser wäre als die Personal-Union, und daß die Vereinigung mit Preußen besser wäre als ein selbständiger Fürst. Welches davon das Erreichbare war, das konnten nur die Ereignisse lehren.“ Ein großer Schüler Macchiavells, hat er es deshalb zuerst mit Dänemark gehalten, dann gegen Dänemark mit dem Augustenburger, dann sogar mit Österreich, immer in der Hoffnung, am Schluß Champion zu sein.

War all dies kein vorher durch und durchgedachter Plan, so war es eine Perlenkette, für die er vorher den Faden gesponnen. Als Mitte 63 die Frage akut wird, als ganz Deutschland dem jungen Herzog von Augustenburg zujubelt, weil er deutsches Land dem fremden Gewalthaber entreißen wolle, steht in der Sitzung des Staatsrates Bismarck auf und empfiehlt statt dessen die Annexion der Länder. Der König erhebt den Blick, er sagt: – Aber ich habe doch keine Rechte auf die Herzogtümer!

„Hatte der Große Kurfürst, hatte König Friedrich mehr Recht auf Preußen und Schlesien? Alle Hohenzollern sind Mehrer des Staates gewesen.“

Der König erwidert nichts, aber der Kronprinz hebt die Hände zum Himmel, als zweifelte er an den gesunden Sinnen des Redners, die Minister schweigen, selbst Roon, man geht zur Tagesordnung über. Als Bismarck seinen Antrag im Protokoll vermißt, erklärt der Sekretär, es sei Befehl des Königs, es würde, glaubte dieser, ihm lieber sein, wenn dieser Vorschlag nicht aufgeschrieben stände: „S. M. schien geglaubt zu haben, daß ich unter den bacchischen Eindrücken eines Frühstücks gesprochen hätte und froh sein würde, nichts weiter davon zu hören. Ich bestand aber auf der Einschaltung, die auch erfolgte.“

„Jetzt treibe ich auswärtige Politik, schreibt er um diese Zeit, wie ich früher auf die Schnepfenjagd ging, und setze nicht eher den Fuß vorwärts, als bis ich den Bülden, auf den ich treten soll, als sicher und tragfähig erprobt habe.“ Gewiß ist, daß er durch das Hin und Her der Schleswiger Frage Östreich erst an sich heran, dann von sich weg und aus dem Bunde herausmanövriert hat und ohne Düppel schwerlich nach Königgrätz gelangt wäre. Immer ging dieser Weg am Rande des europäischen Abgrunds, immer blieb ein Blick auf die Stimmung der Großmächte gerichtet, während der andre Blick wie von einem Dompteur auf seinem König ruhte; mehr als einmal schien das Spiel verloren, das er selber ein Intrigenspiel wie von Scribe nannte, und wenn nach einem türkischen Sprichwort das Glück in den Tüchtigen verliebt ist, so muß es in Bismarck den Tüchtigsten erkannt haben, denn er hat beinahe immer, bei keinem seiner Streiche aber mehr Glück gehabt, als hier.

Wäre er sogleich allein in Dänemark vorgegangen, so hätte er Östreich im Rücken und Europa in Front gehabt; indem er dem Grafen Rechberg, seinem neuen Wiener

Kollegen, droht, die populärste deutsche Tat, die sogenannte Befreiung der Herzogtümer allein zu tun, nötigt er ihn an seine Seite, schiebt, mit so starkem Bundesgenossen, den Deutschen Bund beiseite, besänftigt Europa, das in der immanenten Feindschaft der beiden deutschen Großmächte eine Versicherung gegen zu große Erfolge des einen sieht, – und hat mit einem Schlage Östreich verbündet, Europa neutral. Der drohende Weltkrieg wird abgewandt, weil Preußen und Östreich gemeinsam den Dänen den Krieg erklären. Da freilich kann Bismarck sich in diesen Zeilen noch vor dem Kriege resumieren:

„Ist es denn nicht der vollständigste Sieg, daß Östreich, zwei Monate nach dem Reformversuch, froh ist, wenn von demselben nicht mehr gesprochen wird, und mit uns identische Noten an seine früheren Freunde schreibt? Wir haben in diesem Sommer erreicht, wonach wir zwölf Jahre lang vergebens strebten: Östreich hat unser Programm adoptiert, was es im vorigen Oktober öffentlich verhöhnte; es hat die Preußische Allianz statt der Würzburger gesucht, empfängt seine Beihilfe von uns, und wenn wir ihm heute den Rücken kehren, so stürzen wir das Ministerium. Es ist noch nicht dagewesen, daß die Wiener Politik in diesem Maße en gros et en détail von Berlin aus geleitet wurde. Dabei sind wir von Frankreich gesucht, . . unsre Stimme hat in London und Petersburg das Gewicht, das ihr seit 20 Jahren verloren war.. Unsere Stärkung kann nicht aus Kammern- und Presspolitik, sondern aus waffenmäßiger Großmacht-Politik hervorgehen, und wir haben nicht nachhaltiger Kraft genug, um sie in falscher Front und für Phrasen und Augustenburg zu verpuffen . . Ich traue (Östreich) auch nicht über den Weg; aber ich finde es für jetzt richtig, es bei uns zu haben; ob der Augenblick der Trennung kommt und von wem, das werden wir sehen.“

Es ist der lange Weihnachtsbrief an Goltz nach Paris, in

dem auch diese stolzen Sätze stehen; daß er sich vor dem Rivalen in die Brust wirft, kann man ihm nicht verübeln. Aber zugleich ist es ein Selbstgespräch, vielmehr das künstlich abgedämpfte Echo von hundert Selbstgesprächen, denn wo er Wir sagt, meint er sich, und so fühlt er seine Stunde als Staatsmann vor der Türe. Noch ein paar Tage, und wir schreiben 1864.

Dem lautlosen Kampfe mit dem Könige geht ein lärmender im Landtage voraus und parallel, und die Debatte mit den Demokraten zeigt, wie schwer es ist, auswärtige Politik mit einem Parlament zu machen, wofern nicht alle Staaten dasselbe tun, und auch dann wird es zuzeiten unmöglich.

Virchow: „Man muß dem König sagen, in welcher Gefahr wir schweben, der Ministerpräsident hat in einer verhältnismäßig kurzen Zeit eine so große Masse von wechselnden Standpunkten eingenommen, . . daß er ohne Kompaß in das Meer der äußeren Verwickelungen hinausstürmt, daß ihm jedes leitende Prinzip fehlt . . Das ist ja die Schwäche seiner Person, daß er in seiner ganzen Entwicklung für das, was aus dem Herzen des Volkes hervorgeht, kein Verständnis hat . . und in gewalttätiger Weise die heiligsten Interessen Deutschlands und Preußens schädigt. Er ist dem Bösen verfallen, und von ihm wird er nicht wieder loskommen.“

Bismarck: „Eine Versammlung von 350 Mitgliedern kann heutzutage die Politik einer Großmacht nicht in letzter Instanz dirigieren wollen, indem sie der Regierung ein Programm vorschreibt, das in allen ferneren Stadien befolgt werden solle . . Dem Auge des unzünftigen Politikers erscheint jeder Schachzug wie das Ende der Partie, und daraus geht die Täuschung hervor, daß das Ziel wechselt. Politik ist aber keine exakte Wissenschaft . . Ich fürchte die Demokratie nicht, sonst würde ich das Spiel (Zurufe: Ein Spiel! Ein Spiel!) verloren geben. . . Verweigert das Haus die Mittel, so müssen wir sie nehmen, wo wir sie finden.“ Hierauf Ablehnung der Anleihe,

die eine Kriegsanleihe bedeutet, Schluß des Landtages, Eröffnung erst nach einem Jahre.

Auf dieser Höhe des Konfliktes schlagen die Antithesen wie Funken aus ihm hervor: heiligste Interessen und politische Dilettanten, ohne Kompaß und ohne Kenntnisse, Prinzip und Schachspiel. Nur daß Virchow, Naturforscher und Atheist, seinen Feind dem Bösen überantwortet, anstatt daß es der politische Christ mit dem Naturforscher täte, gibt solchem Dialoge den natürlichen Humor zurück, den jene feierlichen Phrasen verdecken.

Während er in der Kammer auf die Königsgewalt pointiert, sucht Bismarck zugleich den König mit der Kammer zu schrecken: nur eine starke äußere Politik, also der Krieg, wird die Gegner der Heeresreform verstummen lassen. Und zugleich wirft er seinen Bann über Karolyi in Berlin, schreckt Rechberg in Wien mit der Revolution, die in den nationalen deutschen Stimmen steckt, aber im Wiener Reichsrat ist man klüger, und einer lacht den angeführten Rechberg aus: „Wir ziehen in den Krieg Hand in Hand mit dem von der Welt verurteilten Kabinette Preußens! Die Lorbeeren Bismarcks lassen auch die Männer anderer Staaten nicht schlafen! Dort wird das Bedürfnis nach Vergrößerung offen ausgesprochen. Kaum hat es den Raub von Schlesien verdaut, so streckt es die Fänge nach den Herzogtümern aus, und wir lassen unsre guten Regimentsmusiken dazu aufspielen! Mit welcher Melodie werden wir sie herausführen!?“

Aber der König steht vor solchen und vor vielen Worten und Warnungen seiner Nächsten immer wieder zögernd, blickt auf die Beute und will es doch nicht wagen; ja, er fragt mit tiefem Ernste seinen Minister: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?“ Da stürzen Augenblicke wahrer Verzweiflung über Bismarck herein, da bricht es plötzlich hervor: „Ich habe das Vorgefühl, schreibt er an Roon, daß die Partie der Krone gegen die Revolution verloren ist, weil . . das Ver-

trauen des Königs mehr seinen Gegnern als seinen Dienern zugewandt ist. Wie Gott will. Nach 16 bis 30 Jahren ist es für uns gleichgültig, für unsre Kinder nicht . . Ohne Gottes Wunder ist das Spiel verloren, und auf uns wird die Schuld von Mit- und Nachwelt geworfen. Wie Gott will. Er wird wissen, wie lange Preußen bestehen soll. Aber leid ist es mir sehr, wenn es aufhört, das weiß Gott.“ Immer wieder Spiel und Partie und immer dann der Name Gottes, an den sich Bismarck nur in der Not oder bei vis maior wendet.

Als er den König hier, den Kaiser dort schließlich doch zum Losgehen gebracht hat, ist Bismarck noch immer ungewiß, für wen das fremde Land eigentlich erobert werden soll: noch immer kann es ihm passieren, daß er wider Willen einen sogenannten „gerechten Krieg“, nur zur Befreiung der Herzogtümer und nur zugunsten des Deutschen Bundes führt. Der Diplomat schweigt auch nach dem ersten Schusse noch nicht. Fliegender Zettel an Roon: „Ist nicht 2 Kompanien in F. sehr viel zu wenig? . . Unsere Kompanien sind in der Mausefalle, wenn unsere Artillerie nicht den besagten Sund beherrscht. Wir haben ja Truppen in Holstein übrig, warum sollten wir die Insel nicht stärker besetzen? Verzeihen Sie mir diese Majors-Betrachtungen.“ Was würde er sagen, wenn Roon ihm politische Ratschläge gäbe? Aber seine Verantwortung ist größer als die eines Generals je werden kann: er hat diesen Krieg erst erfunden und dann ertrötzt.

Nach 3 Monaten: Erstürmung der Döppler Schanzen, alles Land bis auf Alsen besetzt, London beruft eine Konferenz, Waffenstillstand. Bismarcks Augen sind immer nach Paris gerichtet, mit ungewissen Worten verspricht er Napoleon für später alles, was er schon in Paris nicht gehalten hatte: wenn nur Frankreich jetzt ruhig bleibt! Auch bleibt ihm zunächst nichts übrig als mit allen andern für den Augustenburger sich einzusetzen. Sogleich beweist er dessen ange-

stammtes Recht mit vergilbten Protokollen und Advokatenkniffen, sichert sich aber für Preußen von dem kleinen Prinzen Rechte genug, um ihn von vornherein zu entmachten.

Sobald es die wachsenden Dissonanzen des Londoner Konzertes erlauben, läßt er ihn wieder zu sich nach Berlin kommen, und zwar, auch dies ist ein Mittel der Suggestion, gegen Mitternacht, nachdem er ihn am Tage zu König und Kronprinz geschickt hat. Neue Forderungen: sein Land dürfe ja keine Zuflucht für liberale Agitatoren werden. Aber der Prinz, der bisher alles unbedenklich eingeräumt hat, er will ja nur regieren, fühlt sich heute durch die Zustimmung der königlichen Herren gekräftigt, erlaubt sich zum ersten Mal eine eigene Meinung: er müsse zu allen Bedingungen nach seiner „Verfassung“ die Zustimmung seiner Landstände haben. Hat der Tor an des Königs Tafel zuviel Champagner getrunken? Seine Zusagen nachträglich bedingen, also wertlos machen? Jetzt steht es für Bismarck fest: die Länder werden preußisch. Sofort beweist er auch öffentlich mit derselben Geschicklichkeit das Erlöschen aller Augustenburger Rechte. Die Ironie davon empfindet er, vielleicht genießt er sie, denn er schreibt: „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliches Rechnen.“

Der zweite Teil des Krieges, nur ein paar Juliwochen, bringt den verbündeten Gegnern endgültigen Sieg, die Länder und die Verlegenheit, was damit zu tun sei. Da sitzen zusammen im Schlosse von Schönbrunn: die beiden Herrscher, Bismarck und Rechberg, vier Männer, verbündet, lächelnd: mit schlechtem Gewissen der König, vielleicht auch Rechberg, zu einfach für diese Politik, in voller Ruhe Franz Joseph und Bismarck, entschlossen, einander zu betrügen.

Bismarck: „Zu einer politischen Gemeinschaft geschichtlich berufen, machen wir dynastisch und politisch beiderseits bessere Geschäfte, wenn wir zusammenhalten und die

Führung Deutschlands übernehmen, welche uns nicht entgehen wird, sobald wir einig sind . . Wenn die gemeinsamen Erwerbungen statt in Holstein in Italien lägen und die Lombardei zur Verfügung der beiden Mächte gestellt wäre, so würde es mir nicht eingefallen sein, bei meinem König dahin zu wirken, daß unsere Wünsche unseren Verbündeten einen Widerstand entgegensetzen.“

Franz Joseph: – Sollen denn nun die Herzogtümer zu Provinzen gemacht werden, oder soll Preußen nur gewisse Rechte darin geltend machen? – Pause. Der König schweigt.

Bismarck: „Es ist mir sehr erwünscht, daß E. M. mir die Frage in Gegenwart meines Allergnädigsten Herrn vorlegen; ich hoffe, bei dieser Gelegenheit seine Ansicht zu erfahren.“

Wilhelm, zögernd: – Ich habe doch gar kein Recht auf die Herzogtümer und kann keinen Anspruch darauf machen.

Welche Szene! Zwei Herrscher, ratlos, was sie mit ihrem Siege anfangen sollen, den ihnen ihre Minister abgezwungen und ihre Feldherrn eingebracht haben. Ein gegenseitiges Mißtrauen, das sich nur in höflichen Fragen Luft machen darf, bis der ältere in größter Verlegenheit moralisch und geniert erklärt, er habe keine Rechte, und dadurch seinen Minister desavouiert, der eben das Gegenteil angedeutet. Und dieses ganze falsche Spiel im Mantel der Verwandtschaft von einem herzlichen Du überlächelt, von Majestät und Exzellenz beschwert, endet mit einem Frühstück zwischen Gold und Silber, bei dem sich der verärgerte Minister an den Kostbarkeiten des habsburgischen Kellers rächt.

VII

Statt ihn auszulüften, hatte der Dänische Krieg den Konflikt im Innern nur verdichtet; wies die Regierung auf die Erfolge der ihr verweigerten Heeresreform hin, so bewiesen die Liberalen, daß die Reform noch kaum begonnen war.

Wirklich war über die Grundfrage nichts bewiesen: ob Macht oder Recht herrschen sollten, das blieb nach diesem Sieg im Felde so ungewiß, wie bei der faktischen Gewalt im Lande. Als er im Januar 65 den Volksvertretern ihr Haus wieder aufschließt, ist Bismarck äußerst höflich und nach dem Sieg weniger ironisch als im Kampfe. Aber auch jetzt können es die Liberalen nicht lassen: Die Regierung, rufen sie aus, ist nur der Richtung des öffentlichen Geistes gefolgt! Da zuckt es in ihm auf: „Haben Sie mit der Verweigerung der ersten Anleihe Düppel und Alsen erobert, dann, meine Herren, habe ich die Hoffnung, daß aus Ihrer Verweigerung der jetzigen Anleihe auch eine preußische Flotte hervorgehen werde.“ Der Streit geht weiter.

Auch mit dem Verbündeten: Östreich möchte aus den eroberten Ländern einen deutschen Bundesstaat machen, um sie nicht Preußen zu lassen, und Graf Mensdorff, der neue Minister des Äußeren in Wien, mehr Kavalier als Staatsmann, fein, Optimist und großer Herr, ist bei aller Höflichkeit so intrigant, wie vor zehn Jahren Graf Thun in Frankfurt gewesen. „Sehen Sie, sagt Bismarck zu Karolyi in Berlin, da stehen wir vor den Herzogtümern wie zwei Gäste, die ein vortreffliches Gericht vor sich haben: der aber, der keinen Appetit hat, verbietet energisch dem Hungrigen zuzulangen. Warten wir also, bis der Augenblick kommt; einstweilen befinden wir uns in dieser Lage ja leidlich wohl.“

Im Sommer ist das Wiener Unbehagen bis zu dem Grade gestiegen, daß man zum Bruche mit Preußen drängt. Bismarcks Puls belebt sich: der Zweck des ersten Krieges, der Zweck seiner 15 jährigen Arbeit, darf man sagen, scheint langsam heranzureifen. „Der Augenblick für einen Krieg ist günstig, sagt er mit wissenschaftlicher Kühle im Conseil. Aber zu einem solchen Schritte dürfen die Minister nicht raten. Der Entschluß kann nur aus der freien königlichen Überzeugung hervorgehen.“

Aber der König schüttelt den bösen Traum vom Bruderkriege ab, geht wieder nach Gastein und befiehlt oder erlaubt Bismarck, sich mit dem feindlichen Freunde noch einmal zu einigen. Man schreibt August 65, ein Jahr nach dem Schönbrunner Gespräch, zwei Jahre nach dem Fürstentage. Jetzt „verklebt man die Risse im Bau“ und teilt die Beute: Östreich wird Holstein und Lauenburg, Preußen Schleswig nehmen, aber die Souveränität wird in beiden Ländern gemeinsam sein. Der Augustenburger fällt unter den Tisch, und zwischen Verdruß und Lachen fragt Europa: Up ewig ungedeelt?! „Damals, erzählt Bismarck, habe ich zum letzten Male im Leben Quinze gespielt, ich spielte so leichtsinnig drauf los, daß sich alles verwunderte. Graf Blome hatte nämlich gesagt, beim Quinze könnte man am besten die Menschen erkennen, und ich dachte: du sollst mich schon kennenlernen! Ich verlor ein paar hundert Taler, die ich eigentlich als im Dienste verwandt hätte liquidieren können, aber ich machte ihn irre, er hielt mich für waghalsiger, als ich war, und gab nach. Nach der Unterschrift soll er dem Andern gesagt haben: „Nun, das hätte ich auch nicht geglaubt, daß sich ein österreichischer Diplomat finden würde, mir das zu unterzeichnen!“ Östreich war damals innerlich unsicher, äußerlich ohne Bündnisse, so daß es unterschrieb; denn Preußen war es, das durch Lage und durch Wert seiner Hälfte weit mehr gewann. Als Östreich ihm schließlich das Herzogtum Lauenburg für zweieinhalb Millionen dänischer Taler verkaufte, war Bismarck glücklich: „Dadurch verliert es viel in der allgemeinen Achtung: wer kauft, ist ein vornehmer Mann, wer für ein Spottgeld verkauft, gilt für das Gegenteil!“

Nach dieser ersten „Mehrung des Staates“ hat ihn der König zum Grafen gemacht. Als er ihm nach dem Dänischen Kriege den Schwarzen Adler brachte, war es die Wahrheit, wenn Bismarck dieser Meldung an die Frau hinzufügte:

„und hat mich, was mir noch lieber war, sehr herzlich umarmt;“ auch aus dem höchsten Orden hat er sich nichts gemacht. Viel aus dem Grafenstande. Sein Sippengefühl, die stärkste seiner Erbschaften, fühlte sich gehoben, immer hatte er mit Stolz auf die Jahrhunderte und auf die Reihe der Ahnenbilder in Schönhausen geblickt, und beim Vergleich mit dem König seinen Adelsstolz durch die Erwägung gestärkt, daß die Bismarcks länger in den Marken saßen als die Hohenzollern. Aber da waren unter den Vettern und Bekannten viele, die hatten zwei Zacken mehr im Wappen, und wenn ihn Ehrgeiz zu hohen Ämtern trieb, so huschten immer wieder die Gesichter dieser gezackteren Standesgenossen vor seinem Geist vorüber: den Vettern zu imponieren, war ein Nebenzweck, und wirklich grollte und mißtraute dem simplen Gentry-Sprossen grade der Hochmut dieser Klasse.

Er brauchte das Wappen nicht, er war schon damals Bismarck in Europa; daß aber seine Frau, das kleine hinterpommersche Landfräulein, das nicht immer Ehren genug empfing, nun Gräfin, daß seine Söhne und fort und fort die Erben von nun an Grafen Bismarck heißen würden, das hat dem Junker Genugtuung für manchen Hochmut, dem ewig unzufriedenen Gemüte eher stolze Befriedigung gewährt, als alle Titel und Ämter zuvor und als die Freundlichkeit von Königinnen und Kaiserinnen. Die einzigen Menschen, denen er in der Welt vertraute, die Seinen sah er erhöht. Jetzt war Bismarck Fünfzig. Als er Fünfundzwanzig gewesen, hatte der Resignierte die Zukunft dem Freunde vorgezeichnet: „Und wenn man mich auf dem Wollmarkt Herr Baron nennt, werde ich um 3 Taler billiger verkaufen.“

Las er indessen die freundliche Begründung, die der König dieser Ernennung gab, so mochte er über den formalen Stolz lächeln: denn nachdem er seinen Herrn zwei Jahre lang Schritt um Schritt nach sich gezogen, sprach nun der-

selbe Herr von der Eroberung „als eine Folge meiner, von Ihnen mit so großer und ausgezeichneter Umsicht befolgten Regierung .. Ihr wohlgeneigter König Wilhelm.“ Wenigstens war Ich und Mein mit kleinen Lettern geschrieben.

Indessen rückt die große Abrechnung immer näher, und da er sie kommen sieht, blickt Bismarck wieder mit Spannung auf Napoleon. Er und mehr noch seine Nation schalten über die Versöhnung der streitenden deutschen Mächte, denn eben ihr chronischer Streit war Europa lieb, ja in England fängt man schon an, ein mächtiges Bündnis gegen das vereinigte Deutschland zu erwägen. Bismarck rechnet: Napoleon jetzt zu sprechen, gäbe allein die Gewißheit seiner Stimmung. Der Mann, der eben den einen Kaiser in seinem Bad Gastein überredet hat, eilt jetzt zum andern, um ihn in seinem Bade Biarritz zu bezaubern; tatsächlich ist es fast eine Reise in Feindesland, wenn er am Hoflager des Franzosen erscheint, und sich nahe der kaiserlichen Villa „Eugénie“ einmietet. Daß ihn nur die schwache Gesundheit seiner Frau zu dieser erstaunlichen Herbstfahrt veranlaßt hat, glaubt ihm niemand, außer dieser. „Ich war in den ersten Tagen wie schrecklich verzagt, schreibt sie von dort, weil ich . . mir einige Vorwürfe machte, dem armen Bismarck so viel zu kosten, ohne jegliche Hoffnung auf Hilfe! . . Es scheint mir fast, als sei ich in Homburg viel wohler gewesen.“ Aus diesen naiven Worten geht hervor, wie er nach den ersten Ehejahren der Frau seine politischen Ziele verschwieg.

War er nicht voriges Jahr weit glücklicher hier allein? Da war er, nach dem Dänischen Frieden, rasch wieder an diese Küste gefahren und hatte, ohne Kaiser und ohne Frau, nur wieder derselben reizenden Orlow und ihrem Manne die Zeit verbadet, verritten und durchmusiziert. In den zwei Jahren, seit ihn Roons Fanfaren von hier weggerufen, hat er die schöne Russin ein halbes dutzendmal ge-

troffen, begleitet, sie heißt nur Kathi in den Briefen, worunter man sich alles andere vorstellen mag als eine russische Fürstin. Nun hatten sich die glücklichen Stunden erneuert, zweimal schrieb er seiner Frau die seiner Natur völlig fremde Wendung vom Traum: „Da bin ich wirklich, mein Herz, es ist mir wie im Traum; vor mir das Meer, über mir arbeitet Kathi in Beethoven, ein Wetter, wie wir es im ganzen Sommer nicht gehabt haben, und keine Tinte im Hause!.. Wenn man mir Depeschen schickt, so ziehe ich mich in die Pyrenäen zurück. Ich werde Lubben (bei Reinfeld) doch nicht kaufen, sondern Ishoux oder etwas bei Dax. Wenn ich bedenke, wie emsig wir in Baden und selbst in Paris geheizt haben, und wie mir hier die Sonne den Paletot und die Tuchhosen abkomplimentierte, wie wir gestern bis nach Zehn im Mondschein an der See lagen, heut im Freien frühstücken, .. so muß ich doch sagen, daß im Klima eine wunderbare Gnade Gottes gegen den Südländer liegt .. Mir fehlt zum Behagen nur Nachricht von Dir.“

So leicht wird das dunkle Herz dieses Deutschen, wenn er in Gesellschaft von Ausländern, im Anblick einer schönen, von ihm verehrten Frau wochenlang an einem Strande faulenzte, was er in den Wäldern seiner Heimat nie mehr fertig bringt. Das Ferne, das Helle, das Blaue, das Meer, glühender die Sonne, bunter die Kleider der Frauen, leichter die Sprache selbst: es ist der Traum eines Deutschen.

Diesmal freilich, mit Frau und Tochter, beide leidend, ohne die russische Freundin, aufgewühlt von Plänen, sieht er vor sich einen andern Strand, diesmal ist aber ein Dichter da, Prosper Mérimée, der erkannte ihn als Ausländer besser als einer in Deutschland: „Bismarck ist geistreicher als einem Deutschen zukommt, ein diplomatischer Humboldt ... C'est un grand Allemand, très poli. Il a l'air absolument dépourvu de Gemüth, mais plein d'esprit“, und ein Jahr später: „Dieser große Mann ist zu gut vorbereitet, als daß

man mit ihm anbinden sollte. Wir werden noch manchen Ärger seinetwegen verschlucken müssen, bis wir Zündnadel-Gewehre haben.“ Doch mehr als die Kunst des Dichters bewundert man die des Staatsmannes: so groß ist also Bismarcks Fähigkeit, den Schein der Verwandlung vorzutäuschen, so rasch hat er die Deckfarbe des Landes angelegt, die er im Augenblicke braucht. Wird er auch diesen Kaiser verführen?

Dort gehen sie auf der Terrasse auf und nieder, immer das Meer neben und unter sich: mächtig, gesund, scharf raffenden Blickes schreitet Bismarck und versäumt nicht, bei jeder Wendung an die Linke des Kaisers zu treten; gelb, gebeugt und früh verfallen, obwohl nur ein paar Jahre älter als jener, mit kleinen Schritten und ruhelosen Blicken der andere; langsam folgt ihnen nur Nero der Hund. Wer die Kämpfe beider Männer heut in fünf Jahren voraussähe, läse aus ihrem Anblick schon jetzt die Entscheidung.

Wer aber zuhörte, bliebe ungewiß, ob es jemals zum Kampfe kommen müsse. Keiner von beiden wünscht ihn, der Kaiser, leberleidend, geschwächt, scheut überhaupt einen neuen Krieg, während er in gesunden Tagen sich „alle paar Jahre einen tüchtigen Feldzug“ wünschte, und würde ihn immer noch lieber im Mittelmeer oder doch in Venetien führen, weil hier die Mode der nationalen Freiheit für Italien mitzumachen und zugleich ein Stück Macht zu erwerben, also die Wünsche der Franzosen reell und ideell zu befriedigen wären. Da dieser Preis nur durch den Krieg gegen Österreich zu erringen ist, so errechnet der Kaiser aus einer Politik mit oder doch für Preußen seinen Vorteil. Was aber soll er für diesen unbezahlbaren Dienst von Preußen fordern?

Was wird er fordern? so fragt sich Bismarck, denn deutsches Land anbieten kann er nicht, an österreichischem aber ist dem Franzosen nicht gelegen. Darum spricht er am liebsten von Belgien, und da Napoleon sich zurückhält, faßt er die Lage mit mephistophelischer Kürze in dem

Satze zusammen: „Es ist schwierig, fremdes Gut jemand anzubieten, der es nicht haben will.“ Dann spricht er von der welschen Schweiz, auch von deutschen Stücken am Rhein, von Trier und Landau ist die Rede: alles nur immer im Promenieren, und in dem niemals ausgesprochenen Sinne: anbieten können wir nichts, nehmt ihr's aber, so wird euch niemand hindern. Auch der Kaiser läßt die Annexionen unausgesprochen, er spricht allgemein:

– Ein größeres Preußen würden wir begrüßen, befreit von aller Art Leibeigenschaft.

„Ein strebsames Preußen, meint Bismarck, nicht minder verschwommen, legt hohen Wert auf französische Freundschaft; ein entmutigtes müßte seine Bündnisse gegen Frankreich suchen. Übrigens muß man die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen.“

– Sobald die Umstände eine engere und speziellere Entente wünschenswert machen, resümiert der Kaiser, möge Ihr königlicher Herr mir vertraulich schreiben.

Weiter kommt er nicht, auch durfte Bismarck nicht weiter gehen, jede Bindung hatte der König streng verboten. Wird er ihm nun alles berichten? Nur, was er für gut hält, und nur, wie es der König fassen kann: mit der Macht hat Bismarcks Offenheit rasch abgenommen, jedem gibt er soviel zu wissen, als er versteht, auch dem König, der ihm noch lange nicht zum Krieg mit Habsburg reif erscheint. „Nach allgemeinen Wahrnehmungen darf ich die gegenwärtige Stimmung des hiesigen Hofes als eine uns überaus günstige bezeichnen.“ So endete im Halbllicht jener Gespräche auch der Bericht, und durch die Schleier erkennt man das Wetterleuchten seiner Seele: wie dieser Staatsmann gegen den größten Teil von Europa, gegen die Stimmung seines Volkes, gegen den eignen König den Krieg mit dem deutschen Bruder im Herzen wälzt und sich das große ehrgeizige Frankreich durch halbe Versprechungen zu sichern sucht.

Da beide einander betrügen wollten, bleibt ungewiß, wer eigentlich der Betrogene von Biarritz gewesen ist. Der Sieg der Kanonen von Siebzig hat das Duell dieser beiden Köpfe nur beendet, nicht entschieden.

VIII

Mitte der Sechziger Jahre fing Bismarck der Preuße an, ein Deutscher zu werden.

Nicht als hätte jetzt oder früher ein anderer Wunsch ihn vorwärts getrieben, als Östreich im Bunde zu schlagen; Haß und Selbstgefühl waren auch in dieser Frage stärker als Liebe und Wille zur Ordnung. Preußen an Östreichs Stelle zu bringen, Kampf und Sieg über den Rivalen war, was seine dämonische Natur erstrebte, nicht die „Deutsche Idee“; wenn ihm die Liberalen diese damals abstreiten, da sie selbst eine Art deutscher Religion beseelt, so haben sie recht. Damals waren ihm Rheinländer und Bayern um nichts vertrauter als Wiener und Salzburger, warum auch sollte er die Deutschen draußen klassifizieren? Jetzt war er bereit, wie er's vor 10 Jahren an Gerlach geschrieben, auf diese Leute schießen zu lassen, wenn eine wohlerwogene Politik es nötig machte, und wird in wenigen Monaten Sachsen, Hessen und Hannoveraner mit kaltem Blut in seinem Kriege zu Tausenden fallen sehn. Denn alles dies ist Ausland: Preußen allein ist Vaterland, Heimat.

Diese Form der Vaterlandsliebe, den Deutschen durch ihre Entwicklung eigentümlich, ist bei Bismarck eher durch ihre Weite erstaunlich als durch ihre Enge, denn wie er selber im Alter darlegt, hängt der Deutsche an seiner Dynastie, liebt deshalb meist nur eine Ecke; so liebt Bismarck im Grunde nur Pommern. Preußen aber, zufällig zusammen erobert, mit seinem damals noch schmalern Leibe, war zu groß und unlogisch gebaut, um dynastische Gefühle zu

erwecken; zwischen Köln und Memel war kein Verständnis. Bismarck war als einer der wenigen trotzdem entschlossen, dies Preußen als solches zu lieben, wie immer es gestaltet war, weil ihm die Eroberungen seines Königshauses Dogma, die Stämme aber unerheblich schienen. Als Lehnsmann des Königs von Preußen, als Ritter Brandenburgs, strebt er nur nach Mehrung dieses Landes, und hätte viel lieber im Stile früherer Jahrhunderte deutsche Fürsten besiegt, um Preußen zu vergrößern, als daß er sich mit deutschen Bundesfragen herumschlug; primus wollte er sein, und nur erzwungenermaßen inter pares. Das war die Logik seines Blutes.

Doch ein unheimlicher Intellekt, tiefe Kenntnis der Geschichte und hohe Klarheit über die Realitäten kämpften solche ihm natürlichen Wünsche nieder: er sah das Mögliche, strich das Wünschenswerte und beschloß, nach dem Sieg über Österreich seinem Preußen nur die deutsche Führerschaft zu sichern; ein paar Provinzen sollten freilich dabei mit abfallen, aber Eroberung bildete nicht mehr das Ziel. Ein neuer Ehrgeiz war in ihm erwacht. Derselbe, höchst verlässliche Zeuge Keudell, zu dem er vor 10 Jahren sagte: „Ich kümmere mich nur um Preußens Krone!“ hört jetzt von ihm: „Mein größter Ehrgeiz ist es, die Deutschen zu einer Nation zu machen!“ Vor einem Jahrzehnt, als aus dem Parteimann der Diplomat wurde, gab Bismarck gewisse reaktionäre Vorurteile preis und begann prinzipienlos nur noch mit Größen zu rechnen; jetzt, da er vom preußischen Minister zum deutschen Staatsmann erwuchs, begann er in deutschen Ländern zu denken. Daß er es aber in Dynastien tat und nicht in Stämmen, das war ihm eingeboren, und sein Verstand vermochte solche Urgefühle weder jetzt noch je zu besiegen. Darum ist Bismarck nur der größte Staatsmann seiner Zeit geworden, kein Seher der Zukunft.

Für jetzt ist ihm Österreichs schwierige Lage willkommen: Holstein, dessen Verwaltung aus der Ferne fast koloniale

Schwierigkeiten macht, möchte es an Preußen, Venetien an Napoleon für vier Milliarden Lire verkaufen. Da aber Österreich beides nicht wagt, so läßt es in Holstein aufs neue den Augustenburger Prinzen agitieren und verletzt damit den Gasteiner Vertrag, der Preußen die Mitbestimmung in beiden Ländern gibt. Jetzt kann Bismarck seinem König verletzte Rechte vorhalten, jetzt kann er ihn reizen, mit erstaunlicher Offenheit spricht er es aus: „Der König ist so geartet, sagt er dem französischen Botschafter Benedetti, daß man, um ihn zur Einforderung eines Rechtes zu bestimmen, beweisen muß, daß andere es ihm bestreiten. Wagt man seine Autorität zu beschränken, so kann man energische Entschlüsse von ihm erlangen.“ Große Beschwerde in Wien, entrüstete Antwort, Kronrat in Berlin im Februar 66. Der König ist scharf gemacht: „Wir wollen keinen Krieg provozieren, aber wir dürfen nicht vor ihm zurückschrecken.“ Alle Minister stimmen zu, nur nicht der Kronprinz. Der König: „Der Besitz der Herzogtümer ist einen Krieg wert. Man muß verhandeln und abwarten. Ich wünsche den Frieden, bin aber, wenn es sein muß, zum Kriege entschlossen, den ich für einen gerechten halte, nachdem ich Gott gebeten, mir den rechten Weg zu zeigen.“ Vor anderthalb Jahren, in Schönbrunn, hatte ihm Gott noch versichert, er habe kein Recht auf die Herzogtümer; jetzt giebt es weder einen Deutschen Bund noch österreichische Rechte mehr.

Bismarcks Hoffnungen steigen. Kontroverse mit dem Kronprinzen, die einen „leidenschaftlichen Charakter annahm“. Am selben Abend, nach einem Diktat, sitzt er am Fenster und spricht vor Keudells Ohren vor sich hin: „Wenn Mensdorff wieder in die alte Politik verfällt, so müssen wir ihm etwas Schwarz-Rot-Gold unter die Nase reiben. Die Schleswigsche und die Deutsche Frage hängen so eng zusammen, daß wir sie beide zusammen lösen müssen, wenn es zum Bruche kommt . . Ein deutsches

Parlament würde den Rest der Mittel- und Kleinstaaten in die gehörigen Schranken weisen.“ Dann nach einer Pause: „Und wenn sich unter ihnen ein Ephialtes fände, die große deutsche Bewegung würde ihn und seinen Herrn erdrücken!“ Dann „stand er schnell auf und verließ das Zimmer“. So faßt Bismarck Entschlüsse: langsam Glied an Glied zusammendenkend, dann springt ihm ein historischer Vergleich quer in die Gegenwart, mit ihm erdrückt er den Gegner, und indem er plötzlich rasch aufsteht, spricht er den Entschluß aus, den er verheimlicht.

Was beim Herannahen des Krieges zu kräftigen ist: die Diktatur wird nun auf die Spitze getrieben. Solange die Abgeordneten reden, was ihnen beliebt, ist die Stimmung im Lande zu großen Entschlüssen nicht reif: also muß der Staatsanwalt gegen Liberale wegen Mißbrauch der Redefreiheit vorgehen, wofür zwei sichere Hilfsrichter in den Gerichtshof geschickt werden. Der Landtag wütet: „Mögen Sie Ihre Richter mit allen Orden des Preußischen Staates behängen: Ihre Sterne decken die Blöße nicht, die diese Männer ihrer Ehre vor Mit- und Nachwelt geschlagen haben! Leider auch der Ehre des Vaterlandes.. So ruft man die staatsgefährliche Stimmung des Pessimismus hervor: auch ruhige Männer kommen auf den Gedanken, daß uns nur noch Tage der Rache bevorstehen!“ Das schleudert Twesten, einer der Gemaßregelten, von der Tribüne ins Land, und zielt mit den letzten Worten gradenwegs auf die Revolution, am Vorabend des Krieges.

Bismarck erwidert: „Auf diese Art kämen wir dahin, die Kammer zu einem Gerichtshof vierter Instanz über der höchsten zu machen. So kommt man zu einem Vorrecht der Abgeordneten vor andern Bürgern, wie auch die junkerhafteste Phantasie es sich nicht träumen ließ! So hätten Sie das Recht zu rohester Beleidigung und Verleumdung!“ Der Konflikt ist unlösbar geworden, aber nur ein solcher Kon-

flukt kann auch den König an der Seite seines kämpfenden Ministers halten. Der Landtag wird geschlossen. Bismarck ist mit der Lage zufrieden.

Jetzt gilt es, sich Frankreichs und Italiens zu versichern. Der König muß nun jenen Brief an Napoleon schreiben, den dieser sich für den kritischen Zeitpunkt ausgebeten: der Botschafter werde ihm alles sagen, der Augenblick sei da. Goltz sagt dem Kaiser: „Wir wollen nicht bloß die Herzogtümer haben, sondern die Norddeutsche Union unter Preußen begründen.“ Der Kaiser sagt Neutralität zu; da er indes noch andere Pläne Preußens argwöhnt, meldet er bei weiterer Vergrößerung schon jetzt Forderungen am Rhein an. Bismarck verhandelt vorsichtig weiter, schickt den ihm höchst vertrauten Bleichröder nach Paris, der Rothschild seine Wünsche überbringen und so dem Kaiser übermitteln soll. So benutzt Bismarck private Beziehungen, sogar die Juden. Bald darauf spricht Thiers in der Pariser Kammer über die bevorstehende Einigung Norddeutschlands: nur die deutsche Zerrissenheit erhalte Frankreichs Übergewicht. Stürme des Beifalls auf allen Seiten, Napoleon erschrickt und erwägt von nun an, Östreich für den Verlust Schleswigs vielleicht in Schlesien zu entschädigen, damit Preußen nicht zu mächtig würde. So geht der Länderschacher von einem Kabinett, von einem Parlament zum andern, alle Chiffrier-Bureaus überschwemmen einander mit Mitteilungen von Forderungen und Stellungen, die die Großmächte nach einem Kriege auszusprechen gedenken, der aber durchaus nicht auszubrechen braucht.

Als gleichzeitig ein italienischer General in Berlin erscheint, hat Bismarck ein Interesse, seine geheimen Bündnisverhandlungen mit Florenz in Wien wissen zu lassen, um scharfe Wiener Protestnoten heraufzubeschwören, die er wieder zur Aufputschung seines Königs braucht; er vertraut deshalb diese Pläne dem alten Wrangel an, der alles

Vertrauliche sofort weiterzugeben pflegt. Dem Italiener sagt er: „Ich hoffe, den König zum Kriege fortzureißen, kann aber dafür meine Hand nicht ins Feuer legen.“ Obwohl der General in Berlin von allen Ausländern vor Bismarcks Tücke gewarnt wird, läßt man sich in Florenz nicht beirren, und als nun die erwarteten Beschwerden aus Wien einlaufen, entschließt sich Italien zum Bündnis, derart, daß es in Venetien einmarschieren soll, sobald Preußen dasselbe in Böhmen tut. Dieser Wechsel ist in drei Monaten zahlbar. Daß er sich Waffen des Auslandes zum Kampf gegen das deutsche Haus Habsburg sichert stört diesen deutschen Royalisten keineswegs.

Nun hat er endlich den Verbündeten zur Unterschrift reif gemacht: da weigert sich sein eigener König! Nerven-zusammenbruch Bismarcks. „Unser Freund, schreibt Roon, in herkulischer Tag- und Nachtarbeit nervös abgenutzt, . . litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern infolgedessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert . . daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf dem Spiele steht, und daß er gerade jetzt aller Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf.“ In diesen Wochen denkt er und denkt Roon einmal ernsthaft daran, abzugehen, bis Roon am andern Morgen sich und den Freund wieder aufrichtet. „Sie wissen aus Erfahrung, wie das Leben beschaffen ist, schreibt Bismarck einem Bekannten: seine Erfahrungen, seine Aufgaben, seine Entbehrungen, die Unzulänglichkeit von Zeit und Kräften . . Glauben Sie nicht, daß Entmutigung mich so sprechen macht. Ich glaube an den Krieg, ohne zu wissen, ob ich ihn sehen werde; aber manchmal überfällt mich eine Erschöpfung.“ Ein ungewohnter Ton in dem Briefe dieses Kämpfers: philosophisch, entsagend, müde.

Als sich die Feinde ringsum häufen, wird er wieder lebendig; jetzt fallen auch die Konservativen zum guten Teile

von ihm ab: Kampf gegen das legitime Habsburg scheint ihnen unmöglich, man sieht in dem Minister den neuen Radowitz, während er doch vor 16 Jahren Radowitz bekämpft habe. Ludwig Gerlach, der alte Freund und Beschützer, ermahnt ihn am abendlichen Kamine und droht zwischen Sodawasser und Zigarren mit Gottes Fluch. Als er Bismarcks Politik in der Kreuzzeitung bekämpft, wird dieser zornig: „Ich bin kein Tollkopf, der das Land in Kriege verwickeln will! so grollt er den alten Pietisten an. Hier muß ich nach eigener Ansicht, ohne Einfluß anderer handeln. Ich mache das mit Gott allein ab, nicht mit meinen Parteigenossen.“ Dabei ist er „schroff, blaß, leidenschaftlich, erregt, freundliche Worte kamen nicht vor“. Als Gerlach ihn bittet, wenigstens an persönlicher Freundschaft festzuhalten, schweigt er, lehnt also ab, und hat ihn nie wieder gesprochen.

Zugleich arbeitet der Kronprinz und seine Frau, Augusta vor allem: alles hetzt gegen den Krieg, d. h. gegen Bismarck. Ein befreundeter Herzog bestellt sich beim österreichischen Minister Friedensbriefe, um sie dem Könige zu senden, Briefe und Deputationen der Treusten des Landes dringen in ihn, Prinz Karl, Senfft-Pilsach, Bodelschwingh, Gerlach, die Pietisten alle, sogar die Heilige Allianz steigt als Gespenst noch einmal aus der Versenkung. Alles sprüht und eifert, nur Einer bleibt ruhig: Moltke erklärt, als Bismarcks Kriegstrompete braust, die Meldung von österreichischen Rüstungen sei stark übertrieben. Und doch arbeitet Bismarck auf ein Losschlagen Österreichs hin, denn sein König, soviel ist gewiß, schlägt nicht zuerst los, schon aus Furcht vor seiner Frau; Augustas Taktik ist nach Bismarcks Bericht damals so antinational gewesen, daß „während an der böhmischen Grenze schon gefochten wurde, unter dem Patronate J. M. . . in Berlin Unterhandlungen bedenklicher Natur stattfanden.“

Noch toller treibt's die Kronprinzessin. „Meine geliebte

Mama, schreibt sie Ende März in fliegendem Billett nach London, . . was Du durchaus wissen muß, ist, daß der böse Mensch (the wicked man) außer sich vor Wut ist darüber, daß der König gewünscht hat, Fritz soll Dir schreiben, . . das ginge nicht, durchkreuzte seine Pläne, sei eine nutzlose Einmischung etc. . . kurz, er war sehr erbost und will jetzt . . jede Einmischung von anderer Seite lahmlegen. Das solltest Du, denke ich, unverzüglich wissen, deshalb schreibe ich es direkt, obschon es wie eine Intrige aussehen mag, was ich hasse.“ Es war keine Intrige, es war Landesverrat, und wenn Victoria auch nicht aufhört Engländerin zu sein, so sollte sie die Tradition englischer Minister lernen, die zu allen Zeiten die Einmischung verwandter Fürsten von den ihrigen ferngehalten haben.

Bismarck fiebert; zuweilen, so schildert ein Zeuge, greift er sich bei Tisch an die Stirn und sagt leise: „Ich glaube, wir werden noch alle verrückt!“

Was werden die deutschen Fürsten tun? Werden sie, werden die Stämme sich von Preußen führen lassen? Und jetzt, im Vorgefühl von solchem hohen Glück, ergreift er das überraschendste Mittel, die öffentliche Meinung zu erringen: er stellt beim Bunde den Antrag auf Berufung einer deutschen Volksvertretung aus allgemeinen und direkten Wahlen! Lassalle ist tot, aber da taucht mit einemmal einer seiner grossen Gedanken empor. „Im Hinblick auf die Notwendigkeit, schreibt Bismarck im Alter, im Kampfe gegen eine Übermacht des Auslandes, im äußersten Notfall auch zu revolutionären Mitteln greifen zu können, hatte ich auch kein Bedenken getragen, die damals stärkste der freiheitlichen Künste, das Allgemeine Wahlrecht . . mit in die Pfanne zu werfen, um das monarchische Ausland abzuschrecken von Versuchen, die Finger in unsere nationale Omelette zu stecken . . In einem Kampfe derart, wenn er auf Tod und

Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, . . nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes, die Unabhängigkeit nach außen.“

18 Jahre zurück, und der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen rief gegen das Allgemeine Wahlrecht: „Ein Pfund Fleisch und Menschenknochen gewährt keinen Maßstab!“ Worauf ihm Vincke zurief: „Seelen!“

Jetzt hat mit diesem Schusse Bismarck den Deutschen Krieg angekündigt. Das Echo war Gelächter: er, der vier Jahre lang sein eignes Land gegen die Verfassung ohne Budget als ein Diktator regierte, wagt es, die Deutschen durch ein Angebot zu verhöhnen, dem man die Furcht von weitem anmerkt? Hätte man in Deutschland gewußt, was damals der Preußische Kronprinz sagte, alles hätte ihm zugejubelt: „Bismarck treibt ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen. Ein Konflikts-Minister darf nicht die Deutsche Frage lösen.“ Aber nicht einmal der Kronprinz wußte, daß derselbe Mann schon im Jahre 60 in seiner Badener Denkschrift demselben König ein Deutsches Parlament empfohlen hatte! „Nicht also! – schreibt Treitschke, und halb Deutschland applaudiert ihm – nicht wie der Geist, den man anruft in der Not, sondern reiflich vorbereitet durch ein verfassungstreues Regiment in Preußen und darum getragen von dem festen Willen des preußischen und empfangen von der jubelnden Zustimmung des deutschen Volkes, sollte der Gedanke, den die Nation seit Jahren im Herzen trägt, die Bühne der praktischen Politik beschreiten! . . Wie betäubt schaute die Nation der plötzlichen Wendung der preußischen Staatskunst zu!“

So überströmt das deutsche Gefühl die Vernunft, die das lange Geforderte nun annehmen sollte, und während alle Ideologen Deutschlands moralisierend rufen: Nicht also!, ist Bismarck der Einzige, der sein Gefühl gegen die Parlamente schweigen und nur Vernunft regieren läßt.

Doch schlimmer als dies populäre Nein tönt seinen Ohren ein Friedensruf aus Wien: dort will man plötzlich doch wieder den Frieden, schlägt gegenseitiges Abrüsten vor: sofort wird Bismarck, dessen Körper von der Spannung seiner Nerven abhängt, ernstlich krank, er kann nur noch schriftlich mit dem Könige verkehren. Da entschließt sich Victor Emanuel, unter Napoleonischer Aufsicht zuerst zum Marschieren, – und nun macht Östreich nicht nur die nötigen Korps, vielmehr die ganze Armee mobil, denn von dem geheimen Bündnis hat es längst erfahren: Bismarck wird sofort gesund, weist mit dem Finger auf die „Betrüger“ in Wien. So tritt im Kronrat der König schärfer auf als je. Noch ein paar Sporenstiche, dann wird er springen!

„E.M. wollen sich überzeugt halten, daß es meinem Gefühle, ich kann sagen meinem Glauben widerstrebt, die höchsten landesväterlichen Entschließungen über Krieg und Frieden in zudringlicher Weise beeinflussen zu wollen; es ist das ein Gebiet, auf dem ich Gott allein getrost überlasse, E. M. Herz zum Wohle des Vaterlandes zu lenken, und mehr beten als raten möchte. Die Überzeugung aber darf ich dabei doch nicht verhehlen, daß uns, wenn es jetzt gelingt, den Frieden zu erhalten, die Kriegsgefahr später, vielleicht in Monaten, unter ungünstigeren Verhältnissen bedrohen werde. Der Friede läßt sich auf die Dauer nur halten, wenn beide Teile ihn wollen . . Wer wie E. M. alleruntertänigster Diener seit 16 Jahren mit der österreichischen Politik intim zu tun gehabt hat, kann nicht zweifeln, daß in Wien die Feindschaft gegen Preußen zum obersten, man möchte sagen, alleinigen Staatszwecke geworden ist. Sie wird sich aktiv betätigen, sobald das Wiener Kabinett die Umstände günstiger findet als jetzt. Sie in Italien, Frankreich günstiger zu gestalten, wird das nächste Streben Östreichs sein.“

So muß aufs neue Gebet, Gott und Glaube mobil gemacht werden, damit der König mobil mache. Ihn hat er ins Herz

getroffen, er hat ihn an Olmütz erinnert, er, der sich um Olmütz vor 16 Jahren mit demselben König überworfen, – und nun zittert der alte Mann vor neuer Unterwerfung, er schreibt: „Sie mögen Manteuffel . . sagen, daß, wenn ein Preuße mir jetzt Olmütz in die Ohren raunt, ich sofort die Regierung niederlege!“

Jetzt endlich, Anfang Mai, macht der König mobil, doch so, daß es noch immer nicht Krieg bedeutet. Augusta verläßt protestierend Berlin, der Kronprinz, hoher Offizier, erklärt den Bruderkrieg für verwerflich, schlechten Ausgang für wahrscheinlich, Schlesien und die Rheinprovinz vermutlich für verloren. Die Königin-Witwe, aus bayerischem Stamm, ist empört, sogar ein Teil der älteren Offiziere, in Erinnerung an ihre Väter in der Völkerschlacht, ist dagegen. Jetzt, da beide kriegerisch entschlossen sind, König und Bismarck, sind beide allein. „Ich weiß, sagt der König zu seinem Vorleser, sie sind alle gegen mich. Alle! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt!“ Bismarck zur gleichen Zeit: „Ich weiß, daß man mich überall verabscheut, aber das Glück ist wandelbar, wie die Meinung der Menschen. Ich spiele um meinen Kopf, aber ich werde bis ans Ende gehen, und müßte ich ihn aufs Schafott tragen! Weder Preußen noch Deutschland können bleiben, wie sie waren, und um zu werden, was sie sollen, gibt es nur diesen Weg.“

Ja, er spielt um seinen Kopf, dort lauert schon der Attentäter, er wartet nur, bis der gehaßte Minister sich wieder auf der Straße zeigt, denn er war krank. Als er am 7. Mai zum erstenmal wieder beim König gewesen, und nachher über die mittlere Allee der Linden nach Hause geht, hört er in der Nähe ein paar Schüsse fallen, dreht sich rasch um, sieht vor sich einen jungen Mann, der will eben aufs neue abdrücken. Im Nu ist Bismarck neben ihm, vielleicht über

ihm, packt ihn am rechten Handgelenk, zugleich an der Gurgel, aber der Mann ist nicht minder entschlossen, er hat die Waffe schnell in die Linke genommen und feuert weiter, aus nächster Nähe zwei Schüsse: der eine geht durch rasche Wendung fehl, verbrennt nur den Rock, der andre sitzt. Ein Augenblick der Schwäche, das Rückgrat ist erschüttert, aber zugleich würgt der Getroffene den Menschen weiter, bis ein Passant, bald auch ein paar Soldaten, den Attentäter fassen. Mit Staunen bemerkt Bismarck, daß er mit einem leichten Schmerz ruhig auschreiten kann, geht zu Fuß nach Hause, wo ihn Johanna und Gäste zu Tische erwarten.

Ungesehen geht er zunächst allein ins Kabinett, untersucht vor allem seine Kleider, dann schreibt er einen kurzen Bericht an den König. Nun erst tritt er in den Salon, er küßt seine Frau auf die Stirne: „Erschrick nicht, mein Herz, es hat jemand auf mich geschossen, ich bin aber durch Gottes Gnade unverletzt geblieben.“ Bei Tisch erzählt er den Fall wie ein Jagdabenteuer: „Als Jäger sagte ich mir: die letzten beiden Kugeln müssen gesessen haben, ich bin ein toter Mann. Aber ich konnte bequem nach Hause gehn. Hier habe ich die Sache untersucht: Löcher in Überzieher, Rock, Weste und Hemd, nur an der seidenen Unterjacke war die Kugel abgeglitten, ohne die Haut zu verletzen. Die Rippe schmerzte etwas wie von einem Stoß, das ging aber bald vorüber. Es kommt bei Rotwild vor, daß eine Rippe elastisch federt, wenn die Kugel aufschlägt, nachher kann man es erkennen, weil da einige Haare fehlen. So mag auch meine gefedert haben. Vielleicht ist auch die Kraft der Schüsse nicht voll entwickelt worden, weil die Mündung des Revolvers unmittelbar auf meinem Rocke lag.“

So, mit naturforschender Ruhe, erzählt er die Geschichte, ohne zu betonen, daß er sich soeben selber das Leben ge-

rettet hat, denn nur dem eingeborenen Mut, mit dem er auf den Mörder losging, nur der natürlichen Kraft, mit der er ihn würgte und hielt, verdankt er in dieser Stunde, daß er das Glas mit Wein erheben darf. Bald tritt der König ein, ihn zu umarmen, die Prinzen mit gemischten Gefühlen, dann staut sich eine nicht eben große Menge vor seinem Hause, Bismarck tritt mit seiner Frau auf den Balkon. Er war der bestgehaßte Mann in Preußen, nie hat ihm eine Menge applaudiert. Heut, weil ein Demokrat an ihm vorbeigeschossen hat, jubeln ihm die Demokraten zu, er spricht ein paar Worte und läßt den König leben. Andern Tages bringt sich im Gefängnis der Attentäter um. Blind, ein deutscher Jude aus London, der den Volksfeind beseitigen wollte. Sicher bedauert der Gerettete, daß ihm die Rache entgeht. Wäre der Knochenbau dieses Mannes wirklich eisern gewesen und nicht elastisch wie sein Geist, wäre er gefallen, so hätte sich der Konflikt zwar verschärft, aber der Deutsche Krieg hätte sich nicht zugetragen. Dies war ja kein Volks-, nicht einmal ein Kabinetts-Krieg, sondern die Erfindung eines einzigen Ministers, der Kabinett, König und Generale hinter sich herschleifen mußte. Wäre er in diesen Wochen auch nur durch Krankheit ausgeschaltet worden, so hieße das, nach Roon, „nach meiner Überzeugung die Schlacht von Kollin zum zweiten Male verlieren.“

Nach dem Attentat soll sich Bismarck als „Gottes auserwähltes Werkzeug gefühlt haben; ausgesprochen hat er das nicht“, fügt Keudell zu, aber den feinen Nerven dieses täglichen Zeugen kann solche Stimmung kaum irrig aufgefallen sein. Auf der Höhe der Gefahren, unmittelbar vor seinem eigenen Kriege, ungewiß, wie er enden würde, und nun auf wahrhaft wunderbare Art gerettet: da macht selbst Bismarcks Realismus halt für einen Augenblick und spürt geheimnisvoller Schickung nach.

IX

Zwischen dem letzten Schuß des Idealisten auf den Volksfeind und dem ersten des Realisten auf die deutschen Brüder lagen 5 Wochen. Kompensationen! rief man in Paris, noch ehe die deutsche Armee sich rührte, Napoleon, von Thiers heftig angegriffen, fängt an, seine Politik zu bereuen, glaubt aber vielleicht noch an Bismarcks pseudo-vertrauliche Worte, die er ihm durch den Italiener sagen ließ: „Wenn es von mir allein abhinge, so würde ich vielleicht um des guten Zweckes willen etwas Landesverrat treiben, und da ich viel mehr Preuße bin als Deutscher, irgendein Stück rheinischen Landes südlich der Mosel an Frankreich abtreten. Aber der König, sehn Sie, der König erlaubt mir das nicht.“ Mit weltgeschichtlichem Humore vergleicht sich in diesen Wochen Bismarck mit einem Löwenbändiger, Napoleon mit dem Engländer, „der jeden Abend vor den Käfig tritt, um mit unbeweglichem Antlitz den Augenblick zu erwarten, in dem die Bestien ihren Bändiger auffressen werden.“

Als aber ein paar Jahre später gewisse Enthüllungen den ahnungslosen König noch nachträglich stutzig machen, bestätigt Bismarck ihre Richtigkeit, „wenn auch dadurch meine persönliche Politik in ein ungünstiges Licht gestellt wird.. Ich konnte ja die Napoleonische Politik nur dadurch hinhalten, daß ich Benedetti und den Italienern stets zu verstehen gab, ich wäre ganz geneigt, von dem Pfade der Tugend abzuweichen, mein allergnädigster Herr aber nicht, und man müsse mir Zeit lassen, E. M. zu überzeugen. Daß ich letzteres nie versucht habe, wissen E. M., aber der französische Glaube, daß ich daran arbeitete, war uns sehr nützlich.“

Gerade in diesen letzten Wochen arbeitet beim König noch einmal alles gegen Bismarck, es häufen sich die Warnbriefe seiner alten Vertrauten, und Bethmann Hollweg, dessen Enkel einmal den Enkel dieses Königs in ähnlicher Weise beraten

sollte, sprach dem bösen Manne sogar sein Preußentum ab: „Jede Verständigung ist unmöglich, so lange der Mann an E. M. Seite steht, Ihr entschiedenstes Vertrauen besitzt, der dieses E. M. bei allen andern Mächten geraubt hat . . Aber es ist die elfte Stunde, und sind einmal die blutigen Würfel gefallen, so ist es zu spät.“ Der Schreibende weiß nicht, daß es schon zwölf, und der König weiß nicht, daß er gefangen ist. Denn als nun Anfang Juni die Östreicher in Holstein die Stände berufen, kann Bismarck sie endlich bundesbrüchig nennen, und nun hat er auch den König Wilhelm in Wut! „Österreich läßt Perfidie, Lüge, Vertrauensbruch einander folgen, erwidert der König einem warnenden Kirchenfürsten . . Ich habe mit meinem Gotte im Gebet gerungen, um seinen Willen zu erkennen, und, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, so habe ich nach meinem Gewissen gehandelt!“ Das alles glaubt der gute König, während doch eine gleiche Beratung mit demselben deutschen Gotte in Bethmann Hollweg die Überzeugung von der Vernichtung der deutschen Ehre befestigte, und drüben die Herren an der Donau vom selben Gotte nur mit ein wenig anderen Riten, den Schutz ihrer habsburgischen Ehre sich anbefehlen ließen.

Selbst Bismarck, der alle Hände voll zu tun hat, schlägt eines Morgens unruhvoll die Bibel als Orakel auf und sieht sogleich das Wort des Psalmisten: „Ich freue mich und bin fröhlich in Dir und lobe Deinen Namen, Du Allerhöchster Gott, daß Du meine Feinde hinter sich getrieben hast; sie sind gefallen und umgekommen vor Dir. Denn Du führest mein Recht und meine Sache aus, Du sitzt auf dem Stuhl, ein rechter Richter.“ Johanna wundert sich keineswegs, daß er sich durch diese Worte „getröstet und mit neuer Hoffnung erfüllt“ fühlt, und auch Keudell, der es erzählt, scheint sich nicht zu fragen, ob nicht vielleicht am selben Morgen Mensdorff am Ballhausplatz oder Beust an

der Brühlschen Terrasse dieselben Worte aufschlagen, die sie ebenso treuherzig als Ermutigung des Herrn auffassen dürften. Auch bemerkt niemand, wie dieser Christ – ganz Ritter, Tod und Teufel – zugleich mit einem ungarischen General über Aufstellung einer ungarischen Hilfslegion gegen dessen angestammten Herrn verhandelt, und wie er sogar seinen eigenen Herrn dazu bringt, dieses Komplott mit der Revolution von 48 zu billigen.

Ebenso reizt er dann beim Einmarsch in Böhmen die Tschechen zum Hochverrat: „An die Bewohner des glorreichen Königreiches Böhmen!“ wendet sich die Proklamation, und im Falle des Sieges wird ihnen verheißen, daß sich dann „auch den Böhmen und Mähren der Augenblick bieten dürfte, in dem sie ihre nationalen Wünsche gleich den Ungarn verwirklichen können.“

Inzwischen haben sich die meisten deutschen Fürsten auf Östreichs Seite geschlagen, Preußen tritt aus dem Bunde aus, ein Ultimatum läßt den Herren von Kurhessen, Nassau, Hannover und Sachsen 24 Stunden Zeit, sich zu bedenken. Bismarck lädt in diesen Tagen einen ihm bis gestern unbekannten Journalisten aus Paris zu Tische ein und spielt ihm einen Mittag lang mit Esprit und Pariser Erinnerungen eine Sicherheit der Stimmung vor, die dieser abends nach Hause drahtet. In der Nacht des Ultimatums geht er mit dem englischen Botschafter im Garten seines Amtsgebäudes auf und nieder. Er spricht von Attila und scheint ihn an diesem Abend für Deutschland zu entdecken. „Schließlich war doch Attila ein größerer Mann, als Herr John Bright in Ihrem Unterhause!“ Da schlägt es Zwölf, er zieht die Uhr: „In dieser Stunde sind unsere Truppen in Hannover und Hessen einmarschiert. Der Kampf wird ernst. Kann sein, daß Preußen verliert, sicher ist, es wird sich tapfer schlagen. Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht zurück. Bei der letzten Attacke werde ich fallen.

Man kann nur einmal sterben, und wenn man besiegt wird, ist es besser zu sterben.“

Zwei Wochen später ist im Norden alles entschieden, – und nun, da es von Siegen hört, beginnt ein Teil des Volkes einzuschwenken. Nach dem Attentat hat es sich kaum gerührt, man hatte die Leiche des Idealisten heimlich mit Lorbeer geschmückt, was man mit Bismarck kaum getan hätte, wenn er Unter den Linden gefallen wäre. Man hatte Karikaturen verkauft, auf denen ein stolzer Rächer mit Tellschen Zügen auf ihn schießt, und nur durch den Teufel gehindert wird, der sich mit dem Rufe dazwischen wirft: Der gehört mir! Jetzt, sechs Wochen später, wälzt sich die Menge vors Schloß, jubelt demselben Wilhelm zu, der in den Märztagen aus diesem Schloß auf eine Havelinsel flüchten mußte, der König dankt neben Roon und Bismarck, und als dieser nach Hause fährt, will ihm das Volk die Pferde ausspannen. Dann rotten sich Tausende vor seinem Hause zusammen, und einer, der es gut meint, ruft die Worte: „Hoch der tapfere General auf dem Schlachtfelde der Diplomatie!“, denn Uniform muß sein. Bismarck mit seiner Frau steht am Fenster, spricht zum Volke und darf nun den Satz wagen: „Jetzt sieht man, der König hatte doch recht!“ Als es aber donnert und die letzten Worte vom Balkon im Gedröhne verlorengehen, ruft er herunter: „Der Himmel schießt Salut!“ Solche Einfälle, die durch die Weltstadt rennen, machen den Minister auf der Straße rascher verständlich, sie geben glaubhaftere Beweise von seinen Einfällen, als alle Proklamationen.

Bismarck hatte die Volksgunst nie gesucht; heut darf er sie getrost verachten. Er sucht sichereren Grund, um den Konflikt zu lösen, schreibt Neuwahlen aus, und drei Tage nach dem ersten Schuß bittet er sogar zwei Führer seiner Feinde zu sich. Derselbe Twesten, den er vor ein paar Tagen wegen Kammerreden verurteilen ließ, kommt nun zu seinem

Feind ins Haus und fühlt bei diesem Schritte sicher den preußischen Stolz des Gehorsams, wenn das Land in Gefahr ist, obwohl er viele Stunden warten muß. Wie mit ihm, so erörtert der Minister dann mit dem Liberalen Unruh die neue Lage, wieder in der Sommernacht auf und ab, im Garten, denn den ganzen Tag war er belagert. Unruh vermißt in der Proklamation einen Satz über die Rückkehr zur Verfassung. Da wird Bismarck aufgeregt:

„Man glaubt, ich kann alles! Mir stehen Schwierigkeiten entgegen, von denen viele keine Vorstellung haben! Ich bekomme den König nicht zu allem! Wir hatten das angenommen, aber da sagt der König: Hier steht ja dasselbe drin wie in der Verfassung. Da könnte man mir ja nach dem Kriege einen Teil meiner Regimenter wieder wegnehmen! Das tue ich nicht!“

Diesmal ist es sicherlich kein Vorwand, denn wie heftig er den König auch jetzt noch zu bekämpfen hat, das zeigt die ganze Leidenschaft und Offenheit, mit der er ihn vor diesem Gegner und Antiroyalisten preisgibt:

– Wir sind heut in einer Lage, sagt der Liberale, ähnlich wie vor dem Siebenjährigen Kriege, aber, bei aller Ehrerbietung vor dem Könige – –“.

Bismarck: „– ohne Friedrich den Großen! Jawohl! Und doch muß es durchgemacht werden.. Ich bin stolz, einen König von Preußen zur Unterschrift eines solchen Aktes gebracht zu haben, wie die Berufung eines deutschen Parlamentes. Aber mit Reden und Bestimmungen läßt sich solche Politik nicht durchführen, die 500 000 Bajonnette müssen doch entscheiden.. Ein Krieg mit Ungarn, Ruthenen, Slovaken ist kein Bruderkrieg!“

– Man wundert sich noch immer, die Fahne über dem Palais zu sehen.

„Ich habe den König wiederholt gefragt, wann er abzureisen befehle, zuletzt hat er mir ärgerlich erwidert, das

werde ich selbst bestimmen. Da können Sie sehen, wie ich sogar solche Dinge nicht immer durchsetze. Der König ist beinah Siebzig und die Königin redet dazwischen!“

– Und wenn wir eine Niederlage erleben?

„Dann dankt der König ab.“

Jede dieser Antworten, die „herausplatzend“ gegeben werden, zeigt die ganze Wildheit eines Schwimmers nach dem Sprunge: jetzt gilt es nur noch das andere Ufer, und fragt man ihn etwas, so ruft er kurze Antwort herüber. Dreimal in dieser halben Stunde gibt er den König preis, denn morgen früh wird es der Demokrat seinen Genossen erzählen, das weiß er. Aber er weiß auch, was Niederlage im Felde und Abdankung für ihn selber bedeuten. Als ihm der Kronprinz von der Möglichkeit einer Katastrophe spricht, erwidert er mit derselben Wildheit: „Was liegt daran, wenn ich aufgehängt werde! Wenn nur der Henkersstrick Ihren Thron fest mit dem neuen Deutschland verknüpft!“

Drei Tage nach Abreise hält er neben dem König auf einem Hügel bei Königgrätz. Diese Schlacht ergreift die Seele eines späteren Geschlechtes vor allem durch das Schicksal des geschlagenen Feldherrn Benedeck, an dem ein leichtsinniger Monarch eine Schurkerei verübte, wie sie die Geschichte der Mannesehre nicht kennt. Für Preußen entschieden wurde die Schlacht durch das rechtzeitige Eintreffen der Korps, die unter dem Kronprinzen kämpften. „Wie Bismarck – so erzählt der Künstler Keudell – auf einem riesigen Fuchs, hoch aufgerichtet im grauen Mantel dasaß, und die großen Augen unter dem Stahlhelm glänzten, gab er ein wunderbares Bild, das mich an kindliche Vorstellungen von Riesen aus der nordischen Urzeit erinnerte.“ Aber die mystische Gestalt verschwindet, und aus ihrem Mantel tritt ein Mann mit menschlichem Herzen und man hört ihn, zwischen gräßlich entstellten

Leichen, zu Keudell leise sagen: „Wenn ich daran denke, daß einmal Herbert auch so daliegen könnte, – dann wird mir doch schlecht.“

Dabei steht er selber zwischen Granaten und fordert die Generale vergeblich auf, den König fortzuschicken. Der König kann reiten, wo er will, erwidert Roon. „Die Generale hatten alle den Aberglauben, sie als Soldaten dürften dem Könige von Gefahr nicht reden, und schickten mich, der ich auch Major bin, an ihn ab . . . Nachdem ein Knäuel von 10 Kürassieren und 15 Pferden sich neben uns blutend wälzte“, reitet er schnell an den Herrn heran: „Wenn E. M. hier einen Schuß erhielten, wäre ja die ganze Siegesfreude dahin! Bitte inständig, dieses Feld zu verlassen!“ Der König wendet sich schnell nach links in einen Hohlweg und ist nach wenigen Galoppsprüngen durch eine Hügelreihe gedeckt. Er ist 70, seit über 50 Jahren hat er keine Schlacht gesehn. Bismarck, indem er ihn fortschickt, mag sich von zwiespältigen Gefühlen erregt fühlen, an des Königs feigen Bruder denken, vielleicht auch an den Nachfolger, wenn der König fällt, wohl auch an Gott, denn er schreibt nachher der Frau den ruhig schönen Satz über den König: „Es ist mir aber doch lieber so, als wenn er die Vorsicht übertriebe.“

Als der Feind weicht, reitet Bismarck an Moltke heran: „Wissen Sie, wie lang das Handtuch ist, von dem wir einen Zipfel gefaßt haben?“

– Nicht genau. Wenigstens drei Korps. Vielleicht ist es die ganze feindliche Armee.

Als aber der Sieg entschieden ist, faßt einer der Flügeladjutanten das ganze Problem Bismarcks in die Worte zusammen: „Exzellenz, jetzt sind Sie ein großer Mann. Wenn der Kronprinz zu spät kam, so waren Sie der größte Bösewicht!“ Das hat der Empfindliche nicht übelgenommen, sondern ist in ein Gelächter ausgebrochen.

X

„Il mondo casca!“, rief im Vatikan der Staatssekretär, als am andern Morgen die Nachricht in Rom ankam. Von jetzt ab war Preußen dem Räuberfürsten Victor Emanuel verbündet und, mit ihm siegreich über die Apostolische Majestät, im Stande der Todsünde. Aber in Preußen selber wählt man am Tage der Schlacht, also ganz ohne Kenntnis des Ausganges, 140 konservative Abgeordnete. Am nächsten Tage spricht Bismarck mit dem Kronprinzen über den Frieden: die Thronrede wird versöhnend sein. „Im übrigen machen wir einen Norddeutschen Bund, als Etappe zur Einheit.“ Der Plan war klar, zur Durchführung ruft er die Kraft des Thronerben an; voll innerer Bewegung beide Männer, die wider Willen gemeinsam eine Tat vollbracht haben. Das Erstaunliche dieser Stunde bringt beide einander näher, es findet eine Art stummer Versöhnung statt, der Prinz nimmt eine Einladung des Ministers zu Tische an, die dieser zum erstenmal seit Jahren ausspricht.

Was eigentlich das Volk sei, das er seit den Schönhauser Jahren kaum mehr gesehen, geht Bismarck hier mit allen Sinnen auf, aber wie sieht er es? „Unsere Leute sind zum Küssen, jeder, so todesmutig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fond von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.“ Mit diesen Worten an seine Frau, ganz wahr und beobachtend, tut sich, wie wenn er von seinen Bauern spräche, der gutmütige Herr aufs neue kund, der Gehorsam und Hingabe fordert und alles, was ihn an Tugenden erstaunt, sich nur als Gottesfurcht und dazu nur eben bei uns Preußen erklären kann. Aufrichtig ist sein Herz gerührt, aber im Grunde fehlt

jede Brücke. Dabei fordert er durchaus nichts für sich als Minister; sein erstes Nachtlager nach Königgrätz war „was besseres als von Mist“, auf dem Straßenpflaster von Horic ohne Stroh, mit Hilfe eines Wagensitzes, rings alles voll Verwundeter, bis den Ministerpräsidenten irgendein Herzog entdeckt und besser bettet.

Dagegen wird er sogleich nervös beim Zusammentreffen mit den Generalen: daß diese Leute befehlen sollen und er selber schweigen, ist ihm schwer erträglich. Als er in einer dieser Nächte mit der Meldung geweckt wird, der König wolle früh um Vier abreiten, um ein Gefecht zu sehen, ruft er wütend aus dem Bette: „Das ist dieser unglückselige Bier-eifer der Generale! Da wollen sie dem König ein Arrière-Gardegefecht vormachen, und deswegen komme ich um meine Nachtruhe, die ich so nötig brauche!“ Mit diesem komischen Prolog beginnt sein Kampf mit den Militärs. „Wenn wir nicht übertrieben in unsern Ansprüchen sind, schreibt er gleich nach dem Siege seiner Frau, und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen, und geltend zu machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Mächten, die uns hassen und neiden!“

Während er nach Europa hinüberlauscht, rasseln die Militärs mit dem Säbel und marschieren kurzerhand auf Wien. Kriegsrat in Czernahora, er kommt verspätet, der König orientiert ihn, das schwere Geschütz würde in 14 Tage erwartet, dann ginge es auf Wien. Bismarck zittert: 14 Tage! Er ist bloß Major, seine Epaulettes sind nicht sehr glänzend, von roten Streifen ist keine Rede. Jetzt sitzt er vor der Karte und beantragt vor den ironisch aufhorchenden Generalen: die Beschießung Wiens zu vermeiden, auf Preßburg zu gehen, dort die Donau zu überschreiten, dann stünde der

Feind mit Front nach Osten entweder ungünstig oder er würde nach Ungarn entweichen und Wien ohne Schwertstreich überlassen. Der König läßt sich die Karte reichen, dann spricht er für Bismarcks Vorschlag. „Die Ausführung wurde, wie mir schien, widerstrebend in Angriff genommen, aber sie geschah . . Mir kam es für unsere späteren Beziehungen zu Östreich darauf an, kränkende Erinnerungen nach Möglichkeit zu verhüten; . . der siegreiche Einzug des preußischen Heeres hätte . . in dem österreichischen Selbstgefühl gleich jeder Abtretung alten Besitzes an uns eine Verletzung hinterlassen . . Es war mir schon damals nicht zweifelhaft, daß wir die Errungenschaften des Feldzuges in ferneren Kriegen zu verteidigen haben würden, wie Friedrich der Große . . Daß ein Französischer Krieg auf den Östreichischen folgen werde, lag in der historischen Konsequenz.“

Als einige Tage später ein neuer Kriegsrat in Brünn dennoch den Frieden in Wien zu schließen plant, sagt Bismarck ruhig und in Gegenwart des Königs: „Wenn die feindliche Armee Wien preisgibt, und sich nach Ungarn zurückzieht, müssen wir ihr doch folgen. Überschreiten wir einmal die Donau, so wird es sich empfehlen, ganz auf dem rechten Ufer zusammen zu bleiben; denn an diesem gewaltigen Défilé kann man nicht à cheval marschieren. Sind wir aber ganz drüben, so verlieren wir die Verbindungen nach rückwärts. Es würde dann das Geratenste sein, auf Konstantinopel zu marschieren, ein neues Byzantinisches Reich zu gründen und Preußen seinem Schicksal zu überlassen.“

Selten wird die geniale Kälte dieses Verstandes deutlicher. Er allein hat diesen Krieg erfunden und erzwungen, doch kaum ist alles durch eine einzige Schlacht entschieden, so weigert er sich ihn fortzuführen und bricht ihn ab, weil er in der Ferne einen sieht, den er nicht führen will, aber muß. Denn schon jetzt, zehn Tage nach der Schlacht, ist

sein Entschluß gefaßt: Friede mit Österreich ohne Beute. Der Zug der Generale nach Wien ist eben der Zug ihres Herzens, und wenn der Herr Major einen besseren Weg findet, so ist er nicht der größere Stratege, sondern er findet ihn, weil er Staatsmann und nicht Stratege ist. Aber zugleich muß er ihn so wählen, daß er dem Soldatenkönig nicht mißfällt; und doch mißfällt er ihm schon anderen Tages, als seine Generale ihm sagen, wie schlapp sich dieser Major bewiesen hat. Da greift denn der verlassene Politiker zu einem neuen Mittel und sucht mit Ironie das zu bekräftigen, was er im vorigen Kriegsrat mit einem Umweg doppelsinnig umging.

Denn schon bedrängt ihn der Franzose. Am Abend von Königgrätz hat man in Wien dem Kaiser Napoleon Venedig angeboten, wenn er den italienischen Vormarsch aufhielte. Der Kaiser, anstatt mit den anderen Mächten zu intervenieren, handelt allein und bietet Vermittlung des Friedens im böhmischen Hauptquartier an. Bismarck atmet auf! Rasch zugreifen, nichts von Österreich fordern, die Deutsche Frage durch Goltz in Paris hinschleppen: er ist, sagt er, bereit „diesem Gallier einen Hannibal-Eid zu schwören“. Plötzlich erscheint, von ungeschickten Feldwachen durchgelassen, Benedetti und steht an Bismarcks Bette: wahrhaftig ein Gespenst! Und nun beginnt der drahtliche Schacher mit Paris. Schon scheint die Gefahr überwunden, denn die Großmächte zu überflügeln ist Bismarcks Streben: da greift eine Großmacht ein, an die er nicht gedacht hat. Der König von Preußen.

Zwar, ausgezogen ist er „nur zur Verteidigung“, aber mit dem Siege, unter dem Drängen der Generale, bekommt nun auch dieser Friedensfürst Appetit auf Land, und obwohl ohne die Feder Bismarcks keiner das Schwert gezogen hätte, fordert der König entrüstet, die Feder dürfe nicht wieder verderben, was das Schwert gewonnen. Bei Napoleon als Vermittler fordert er nun: Schleswig-Holstein, Preußens Führung

in Deutschland, Kriegskosten, Abdankung aller feindlichen Fürsten, auch in Sachsen, Annexion aller dieser Länder. Dies ist Wilhelms Pfeil nach Paris. Doch Bismarck schießt einen zweiten aus dem eigenen Köcher nach: der Botschafter solle erkunden, welchen Eindruck solche Forderungen in Fontainebleau machen, denn „ich habe die Überzeugung, daß wir, wenn es mir gelingt, sie auf das verständige und für uns ausreichende Maß herabzustimmen, uns mit dem Kaiser werden einigen können“.

Napoleon, bedrängt von seinen Ministern ist „erschüttert, ja ganz gebrochen.“ Was tun! er hat einen Fehler gemacht, Österreich und Sachsen müssen erhalten bleiben, Frankreich tobt gegen die Errichtung eines Deutschen Reiches: man soll also, wenn auch nur scheinbar, den Süden vom Norden getrennt erhalten. Zugleich meldet sich der Zar und schlägt einen Kongreß vor, das heißt, auch er will verdienen: die Ansteckung, die der große Arzt verhindern wollte, ist da, das Annexionsfieber hat die Kabinette Europas ergriffen. Zugleich ist aber im preußischen Heere die Cholera ausgebrochen, sie kann den großen Krieg, der vor der Türe steht, entscheiden.

Frieden mit Österreich, nicht morgen, sondern heute! Um Quadratmeilen und um Millionen darf der Sieg nicht wieder gefährdet werden, „jede Erschwerung des schleunigen Abschlusses behufs Erlangung nebensächlicher Vorteile würde gegen meinen Rat erfolgen“. Doch da steht wieder Benedetti, nun spricht er vom linken Rheinufer; statt aufzufahren, bezaubert ihn der Sieger, statt eisern zu sein, ist er brillant: „Augenblicklich kann ich zwar keine amtliche Eröffnung entgegennehmen, aber plaudern läßt sich über alles. Frankreich hat ganz recht, man muß die Mittel suchen, um diese Idee zu verwirklichen. Das siegreiche Preußen kann nichts hergeben, man könnte aber etwa an die Rheinpfalz denken. Das leichteste ist es für Frankreich, Belgien

ins Auge zu fassen.“ Benedetti, entzückt, rät drahtlich in Paris nachzugeben. Man stimmt zu. 27. Juli 66, Kriegsrat im Schlosse Nikolsburg, alles bereit: nur noch den König gilt es zu überwinden!

„Ich war nach allen Erwägungen fest entschlossen, die Annahme des von Östreich gebotenen Friedens zur Kabinettsfrage zu machen. Die Lage war eine schwierige, allen Generalen war die Abneigung gemeinsam, den bisherigen Siegeslauf abubrechen, und der König war militärischen Einflüssen im Laufe jener Tage öfter und bereitwilliger zugänglich, als den meinigen. . Ich konnte die Gestaltung der Zukunft und das von ihr abhängige Urteil der Welt ebensowenig voraussehen, wie irgendein anderer, aber ich war der einzige Anwesende, der gesetzlich verpflichtet war eine Meinung zu haben, zu äußern und zu vertreten. . Es war mir bekannt, daß man mich im Generalstabe den Questenberg im Lager nannte, und die Identifizierung mit dem Wallensteinschen Hofkriegsrat war mir nicht schmeichelhaft.“

Hier sind die gefährlichsten Stunden in Bismarcks Leben: nicht der Kriegsrat, der folgt, sondern die Tage, die vorausgehen, die Einsamkeit des Entschlusses, das Gefühl weltgeschichtlicher Verantwortung: in diesen Tagen ist er zum ersten, im Grunde zum einzigen Male fast unabhängig. Vier Jahre später, in Versailles wird ihm die Menge der mitentscheidenden Faktoren so einseitige Entschlußkraft rauben. Heut steht er allein, und während die Tage mit Verhandlungen erfüllt sind, – denn alles geht durch seine Hand – wälzt er sich schlaflos in den Nächten, berechnend, was tun. Gibt er dem König und den Generalen nach, so kann er sich mit einem Protokoll, wenn nötig auch mit Rücktritt vor dem Lande und der Nachwelt sichern; beschließt er aber seine Ansicht durchzutrotzen, so verantwortet er sie allein gleich einem absoluten König und weiß: nur wenn es glückt, so ist es auch verzeihn.

In diesen Stunden ist Bismarck krank gewesen, sein Eintreten, Aufstehen und Dastehen im blauen Rock mit Säbel fehlt seiner Erscheinung. Er sitzt krank im Sessel in Zivil, und so ist er genötigt, den König und die Generale in seinem Zimmer zu empfangen, die aus der Frische eines Morgenrittes in den dumpfigen Raum eintreten. Trotzdem wagt er's und trägt seine Überzeugung mit allen Gründen vor. Alle Militärs wollen marschieren, der König stimmt ihnen zu: Bismarck bleibt allein. „Meine Nerven widerstanden den mich Tag und Nacht ergreifenden Eindrücken nicht, ich stand schweigend auf, ging in mein anstoßendes Schlafzimmer und wurde dort von einem heftigen Weinkrampf befallen. Während desselben hörte ich, wie im Nebenzimmer der Kriegsrat aufbrach.“

Vor 17 Jahren, auf der Tribüne hatte ihn das zum letztenmal gepackt. Die letzten Worte, die er da in die Versammlung rief, waren diese: „Wenn es wirklich gelingt, auf dem neuen Wege ein einiges deutsches Vaterland.. zu erlangen, dann wird der Augenblick gekommen sein, wo ich dem Urheber der neuen Ordnung der Dinge meinen Dank aussprechen kann. Jetzt aber ist es mir nicht möglich --.“ 17 Jahre lang hat der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen diese Frage gewälzt, bald nah, bald fern gesehen, den Knoten gelöst, verstrickt, anders gelöst, niemals ideologisch auf eine Idee, nicht einmal idealistisch auf einen Gedanken zielend, nur stets in zweifelndem Bemühen mit Spott und Ironie, mit Suggestion und Logik dies sieben-sprachige Östreich den Stein des Anstoßes unterhöhnd. Heut ist er fortgerollt, der Weg ist frei. Den destruktiven Elementen, dem Haß ist genug getan: nun will man den Bau beginnen.

Aber aufs neue steht ihm sein König entgegen. Damals hatte ihm der König verboten, die Revolution zu besiegen, gegen die er seine Schönhauser Bauern und mehr als diese

symbolische Schar, seine Entschlußkraft anbot; dieser Machthaber war feige gewesen, wurde toll und ist indessen vermodert. Heut steht sein Bruder da, mit gleicher Macht, der ist weder toll noch feig, doch auch er wollte nicht kämpfen. Kaum ist zu seinen Gunsten geschehen, was er nicht wollte, so will er nicht mehr bauen, nur noch erobern. Da sitzt Bismarck vor ihm, krank, gealtert, Zivilist, und niemand, nicht der König noch die Generale erkennen in ihm jenen Urheber der neuen Ordnung, dem sie ihren Dank aussprechen könnten. Da aber erfaßt ihn keine Wut, er droht nicht mit dem Rücktritt; schweigend geht er wie damals fort, von Blicken und Ohren seiner Gegner, und fällt in jenen Weinkrampf zurück, der ihn vor siebzehn Jahren ergriffen. Wer begreift in diesem Schlosse die antike Dramatik dieser Szene?

Aber hier ist keine Zeit zu Gefühlen, und während, etwas verdutzt, der König aufsteht und seine Generale ihm folgen, hört der gebrochene Mann, auch noch im Schluchzen, mit den feinen Diplomatenohren, was nebenan vorgeht, und weiß sogleich, was es bedeutet. Er faßt sich und er schreibt. Er schreibt die Gründe nochmals auf, die ihn bewegen, und knüpft daran die Bitte um Entlassung, wenn man ihm nicht folgen wolle. Als er am nächsten Tage mit diesem Akt zum König geht, hört er im Vorzimmer die neusten Berichte der immer steigenden Cholera, berechnet ihre Ausbreitung in Ungarn, im August, bei mangelndem Wasser und überreichen Früchten und fühlt seine politischen Gründe durch jene militär-hygienischen gestärkt. Drinnen stellt er dem König dar, wie bald Östreich, schwer geschädigt, mit Frankreich, ja selbst mit Rußland zur Revanche gegen Preußen gehen würde, wie eine Zerstörung Östreichs ein Loch erzeugen und neuen revolutionären Bildungen die Fläche freigeben würde; auch daß wir Deutsch-Östreich nicht brauchen, „eine Verschmelzung des deutschen Östreich mit Preußen

nicht erfolgen, Wien als ein Zubehör von Berlin aus nicht zu regieren sein würde . . Wir müssen rasch abschließen, ehe Frankreich Zeit zur Entwicklung weiterer diplomatischer Aktion auf Östreich gewönne.“

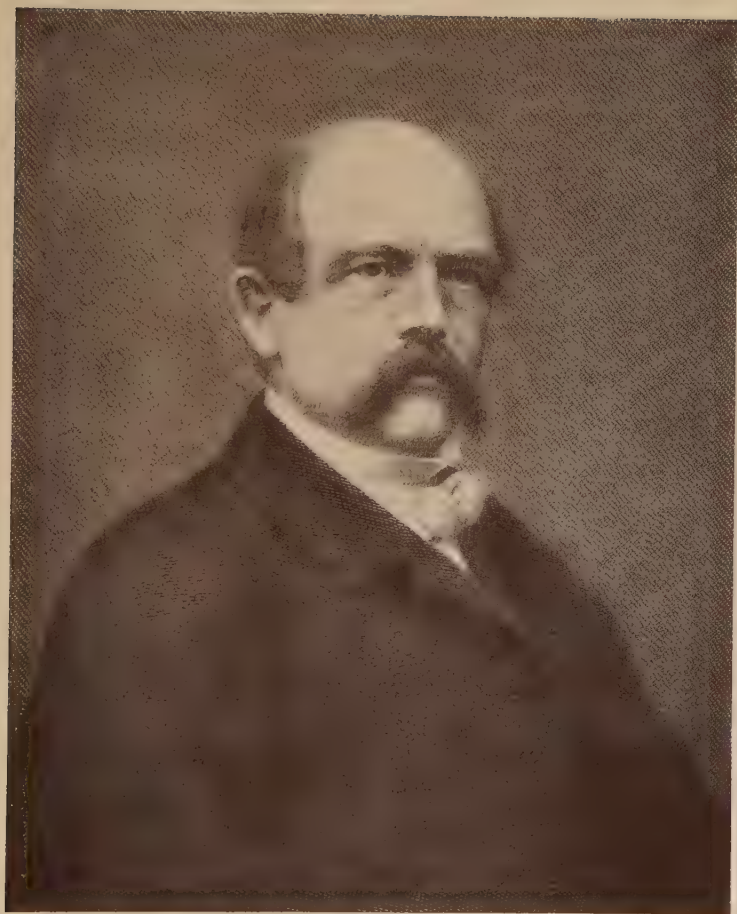
Der König erklärt solche Bedingungen für ungenügend, fordert Schlesien von Östreich und andere Fetzen Landes von den anderen deutschen Staaten. All dies schlägt der Minister ihm ab, warnt vor verstümmelten Ländern, wie vor der Rache unzuverlässiger Genossen. Aber der König ist Offizier und nichts als das, im Grunde will er ja nur den Siegeslauf der Armee nicht unterbrechen, und da er keine Gegengründe findet, wirft er sich in die Brust und ruft aus:

„Der Hauptschuldige kann doch nicht ungestraft ausgehen! Die Verführten können leichter davonkommen!“
Bismarck erwidert:

„Wir haben nicht eines Richteramtes zu walten, sondern deutsche Politik zu treiben. Östreichs Rivalitätskampf gegen uns ist nicht strafbarer als der unsrige gegen Östreich. Unsere Aufgabe ist Herstellung oder Anbahnung deutsch-nationaler Einheit unter Leitung des Königs von Preußen.“ Diese drei Sätze in ihrer übernationalen Gerechtigkeit und aufbauenden Einsicht hat Bismarck nie übertroffen und auch nie wieder formuliert. Er weiß so gut wie wir Nachgeborenen, was es heißt acht Millionen Deutsche aus einem Reiche auszusperren, zu dem sie ein Jahrtausend lang gehörten. Weiß er auch, daß er damit jenes Östreich aufzulösen beginnt, auf das er später seine Sicherheit nur allzu sehr begründen wird? Die Wunde sogleich zu heilen, ist sein leidenschaftlicher Wunsch: er will weder Land, noch Geld, will nichts als vernünftige Einigung zusammengehöriger Stämme, verzichtet auf die Auswirkung der Kanonen, stellt Klugheit über Macht. Hier und nur hier in Nikolsburg nähert sich Bismarck den Staatsgedanken des zwanzigsten Jahrhunderts.

Aber der Mann ihm gegenüber ist noch im achtzehnten geboren, er kann dies nicht verstehn und gerät in eine so lebhafte Erregung, „daß eine Verlängerung der Erörterung unmöglich war, und ich mit dem Eindruck, meine Auffassung sei abgelehnt, das Zimmer verließ“. Sein erster Gedanke ist als Offizier beim Regiment einzutreten, also den Krieg, den er für töricht hält, mit dem Degen in der Hand mitzumachen, damit man sieht, es fehlt ihm nicht an Mut. In seinem Zimmer findet er sich „in einer Stimmung, daß mir der Gedanke nahe trat, ob es nicht besser sei, aus dem . . vier Stock hohen Fenster zu fallen;“ und ich sah mich nicht um, als ich die Türe öffnen hörte, obwohl ich vermutete, daß der Eintretende der Kronprinz sei, an dessen Zimmer ich auf dem Korridor vorübergegangen war. Ich fühlte seine Hand auf meiner Schulter, während er sagte: „Sie wissen, daß ich gegen den Krieg gewesen bin, Sie haben ihn für notwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Meinung bei meinem Vater zu vertreten.“

Nach einer kleinen halben Stunde kehrte er in derselben ruhigen Stimmung zurück und sagte: „Es hat sehr schwer gehalten, aber mein Vater hat zugestimmt.“ Dies Eingreifen für seinen Gegner ehrt den Kronprinzen und beweist die Abhängigkeit des Königs von seinem Minister. Denn wütend schreibt er an den Rand von Bismarcks Darstellung: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.“



Wie in der Komödie: ein alter Herr, der gern noch weiter tanzen möchte, doch der Leibarzt verbietet's, droht abzugehen, und da er außerstande ist, ihn zu ersetzen, bleibt ihm nichts übrig, als sich von seinem Sohne raten zu lassen: er winkt und die Musik bricht ab.

XI

Im Kupee von Prag nach Berlin, acht Tage nach der Nikolsburger Krisis, entbrennt ein neuer Kampf zwischen den beiden Männern: darf er sich schon am äußeren Feind nicht rächen, so will es der König doch am innern tun. Alles, was bisher auf der Rechten Bismarck bekämpfte, ist nun ins Hauptquartier geeilt und schwört, jetzt sei der Augenblick, die Verfassung zu stürzen, zumindest zu ändern und die wenigen Liberalen unschädlich zu machen, die in den Neuwahlen übriggeblieben. Konservative Abordnungen umringen den König und machen ihn auch in dieser Sache scharf.

Bismarck rechnet: Wer mit dem Siege in Deutschland unzufrieden sei, würde sich aus einem absoluten Preußen entfernen, die neuen Provinzen gingen in Opposition, „wir hätten dann einen preußischen Eroberungskrieg geführt, aber der nationalen Politik Preußens würden die Sehnen durchgeschnitten worden sein.“ Mit solchem Weitblick und Maß wußte er dem König auf der Heimfahrt von seinem Siege klarzumachen, grade jetzt müsse man die Verfassung betonen und – wie das in England Brauch – nach rechtswidrigem Vorgehen die Volksvertretung um Indemnität angehen.

Indemnität? Strafflosigkeit? Darum soll man bitten, nach einem solchen Siege? Muß nicht der König seinen Minister für feige halten? „Ich kann doch nicht eingestehen, Unrecht getan zu haben!“ ruft er aus, wird also wieder moralisch

und merkt nicht den Humor davon. Geduldig fängt der Minister an ihm zu beweisen, das bedeute „nur die Anerkennung der Tatsache, daß die Regierung und der König, rebus sic stantibus, richtig gehandelt hätten; die Forderung ist ein Verlangen nach dieser Anerkennung“, was zwar verkehrt, aber dem König verständlich ist. Und alles ist eilig, denn morgen schon soll in der Thronrede ein Satz in diesem Sinne stehn. „Diese stundenlange und mich sehr angreifende Unterredung, weil sie meinerseits in vorsichtiger Form geführt werden mußte, fand im Kupee zu dreien statt, mit König und Kronprinzen . . Der letztere unterstützte mich nicht, obschon er in dem leichtbeweglichen Ausdruck seines Mienenspiels mich wenigstens durch Kundgebung seines vollen Einverständnisses seinem Herrn Vater gegenüber stärkte . . Schließlich gab der König, mit Widerstreben, auch dazu seine Einwilligung.“

So haben sich die Fronten gedreht: noch vor vier Wochen Bismarcks Feind und Gegner des Königs, vermeidet der Kronprinz jetzt, laut gegen die Indemnität zu reden, weil ihn sein Vater als liberal kennt, aber er feuert durch Zeichen den Feind von gestern an, fest zu bleiben. „Wir wünschen den Frieden, sagt bald darauf der Minister im Landtag. Wir werden die nächsten Aufgaben . . mit Ihnen in Gemeinschaft lösen. Ich schließe dabei Erfüllung der in der Verfassung gegebenen Zusagen keineswegs aus.“ Nach diesen Worten hört Bismarck zum erstenmal im Leben lebhaftes Bravo auf allen Seiten. In großen Gedankenbogen fährt er fort: „Die Aufgaben der gegenwärtigen Politik sind noch ungelöst, die glänzenden Erfolge der Armee haben nur unseren . . Einsatz gewissermaßen erhöht, wir haben mehr zu verlieren als vorher . . Gewiß ist, daß in Europa Sie kaum eine Macht finden werden, welche die Konstituierung dieses neuen deutschen Gesamtlebens in wohlwollender Weise förderte . . Deshalb, meine Herren, fordert

unsere Aufgabe die Einigkeit des gesamten Landes, der Tat nach und dem Eindruck nach . . Ich bitte Sie, den Blick nur nach außen zu richten und die Notwendigkeit im Auge zu behalten, daß wir Rücken an Rücken stehen und das Gesicht dem Auslande zuwenden müssen.“ Metallene Worte. Mit großer Mehrheit wird die Indemnität bewilligt, d. h. wörtlich: das Haus verzichtet auf das Recht der Anklage gegen die gesetzwidrigen Schritte der Regierung.

Auch einige von den liberalen Führern, Lasker und Vincke, sind dafür: das hat Bismarck vorausgesehen und eine Spaltung seiner liberalen Feinde angestrebt; sie bilden fortan die Nationalliberale Partei. Aber die Radikalen haben in dieser Lage so wenig Humor wie der König. Waldeck: „Wir verwahren uns gegen eine Abschwörung dessen, wofür wir gekämpft haben.“ Virchow: „Hüten wir uns den Götzendienst des Erfolges zu treiben!“ Wäre also Politik wirklich nichts als angewandte Philosophie? Die Kunst des Möglichen nennt sie dieser Minister, und wenn in ihr nichts anderes als der Erfolg entscheidet, so ist es nur der Götzendienst der Prinzipien, der nun noch weiter triumphieren soll. Freilich haben die Kanonen von Königgrätz nicht auch die Frage zwischen Macht und Freiheit zu Bismarcks Gunsten gelöst, und doch muß der Götzendienst des Erfolges an der Stelle beginnen, wo jener Adjutant auf Bismarck zuritt und sagte: Wäre der Kronprinz zu spät gekommen, so wären Sie jetzt der größte Verbrecher!

Erst ein Jahrzehnt später, als diese Kämpfe schon Geschichte waren, sammelte sich Bismarck einmal Virchow gegenüber zu dem Geständnis: „Ich habe volle Achtung vor der Entschlossenheit, mit der die damalige Volksvertretung, was sie für recht hielt, vertreten hat. Sie konnten damals nicht wissen, wo diese Politik hinauswollte, ich hatte auch keine Sicherheit . . Und hätte ich es Ihnen selbst sagen können, so konnten Sie antworten: Uns steht

das Verfassungsrecht höher als die auswärtige Politik. Da bin ich weit entfernt gewesen, jemand einen Vorwurf zu machen, – oder ich bin es wenigstens jetzt, wenn auch in der Leidenschaft des Kampfes ich es nicht immer gewesen sein mag.“

Für jetzt dreht sich auch im Landtage der Wind: nun stürmt im Hause und bei Hofe alles Konservative auf ihn ein, er müsse mehr annectieren, denn noch ist der Frieden nicht unterzeichnet. Der König vor allem möchte im letzten Augenblick in Deutschland zusammenraffen, was ihm sein Minister in Östreich weggerissen; derselbe, der vor einigen Jahren in Schönbrunn keine Rechte auf Schleswig zu haben erklärte, der vor drei Monaten nur im Gebet sich Gottes Votum zum Kriege abgerungen, ist jetzt von seinen Erfolgen so verjüngt, daß er an Roon die köstlichen Worte richtet: „Das macht Lust, gleich einen neuen Krieg anzufangen!“ Die Kluft zwischen West- und Ostprovinzen muß nun endlich ausgefüllt werden! Wir müssen uns durch Hannover und Kurhessen „abrunden“, und da die Württemberger das kleine Fürstentum Hohenzollern geschluckt haben, so muß man ein Stück ihres Nordens preußisch machen, und Ansbach und Bayreuth, die den Ahnen gehörten, müssen auf alle Fälle zur Hausmacht zurück!

Bismarck lehnt auch davon die Hälfte ab, doch nicht nur dem Könige. Da kommen zur großen Länderbörse in Berlin die Badenser, beweisen, wie ein großes Bayern die deutsche Einigung verhindern kann, nur das Gleichgewicht zwischen den Südstaaten, d. h. ein um ein Stück Bayern vergrößertes Baden gewähre den Ewigen Frieden. Hat der Mann aus Baden die Tür geschlossen, so tritt der Hesse ein, um für ein abgetretenes Stück mit bayrischen Fetzen entschädigt zu werden; als er klagt, wenn Preußen Homburg fordere, so würde die Prinzessin Karl Tränen vergießen, ruft der Royalist: „Wenn wir uns in Berlin um die Tränen der Prinzessinen scherten, so bekämen wir gar nichts!“

Am artigsten geht Bismarck mit den Südstaaten um: hier sieht und streichelt er im voraus die nächste Schöne für seinen Harem. Die Bayern will er haben, „Gefühle und Familienansprüche kümmern mich nicht, auch lehne ich die Rolle der Nemesis ab, dazu mag der König sich an seinen Kultusminister halten!“ Zuerst fordert er vom bayrischen Minister Geld und Land; als er ihn hinreichend mürbe gemacht, sagt er: „Sie könnten den Frieden sehr wohlfeil haben, ohne Abtretung.“

– Wie? Und gegen welche Leistung?

„Sofortiger Abschluß des Schutz- und Trutz-Bündnisses.“ Hierauf, erzählt Bismarck, umarmte ihn der Bayer und fing an zu heulen. Ähnliches gelingt ihm mit den andern Südstaaten. In diesen geheimen Gesprächen und Akten, die nur ein paar Menschen sehen, liegt Bismarcks Lohn, und wenn er diese Papiere wegschließt: das ist sein Glück.

Drohend bewegen sich Wolken im Westen, man weiß nicht, wann es donnern wird. Als im August 66 Napoleon plötzlich wieder scharf macht und die Grenzen von 1814 fordert, ändert ebenso plötzlich Bismarck gegen Benedetti den Ton: „Wenn Sie auf dieser Forderung bestehen, so brauchen wir alle Mittel: wir rufen nicht bloß die deutsche Nation in ihrer Gesamtheit auf, sondern wir machen unsern Frieden um jeden Preis und lassen Östreich ganz Süddeutschland, wir akzeptieren sogar wieder den Bundestag: dann gehen wir vereint mit 800 000 Mann an den Rhein und nehmen das Elsaß weg. Unsere beiden Armeen sind mobil, die Ihrige nicht: denken Sie an die Folgen!“ So blufft er den Franzosen. Doch so schwankend sind in diesen Sommerwochen 66 die Balancen, daß Hohenlohe als bayrischer Premier glaubt, Bismarck will u. a. „einen Teil der bayrischen Pfalz an Napoleon abgeben. Der König sträubt sich dagegen; wenn er nicht nachgibt, so entsteht Krieg zwischen Preußen und Frankreich.“ Da fängt es

nun von der dritten Seite an und strebt nach einem Bündnis mit Preußen, um Belgien einzustecken. Auch Goltz ist dafür, anfangs September verhandelt er in Berlin eine Woche lang; Bismarck laviert, vielleicht hätte er abgeschlossen, hätten ihn nicht über die Ungewißheit dieser Dynastie peinliche Vorgefühle bewegt. Auf alle Fälle will er es schriftlich haben, er erbittet von Benedetti einen Vertragsentwurf, in dem Frankreich sich Belgien sichert, – und wird ihn zu recht ungelegener Stunde aus seinem Schranke ziehen.

So hält er bis zum Prager Frieden den Franzosen hin, bis zur Gründung des Norddeutschen Bundes. Denn das geschlagene Österreich muß im Frieden nicht bloß die Annexionierung dreier deutscher Fürstentümer und Auflösung des Deutschen Bundes anerkennen, vor allem den Bund nördlich des Mains und einverstanden sein, „daß die südlich von dieser Linie gelegenen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt, und der eine internationale Existenz haben wird.“

Das war der Satz, auf den der kämpfende Staatsmann in Nikolsburg zielte, kein Land und keine Millionen. Österreich ist Ausland, hatte er schon vor 12 Jahren geschrieben: nun sollte es vor aller Welt sich als Ausland bekennen.

Nach dem Kriege will ihn der König belohnen. Was bietet man dem schon zum Grafen erhöhten Minister? Den Generalsrang und 400000 Taler, und wie es verschämt Mobilisation statt Krieg, Indemnität statt Straflosigkeit heißen, so nennt man dies geschenkte Geld eine „Dotation“. Dergleichen kommt Bismarck sehr gelegen, aber genießen kann er es jetzt nicht: er steht dicht vor einem Zusammenbruch. Als er an jenem Septembertage, an dem sich die Armee beim Einzug in die Hauptstadt vom Volke bejubeln läßt,

neben dem König reitet und alles ringsum strahlt, gebräunt, verjüngt der König und seine Generale: da sitzt er bleich und leidend als Kürassier zu Pferde, „wie vom Krankenlager aufgestanden, das er nicht hätte verlassen sollen.“ Er fühlt die Schwäche, klagt über Erschöpfung, er sagt: „Das beste für mich wäre, wenn ich jetzt meinen Abschied nähme. Ich hätte das Bewußtsein, dem Lande etwas genützt zu haben, und diesen Eindruck zu hinterlassen. Ob ich noch schaffen kann, was zu tun übrig bleibt, weiß ich nicht.“

– Gehn Sie im Winter an die Riviera, um wieder frisch zu werden, rät Keudell.

„In Pommern sagen die Frauen, wenn die Stunde der Entbindung kommt: jetzt muß ich meiner Gefahr stehen. Im Frühjahr wird hier die gehobene Stimmung kaum mehr da sein. Wenn ich nicht ganz abgehe, und ein anderer die Sache macht, dann muß ich es drauf ankommen lassen. Ich wüßte auch niemand vorzuschlagen. Also muß ich an die Ramme, sobald meine Nerven wieder geflickt sind. Jetzt nur ein paar Wochen an die Ostsee.“

Gleich nach dem Einzug reist er ab, aber schon in Putbus bricht er in einem Gasthof zusammen, er wird von Freunden aufgenommen. Johanna eilt ihm nach, findet ihn matt und traurig dasitzen, so schlecht wie damals, als er an Venenentzündung niederbrach, sie schreibt: „Politik erregt ihm gleich Wehmuts- und Ärgergefühle. Wenn er aber ganz still sitzt, in blauen Himmel und grüne Wiesen sieht und Bilderbücher blättert, geht's leidlich.“

Da liegt er im Stuhl, irgendwo in der Fremde, weint oder flucht, wenn seine Sachen nur genannt werden, und während die Nation beginnt, in Bismarck den Mann zu feiern, der diese Siege erdacht und erzwungen hat, während sich alles ausbreitet und beglückwünscht, sitzt er im Dienst verwundet da und blättert in Bilderbüchern.

XII

An einem Nachmittage im September 66 hat Bismarck, erfrischt heimgekehrt, dem Freunde Lassalles, Lothar Bucher, die neue deutsche Verfassung diktiert, nachts hat sie Bucher durchstilisiert, am nächsten Tage wird sie im Kronrat durchgesprochen, am übernächsten allen Bevollmächtigten vorgelegt; „so frisch kamen die Abzüge aus der Druckerei, daß während der Sitzung noch immer Exemplare hereingebracht wurden“. Diese Verfassung des Norddeutschen Bundes, vom ersten Reichstag und auch später im Jahre 71 nur wenig geändert, ist fünfzig Jahre lang die Verfassung des Reiches geblieben, bis 1918. So wie sie ihr Schöpfer nach einem Jahrzehnte des Nachdenkens in fünf Stunden herunterdiktiert hat, so ist sie ein Spiegelbild seiner Staatsgedanken, man darf sagen, seiner Seele. Es war Bismarcks Verfassung, und über die Deutschen sagt sie nicht mehr aus, als daß auch Bismarck Deutscher war, d. h. Individualist.

Darum war es eine Verfassung zur Stärkung des Königtums, nicht des Volkes: es war der Sieg jener Revolution von oben, die er vier Jahre lang gegen das Volk gemacht, deren Gegner er für ein halbes Jahrhundert vernichtet hatte. Daß das deutsche Volk damals für eine Selbstregierung noch nicht reif gewesen, ist möglich, doch so wenig entscheidend wie fünfzig Jahre später; gewiß ist nur, daß nicht diese Überzeugung, sondern die volle Verachtung der Menge und ihrer Wortführer, daß die Abneigung gegen den Demos Bismarcks Entschlüsse bestimmte.

Dieser Abneigung und Verachtung entsprach in seiner Seele keine Neigung, keine Verehrung der Königsmacht, denn im Grunde traute er der gekrönten Weisheit nicht mehr zu als der erwählten; aber Selbstgefühl und Menschenhaß stimmten ihn in allen Dingen des Lebens und des Staates gegen gemeinschaftliche Beschlüsse; da er sich niemand

koordinieren konnte, wollte er immer allein verantwortlich sein; da er sich für den besten Kopf im Lande halten durfte, glaubte er, es allein am besten zu wissen. Aus diesen Grundgefühlen, aus Stolz, Haß und Mut, entsprang Bismarcks Wille zur Verantwortung, sein Widerwille gegen kollegiale Beschlüsse; diese Motive wirkten zusammen, um ihn gegen die parlamentarische Regierung zu stimmen, die moderne Form der Staatsleitung, die alle liberalen Köpfe für den neuen Staat forderten. Da er die Staatsmacht nur immer in sich sah und damals auch sehen durfte, häufte dieser machtwillige Charakter sich alle Verantwortlichkeit auf, die ein anderer von sich abgelenkt hätte. Dieser Baumeister zeichnete das Schloß, als wollte er ewig darin leben; ähnlich Lassalle, der seine Organisationen durch die gleichen persönlichen Maßstäbe gefährdete.

Sein Entwurf stellte Bundesrat und Reichstag einander als Kämpfer gegenüber: im Bundesrat sollte „die Souveränität der Fürsten ihren unbestrittenen Ausdruck finden“, wie im alten Deutschen Bunde sollten ihre Gesandten, an der Spitze der Bundeskanzler, sitzen, der „nur den Briefboten“ des preußischen Ministers des Auswärtigen darstellte. Mit diesem Kniff macht Bismarck die Fürsten, die sich dem Frankfurter Kaiser nicht unterwerfen und im Frankfurter Reich ihre Hoheit nicht verlieren wollten, in ihrer Gesamtheit zu Souveränen des neuen Reiches, wodurch in Wahrheit Preußens Vorherrschaft nur verschleiert wurde. Gesetzgebung und Exekutive lagen beim Bundesrat, in Wahrheit bei Preußen: so schottendicht konnte das gepanzerte Staatsschiff stolz und ungefährdet in die Flut des Parlamentes gleiten.

Der Ruf der Zeit scholl dagegen: auch die neue Partei derer, die zu ihrem alten Gegner übergingen, forderte in dem neuen Bunde nicht zwei Fronten wie in Preußen, sondern Einheit von Volk und Regierung, also Reichs-

minister, die dem Reichstag verantwortlich wären. Grade das war ihm verhaßt: „Da ist niemand, der verantwortlich ist; wird etwas falsch gemacht, so wird man von einer unsichtbaren Macht geohrfeigt. In diesem mysteriösen . . Kollektivum liegt eine femgerichts-ähnliche Macht, die einen immer abhängig hält.“

So, ganz Kämpfer, fing Bismarck, der bisher absolut regiert hatte, nun seine erzwungen parlamentarische Laufbahn an, wohl wissend, vor welchen Kämpfen er stand, doch kaum ahnend, mit welchen Ressentiments er sie beenden sollte. Denn all dies ging nur – und es ging selbst dann kaum, wenn ein bescheidener König in Selbsterkenntnis sich von einem überragenden Staatsmann führen ließ; kamen hochfahrende Könige mit unselbständigen Kanzlern, so suchte die unter solcher Verfassung geeinte Nation vergeblich nach Rechten, um beide matt zu setzen. Das alles wußte Bismarck voraus; aber er konnte nur heute seine eigne Macht oder morgen die Ohnmacht seines Nachfolgers stabilieren: nicht beides. Hätte er den Staat oder auch nur die Krone geliebt, wie etwa Roou, er hätte vor dieser Alternative des Schicksals gewählt wie ein König, der an seinen Erben denkt; so aber, ein Beamter, der jeden Augenblick entlassen werden konnte, mußte er seine Macht, in der er den Staat am besten geborgen fühlte, vor der Laune der Parteien retten und durfte die Schwankungen des Königs trotz aller Widrigkeiten geringer einschätzen als die eines Reichstages.

Zwar, man versucht ihn zu bekämpfen; damit denn doch der Schein moderner Staatsgewalt erstände, setzte man die Formel durch: „Die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums werden im Namen des Bundes erlassen und bedürfen zur Gültigkeit der Unterzeichnung des Bundeskanzlers, der dadurch die Verantwortung übernimmt.“ Vor wem: vor dem Reichstag? Dem Bundesrat? Dem König?

Dem Staatsgerichtshof? Alle Anträge zur Beantwortung dieser Frage wurden vom Reichstage abgelehnt, Bismarck lachte, und um den Spalt völlig zu schließen, der ihn, den Herrn von Preußen, von jenem Bundeskanzler trennen konnte, entschloß er sich kurz, an Stelle Savignys, der sich als Briefträger alias Kanzler, zu gut war, sich selber dazu zu ernennen. Der Bundeskanzler in Personalunion mit dem preußischen Minister-Präsidenten: das war der Ausweg, mit dem er sich den Einwurf seiner Gegner zum Gewinn umschuf, denn nun entwickelten sich alle Reichsämtler logisch vom Bundeskanzler aus, alle wurden seine Beamten.

Da stand er nun, allein verantwortlich, wem, das wagte niemand zu sagen, wahrscheinlich Gott. Da stand er, freilich auch im Quellpunkt aller Rivalität, die ihm von nun an 23 Jahre lang der Reichstag entgegenwarf. Warum aber nahm der Reichstag an, was ihm der Minister darbot? Wenn das Haus wollte, konnte es den ganzen Entwurf ablehnen! Für ihre Diäten fand sich zunächst im Hause eine Mehrheit zusammen; für die Kontrolle, das Mitregieren, die Volksmacht im Staate fanden sich nur 53 Stimmen. Nur die Volkspartei, ähnlich dem Deutschen Arbeiterverein, sagt in einem klaren Programm: „Einigung Deutschlands in einer demokratischen Staatsform, keine erbliche Zentralgewalt, kein Kleindeutschland unter Preußen, kein Großdeutschland unter Österreich.“

Da diese Verfassung nicht wie die preußische oktroyiert, sondern von den Erwählten des Volkes votiert worden ist, so trägt auch das „Volk“ die historische Verantwortung für alle ihre schicksalsreichen Folgen.

Man hatte sogar nach allgemeinem, gleichem Wahlrecht gewählt, und zwar geheim, obwohl dies Bismarck mit dem wunderlichen Hinweis bekämpfte, es widerstrebte dem offenen germanischen Volkscharakter. Lassalle war tot, der dies Wahlrecht ihm zuerst nahegebracht, aber die Wette,

die sie beide wortlos eingegangen, hatte er vorderhand verloren, denn in der Tat bestätigte sich Bismarcks Hoffnung auf die monarchischen Preußen. Die Demokraten sahen es kommen, konnten indes von ihrem lange geforderten Wahlrecht nicht abgehen, ohne lächerlich zu werden; Bismarck aber sagte, „wenn sich das allgemeine Wahlrecht nicht bewährt, so müssen wir es wieder abschaffen“, und schloß auf alle Fälle gegen den Wunsch der Mehrheit Diäten aus, um im Reichstage den Besitz zu begünstigen. Mit innerer Verachtung sah er die Mehrzahl seiner liberalen Feinde zu sich übergehen, nur weil Roons und Moltkes Heere seine Politik realisiert hatten: nur 19 Freisinnige lehnten seine Verfassung als „mangelhaft, die Volksrechte beschränkend und gefährdend“ ab, mit ihnen der eine Sozialdemokrat, der Lassalles Gedanken in diesem Hause vertrat. Rechtsstaat und Volksrecht verblaßten, seit Blut und Eisen gesiegt, Altkonservative wie Gerlach verblaßten, seit man die deutsche Einigung ohne Östreich vollzogen hatte.

Die stärkste Partei war die neue, die schon im Doppelnamen National-liberal den Ausgleich zweier Welten dokumentierte. Lasker, Twesten, Forkenbeck, Unruh waren vom preußischen Landtag, Bennigsen aus Hannover als ihr Führer aufgetreten, Schwerindustrie und Schiffsreeder brachten ihnen Geld, Gelehrte brachten Formulierungen; Bismarck zählte die Stimmen, gab in ein paar Formalien nach und war froh, in seinem Bundesrate die Seele des neuen Reiches allmächtig zu sehen. Denn obwohl er nur 17 von 43 Stimmen hatte, so hielt er darin ein Präsidium von solcher Gewalt, wie es Habsburg niemals in Deutschland besessen. „Die Form, schrieb er an Roon, in welcher der König von Preußen die Herrschaft in Deutschland übt, hat mir niemals eine besondere Wichtigkeit gehabt; an die Tatsache, daß er sie übt, habe ich alle Kraft des Strebens gesetzt, die mir Gott gegeben.“

König, Kanzler und Armee: das war, was Bismarck mächtig sehen wollte, und gleich begann der Kampf im neuen Reichstag dort, wo er im alten Landtag aufgehört hatte: beim Rechte Geld für die Armee zu verweigern. Jetzt freilich trat er auch im Landtag gewaltig auf: „Wenn man fünf Jahre lang schwer gekämpft hat, um das zu erreichen, was hier vorliegt, wenn man die beste Zeit seines Lebens, seine Gesundheit dabei geopfert hat, . . dann treten Herren, die von allen diesen Kämpfen wenig erfahren haben, in einer Weise auf, . . bei der ich nur empfehlen kann, eine der ersten Szenen von Heinrich IV. nachzulesen, was Heinrich Percy für einen Eindruck hatte, als der dort besagte Kammerherr kam, die Gefangenen abforderte und ihm, der wund und kampfes-müde war, eine längere Vorlesung über Schußwaffen und innere Verletzungen hielt.“ Und als man dann für den Reichstag das Budgetrecht fordert, d. h. die Entscheidung über die Armee, da ruft Bismarck pathetisch von der Tribüne: „Was würden Sie wohl einem Invaliden von Königrätz antworten, wenn er nach dem Ergebnis dieser gewaltigen Anstrengung fragt? Sie würden ihm sagen: ja freilich, mit der deutschen Einheit ist es wieder nichts geworden, die wird sich wohl bei Gelegenheit finden . . Aber wir haben das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses gerettet, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen . . Darum haben wir um die Mauern von Preßburg mit dem Kaiser von Östreich gerungen!“

16 Jahre zurück, und auf derselben Tribüne steht der Abgeordnete von Bismarck-Schönhausen, bekämpft den Krieg mit Östreich, den alle Liberalen von den Ministern Radowitz und Manteuffel wegen der Schmach von Olmütz fordern, und ruft: „Werden Sie nach einem solchen Kriege den Mut haben. . . vor den zusammengeschossenen Krüppel, vor den kinderlosen Vater hinzutreten und zu sagen: Ihr habt viel gelitten, aber freuet euch mit uns: die Unionsverfassung

ist gerettet!“ Ist keiner der Hörer von Damals heut im Saal, der den Minister an jenes Wort erinnert und erwidert: Genau, was Radowitz wollte, die Deutsche Union unter Preußen mit Ausschluß Östreichs, das ist nach 16 Jahren uns nun erstanden, und Bismarck, der damals, weder Graf noch Staatsbeamter, „die bravoschwangere Stimme des Redners, seinen mystischen Ausdruck und das glänzende Mosaik seiner phrasenreichen Rede“ zu Unrecht verspottete, brauchte jetzt im Grunde nur jene Rede von Radowitz zu wiederholen! Denn jener Krieg, den er verhindert, und der, den er geführt, beide hatten zum Ziele nichts als die neue deutsche Verfassung, und dem Invaliden von Königgrätz war Bismarcks Kabinettskrieg nicht trostreicher, als der von Radowitz gewesen wäre.

Denn die deutsche Einheit war auch jetzt nicht geschaffen. Zwar die süddeutschen Demokraten strebten dahin, von ihren Fürsten war aber einer reichsfeindlicher als der andere; nur der Badenser Schwiegersohn des Königs Wilhelm schien loyal. Als Bismarck die Süddeutschen zu einem gemeinsamen Zollparlament beruft, wehren sich alle gegen die Zumutung, hier sei „die Vorstufe zu einem Deutschen Reiche“, und als der Bayerische Gesandte auf den preußischen Konkurrenten seines Königs ein Hoch ausbringen soll, wird es ihm „sehr sauer, aber es ließ sich nicht vermeiden“. Fürst Chlodwig Hohenlohe, der dies vermerkt und damals Bayern führt, ist samt Hof und Gesellschaft gegen den Beitritt zum Bunde, nicht nur als Katholik; wegen der „historischen Stellung des Hauses Wittelsbach“ will man dort nur einen Deutschen Staatenbund, lieber Anschluß an Östreich als an Preußen, und Hohenlohe hat nach Königgrätz für den Fall des preußisch-französischen Krieges verzeichnet: „Dann werden wir (Bayern) mit Östreich und Frankreich gehen.“ In Württemberg will man noch Anfang 70 „lieber französisch als preußisch“ werden, aber aus umgekehrten

Motiven, man möchte das Heer dort nach Schweizer Muster zur Miliz umschaffen, nicht „als Werkzeug zum Völkermorde mißbrauchen“, während zugleich die Königin, geborene Ruszin, Politik gegen Preußen macht. Am schönsten offenbarte der Großherzog von Hessen sein deutsches Herz, indem er, samt seinem Minister Dalwigk, im Herbst 68 dem Gouverneur von Strassbourg persönlich rät, jetzt solle Frankreich losgehen, zugleich Hessen links vom Rhein anbietend, wenn Napoleon es auf Kosten Badens entschädigen würde.

Bismarck wartete gelassen, er ließ Zeit, Staaten und Menschen herankommen. „Strategisch genommen, sagte er dem Württemberger Minister noch im Frühjahr 70, ist die Verbindung mit dem Süden keine Verstärkung für uns, und auch politisch haben wir kein Bedürfnis, uns zu verschmelzen: man weiß nicht, wer Preußens ärgere Feinde sind, Ihre Partikularisten oder Ihre Demokraten . . Für den rechten Politiker kommt zuerst das Notwendige, dann das Wünschenswerte . . Wenn ich einen Kirreplatz anlegen will, schieße ich nicht gleich die ersten Ricken weg, sondern warte, bis das Rudel die Fütterung angenommen hat.“

XIII

Seit 10 Jahren und wiederum seit 10 Monaten war Bismarcks Blick nach Frankreich gerichtet: hier saß die einzige Macht, die ihm sein Ziel entrücken konnte. Deutschland zu einigen, ohne Frankreich zu bekriegen, das war der Ehrgeiz des Diplomaten, denn auf nichts war er so stolz wie auf die Kunst, mit der er in den letzten Kriegen Frankreichs Intervention verhindert hatte. Freilich schien seiner gewalt-samen Natur der Krieg zunächst als „der natürliche Zustand des Menschen“, aber so wenig er aus seiner Volksfeindschaft den praktischen Schluß zog, nur mit Junkern zu regieren, so wenig hat ihn Freude an gefährlicher Jagd

und wilden Wäldern, an Duellen und Manövern jemals den Krieg als Ertüchtigung der Nation suchen lassen; nicht einer unter den zehntausenden geschriebener oder gesprochener Sätze, die man gesammelt hat, preist den Krieg als Stahlbad der Jugend, niemals spricht er in seinen Kriegsbriefen von der Großen, nur von der Ernsten Zeit. Seit er aber den Krieg in Böhmen mit Augen gesehen, seit ihm die Söhne heranwuchsen, wurde Bismarck kriegsfeindlich; immer wieder betonte er, nicht bloß gegen die Fremden, die er beruhigen wollte, auch gegen Vertraute, der Anblick der Schlachtfelder, noch mehr der Spitäler habe ihn noch vorsichtiger gemacht.

Dazu trat das entschiedene Bewußtsein seines Handwerks. Je weiter sein Name in und über Europa drang, je größere Kreise sein Zynismus umspannen durfte, um so geringer erschien ihm die Kunst des Feldherrn. „Die Leute sind noch viel dümmer, als ich sie mir dachte!“ sagte er allgemein nach den ersten Monaten der Ministerschaft. Da er aber das Fürchten nie gelernt und in diesem einzigen Punkte mit Siegfried, sonst eher mit Hagen Ähnlichkeit hatte, so stellte er ohne Schrecken auch den Krieg in seiner Apotheke auf, und beschloß zu diesem stärksten Gifte zu greifen, wenn sonst nichts hilft. Denn eben, daß Geist und Mut in diesem Mann in gleicher Stärke lebten, das macht ihn fast einzig unter den Deutschen.

Da er überdies an Eroberungen in Frankreich völlig uninteressiert ist, so reizt es ihn weit mehr, Frankreich selber diplomatisch zu schlagen, als es mit den Waffen durch Moltke schlagen zu lassen, und wirklich hat er immer wieder Perioden, in denen er den Krieg für vermeidbar hält. „Wir haben, sagt sein Rückblick im Landtag Ende 66, wir haben bei einem Kriege mit Frankreich, selbst bei einem glücklichen, nichts zu gewinnen. Der Kaiser Napoleon, im Widerspruch zu andern französischen Dynasten, hat in

seiner Weisheit erkannt, daß Frieden und Vertrauen im Interesse beider Nationen liege, daß sie von Natur nicht berufen seien, sich gegenseitig zu bekämpfen, sondern als gute Nachbarn die Bahn des Fortschritts miteinander zu wandeln . . Es kann für Frankreich nicht erwünscht sein, daß in Deutschland eine Übermacht . . unter Östreichs Leitung geeint entsteht. Ein Reich von 75 Millionen, ein Östreich bis an den Rhein, – selbst ein Frankreich bis an den Rhein würde kein Gegengewicht bilden . . Nur in einem von Östreich getrennten Deutschland sind die Berührungspunkte, die zu feindseligen Beziehungen führen können, weniger zahlreich . . Ich glaube, daß Frankreich in richtiger Würdigung seiner Interessen weder zugeben könnte, daß die preußische Macht, noch daß die österreichische verschwände.“ Vor zehn Jahren hatte er Napoleon im Park von Fontainebleau gesagt: „Sie würden in den Sumpf geraten.“

Fünf Jahre lang hatte er ihn mit Belgien hingehalten, und wenn er sich stark fühlte, ihm Luxemburg als ein Belgien dritter Klasse empfohlen; denn der Landhunger der über Preußens Wachstum nervös gewordenen Franzosen ging im Grunde nur auf Quadratmeilen; ob nun in Nizza, Brüssel, Trier, Landau oder Luxemburg, war beinah gleich. Nichts deutet besser die Prestige-Natur von Napoleons Ansprüchen an als diese Wahllosigkeit, die nicht das Nötigste entschlossen fordert, sondern schwankend ein Erwünschtes zu haschen sucht. Mit Belgien war Bismarck besonders freigebig; jetzt, nach Auflösung des Deutschen Bundes, durfte er es auch mit Luxemburg sein und räumte sofort ein, Preußens Besatzungsrecht sei in Luxemburg erloschen. Es wäre ihm als billigste und bequemste Befriedigung Frankreichs erschienen, wenn der König von Holland, der durch Erb- und Tauschgeschäfte seit 30 Jahren Herr jenes Ländchens war, es auf Napoleons Angebot für ein paar Millionen Franken verkauft hätte: rasch den Kauf unterzeichnen, dann erst uns mitteilen, das war

sein Wunsch an Benedetti, um vor dem Reichstag nur ein *fait accompli* zu vertreten.

Auf die ersten Nachrichten aber erhebt sich in Deutschland ein Lärm, wie damals um Schleswig-Holstein: „kern-deutsches Land darf nicht an den Erbfeind fallen“; auch der Generalstab ist für Krieg, weil Frankreich nicht fertig sei. Bismarck verhindert ihn, warnt die Gegner durch Publikation der Schutz- und Trutzverträge mit den Südstaaten, spielt zugleich mit der Furcht des holländischen Königs, dem er nie sagt, was er selber will, und läßt sich auch von einem geistesgegenwärtigen ungarischen General nicht überraschen, der ihn in plötzlicher Wendung auf den Krieg mit Frankreich bringt. „Noch heute sehe ich den Blick funkeln, der aus seinem Auge sprühte, als er seine Gedanken erraten sah, er wußte sich jedoch in einer Weise zu beherrschen, die ich nur bewundern konnte, und sagte in leutseligem Tone: „Ich will durchaus keinen Krieg mit Frankreich.“ Dann ersucht er den Ungarn, Napoleon zu sagen, er möge doch Benedetti abberufen: „Übrigens kennt S. M. meine Ideen über Belgien aus dem Vertragsentwurf, den ich mit Benedetti besprochen habe. Was Luxemburg betrifft, so werde ich gar nicht fragen, ob die Mehrheit dort für Frankreich ist, sondern sagen: nehmen Sie es!“ Als der Ungar in den Tuileries dies erzählt, sagt der Kaiser: „Ich begreife, daß Benedetti ihm unbequem ist, er hat uns schon zu viel versprochen. Übrigens bietet Bismarck uns immer an, was ihm nicht gehört.“

Bismarck will den Krieg vermeiden, einem Abgeordneten stellt er es so dar: „Für absolut unvermeidlich kann ich den Krieg nicht halten, denn ich sehe weder für Frankreich noch für uns ein ernstes Interesse, das die Entscheidung der Waffen fordert . . Nur für die Ehre des Landes – nicht zu verwechseln mit dem sogenannten Prestige! – für seine vitalsten Interessen darf man einen Krieg

beginnen, kein Staatsmann hat ein Recht dazu, bloß weil er nach subjektivem Ermessen ihn in gegebener Frist für unvermeidlich hält. Wären zu allen Zeiten die Minister des Äußeren ihren Souveränen oder Feldheeren in die Feldzüge gefolgt, so würde die Geschichte weniger Kriege zu verzeichnen haben. Ich habe auf dem Schlachtfelde und, was noch weit schlimmer war, in den Lazaretten, die Jugend hinstehen sehen und sehe jetzt aus diesen Fenstern manchen Krüppel durch die Wilhelmstraße gehen, der heraufsieht und bei sich denkt: wäre nicht der Mann dort oben und hätte er nicht den bösen Krieg gemacht, ich säße jetzt gesund bei Mutter. So hätte ich keine ruhige Stunde, wenn ich mir vorwerfen müßte, leichtsinnig oder aus Ehrgeiz oder auch aus Ruhmsucht für die Nation gehandelt zu haben.“

An seinem Schreibtisch, abends im Gespräch, Dinge wie er sie gleichzeitig auch dem vertrauten Keudell mitteilt, Wahrheiten, mehr gefühlt als die berechnete Haltung auf der Tribüne: da sieht man, ohne Gott und ohne König, in ein Menschenherz, wie es die Mathematik des Schachmeisters beunruhigt und kontrolliert, und man glaubt, auf dem Gipfel im einsamen Raum des Observatoriums vor dem Seismographen zu stehen, der mit unbestechlichem Zeiger die Erschütterungen des Erdinnern aufzeichnet.

Aber der König von Holland hatte Angst vor den Ausbrüchen dieses Vulkans und eröffnete Bismarck die Offerte des Franzosen. Die Aufregung im Lande steigt, alle Welt spricht von der Abtretung, die bald erfolgen soll, am ersten April tritt Benedetti vormittags bei Bismarck ein, gratuliert zu seinem preußisch pünktlichen Geburtstag, will ihm „eine wichtige Mitteilung machen“, wird aber unterbrochen:

„Ich habe jetzt keine Zeit zu Geschäften, ich muß in den Reichstag, um die Interpellation wegen Luxemburg zu beantworten. Begleiten Sie mich, dann will ich Ihnen den Inhalt meiner Antwort sagen. Von einem Abschluß der Ver-

handlungen darf ich nichts wissen, das würde den Bruch mit Frankreich bedeuten. Erfahre ich offiziell vom Verkauf des Landes, so müßte ich das im Reichstag sagen. Da sind wir, ich muß jetzt hinein, also, Exzellenz: haben Sie mir eine Depesche zu übergeben?“ Die Auguren lächeln.

Drinne macht sich Bennigsen durch schwungvoll patriotische Rede mit einem Schlage berühmt. Sein Pathos war vorher mit Bismarck vereinbart, um Frankreich die nationale Bewegung zu demonstrieren. „Ist die Preußische Regierung entschlossen – so schließt Bennigsen – wie es der Reichstag einmütig wünscht, im Verein mit dem Bundesgenossen die Verbindung des Großherzogtums Luxemburg mit dem übrigen Deutschland, insbesondere das preußische Besatzungsrecht in der Festung auf jede Gefahr dauernd sicherzustellen?“ Eine rhetorische Frage, denn ihr folgt ungeheure Kundgebung aller Parteien. Da erhebt sich Bismarck zu einer seiner klügsten Reden. Heut könnte er volkstümlich werden, nichts leichter, er braucht nur den A-dur Akkord der nationalen Ehre aufklingen zu lassen – und alles scharte sich um ihn: das war der Krieg. Aber er wagt es, vor dem aufgeregten Hause den Vorsichtigen statt des Eisen-Mannes zu spielen:

„Aus Schonung für die Empfindlichkeit der französischen Nation, aus Rücksicht auf die friedlichen und freundlichen Beziehungen der preußischen Regierung zu einem mächtigen und ebenbürtigen Volke . . lasse ich die an die königliche Regierung gerichtete Frage unbeantwortet.“ Schweigen und Erstaunen. „Die königliche Regierung hat keinen Anlaß anzunehmen, daß ein Abschluß über das künftige Schicksal des Landes bereits erfolgt sei; sie kann das Gegenteil natürlich nicht mit Bestimmtheit wissen, ob, wenn er noch nicht erfolgt wäre, er nicht vielleicht unmittelbar bevorstände.“

Als diese Worte am Abend der König von Holland er-

fährt, verweigert er die schon zugesagte Unterschrift, der kranke Napoleon schreckt zurück, die Kabinette Europas geraten in Bewegung, Chiffrebücher, Siegellack und Aufmarschpläne wirbeln durcheinander, bis der Zar, wie immer, eine Konferenz vorschlägt, und man darauf in London das kleine Land für neutral erklärt und seine Festung schleifen läßt. Vergebens sucht man in Paris daraus einen preußischen Rückzug, in Berlin einen französischen zu machen. Die Stimmung ist verdorben, Groll bleibt zurück: in drei Jahren wird er sich entladen.

Erst jetzt wird Napoleon Bismarcks entschlossener Feind: zum zweiten Male fühlt er sich dupiert und ist es auch. Nun beginnt er energisch mit Florenz und mit Wien zu verhandeln, man nähert sich in antipreußischer Sympathie; von 67 bis 70 steigt in Europa die Nervosität der Staatsleiter und die Rüstung der Generalstäbe, wie vor dem Weltkrieg. Nach Abschluß des letzten Konfliktes sprüht das Feuerwerk künstlichen Hasses von Paris über die Grenze, denn die Nation als solche war nicht minder friedlich als die deutsche, und erst jetzt gibt auch Bismarck die eigne Presse sozusagen frei: sie müsse „viel patziger ins Zeug gehen, drohend und aggressiv.. Wir müssen, den Revolver in der Tasche und den Finger am Abzuge, unserm verdächtigen Nachbar genau nach den Händen sehen, und er muß wissen, daß wir ohne alle Schüchternheit schnell und tödlich feuern, sobald er über unsere Grenze spuckt.“

Diese Schärfe gegen Frankreich ist bei Bismarck neu, so hatte er früher nur gegen Österreich gesprochen, und wenn man die obige Instruktion an seinen Unterstaatssekretär unterschrieben sieht „schlaftrunken der Ihrige“, so mag man auf die Schärfe schließen, über die der ausgeschlafene Bismarck verfügte.

Seit diesem Luxemburger Handel rechnet er mit dem Kriege. Er sagt im Jahre 68 einem Besucher voraus, Napoleons unsichere Lage werde dazu treiben, und zwar in

etwa zwei Jahren; doch zugleich enthüllt er einem andern das Grundmotiv, das ihn selber solche Nötigung wünschen läßt: „Eine größere Einigung der Mehrzahl der Deutschen wäre nur auf dem Wege der Gewalt zu erreichen – oder aber, wenn sie eine gemeinsame Gefahr in Zorn brächte.“ Dann wieder verschiebt er innerlich dies Motiv: im vertrauten Gespräch schildert er dem Freunde Keyserling die entsetzlichen Eindrücke aus dem letzten Kriege und resümiert prophetisch: „Und schließlich, wenn Preußen auch über Frankreich siegte, wozu würde das führen? Wenn man auch das Elsaß gewänne, müßte man es behaupten, die Festungen immer besetzt halten. Das ist aber unmöglich, denn schließlich würden die Franzosen doch wieder Bundesgenossen finden – und dann könnte es schlimm werden!“

XIV

„Wenn ich drohe, mein Amt niederzulegen, fängt der alte Herr zu schluchzen und zu weinen an, und sagt: nun wollen Sie mich auch verlassen! Was soll ich dann machen!“ So schildert Bismarck dem ihm völlig fremden Karl Schurz sein Verhältnis zum König; freilich, um seine Unentbehrlichkeit in Amerika verbreitet zu wissen, doch unter Preisgabe der königlichen Würde. Auch dem sächsischen Minister sagt er, damit er es zu Hause melde: „Bei großem Pflichtgefühl hat der Herr Bildungsmängel, weil sein Vater nur den ältesten Sohn ordentlich ausgebildet hat; weshalb er in den wichtigsten Dingen ohne eigenes Urteil und von fremdem Rat abhängig ist und solchen von verschiedenen Seiten erhält.“ Zur selben Zeit schreibt Bennigsen, der damals viel mit ihm verkehrt, vertraulich, Bismarck verachte alle Minister außer Roon, und „der König und er haben mehr Haß wie Freundschaft gegeneinander. Zu dem Nachfolger hat er ein ganz kaltes Verhältnis.“

Der Begriff Haß scheint fehlgegriffen. Er hat sich an den König und, was noch schwerer war, ihn an sich gewöhnt: die einzige Macht, die er über sich dulden mußte, durch die ihr aufgedrungenen Erfolge gezähmt. War er zuerst das Pferd, das seinen königlichen Reiter trug, so ist er nun selber zum Reiter geworden und sagt mit Recht von den Sechsendsechziger Wochen: „Da habe ich verzweifelt die Sporen gebraucht, damit der edle alte Renner das Hindernis nähme und die Sache wagte.“ Was Bismarck schon damals mit dem König anstellt, wenn er einmal nicht folgen will, wird in tragikomischer Weise aus dem Gesuch um Entlassung deutlich, mit dem er Anfang 69 die Entfernung Usedom's ertrotzt, der ihm als Nachfolger verdächtig, dem König als Freimaurer vertraut ist:

„Mein einziges Motiv ist die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und meiner Gesundheit für die von E. M. geforderte Art des Dienstes . . Die Gesamtheit der mir obliegenden Dienstgeschäfte ist selbst dann nur mit Aufwand jeder Kraft zu erledigen, wenn mir von Allerhöchstdero Seite jede Erleichterung gewährt wird, welche in der Auswahl des mitarbeitenden Personals, in dem vollsten Maße des Allerhöchsten Vertrauens und in der dadurch gestatteten Freiheit der Bewegung liegen kann.“ Seine Entmutigung „wird vermehrt durch den Umstand, daß in den Personalfragen E. M. Allerhöchstes persönliches Wohlwollen für jeden Ihrer Diener gegenüber dem strengen Bedürfnisse des Dienstes ein Gewicht hat, welches die Interessen derer benachteiligt, welche die unvollkommenen Leistungen anderer zu ertragen haben . . Die Kämpfe, welche mir im Amte oblagen, haben mir die Ungnade hochstehender und die Abneigung einflußreicher Personen zugezogen . . E. M. wollen mit dieser Schwäche Nachsicht haben, da sie ein Ausfluß, wenn auch ein krankhafter, der Liebe zu E. M. Person ist . . Ich habe nicht das Gefühl, daß mir ein langes Leben beschieden ist,

und fürchte, daß meine Organisation zu ähnlicher Schlußentwicklung neigt, wie die des Hochseligen Königs. Ich kann nicht den Anspruch erheben, daß E. M. auf meine krankhaften Zustände in dienstlichen Sachen Rücksicht nehmen.“

Ein Meisterstück. Nachdem er, nach seiner Erzählung, mehrere Tage im Dienst vergeblich gestreikt hatte, scheint er mit diesem Briefe ganz zurückzutreten; darollt er denn dem Könige das ganze Register seiner Sünden auf: wie er aus persönlichen Gründen ihm Leute vorziehe, die seine Arbeit stören, ihn der allgemeinen Abneigung preisgäbe; auf solche Art verliert man Lebenskraft und gesunde Sinne, so wird man wie der letzte König in den Wahnsinn getrieben. Dagegen gibt es nur eins: Freiheit der Bewegung!

Der gute König erschrickt: „Wie können Sie nur daran denken, daß ich auf Ihren Gedanken eingehen könnte! Mein größtes Glück ist es ja, mit Ihnen zu leben und immer fest einverstanden zu sein! Wie können Sie sich Hypochondrien darüber machen, daß eine einzige Differenz Sie bis zum extremsten Schritt verleitet! .. Ihr Name stehet in Preußens Geschichte höher als der irgendeines preußischen Staatsmannes. Den soll ich lassen? Niemals! Ruhe und Gebet wird alles ausgleichen. Ihr treuester Freund W.“ Der Freund ist dreimal unterstrichen. Usedom wird geopfert. Wie schwer das dem Könige fällt, zeigt, daß er dem Maurer die Differenz seines Einkommens aus eigener Tasche hinzuzahlt. Immerhin wagt der Gekränkte doch in einem zweiten Schreiben, das die Streitpunkte erörtert, den Satz: „Daß ich überhaupt mein Ohr den Stimmen verschließen sollte, die in gewissen wichtigen Augenblicken sich vertrauensvoll an mich wenden – werden Sie selbst nicht verlangen.“ Als er darauf die Frage stellt, ob er, der sich ebenso müde fühle, sein königliches Amt niederlegen dürfe, schreibt Bismarck an den Rand: „Nein! Aber vertrauen, was man nicht selbst

sehen kann, bei 30 Millionen, und glauben, was ein Minister amtlich versichert!“ Bald darauf unterzeichnet der König zum ersten Male mit der schönen Wendung: „Ihr ewig dankbarer König Wilhelm.“

Mit dem Kronprinzen geht es leidlich, der Sieg hat beider Härten aufgelockert, Friedrichs liberaler Vertrauter Duncker hat eine Verfassung immerhin entwerfen dürfen, wenn Bismarck sie auch nicht übernommen hat, und die Nationalliberalen werden regierungsfähig. Aber Victoria, passionierter und hochmütiger als ihr Gatte, nimmt ein Tischgespräch wahr, um den Minister, wenn auch „in neckend-liebenswürdigem Tone“, zu treffen:

„Sie haben offenbar den Ehrgeiz, Graf Bismarck, König zu werden oder doch Präsident einer Republik!“ Auf diese eigentlich bodenlose Apostrophierung haut Bismarck mit vollendeter Antwort zurück:

„Zum Republikaner bin ich persönlich verdorben, nach den Traditionen meiner Familie brauche ich einen Monarchen zu meinem irdischen Behagen, danke aber Gott, nicht wie ein König auf dem Präsentierteller leben zu müssen. Freilich wird sich meine Überzeugung nicht allgemein vererben lassen, nicht etwa, daß die Royalisten aussterben werden, aber vielleicht die Könige. In Ermangelung eines Königs könnte die nächste Generation dann republikanisch werden.“ Drei Gedanken, jeder ein Speerstich, der letzte tödlich, denn er sagt, daß ihrem Gatten zum König alles fehlt.

Die Zahl solcher Geniestreiche in Worten, die den geborenen Diplomaten bezeichnen, scheint von nun an nur deshalb zuzunehmen, weil jetzt jeder aufschreibt, was Bismarck mit ihm gesprochen hat. Karl Schurz, als alter Acht- und vierziger verurteilt und entflohen, nun 20 Jahre später als amerikanischer General zurückkehrend, erfüllt von allen Vorurteilen, die er als Privatperson gegen diesen Junker haben muß, ein Mann, der sich nicht biegt, wird von Bis-

marck im Sturm genommen: „Die sprühende Lebhaftigkeit seiner Rede, die Geistesblitze, sein Lachen, oft behaglich ansteckend, oft bitter sarkastisch, die raschen Übergänge von ergötzlichem Humor zu rührenden herzlichen Tönen, die Freude, die der Erzähler offenbar an seinen eigenen Geschichten hatte, das stürmische Tempo und hinter all dem jene gewaltige Persönlichkeit!“ Dann wird Schurz auf morgen abend zu Tische geladen, wo er freilich nur lauter langweilige alte Juristen finden würde, nach deren Fortgang zurückgehalten, – und nun erst, im Fluidum persönlicher Wärme, fragt Bismarck ihn aus: über Amerika.

Einer seiner diplomatischen Tricks ist seine Gesundheit. Will er für schwach, einflußlos, auch für uninteressiert gelten, so gibt er sich krank. Bei einer Parade sagt er, daß es zwei Dutzend Leute hören konnten: „Es geht mir kläglich, ich kann nicht essen, nicht trinken, nicht lachen, nicht rauchen, nicht arbeiten, ich habe Nervenbankrott . . Hier dahinter ist kein Gehirn mehr, nichts als eine gallertartige Masse.“ Vor Royalisten ist er loyal und sagt einem Staatsrechtslehrer: wenn die Hohenzollern ihre Macht gegen den widerspenstigen Adel aufgerichtet hätten, „so gehörte meine Familie zu dem Adel, der auf dem linken Ufer der Elbe auf ihrer Seite gekämpft hat, um den Adel rechts der Elbe zu bezwingen,“ obwohl es umgekehrt war.

Kommt aber ein Stuttgarter Politiker, so gibt er sich demokratisch und redet bei Tische vom Segen der Wehrpflicht, denn „auch ich bin ein verwöhntes Muttersöhnchen gewesen, und es hat mir sehr gut getan, die Muskete auf die Schulter zu nehmen und mitunter auf Stroh schlafen zu müssen. Sie glauben nicht, welche Wirkung es hat, wenn der Bauer sagen kann: da, neben dem Junker, hab’ ich in Reih und Glied gestanden. Damit hebt man auch den Offiziersstand: wenn so viel gebildete Elemente unter den gemeinen Soldaten sind, muß der Offizier sich doppelt an-

strengen“. Vor Württemberg will er die Wehrpflicht volkstümlich drapieren, obwohl er selber, gar kein Muttersöhnchen, nur auf Jagd auf Stroh geschlafen und Reih und Glied gehaßt hat.

„Er meint, urteilt damals Roon, durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, redet mit den Konservativen konservativ, mit den Liberalen liberal und bekundet durch dies alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen, oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz greulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, jetzt und künftig, und zwar, weil er wohl die Empfindung hat, daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon tut. Das ist auch nicht unrichtig, aber – die Mittel zum Zwecke! Werden sie dadurch geheiligt?“ So fragt mit Freundeswärme, doch beklommen, der stählerne Pflichtmensch und schaudert vor dem Geiste, den er rief.

Während Bismarck durch seine persönlichen Variationen die Wirkung jedes, auch privat gesprochenen Satzes berechnet, wird er gleichgültig und bleibt es gegen den Ruhm: jenes ist ihm als Politik wichtig, dies aus Verachtung gleich. Von Eitelkeit frei, ist es ihm nur lästig, „auf jeder Station angegaßt zu werden wie ein Japanese“ oder im Wiener Volksgarten „wie ein neues Nilpferd für den zoologischen Garten“. Titel und Orden sind lächerlich, im schriftlichen Amtsverkehr schafft er einige geschnörkelte Anreden ab, gibt sich ganz so original, wie er ist, und fragt, um zwei Uhr mit zwei andern Ministern zum König befohlen, den Flügeladjutanten: „Sind denn die beiden andern Schwindler noch nicht da?“ Beim Hofball macht ihm im Anfang das Tanzen Spaß, aber bald verbietet der König den Prinzessinnen, ihn zum Tänzer zu wählen, „weil man mir ohnehin schon vorwirft, einen leichtsinnigen Ministerpräsidenten zu

haben“. Von einem Hofbeamten läßt er sich das immer rutschende Großband des Roten Adlers feststecken, zeigt während dieser Geduldsprobe auf einen Prinzen und sagt: „Bei solchen Herren sind die Orden an ihrem Platz. Ich glaube, die haben an der Haut eine angeborene Saugvorrichtung, derartige Sachen festzuhalten.“

Wenn ihn aber der Kladderadatsch als Jäger karikiert, so sagt er zu Hohenlohe, der ihm Gleichmut anrät, wütend: „In meiner Politik mögen sie mich anfeinden, da lache ich nur, aber bei der Jagd hört der Spaß auf, da wird's Ernst!“ Auch seiner Frau, die immer sparen will, verbietet er, die Rolle bescheidener Hausfrauen vom Lande zu spielen, wenigstens im Bade. Überhaupt tritt er, der die geheimrätlichen Formen verspottet, überall, im Parlament und zu Hause – an einem dritten Platze sieht man ihn kaum – als Aristokrat auf und gibt nur den Vertrauten, die meist Verwandte sind, und wenigen Sekretären Gelegenheit, Zeuge und Überlieferer seiner Nervositäten zu werden.

Schon jetzt ist sein Ruhm europäisch. Der große Zauberer und Sarastro wird er unter Berliner Diplomaten genannt, Briefe und Memoiren der fremden Hauptstädte füllen sich mit seinem Namen, Mérimée schreibt immer wieder, dies und jenes werde eintreten, wenn nicht Monsieur de Bismarck etwas anderes beschlossen. In herrlichem Bilde zeichnet ihn Zola als Gast in den Tuileries: „Als der Gründer Saccard wie ein Triumphator, am Arm seine Geliebte, die er mit dem Kaiser teilte, und gefolgt von deren Gemahl durch den Saal schritt, hielt Graf Bismarck, der sich wie ein zu Scherzen aufgelegter Riese mit einigen Gästen unterhielt, im Lachen ein und sah neugierig dem sauberen Kleeblatt nach.“

Sein Ruf ist damals realistischer als später, man sieht in ihm den großen Amoralisten, an dem die Menschenkenner ein Gemisch von Offenheit und Verschlagenheit anstaunen. „Er hat die Franzosen in einer ganz fabelhaften Weise

hinters Licht geführt, urteilt Bennigsen in der Luxemburger Affäre. Die Diplomatie ist eines der verlogenensten Geschäfte, aber wenn sie im deutschen Interesse in einer so großartigen Weise der Täuschung und Energie getrieben wird, wie von Bismarck, kann man ihr eine gewisse Bewunderung nicht versagen.“ Ohne ihn durch Heroisierung zu tünchen, reden und schreiben damals die Diplomaten der Epoche einander seine Streiche, etwa wie Beust, der berichtet: „Wir denken gar nicht daran, Deutschösterreich für das Reich zu erwerben, sagte Bismarck in Gastein, eher würden wir an Holland denken. Einige Monate später erzählte mir der holländische Gesandte, der von Berlin nach London versetzt worden, Bismarck habe ihm versichert, auf Holland ziele niemand, eher könnte man an die deutsche Provinz Österreich denken.“

In Wahrheit hat Bismarck nie das eine und nie das andere haben, immer aber hat er Nachbarn und Gegner in Unsicherheit und deshalb in Furcht halten wollen, wie er es schon als Student gemacht, und vielleicht beide Bemerkungen im Bewußtsein getan, daß es die Fremden einander erzählten. Vor niemand scheut er sich, die schwersten Invektiven gegen jedermann laut auszusprechen, nennt seine Gegner am liebsten ruchlos und sagt nur bei guter Stimmung und als sein freundlichstes Urteil: „Der ist ein ganz dummer Kerl!“ Dieser Grad von Freiheit, den er sich erst jetzt nimmt, ist seinem Stolz und Menschenhaß beglückende Nahrung, und vielleicht hat das Gefühl, dies alles zu dürfen und im Urteil über niemand, auch nicht über den König gebunden zu sein, Bismarck die angenehmsten Augenblicke geschenkt.

Feindlich, aber bedeutend ist das Urteil Gustav Freytags: „Bismarck ist doch nur möglich in einer Tageszeit, welche aus der Nacht in das helle Licht herüberführt . . Zwischen den Romantikern und Schöngeistigen liegt eine schmale Bildungsschicht der touristischen Dilettanten, das Junker-

tum in seinen eleganten Typen . . Der größte Spätling in dieser Vegetationsperiode . . scheint mir Bismarck. Das Charakteristische ist Mangel an Ehrfurcht, alles launisch und persönlich fassen, dabei die ersten Anfänge frischer und kecker Lebenskraft. Deshalb wird dieser Mann auch keine Schule haben, seine Fehler sind nicht vorzugsweise die unserer Zeit . . Der gegenwärtige König wird ihn nicht los, wenn Bismarck nicht will; das Frondieren im stillen Gemüte hilft zu nichts . . Ein unsicherer, grilliger, aus schlechter Gesellschaft heraufgekommener Mann hatte durch Verwegenheit und wahrhaft große Qualitäten verstanden, sich so mit dem Ruhm und der Größe Preußens zu identifizieren, daß, wer ihn schlug, zugleich dem Staat wehe tat“.

So irregulär erschien er damals aller Welt, und wenn auch viele jenen großen Qualitäten zustimmten, die ihm Freytag einräumt, weil sie dem Lande nutzten, so blieb er doch sogar in dieser Epoche, die seinen größten Parteikämpfen folgte und voraufging, allen Parteien und allen Ständen unheimlich, besonders der seinen und dem seinen; sein öffentliches Auftreten, d. h. die Reden, aus denen allein sich die Nation ein Bild zu machen suchte, konnten anders nicht wirken. „Ich will, was Sie wollen, nur auf anderem Wege – wagte er etwa im neuen Reichstage zu sagen –, und wenn ich aufhören wollte, gegen Ihren Widerspruch in irgendeiner Weise zu reagieren, so müßten Sie daraus schließen, daß er mir gleichgültig wäre; ich glaube, Sie sollten es günstig aufnehmen, wenn er das niemals ist.“ („Bewegung“.) Oder gegen das Drängen, Baden in den Nordbund aufzunehmen: „Drängen Sie nicht so auf neue Etappen, meine Herren, genießen Sie doch einen Augenblick froh, was Ihnen beschieden, und begehren Sie nicht, was Sie nicht haben . . Ich kann darin irren, und Sie können irren, da kann ich nur sagen, ich teile Ihre Ansicht nicht und werde nach meiner handeln.“

Wer so die Vertreter des Volkes behandelt, der wird seinen Mitarbeitern zum vollen Autokraten: indem er im Norddeutschen Bunde sein Werk sieht, beansprucht er, dies Werk und damit zugleich Preußen buchstäblich allein zu regieren. Schon damals klagen seine nächsten Freunde „über Ottos Herrschsucht, die seit Roons (zeitweiligem) Abgang unerträglich geworden ist, gar nicht mehr Widerspruch duldend.“ Roon: „Bismarck . . ist in den Sitzungen überlebhaft, spricht fast allein und scheint in dem alten Irrtum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit . . alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde . . Politisch gehöre ich der konservativen Opposition an, weil ich nicht wider meinen Willen mit verbundenen Augen geführt werden mag, wer weiß wohin. Aber Bismarck vernachlässigt wie bisher seine treuesten und ergebensten Freunde, er wird nicht Anstand nehmen, sie eventuell auch zu brüskieren.“ Unterstaatssekretär Thiele: „Der Chef more solito eigensinnig, quänglich, bald in minima ohne Aktenkenntnis hineintapsend, bald auf erhebliche Dinge jedes Eingehen störrisch abweisend. Aber was tut's? Wenn seine Gesundheit gehörig wieder hergestellt wird, dann können wir dreist fragen: was kostet Europa?“

Da alle den Tyrannen fürchten, wagt niemand die kleinste Entscheidung: darüber gerät er dann erst recht in Wut. „Sie glauben nicht – schreibt Johanna vom Lande an Keudell, und man hört ihres Mannes Stimme –, wie entrüstet Bismarck ist, über die babyartige Ängstlichkeit, mit der die Berliner Herren gar keine Verantwortung übernehmen zu können glauben und alles, jeden Quark herschicken zum Begutachten oder Entscheiden. Sie kennen ja unsern großen Staatsschiffer hinlänglich und wissen, was ihn peinigt und was ihm wurscht ist.“ Geschieht in seiner Abwesenheit nicht alles genau, wie er es wollte, so schreibt er: „Ich bedaure, daß meine Anregungen bei der Zweiten

Abteilung so wenig Effekt haben. Mich dünkt doch, daß ich die Herren nicht oft belästige, und einen kranken Menschen zu nötigen, dreimal auf eine solche Sache zurückzukommen, grenzt wirklich an Geringschätzung.“

Während er sich so zum Solisten entwickelt und als Star geriert, verstummt um ihn der Chor. Niemand drängt sich, bei diesem mächtigsten und zugleich interessantesten Deutschen zu verkehren, und noch bevor es fertig ist, zieht sich vom neuen Deutschen Reich das geistige Deutschland, ohne Programm oder Opposition, wie unwillkürlich zurück. Nirgends begegnet man in Briefen oder Gesprächen den Trägern der Ideen als Bismarcks Gästen, und wenn Treitschke ein Teil der Akten eröffnet wird, wenn einmal ein neuer Roman von Spielhagen erwähnt oder Fritz Reutern für seine Bücher gedankt wird, so ist auf Jahre hinaus die Liste erschöpft, und staunend fragt der kluge v. Eckart, der bei seinen ersten Besuchen nur Junker im Hause traf, die Bismarck drinnen duzten und oft draußen bekämpften: „Wie ist die intime und gewohnte Gesellschaft dieses ersten Deutschen zu erklären, indessen die geistigen Führer der Nation dem Hause entweder fremd bleiben oder nur zu außergewöhnlichen Gelegenheiten in dasselbe gezogen werden?“

Die einzigen, von deren Unterhaltung Bismarck in jener Epoche anerkennend berichtet, sind Juden. Lassalle nannte er einen der geistreichsten Menschen, dessen Unterhaltung er spät nachts ungnädig enden sah. Bleichröder, den er als Agenten benutzt, hat immer freien Zutritt, erhält Generalvollmacht zur selbständigen Anlage seines Vermögens und wird auf Bismarcks Antrag in seinen Stand, in den erblichen Adel, erhoben. Jahrelang ist ein Doktor Cohen sein befreundeter Hausarzt bis zu dessen Tode; so vertraut er Gesundheit und Vermögen zwei Juden an. „Der Verkehr mit Simson hat mir wirklich Vergnügen gemacht . . Er ist ein recht geistvoller Mann, als er mich besuchte, war er wirklich unterhaltend, was

ich von den meisten Leuten, die zu mir kommen, nicht behaupten kann. Das ist ein von reinster Vaterlandsliebe getragener Mann, ein edles Gefäß, in dem stets die lautersten Empfindungen zusammengeströmt sind.“ Ein solches Urteil hat unter Bismarcks Charakteristiken nicht seinesgleichen, und doch hat er über denselben Simson 20 Jahre zuvor als Sekretär im Erfurter Parlament gespottet, „mein Vater würde sich im Grabe umdrehen, wenn er mich hier als Schreiber eines jüdischen Gelehrten sähe“, und im Konflikt hat Simson den Minister sogar einen Seiltänzer genannt: das alles hatte Bismarck nicht vergessen. Über Disraeli ist er später des Rühmens voll. So fragt man unwillkürlich: warum Bleichröder statt Hanseemann, Cohen statt Frerichs, Lassalle statt Liebknecht, Simson statt Richter, Disraeli statt Salisbury?

Alle Zeichen des Antisemitismus hat Bismarck mit anderen reaktionären Vorurteilen seiner Jugend um diese Zeit längst abgelegt. Wir finden keine auch nicht die privateste Äußerung mehr von ihm gegen die Juden, obwohl wir nicht zweifeln, daß das überlieferte Vorurteil seiner Klasse in ihm gegen alle Gründe seiner Vernunft nie ganz erloschen sein mag. Zwanzig Jahre nach seiner Rede gegen ihre Zulassung zu Staatsämtern ist er es, der die Emanzipation der Juden durchführt und betont, wir hätten keine Staatsreligion, die Regierung könne also auch nicht konfessionell auftreten; im Reichstag rühmt er ihnen „besondere Befähigung und Intelligenz für Staatsgeschäfte“ nach, privatim rühmt er als ihre Tugenden: Respekt vor den Eltern, eheliche Treue, Wohltätigkeit und wünscht ihre Kreuzung mit dem Adel, zählt die Lynars, Stirums, Kusserows und andere Häuser auf, deren jüdische Verbindungen „alles ganz gescheite, nette Leute hervorgebracht haben“. Übrigens ist es wohl umgekehrt besser, wenn man einen christlichen Hengst von deutscher Zucht mit einer jüdischen Stute zusammenbringt.

Das Geld muß in Umlauf kommen, und es gibt keine üble Rasse. Ich weiß nicht, was ich meinen Söhnen einmal raten werde.“ Und ganz allgemein faßt er im Alter ihren sozialbiologischen Wert in das schlagende Wort zusammen: „Die Juden bringen in die Mischung der verschiedenen deutschen Stämme einen gewissen Mousseux, den man nicht unterschätzen sollte.“

Im Grunde steht er allen kalt gegenüber, Christen und Juden, Ministern und Parteiführern, eignen und fremden Fürsten, und auch unter den alten Kameraden erhält er sich einige Wärme nur noch für Roon. Ergreifend ist es, zugleich komisch, wie diese Freunde im Jahre 69 sich wechselseitig am Kragen nehmen und ins Amt zurückführen, wenn einer entlaufen will. Als Roon in seinem naiven Ernst Bismarcks oben zitiertes Abschiedsgesuch als dessen wirkliche Absicht nimmt, schreibt er ihm: „Seit ich Sie gestern Abend verließ, mein verehrter Freund, bin ich unausgesetzt mit Ihnen und Ihrer Entschließung beschäftigt. Es läßt mir keine Ruhe. Fassen Sie Ihr Schreiben so, daß ein Einlenken möglich bleibt. . . Bedenken Sie, daß das gestern empfangene Billett (des Königs) den Anspruch auf Wahrhaftigkeit macht. . . und erwägen Sie, daß das beige-mischte unechte Gut nichts anderes ist als das Kupfer der falschen Scham, die nicht eingestehen will und in Betracht der Stellung des Schreibers vielleicht auch nicht kann: ich habe Unrecht getan und will mich bessern. Es ist ganz unzulässig, daß Sie die Schiffe verbrennen. Sie dürfen das nicht. Sie würden sich damit vor dem Lande ruinieren, und Europa würde lachen. . . Man würde sagen: er verzweifelte, sein Werk zu vollenden; deshalb ging er. Ich mag mich nicht ferner wiederholen, höchstens in dem Ausdruck meiner unwandelbaren und treuen Anhänglichkeit.“

Mit welcher Noblesse wird hier der König entschuldigt, ohne verteidigt zu werden, wie geschichtlich sind diese

Zeilen empfunden und gesetzt! Welch eindringliche Zurückhaltung! Als ein paar Monate später Roon selber, gekränkt über Bismarcks Gegnerschaft in einer Marinefrage, zurücktreten will, und das im Ernst und ohne Hintergedanken, mahnt ihn Bismarck aus Varzin: „Als ich im September 62 ohne Bedenken in Ihre Hand einschlug, da habe ich wohl an Kniephof gedacht, aber nicht an die Möglichkeit, daß wir nach sieben glorreichen Kampagnejahren über die aktenmäßige Bezeichnung der Marine in prinzipielle Meinungsverschiedenheiten geraten könnten . . Lesen Sie die Losung vom 14. August mit weltlicher Interpretation . . Vor allem scheint mir diese Frage nicht von der Bedeutung, daß Sie vor Gott und Ihrem Vaterlande durch dieselbe berechtigt würden, dem König in seinem 73. Jahre den Stuhl vor die Tür zu setzen und auf Ihre Kollegen, mich eingeschlossen, durch Ihr Ausscheiden einen Schatten zu werfen.“ Hier ist alles auf Pflichtgefühl und Frömmigkeit des Empfängers berechnet, aber ganz egozentrisch gesehen, auf echt Bismarckische Art wird die Verantwortung zu Anfang und zum Schlusse dem zugeschoben, der ihn einst aus seiner Ruhe gestört hatte und nun durch seinen Abgang schädigen wollte.

48 Stunden später – und die Feder des eben für Pflicht und Fassung in geistlichem Tone Mahnenden rast am selben Schreibtisch an denselben Roon: „Niemand kann verlangen, daß ich Gesundheit, Leben und selbst den Ruf der Ehrlichkeit oder des gesunden Urteils opfere, um einer Laune zu dienen. Ich habe seit 36 Stunden nicht geschlafen, die ganze Nacht Galle gespien, und mein Kopf ist wie ein Glühofen trotz Umschläge. Es ist aber auch, um den Verstand zu verlieren! Verzeihen Sie meine Aufregung, nachdem Ihr Name unter der Sache steht, aber ich kann ja nicht annehmen, daß Sie bei der Form der Unterschrift die Sache . . auch nur geprüft haben . . Wenn der Karren, auf dem wir fahren, zerschlagen werden soll, so will ich mich wenigstens vom

Verdachte der Mitschuld freihalten.. Wir sind vielleicht beide zu zornig, um die Galeere weiterrudern zu können. Man muß Herz und Gewissen aus bergisch-märkischem Aktienpergament haben, um das zu ertragen!“ Was war geschehn? Hat der König mit den in Berlin anwesenden Ministern vielleicht ein auswärtiges Bündnis verabredet oder gekündigt? Ist der Reichstag aufgelöst, eine Vorlage Bismarcks zurückgezogen, ein Minister verabschiedet worden?

Ein Postbeamter aus Hannover, den er zum Oberpostdirektor vorgeschlagen, ist vom Kabinett mit einer törichten Begründung abgelehnt worden.

XV

„Wenn ich gefrühstückt und gezeitungt habe, wandere ich in Jagdstiefeln in die Wälder, bergsteigend und sumpfwatend, lerne Geographie und entwerfe Schonungen. Sobald ich heimkehre, wird gesattelt und dasselbe Geschäft.. fortgesetzt.. Es gibt doch sehr dicke Büsche hier, auch Balken und Blöcke, Wüsteneien, Schonungen, Bäche, Moore, Heide, Ginster, Rehe, Auerhähne, undurchdringliche Buchen- und Eichenaufschläge und andere Dinge, an denen ich meine Freude habe, wenn ich dem Terzett von Taube, Reiher und Weih lausche oder die Klage der Pächter über die Untaten der Sauen höre. Wie soll ich Dir da schreiben!“

Das ist Varzin, nicht weit von Reinfeld gelegen, und wie er es bei seinem ersten Besuch durchstöbert, da fühlt sich Bismarck buchstäblich von seiner Nation für Kämpfe und Siege belohnt. Erstaunlich ist nur, daß er das Geld annahm, mit dem er diese Wälder kaufte. „Man hätte es nicht in Geld geben sollen, gesteht er ein paar Jahre später. Mir wenigstens widerstand es lange, aber endlich unterlag ich doch der Versuchung. Bei mir war es übrigens auch schlimmer, da man es nicht vom König, sondern vom Landtag

bekam. Ich wollte kein Geld nehmen von Leuten, mit denen ich mich jahrelang so bitter herumgeschlagen hatte.“ Öffentlich hatten damals die Liberalen beantragt, von Dotationen für die Minister Roon und Bismarck abzusehen, durch Gewährung der Strafflosigkeit sei schon genug getan; daß er es dennoch annahm, spricht für seinen mit den Jahrzehnten steigendem Sinn für Geld und Familiengut, mit dem übrigen Geschäftssinn für seine Privata nicht verbunden war; zumindest hatte er nicht Zeit und Sammlung, sein Vermögen durch Anlagen selber zu vergrößern.

Seit Jahren kämpfte dieser Wunsch nach Geld mit dem Stolze. Als im Beginn des Konfliktes der Landtag beschlossen hatte, für verfassungswidrige Ausgaben die Minister mit ihrem Vermögen haftbar zu machen, erwog er, seine Güter auf den Bruder zu übertragen. Aber „die Zession an meinen Bruder, um das Objekt der bei einem Thronwechsel nicht absolut unmöglichen Konfiskation zu entziehen, hätte den Eindruck von Ängstlichkeit und Geldsorgen gemacht, der mir widerstrebt. Auch war mein Sitz im Herrenhause an Kniephof geknüpft.“ So gewiß ihm diese Zession widerstrebt, so sicher wollte er sie durchführen, obwohl das Erlöschen seines Sitzes im Herrenhause die Sache öffentlich gemacht und grausamen Kommentaren ausgeliefert hätte. Denn zur gleichen Zeit bietet er das Gut dem Bruder an, mit der erstaunlichen Begründung: „Ich trenne mich schwer von dem Gedanken, dort meine alten Tage zu beschließen. Ich bin jedoch abergläubisch und gewisse Dinge bestimmen mich, zu verkaufen. . . Aber meine Vermögensverhältnisse oder doch die meiner Kinder sind nicht so, daß ich von Dir erheblich weniger als von einem Fremden fordern könnte.“ Rätselhaftes Motiv! Gewiß ist nur, daß aus dem Verkaufe damals nichts wurde.

Nun aber, vier Jahre später, von demselben Ländtage für dieselben Taten, die damals als Untaten galten, mit Geld

belohnt, reich geworden, beeilt er sich, dasselbe Kniephof dennoch wegzugeben. Und doch hatte es seine ganze Jugend umschlossen, vom 2. bis zum 28. Jahr! Hat er nicht schon bei der ersten Verpachtung schwere Leiden der Reue erduldet? Noch jetzt, da er es von Varzin aus besucht, „lassen sie mich nur niemals allein, und ich habe mir dort mit den Bäumen doch mehr zu sagen, als mit den Menschen“; bis ins Greisenalter wird ihm diese Stätte der Kindheit das Paradies bedeuten. Und doch schreibt er dem Bruder sofort aus Varzin, er will Kniephof nun rasch verkaufen, „am liebsten an Philipp oder an Dich, aber doch nicht sehr viel wohlfeiler, als ich überhaupt dafür erhalten kann.“ Nichts mehr von Aberglauben, aber auch nichts von jener tiefen Zugehörigkeit an Land und Haus, wie er's in Kniephof, auch noch in Schönhausen empfunden.

Freilich gefallen ihm die Wälder von Varzin, aber niemals werden es die Wälder seines Herzens werden, und mit dem mächtigen Schönhausen kann sich auch das Varziner Haus nicht messen, „von außen im Lazarett-Geschmack gebaut, d. h. mit zwei langen Flügeln, aber im übrigen ganz ordinär, mit vielen Fenstern, nichts von Schloß- oder Villenstil“: so beschreibt es Keyserling als Gast. Da der Wald keine Renten bringt, muß man hier Dampfsäge und Papierfabrik bauen, „die zwar 100 000 Taler kostet, aber jeden Tannenbaum bis zum Abend in eine große Anzahl Papierblätter verwandeln kann.“ Wie praktisch ist der Naturschwärmer geworden: ein Volkswirt, ein Vater!

Da er nicht ruhen kann und immer wirken muß, fängt er beim ersten Besuch gleich an, Wald und Haus von Varzin zu beleben: „Aus Schönhausen lasse Gläser, die roten, und die geschnitzten Stühle, wenigstens einen verschließbaren Sekretär oder zwei, und was an Betten übrig ist, kommen . . Von Berlin könnte man die . . Tische hernehmen, dafür das Zylinder-Bureau aus dem Vorzimmer des Sitzungs-

saales in mein altes Kabinett stellen. Wozu sollen wir S. M. Zimmer möblieren! . . Jetzt fahre ich, Wald, Rehe und Sonnenschein sehen . . Schreiben aber kann ich nicht sehr. Die Tinte haßt mich . . Komme nur schnell her, und laß die Jungen alleine folgen. Betten werden hoffentlich in Köslin liegen . . Bringe kein Mädchen außer Deiner Jungfer mit. Du brauchst auch die vielleicht nicht, hier ist ein junges Waschmädchen, die 3 Jahre bei Blumenthal das Weißzeug versorgt hat . . Bringe also weder (den Koch) noch die Magd, wenn es nicht aus persönlichem Wohlgefallen geschieht. Schicke etwas grünes, undurchsichtiges Zeug für dunkle Fenstervorhänge und zum Vormachen auf der inneren Seite der Glastüren, durch welche man nicht gesehen zu werden wünscht. Daß ich vor Deiner Herkunft nochmals in Berlin erscheine, glob' ich schwerlich. Schildere nur meine Stimmung so angegriffen, daß ich den sichtbaren Erfolg der Kur nicht durch die Strapazen dieser Reise gefährden könnte, und komme Du bald. Dein Treuster.“

Das sind Bismarcks glücklichste Stimmungen, die Geschäfte eben verlassen, die Gefährtin erwartend, keine Gäste, keine Depeschen, nur Förster und Inspektor, Pferde gesund, Abrechnung leidlich: so gefällt ihm das Leben, zuweilen sogar eine ganze Woche lang. Dann zieht ihn der Ärger wieder zu den Geschäften, und fehlt einmal der Ärger, so zieht ihn die Gewohnheit des Handelns und Befehlens. Doch auch hier verläßt ihn nicht der Wille zur Macht, und es ist ein tief symbolisches Wort, wenn er auf das angrenzende Landgebiet zeigt und sagt: „Jeden Abend bekomme ich einen Heißhunger, diese Güter zu annektieren; morgens kann ich sie dann wieder ruhig betrachten.“ Bismarcks Leidenschaft und Mäßigung: der Rhythmus seiner Politik steht in diesem einen Satze.

Auf dem Gute fällt der Stumpsinn der Gäste doppelt auf, denn hier hätte er Zeit, die besten Köpfe aus deutschen

Landen zum Gespräch zu holen; wenn aber nicht ein Minister, Sekretär oder Parteiführer kommt, so sitzt er etwa „mit 12 Verwandten, worunter drei taube und viele sehr laut schreiende, immer im Chor sprechende Stimmen. Dabei brillierte er in so großer Liebenswürdigkeit gegen jeden, daß alle . . entzückt erst um halb elf nach Hause strebten.“ Zuweilen kommt noch Keyserling, da sitzt man „zusammen auf dem Feldbett . . und hört unter einzelnen gemüthlichen Gesprächen die Musik an, die uns Herr von Keudell machte“. Manchmal aber ist er so nervös, daß er Keudell vertraut, auch dieser sein Jugendfreund ermüde ihn, und er freue sich im stillen auf den Moment seiner Abreise.

Am liebsten bleibt ihm durch alle Epochen Motley, und daß Bismarck sein Herz grade an einen heiteren und naiven, in jedem Betracht wohlgebildeten und klugen Amerikaner gehängt hat, spricht von seiner Sehnsucht, im Spiegel harmonischer Naturen die eingeborene Unruhe zu beschwichtigen. Dazu ist weder der König imstande noch Johanna, denen allein er besondere Stellen in seinem Inneren eingeräumt, die er von der allgemeinen Verachtung ausgenommen hat; beiden fehlen Frische, Anregung und Selbständigkeit: die Frau ist zu zärtlich und unerfahren, der König zu alt und dickköpfig, als daß ihre beruhigten Naturen ihn selber beruhigen könnten. Motley aber ist ruhend, männlich, mit der Welt zufrieden, natürlich und doch vornehm, ihm herzlich zugetan, ohne das geringste zu wünschen, vor allem aber unabhängiger als irgendein Mensch ringsum; das ist im Getümmel böser oder beschränkter Menschen ein Mann, auf den man bauen kann: das ist Bismarcks Freund. Und wirklich hat nie ein Mann in Bismarcks Handschrift Briefe erhalten, wie dieser in Abständen durch die Jahrzehnte immer wieder empfängt. Bismarck, der Hunderte und auch seine Nächsten auf Antwort warten läßt, ist es immer, der plötzlich wieder anfängt:

„Lieber Jack, where the devil are you and what do you do, that you never write a line to me? Ich schufte von früh bis spät wie ein Nigger, Du hast gar nichts zu tun, Du könntest mir ebensogut eine Zeile schreiben, statt Deine Beine zu betrachten, die Du gegen die Fensterbrüstung von Gott weiß was für trauriger Farbe stemmst. Ich kann nicht regelmäßig korrespondieren . . , aber was hält Dich faulen Kerl ab, an Deinen alten Freund zu denken? Eben, wie ich zu Bett gehen wollte, begegnete mein Blick dem Deinigen auf Deinem Bild . . Warum kommst Du nie nach Berlin? Meine Frau und ich würden glücklich sein, Dich in diesem trübseligen Leben einmal wiederzusehn . . Ich schwöre, ich werde Zeit finden, mit Dir Alt-Logierhaus zu besuchen und eine Flasche bei Gerolt zu trinken, wo man Dir einmal nicht erlauben wollte, Deine schlanken Beine auf einen Stuhl zu legen. Hänge die Politik an den Nagel und komm! Die Unionsflagge soll über unserm Hause wehen, und unser Gespräch und der beste Hochheimer sollen Verdammnis strömen über alle Rebellen. Sei gut und komm oder schreibe! Dein Bismarck.“ Daß er ihm sogar das „von“ in der Unterschrift opfert, ist seit 1848 völlig ohne Beispiel.

Als der Freund dann Botschafter in London und dadurch nahe gerückt ist, liest er aus Varzin: „Du solltest uns die Freude machen . . Deinen Wigwam in die pommerschen Wälder zu verlegen. Die Sache ist heut so leicht, für einen ozeanischen Reisenden, wie es früher war, von Berlin nach Göttingen zu fahren. Du gibst Deiner Frau Gemahlin den Arm, besteigst mit ihr ein Cab, bist in 20 Minuten auf dem Bahnhofs, in 30 Stunden in Berlin und von dort in einem halben Tage hier . . Es wäre reizend; meine Frau, Tochter, ich und die Söhne würden sich kindisch freuen, wir wollen dann wieder einmal ganz so lustig sein wie in alter Zeit . . Ich bin so in den Gedanken schon eingelebt, daß ich krank werde, wenn Du Nein sagst, und das würde die

übelsten Einflüsse auf die ganze Politik haben. Dein treuer Freund.“

Hier ist die einzige Hingabe seines Herzens. Denn auch Frau und Kinder liebt er mit der Eifersucht des Besitzers; diesen Amerikaner liebt Bismarck ohne Zweck und Gründe, und da er ihn mit 17 Jahren ausgesucht und unter so vielen beinah allein über zwei Menschenalter hinweg sich erhalten hat, so muß seine Gestalt ihm etwas Ersehntes bedeuten oder doch ersetzen, – wie Zelter für Goethe – das, was er unter Frauen nur in seiner Schwester sah, den harmonischen Menschen, der doch nicht simpel, den heiteren, der doch erfahren ist und ernst. Nicht zufällig findet dieser deutsche Charakter den Freund in einer jüngeren Welt.

Johanna ist leidend. In der Zeit des Konfliktes raubt ihr die Sorge vor Attentaten alle Ruhe, oft schildert er sie schlaflos, mit nervösem Herzklopfen, verzagt, er schickt sie allein in Heilbäder und fürchtet dabei für sie und sich; schon mit 40 unterschreibt sie sich an ihre Kinder „die alte Mama“. Als diese groß werden und ihre häufigen Krankheiten abnehmen, wird sie vollends die Mutter ihres Mannes: für seine Gesundheit zu sorgen, seine Aufregungen zu mildern, ihn zu pflegen und zu schützen, sind die einzigen Aufgaben ihrer zweiten Lebenshälfte. Alles gibt sie auf, ihre Wünsche, Liebhabereien, ihr Urteil selbst, wagt nie ihm etwas zu raten, und selbst nach Königgrätz riskiert sie nicht, ihre Gefühle ihm selber zu schreiben, steckt sich nur hinter den Freund Keudell, ob man nicht doch nach Wien gehen und dort „einziehen“ solle; der aber hält es für geraten, dem gefährlichen Chef diesen Gedanken seiner Frau gar nicht vorzulesen. So löscht sie sich liebend aus, und wenn er sie auf einem Ausflug in Keyserlings Gesellschaft fragt, ob sie weiterfahren oder heimkehren will, so erwidert sie: „Tu nur, was dir lieb ist, ich habe keinen anderen Willen als den deinen.“

Ist er aber leidend in Varzin, so bleibt sie „immer und immer, Tag und Nacht bei ihm und mit Ausnahme der Frühstücks- und Mittagsminuten, ganz still, lesend oder arbeitend oder ihm etwas besorgend; ihn griff jedes selbst gesprochene oder gehörte Wort an, und ich ängstige mich dauernd halb tot.“

Auch die Kinder bleiben passiv, sie wagen nichts, aber er fordert nichts, und klagt er, Marie sollte doch einmal schreiben, so gibt er doch gleich nach, als es heißt, das fiele dem 16jährigen Mädchen so schwer. Ein lebenslanger Groll auf seine eigene Jugend läßt ihn die Kinder verwöhnen. Der Ingrimms dieses erfolgreichsten Menschen, das stete Mißtrauen in die Welt entschleiert sich, wenn er Keyserling sagt, er wolle seine Söhne nicht im Staatsdienst erziehen, „denn wir werden doch am Ende schlecht angesehen sein und es in der Welt quer haben.“ Einmal, aus Nikolsburg, wo er ganz Deutschland in Erwartung weiß, schreibt er dem jüngeren Sohne zum Geburtstag politische Neuigkeiten, kommt aber gleich ins Gedränge zwischen Staatsmann und Erzieher, denn „in der Politik muß man, wenn man viele Gegner hat, zunächst den stärksten außer Spiel setzen und die Schwächeren schröpfen, was im Privatleben eine sehr unritterliche Gemeinheit wäre“. Was er den Söhnen wünscht, ist Gesundheit und Kraft. Rühmt er sie einmal, so ist es, weil sie stark in den Armen sind, und ein junger Gast sieht „mit Erstaunen die Portionen, die von Bismarck und seinen Kindern konsumiert werden: der leibhaftige Löwe mit seinen Jungen!“

Seine eigene Gesundheit ist ganz von den Nerven, diese sind ganz von den Geschäften abhängig. Seine Heilmittel sind gewaltsam wie sein Leben; und wie er niemals mit Schirm oder Gummischuhen ausgegangen und immer im offenen Wagen gefahren ist, so verachtet er bei Krankheit die Ärzte und kuriert sich auf eigene Faust. „Seine Krank-

heit ist unheilbar, schreibt Blanckenburg aus Varzin, wenn er fortfährt, so ungesund zu leben, wie bisher. Sehr spätes Aufstehen und dann wie ein Förster bis 5 Uhr draußen, essen – und wie! – um 5, 6, 7 Uhr anfangend, je nachdem, eine halbe Stunde Billard, und dann die eigentlich nicht zu vermeidende Arbeit bis 10 oder 11 Uhr. Das bewußte kalte Nachtessen, natürlich kein Schlaf bei zerstörter Verdauung . . Er sprach fast unter Tränen seine Sorge aus, daß ihn alles verlasse, ohne mir auch nur die äußere Möglichkeit zu gewähren, ihm in die Redespeichen zu fallen . . Die Folge von dieser Selbsterregung war ein heftiger Magenkrampf.“ Als er in einer hannoverschen Finanzfrage mit nur 5 Stimmen Mehrheit siegt, wird er dadurch gleich „tief erschüttert, Fußleiden gallige Ergüsse und Neuralgien im Gesicht traten sofort ein“. Roon mahnt ihn vergebens: „Sollte Ihre Energie nicht hinreichen, um Ihrer extravaganten Natur die Lebensordnung eines ehrsamten deutschen Hausvaters aufzunötigen? Das müssen Sie können!“ Dies Wort Müssen riskiert nur noch der alte Mitkämpfer; vergebens.

Die angeborene Reizbarkeit nimmt in den Reibungen des Dienstes stärker zu als in den seltenen Stunden großer Entscheidungen. Regnet es ein paar Tage in Gastein, so klagt er sogleich über die Nebelkammer und Waschküche, der Wasserfall neben dem Gasthaus bringt ihn um, der Mangel eines weiten Horizontes quält ihn überall in den Bergen, und daß nach einem Brief der Frau an den Zähnen der Kinder gefeilt wird, „das ist mir ängstlich und ich fühle es hier bis in die Nerven!“ Als ihn ein hessischer Führer über die Zukunft seines Landes befragt, „da zog ein wahres Gedankengewitter über das nicht eben schöne, aber ausdrucksvolle Gesicht . . Schweigend und brütend griff er bald zur Bleifeder, bald zur Papierschere, kurze Augenblicke hindurch spielte eine gewisse Heiterkeit um den Mund, dann

aber flogen wieder wahrhaft dämonische Züge über das Gesicht, während die buschigen Brauen sich senkten.“

Indem er so in allen Formen des Lebens und des Körpers altert, obwohl die eingeborenen Kräfte mit den Jahren ringen, nähert er sich wieder dem Unglauben der Jugend: mit Riesenschritten kehrt er zum Skeptizismus seiner ersten Epoche zurück, und was er aus der Zeit der Glaubenskämpfe behält, ist beinah nur noch eine Geste. Nennt ihn ein frommer Nachbar aus Pommern gewissenlos, so nimmt er vor solchem Standesgenossen, der ihm geistlich kommt, in langem Weihnachtsbriefe diese christliche Haltung an: „Ich gebe bereitwillig zu, daß ich öfter ein Gotteshaus besuchen könnte, aber es ist nicht so sehr aus Zeitmangel als aus Rücksicht auf meine Gesundheit, daß es unterbleibt, namentlich im Winter. . . Wer mich einen gewissenlosen Politiker schilt, tut mir Unrecht und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatze erst selbst einmal versuchen.“ Wenn aber Verzeihung und Reue zwei Grundpfeiler des Christentums bedeuten, so muß man Bismarcks Entzücken hören, als er den alten wendischen Spruch vernimmt, den ein Offizier sich ins Wappen setzte: Nie bereue, nie verzeihe! „Das habe ich als besten Grundsatz schon lange im Leben verwendet!“ Und einige Tage vor Kriegsbeginn gegen Östreich schreibt er einem Grafen den ganz verteufelten Rittersatz: „Der Würfel ist gefallen, wir haben gute Zuversicht, aber vergessen wir niemals, daß der allmächtige Gott launenhaft ist!“

Heut wie einst hängt er an der Formel seines Christentums den Royalisten auf, wie ein Schild an einen Baum, und lagert sich unter seinem Schatten; mit seinem Stolze müßte Bismarck zugrunde gehn oder Revolution machen, wenn er sich den göttlichen Ursprung der Königsmacht nicht beständig suggerierte. „Wäre ich nicht mehr Christ – sagt er in einem Tischgespräch in großem Kreise, so diene

ich dem König keine Stunde mehr.. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug und brauchte ihn nicht.. Titel und Orden reizen mich nicht. Der entschlossene Glaube an ein Leben nach dem Tode; deshalb bin ich Royalist, sonst wäre ich von Natur Republikaner. Ja, ich bin Republikaner, im höchsten Grade! Ich habe die Standhaftigkeit seit 10 Jahren nur aus meinem entschlossenen Glauben.. Hätte ich nicht die wundervolle Basis der Religion, so wäre ich dem ganzen Hof schon längst mit dem Sitzzeug ins Gesicht gesprungen!“ Jemand erwidert, daß viele Männer aus bloßem Staatsgefühl dem Könige dienten. „Diese Selbstverleugnung und Hingabe an die Pflicht gegen Staat und König, erwidert Bismarck, ist bei uns eben der Rest des Glaubens der Väter und Großväter in verwandelter Gestalt, unklarer und doch wirksam, nicht mehr Glauben und doch Glauben. Wie gerne ginge ich! Ich habe Freude am Landleben, an Wald und Natur. Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt, nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut. Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist, warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine, und die mich dann gar nichts angeht. Ich wäre dann schlimmer als Jacoby, den man sich schon gefallen lassen könnte als Präsident der Republik.. Er würde in mancher Hinsicht verständiger sein und jedenfalls weniger kosten.“

Diesen Gedankengang, dem Bismarck wiederholt ganz ähnlichen Ausdruck gegeben, hat er doch nirgends fester ad absurdum geführt als hier. Indem er den Staatsgedanken als letzten Ausläufer des Glaubens bezeichnet, stabilisiert er ein allgemeines Pflichtgefühl, das er im einzelnen niemand zuerkennt. Denn wie er bis ins kleinste zu jeder Handlung jedes historischen oder mitlebenden

Menschen persönliche Motive findet, so ist er selbst allein nur durch Ehrgeiz und Machtwillen in die politische Arena gelockt, in den Staatsdienst getrieben, zur Staatsmacht gehoben worden: nie hat ihn Demut vor Gott, wie Luther, Hilfsbereitschaft für den König, wie Roon, Pflicht gegen Deutschland wie Stein, angetrieben, zu tun, was dieser dämonische Mensch durchaus nicht lassen konnte.

Wie er sich als Republikaner bekennt, so war er mit seinen revolutionären Gefühlen der Mann, in Motleys Lande geboren, die Präsidentschaft anzustreben. Seine Nation, seine Klasse, seine Familie, wollte sein Selbstgefühl stark, hochgeehrt an der Spitze sehen; daß er dazu diese schwäbische Familie brauchte, deren Ahnen tüchtiger oder glücklicher waren als die Bismarcks, daß er sich Menschen unterwerfen mußte, die er an Geist und Temperament, durch Leidenschaft und durch Genie überragte, das war ihm nur durch diese Autosuggestion seines Glaubens möglich, die jener gekrönten Familie Gottes Gnade zuerkannte.

Oder woher kommen sonst die Junkergefühle seiner zwanziger Jahre, in denen er sich als Pantheist bekannte und das Christentum verspottete? Warum haßte der ungläubige Standesherr die Liberalen, die eine sanfte Republik erstrebten, während der gläubige Minister heut mit ihnen regiert? War er damals Gottes Feind, so durfte er nach seiner künstlichen Logik zum mindesten Parteigegner des Königs sein; war er heut Gottes Knecht, so mußte er das Königtum verehren. Verehrt er es? Was ein Fürst lernen sollte, fragt man, und er erwidert im Vertrauen: „Ein Fürst müßte eigentlich auf persische Art erzogen werden, d. h. er müßte reiten und fechten lernen. Wollte er noch dazu sein eigenes Metier studieren, so müßte er lernen, sehr lange zu stehen, jedem Fremden eine angenehme Phrase zu sagen, zu lügen; eine unangenehme Wahrheit braucht er ja nie zu sagen, das ist Aufgabe seiner Minister.

Unser König versteht aber das Lügen gar nicht, man sieht es ihm schon auf zehn Schritt an, wenn er Anstalten dazu macht.“

Und wie spricht er von der gekrönten Familie? „Wenn ich jetzt mit dem König in Letzlingen jage, so ist es der alte Wald unserer Familie, Burgstall ist uns von den Hohenzollern abgedrückt worden vor 300 Jahren, aus reinem Jagdneid, damals gab es dort wohl noch einmal so viel Wälder als heut. Da war es viel wert, außer der Jagd, heut sind es Millionen. Damals haben sie's uns mit allerlei Zwang und Gewalttaten abgepreßt, Rechtsverletzungen, Einsperrungen bei salziger Speise ohne Getränk, als der Besitzer nicht wollte, und die Entschädigung war nicht der vierte Teil des Wertes.“ Das also ist Bismarcks Glaube an Gottes Gnade, die ihm die Hohenzollern vor die Nase gesetzt hat.

Wenn man ihn resolut hassen sieht, erkennt man ihn besser. Nicht umsonst zitiert er gern den Mephisto, überhaupt weiß er ganze Strecken weit den Ersten Faust auswendig und rezitiert ihn schlagend; Bismarck hat das erstaunliche Wort gesprochen: „Von Goethe schenke ich Ihnen auch dreiviertel, das übrige freilich – mit 7 oder 8 Bänden von den 40 wollte ich wohl eine Zeit auf einer wüsten Insel leben.“ Im übrigen erklärte er ihn für einen Schneidergesellen: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt, einen Freund am Busen hält und mit ihm genießt: wer so dichten kann, ist ein Schneidergeselle! Denken Sie doch: ohne Haß und am Busen halten!“ Als ein andermal Keyserlings Tochter von der Tragödie schwärmt, in der man sich so gern in den Helden versetze, sagt er sehr märkisch: „Wollen Sie wie Wallenstein ermordet werden von einem Spitzbuben, in einer elenden Kneipe?“ Keudell spricht von Furcht und Mitleid. Darauf Bismarck „ganz wild“: „Ja, Furcht und Mitleid empfinde ich so sehr, daß ich im Theater gleich dem Bösewicht an den Hals springen

möchte!“ Aber der humanistische Keudell klammert sich an die siegreiche „Idee“ im Drama. „Bismarck wandte sich jetzt dem Gänsebraten zu und fragte: ‚Werden in den Ostsee-Provinzen die Gänse mit Kartoffeln gegessen oder mit Äpfeln? Ich ziehe sie mit Kartoffeln vor.‘“

Musik hört er jetzt nur noch lesend an oder arbeitend; später, als Reichskanzler, lehnt er es ganz ab, sie zu hören, weil sie ihm den Schlaf vertreibe.

Im allgemeinen wird die Grundstimmung seiner Seele in gesteigertem Maße die des „Wanderers“. Mit wachsenden Erfolgen, mit der Erreichung einer Macht, wie er sie anfangs kaum geträumt hat, steigt seine innere Unruhe; es ist, als hätte er von diesem faustischen Gefühle Heilung durch Verwirklichung seiner Wünsche erhofft, und steht nun enttäuschter da als zu Beginn. „Faust klagt über die zwei Seelen in seiner Brust, ich beherberge aber eine ganze Menge, die sich zanken. Es geht da zu wie in einer Republik . . Das meiste, was sie sagen, teile ich mit, es sind aber da auch ganze Provinzen, in die ich nie einen andern Menschen hineinsehen lasse.“ Diese Worte, die er auf einer Wagenfahrt in Gesellschaft zweier seiner Gehilfen spricht, deren einer ihm ganz fern steht, drücken im Grunde mehr Unzufriedenheit aus als Einsamkeit; sonst würde er sie verschweigen. Offener schreibt er an Festtagen zu den Seinen: „Die Ruhelosigkeit der Existenz ist unerträglich . . Es ist kein Leben für einen rechtschaffenen Landedelmann . . Ich habe Heimweh nach ruhigeren Tagen, wo ich Herr meiner Zeit war, und wie ich es mir jetzt oft einbilde, glücklicher, obschon ich mich genau erinnere, daß das alte Wort *post equitem sedet atra cura* auch auf Kalebs Sattel seine Wahrheit behielt.“ Am tiefsten klingen diese Töne ohnmächtigen Trotzes gegen den eingeborenen Charakter in einem Briefe wider, in dem er der Schwester zur Silbernen Hochzeit schreibt:

„Ich hätte so gern . . ganz abgetragene Betrachtungen über die traumhafte Flüchtigkeit des Lebens mit Dir neu aufgebügelt. Man verzichtet so spät auf die Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll, und hält sich so lange bei der Vorbereitung auf, daß es solcher Meilensteine von 25 Jahren bedarf, um sich durch den Rückblick klarzumachen, wie lang die zurückgelegte Strecke ist und wie viele gute und schlechte Stationen man passiert hat. Ist es ein Beweis unserer Ungenügsamkeit . . oder ist es nur mein Fehler, daß mir die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren, und daß man nicht aufhört, rastlos vorwärts zu treiben, in Hoffnung auf eine bessere? Ich wünsche Dir von Herzen, daß Du . . Dein Fest mit der befriedigten Stimmung feierst, in der man dem Zeit-Postillon zurufen möchte: Schwager, fahr sachte! Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange, und doch nach meiner eignen Einsicht so viel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke, und vor allem an meine Schwester, und an so manches andere, in Staat und Haus Erstrebte, und wenn es erreicht war, nicht Gewürdigte.“

Wie zart wird hier die grausame Analyse in Melancholien eingesponnen, wie fein sind zugleich diese Ironien umrankt! Mit welcher Zurückhaltung ist das ganze Lebenswerk in Eine Silbe gedrängt! Und doch, mit welcher Kälte wird hier Bismarck von seiner eigenen Feder seziert, der ewig Unbehauste bloßgelegt, und alle Siege, alle Kämpfe, die großen Resultate eines zwanzigjährigen Ringens werden für nichts als schlechte Stationen erklärt, denen endlich doch einmal die bessere folgen soll!

XVI

Napoleon wollte keinen Krieg, aber er brauchte ihn. Was Frankreich wollte, ob es aus Ehrgeiz die immer näher rückende deutsche Einheit nicht ertrug, scheint zweifelhaft; die Entrüstung, zu der es in den Juli-Tagen kam, war auf Paris, und nur auf einen Teil der Pariser Straßen beschränkt, auch dort von ein paar Zeitungen gemacht, die der Regierung dienten, hat also wenig Beweiskraft nach rückwärts. Das einzige Lot, mit dem man die Tiefe der französischen Volksgefühle messen könnte, ist die Volksabstimmung vom Mai, in der sich trotz Druck und Korruption nur sieben Millionen für Napoleon, anderthalb laut und mindestens drei durch Stimmenthaltung gegen ihn erklärt haben. Da aber Napoleons Regime mit der populären Phrase nichts als Ruhm und Größe Frankreichs erstrebte, so stimmten jene andern Millionen redend oder schweigend für eine stetige Politik der Arbeit und des Friedens. Diese Nation, von Natur ruhig und genießend, nur durch glänzende Führer oder durch Not leidenschaftlich aufzustacheln, hatte offenbar keine Lust, mit jemand Händel anzufangen. Grade diese Stimmung seines Volkes war für einen Eroberer gefährlich, der strahlen mußte, um sich zu halten. Die Friedensliebe der Nation wollte die Republik, deshalb suchte der Kaiser Siege, vor deren Ungewißheit dem leidenden Manne graute.

Seit dem Luxemburger Handel sah Napoleon den Krieg als unvermeidlich an, Bismarck hatte es leichter, aber nicht leicht, ihn schon im Luxemburger Lärm zu verhindern. Mit Italien und Östreich hatte Napoleon angeknüpft, schließlich im Frühjahr 70 mit einem Erzherzog den gemeinsamen Feldzugsplan gegen Preußen entworfen, zugleich den Herzog von Gramont zum Minister des Äußeren gemacht, den er nicht leiden konnte, den aber die preußenfeindlichen Strömungen des Hofes, besonders die Kaiserin forderten. Als dieser im Jahre 66 den Aufmarsch gegen Preußen gewünscht hatte,

soll er Bismarcks Wort: „Gramont ist ein Dummkopf“ erfahren und Rache geschworen haben. So war für einen Kabinettskrieg alles vorbereitet; fehlte nur noch der Vorwand. Der kam schnell!

Die Spanier hatten ihre Königin verjagt, suchten vergebens Ersatz und wandten sich an deutsche Fürstenhäuser, die halb Europa mit Königen versorgten. Eine Seitenlinie der Hohenzollern, die eben erst den Rumänen einen Fürsten geliefert, wurde angefragt, wandte sich an König Wilhelm, erfuhr dessen Abneigung, fand aber in Bismarck zugleich einen Verfechter der Politik, so viele Filialen wie möglich für seine Firma zu eröffnen. Daß er es damit zum Kriege mit Frankreich treiben wollte, wäre unsinnig anzunehmen; will man eine Klimax aufstellen, wie er es anno 64 getan, so dürfte man höchstens sagen: er hielt einen Hohenzollern in Madrid für besser als die beruhigte Pariser Stimmung, einen diplomatischen Sieg für besser als den Hohenzoller und eine Verständigung für besser als den diplomatischen Sieg. Da er kein Motiv und nicht die geringste Lust zu einem Krieg, etwa des Elsaß wegen hatte, ihn aber der Einigung wegen von drüben her kommen sah, und einzig um dieses Motives willen entschlossen war ihn anzunehmen, so suchte er keine Vorwände, rechnete aber zweifellos, daß Frankreich in der spanischen Sache den dort gesuchten Vorwand finden konnte. Vor allem war er auch hier entschlossen, zu warten.

Als daher Benedetti, im Mai 69, noch vor dem offiziellen Antrag einen Konflikt erster Ordnung ankündigte, wenn man die Spanische Krone annähme, vermeidet Bismarck zwar, den König auf ein Verbot festzulegen, behandelt das ganze als Familiensache, in der die Nebenlinie frei entscheiden könne: keine Bindung, aber den Gegner in Furcht gehalten. Die Gefährlichkeit der Frage erkannte er sofort. Wie aber den König geneigt machen, der es schon in Rumänien nicht wollte?

„In den Spaniern könnte sich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Deutschland regen, wenn man sie aus den anarchischen Zuständen reißt, denen sie entgegentzuehen fürchten. Für die Beziehungen zu Frankreich würde es von Nutzen sein, jenseits Frankreichs ein Land zu haben, auf dessen Sympathien wir rechnen könnten, und mit dessen Empfindungen Frankreich zu rechnen genötigt wäre.“ Übrigens würde man dadurch ein bis zwei Armeekorps sparen. Durchschlagend wirkten beim König die zwei Armeekorps.

Daß er mit diesem Schritte den Krieg selber und zugleich früher herbeiführen könnte, weiß und riskiert er. Da er ausschließlich für Preußens Macht, für diese aber nur nach politischen Zielen arbeitet, da ihm heute das Elsaß so gleichgültig ist wie anno 66 das österreichische Schlesien, da er weder jetzt noch jemals deutsche oder fremde Länder für Preußen erobern, sondern jetzt wie damals nur die politische Führung in Deutschland will, so bereitet er heute den Krieg gegen Napoleon vor, wie damals gegen Franz Joseph: beide haben den Norddeutschen, dann den Deutschen Bund sich erst abzwängen lassen. Der vernünftige Wunsch eines deutschen Staatsmannes, seine Landsleute auch gegen ihren Willen zusammenzuschließen, ist der Grund für beide Kriege gewesen: weder gab es in Deutschland eine elsässische noch gab es in Frankreich eine linksrheinische Frage, die nur von ein paar Maulhelden auf beiden Seiten zur Verhetzung friedlicher Völker erfunden wurden. Die Politiker in Wien und Paris hatten dasselbe Recht, eine geeinigte Macht an ihrer Grenze zu verhindern, wie die deutschen Stämme und Fürsten, sie, wenn auch lückenhaft und nach sehr verschiedenen Rezepten, zu erstreben. Bismarcks Worte in Nikolsburg, Österreichs Kampf gegen uns sei nicht unmoralischer als der unsrige gegen Österreich, gilt in seiner ganzen klaren Kälte auch für den französischen Krieg. So lange das kleine Europa unter

der Verblendung von Führung und Hegemonie, Großmächten und Bündnissen leidet, wird keinem Volke Einheit und damit erhöhte Macht ohne Krieg von den andern erlaubt.

Bismarck aber, der immer nur das Mögliche erstrebte, nie das Wünschenswerte, wurde durch Zerrissenheit und Feindschaft der Deutschen in einen Konflikt seiner Motive gerissen. Als Bayer hätte er jede Einigung unter Preußen durch seinen mächtigen Willen verhindert, als Preuße wollte er sie, aus dem Grundgefühl seines Stolzes: als Person, als Stand, als Nation. Doch zugleich erkannte er als Staatsmann die Vernünftigkeit seines Gedankens auch im deutschen Sinne. Diese platonische Erkenntnis gesellt sich zu seinem natürlichen Wunsche, machte diesen moralisch repräsentabel und erleichterte dem Manne selbst in seinem geschichtlichen Empfinden den uneingestanden Zwang auf die Südstaaten. War die Nation „nur in einem allgemeinen Zorn zusammenzuschließen“, wie war dieser Zorn leichter zu mobilisieren, als durch die Einmischung eines Fremden! Auf solchen psychologischen Umwegen ist Bismarck, dem Analytiker, die französische Drohungsympathisch und der Krieg, den er nicht suchte, dem Staatsmann erwünscht geworden.

In der spanischen Sache wittert er die Elemente der Entscheidung, an den Widerständen entfacht sich aufs neue sein diplomatisches Feuer, jetzt schickt er zwei Agenten nach Spanien, Bucher und einen Offizier, um die dort schon halb aufgegebene Sache wieder zu beleben: alles geheim, um Napoleon mit dem *fait accompli* zu überraschen und, wenn er Einspruch erhöhe, sogleich ins Unrecht zu setzen. Warum soll das souveräne Spanien nicht seinen König suchen, wo es mag? Folgt Antrag und Annahme in Sigmaringen, und zwar hinter Wilhelms Rücken, der schließlich unwillig seine Zustimmung gibt, alles „nach schweren inneren Kämpfen“.

Da, kurz vor der amtlichen Publikation, wird die Sache in Paris bekannt, der Krach ist da, mit einem einzigen offiziellen Artikel entfacht Gramont das Geheul der Pariser Presse, man affektiert Wut über „Frankreichs Übertreibung durch eine deutsche Königswahl“, Gramont will den berühmten Bismarck endlich öffentlich schlagen, weil ihn dieser verachtet.

Bismarck sitzt ruhig in Varzin. Es hat gefroren, mitten im Sommer, das schildert er seiner Frau: „Ich aß Hecht und Hammel, heut Hecht und Kalb, auch Spargel, der besser ist als der Berliner. Der Frost hat junge Buchen an Waldecken gebräunt, manche Eichbüsche geschwärzt. . . Schlimmer ist es Deinen Rosen gegangen, . . von den hochstämmigen sind 6 oder 8 bisher ohne Lebenszeichen. Im Felde zeigt der Roggen stellenweise geringe Frostschattierungen, die Kartoffeln, Pommerns Trost, scheinen gesund. . . Dann aß ich in betrüblicher Vereinzelung. In der Hitze Berge steigend, war all mein Denken auf Grätzer Bier gerichtet; es ist aber ausgegangen, auch Klette; Schöps mein einziger Trost, er hat aber doch etwas Bock in sich, der sich dem Massenverbrauch widersetzt. Nach dem Essen ging ich durch Park und Gehege, habe vier Rehe gesehen, darunter drei Böcke. . . Deine Erlplantage im Weißen Moor war angewachsen, aber erfroren. Der schwarze Boden unter den blühenden Kiefern ganz weiß von beifolgenden Blüten (ich schrieb das Wort noch nie, hat es ein h?), drei Fuß hoch wie blühende Myrte; *sedum palustre*, auf Pommersch Schwiene-Pors, auch wilder Rosmarin. . . Ich gehe um 10 zu Bett. Dein Treuster.“

Kurz darauf – denn indes ist die Bombe in Paris geplatzt – geht er in seinem Zimmer auf und ab, diktierend, inspirierend, was er als Antwort auf den Pariser Lärm gedruckt sehen will, „wahre Haufen von Notizen für Artikel, ganze ausgeführte Aufsätze,“ offiziell alles ruhig darzu-

stellen, offiziös Frankreichs Anmaßung zu geißeln: „Es scheint, als ob die Kaiserin, die das angeregt habe, einen neuen Spanischen Erbfolgekrieg entbrennen zu sehen wünscht . . Die Franzosen gleichen dem Malayen, der sich geärgert hat und nun, Schaum vor dem Munde, mit gezücktem Dolch auf die Straße rennt und jeden niedersticht, der ihm quer über den Weg kommt . .“ Am 7. Juli liest er in Gramonts gestriger Kammerrede: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns zu dulden verpflichtet, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, so zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht in Europa zerstört und Interessen und Ehre Frankreichs in Gefahr bringt. Sollte dem so sein, so würden wir unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen wissen!“ Tosender Beifall. Als Bismarck das gelesen, sagt er zu Keudell: „Das sieht ja aus wie der Krieg! Diese Sprache könnte Gramont nicht führen, wenn er nicht entschlossen wäre . . Jetzt über Frankreich herfallen: das wäre der Sieg! Leider geht das aber nicht – aus verschiedenen Gründen.“

Am selben Tage läßt Gramont seinen Botschafter den König Wilhelm aufsuchen, mit Recht, denn Bismarck hatte jede amtliche Verhandlung in der Familienfrage abgelehnt:

Der König ist milde gestimmt, mag sich weder die Badekur noch den Ruhm noch das Alter stören lassen, verhandelt mit Benedetti, statt, wie Bismarck will, ihn sogleich abzuweisen. Am 9. sagt der König, dem die ganze Sache unheimlich war, dem Franzosen: recht gern, als Familienhaupt wolle er seinen Vetter zum Rücktritt veranlassen, und schickt einen Adjutanten nach Sigmaringen. „Gebe Gott, schreibt er seiner Frau, daß die Hohenzollern ein Einsehen haben!“ Als Bismarck diese Nachricht in Varzin liest, fährt er wütend auf und ruft: „Der König fängt an zu kneifen!“

Jetzt fühlt er sich dupiert, empfindet des Königs Schritt als Rückzug Preußens. Sofort bietet er drahtlich an, zum Könige zu stoßen, erhält aber erst am 11. Befehl. Schrecklicher Wartetag! Am 12. sitzt er mit Keudell im Reisewagen nach Berlin, das er passieren will. Als er nach zehnstündiger Fahrt in den Hof seines Amtshauses einfährt, wird Bismarck eine Depesche gereicht, er ist so gespannt, daß er sie noch im Wagen erbricht: sie spricht von erneutem Gesuch Benedettis in Ems und von erneut höflicher Antwort des Königs. Moltke und Roon, eilends zu Tische geladen, treten bald nach dem Minister ins Haus. Da kommt während des Essens drahtliche Meldung, der Prätendent sei zurückgetreten.

„Mein erster Gedanke, schreibt Bismarck im Rückblick, war, aus dem Dienste zu scheiden, weil ich .. in diesem erpreßten Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich verantworten wollte .. Ich war sehr niedergeschlagen, denn ich sah kein Mittel, den fressenden Schaden, den ich von einer schüchternen Politik für unsere nationale Stellung befürchtete, wieder gutzumachen, ohne Händel vom Zaune zu brechen .. So gab ich die Reise nach Ems auf und bat Graf Eulenburg, dorthin zu reisen und S. M. meine Auffassung vorzutragen .. Durch die Neigung, die Staatsgeschäfte persönlich und allein auf sich zu nehmen, war der König in eine Lage gedrängt worden, die er nicht vertreten konnte .. Bei dem hohen Herrn .. war die Neigung, wichtige Fragen persönlich zwar nicht zu entscheiden, aber doch zu verhandeln, zu stark, um ihm eine richtige Benutzung der Deckung zu ermöglichen .. „Davon lag die Schuld zum großen Teile in dem Einflusse, den die Königin von dem benachbarten Koblenz her auf ihn ausübte. Er war 73 Jahre alt, friedliebend und abgeneigt, die Lorbeeren von 66 in einem neuen Kampfe aufs Spiel zu setzen; aber wenn er vom weiblichen Einflusse

frei war, so blieb das Ehrgefühl .. in ihm stets leitend. Gegen die Konkurrenz, welche seine Gemahlin mit ihrer weiblich berechtigten Furchtsamkeit und ihrem Mangel an Nationalgefühl machte, wurde die Widerstandsfähigkeit des Königs abgeschwächt durch sein ritterliches Gefühl der Frau .. gegenüber.“

Noch 20 Jahre nach den Ereignissen hat Bismarck diese Anklagen gegen sein Herrscherpaar geschleudert, und zwar nicht nach politisch verlorener Schlacht, wie etwa Gramont seine Schilderung derselben Tage mit Vorwürfen gegen Kaiser und Hof anfüllt, vielmehr nachdem er den Mangel an Ehrgefühl seines Königs, an Nationalgefühl seiner Königin durch Taten und Siege im Eindruck der Welt getilgt hat. So groß ist seine Wut, daß sich der König erlaubt, in dieser „Familiensache“ selbständig zu verhandeln. Auf alle Fälle läßt er nach Hause sagen, er käme bald wieder, ob als Minister, wisse er nicht.

Schlaflose Stunden: eine Nacht der Kombinationen und Entwürfe, des Stolzes und Hasses! Am Morgen des 13. erhält er zwar nicht aus Ems, aber von der Russischen Botschaft die Nachricht: in Paris sei man immer noch nicht befriedigt. Erlösung! Nun darf er vor dem Englischen Botschafter den Grollenden spielen: „Wenn Paris weitere Forderungen erhebt, so wird die Welt sehen, daß die wahre Absicht der Revanchekrieg ist. Wir sind entschlossen, keinen Schimpf zu dulden, sondern die dargereichte Herausforderung anzunehmen .. Wir können nicht zusehen, wie Frankreich uns mit seinen Rüstungen zuvorkommt .. Wir brauchen Sicherungen, Garantien gegen Gefahr eines plötzlichen Überfalls! Widerruft man nicht Gramonts drohende Rede, so muß Preußen Genugthuung fordern.“

Schon hat er die verfahrenre Sache zurechtgerückt und kann sie wiedergewinnen. In der Tat spielt ihm sein blinder und unterlegener Gegner alle Trümpfe zu: gestern,

während Bismarck im Reisewagen saß und der Prinz auf die Krone verzichtete, hat Gramont auf eigene Faust Benedetti drahtlich angewiesen, er solle den König zu einer amtlichen Erklärung über den Verzicht bringen. Zugleich hat er durch den Preußischen Gesandten den König um einen Brief an Napoleon ersuchen lassen, daß er Frankreichs Interessen und Würde nicht verletzen wollte. Mit beiden Dokumenten in der Mappe, hofft Gramont morgen vor der Kammer glänzend zu siegen; abends in St. Cloud gebärdet er sich wütend und aufgereggt. Vier Tage zuvor hat der schwerkranke Kaiser eine dringend angeratene Operation aus Furcht vor tödlichem Ausgang abgelehnt; drei Jahre später wird er wirklich an ihr zugrunde gehen. Hätte er jetzt eingewilligt, so wäre er durch das Messer, dafür aber kein anderer durch die Kugel umgekommen.

Als Bismarck von dem Antrag an seinen Gesandten erfährt, wird er wütend, daß dieser nur höflich abgeraten, entsetzt ihn auf der Stelle seines Amtes, worauf er drohend dem König nach Ems drahtet: wenn er Benedetti noch einmal empfangen, nähme er seine Entlassung. Nachmittags erscheinen bei ihm als Tischgäste wieder Moltke und Roon. Vor den Generalen, die ihm noch gestern den Krieg bedeuteten, grollt er aufs neue auf und erklärt, er ginge; Roon sagt, das hieße kneifen, während die Militärs aushalten mußten. Bismarck richtet sich auf: „Sie beide in der Unfreiheit Ihrer Entschlüsse als Soldaten brauchen die Gesichtspunkte des verantwortlichen Ministers nicht zu teilen. Ich kann mein Ehrgefühl nicht der Politik zum Opfer bringen.“ Da wird ein neues Chiffretelegramm aus Ems zu Tisch gebracht, von Abekens Hand, und Bismarck liest das stilistische Ungetüm vor:

„S. M. schreibt mir: ‚Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art, von

mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren sofort zu telegraphieren, daß ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf die Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.‘ S. M. hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da S. M. dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchst derselbe mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen: daß S. M. jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. S. M. stellt E. E. anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitgeteilt werden sollte.“

Dies war, dem Kurialstil enthoben, ein Zeichen maximalen Zorns, das war „Eulenburgs Vortrag“, nach Bismarcks Instruktion: das war Tells Geschoß! Die ganze Wut des Bundeskanzlers hatte sein Minister in Ems dem Könige geschildert, Moltkes und Roons Stimmung berichtet, Bismarcks Gekränktheit durch des Königs Vorgehen allertüchtigst nicht verschwiegen, – und dazu kam Bismarcks Weigerung, selber zu kommen und seine drohende Depesche! Zum Franzosen ist der König höflich, nur „etwas ernst“ geblieben, in camera müssen sie alle gewütet haben, denn wenn der zierliche Abeken, der keine Fliege, viel weniger einen Herzog schlagen kann, amtlich von Zumutung und

Zurückweisung spricht, so müssen in der Konferenz ganz andere Kasinoworte gefallen sein. Ja, selbst der Adjutant darf und soll dem Botschafter einer Großmacht sagen, der König wolle ihn nicht mehr empfangen, er habe ihm nichts weiter zu sagen! Schließlich kommt der alte Herr, vielleicht auch Eulenburg oder ein Flügeladjutant auf die Idee, man müsse diese Zurückweisung sofort verbreiten und das in der denkbar schärfsten Form: durch Gesandtschaften und Presse! Wieder, wie anno 62 im Kupee zwischen Jüterbog und Berlin, nur diesmal durch einen Vertreter, hat Bismarck den König am Porte-épée fassen und auf höfische Manier andeuten lassen, daß er nicht schneidig war.

An Bismarcks Tische wirkt die Depesche zunächst niederschmetternd, beiden Generalen ist der Appetit vergangen, sie „verschmähten Speise und Trank. Bei wiederholter Prüfung des Aktenstückes verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung S. M. . Ich stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unserer Rüstungen, resp. auf die Zeit, deren dieselben bei der aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden“. Moltke erklärt schnellen Ausbruch für vorteilhafter als Verschleppung. Darauf nimmt Bismarck seinen Riesenbleistift und kürzt in Gegenwart seiner Gäste die unlesbare Depesche für die Öffentlichkeit auf folgende Fassung:

„Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kais. Franz. Regierung von der Kgl. Spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der Französische Botschafter in Ems an S. M. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß S. M. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. S. M. der König hat es darauf abgelehnt, den

Französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß S. M. dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.“
| In dieser Fassung ist nicht ein Wort erfunden, einiges weggelassen, nichts hinzugesetzt, es wird sogar die scharfe Wendung: „nichts weiter zu sagen habe“, abgeschwächt in die höflichere Form „nichts weiter mitzuteilen“. Die Publikation an Gesandte und Presse aber, an der die ungeheure Wirkung hing, ist vom König erfunden, empfohlen, im Grunde befohlen worden. Schon hört der Redakteur der Depesche ihre Übersetzung heraus, er hört sein „Refusé“ in Extrablättern auf den Boulevards. Und doch ist hier nichts gefälscht, aber alles komprimiert: aus einem langen, formlosen Ballon, der zu wenig Gas und sich deshalb am Boden hielt, ist durch Abschnürung eines Teiles ein kleiner runder geworden, der schnell in die Luft steigt, um tausend Blicken sichtbar zu werden. In dieser Fassung ist nur die Antwort nachgeholt worden, die Bismarck mit Recht dem Franzosen gegeben und mit der er ihn zu Krieg oder Unterwerfung gezwungen hätte. Nannte Liebknecht diese Depesche später „ein Verbrechen, wie die Geschichte ein zweites kaum gesehen“, so lag das Verbrechen in einer Gesellschafts- und Staatsform, die zwei oder drei Männern ermöglichte, Kriege zu entzünden, ohne ihre Völker zu befragen.

Auch seinen König wollte Bismarck überrumpeln; an ihn denkt er in der Schnelligkeit dieses Entschlusses, der wieder, wie in seinem ganzen Leben, eine jahrelange Gedankenkette abschließt: den König will er auf sein Wort festlegen, den morgen seine Frau und übermorgen sein Sohn zum Frieden beraten wird. Faktisch macht Bismarck mit dieser Depesche den Krieg unvermeidlich, ohne seinen Herrn auch nur gefragt zu haben; wie kriegertisch aber der König momentan gewesen, zeigt eine zweite Emser

Depesche, abgegangen, als die erste schon in die Welt gesandt war: darin wurde noch eine dritte Ablehnung des Besuches von Benedetti vom selben Tage gemeldet, wobei es hieß: „Was S. M. heute morgen gesagt, wäre Allerhöchst sein letztes Wort in jener Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen“: bis in die Worte hinein Bismarcks Fassung nachträglich bestätigend!

Dieser handelt logisch, nachdem ihm der Feldherr die Gunst der Stunde bekräftigt, und nachdem die Entwicklung der letzten Jahre den Krieg als unvermeidlich erwiesen hat, wofern man überhaupt Deutschland will. Da er als Psycholog die Hälfte des Erfolges von der Stimmung Europas abhängig weiß, erkennt und ergreift er diese Konstellation als die denkbar beste, um nicht nur im Grund, um auch im Anlaß der Geforderte zu scheinen. Und wenn dem Nachgeborenen die vernünftige Einigung einer Nation überhaupt einen Krieg wert scheint, so konnte der Nachbar moralisch in keiner schlechteren Stellung zu einem Kampf genötigt werden, mit dem er in jedem Falle diese Einigung verhindern wollte.

Vor allem aber fand Bismarck an diesem Nachmittag ein Motiv und eine Situation, die auch den letzten frankophilen Bayern und borussophoben Württemberger zu jenem gemeinsamen Zorn entflammen konnte, den Bismarck brauchte. Drei Tage später hat der Volksmund die Brunnen-Promenade des friedlichen alten Königs und den bösen Welschen nachgeschaffen, der ihm im Boskett auflauerte wie ein Attentäter. Dies alles hat Bismarcks Blick in einem Augenblick vorausgesehn, als er vor 6 Uhr die Depesche redigierte, um vor Mitternacht in allen Hauptstädten Europas das furchtbare Geschoß zur Entladung zu bringen.

XVII

Eine Woche später betonten die Thronreden in Berlin und Paris synonym, der Feind habe der Nation das Schwert in die Hand gezwungen, Gott, der mit unsern Vätern war, würde auch mit uns sein usw.; beide Parlamente schlugen an die Waffen ihrer Wähler, bewilligten deren Geld, schnaubten Wut, ohne den Gegner zu kennen oder gar zu hassen. Aber zum erstenmal in der neuen Geschichte erhoben sich in diesen Julitagen in beiden Ländern Menschen, vorläufig mehr Gruppen als Massen, gegen den Krieg. An die Arbeiter aller Nationen wandte sich ein Pariser Aufruf: „Krieg wegen einer Frage des Übergewichts oder wegen einer Dynastie kann in den Augen aller Arbeiter nichts sein als eine verbrecherische Torheit“; und eine Menge Adressen rief ein gleiches. Aus sächsischen und bayrischen Versammlungen kam das Echo übern Rhein zurück; nur in Preußen wagte sich niemand vor, und in Berlin durfte der sozialistische Redner nur die Franzosen gegen Napoleon in Schutz nehmen und deshalb den Krieg gegen den Kaiser empfehlen. Dann erklärte der Generalrat der Internationale, der deutsche Verteidigungskrieg müsse vom Arbeiter mitgekämpft, dürfe aber nicht bis zur Offensive geführt werden.

Dies Gefühl des französischen Angriffs bestimmte auch die Radikalen in den Kammern: in Paris stimmten nach Thiers und Gambettas feurigen Reden 10 Mann gegen die Kriegskredite, in Berlin enthielten sich Liebknecht und Bebel der Abstimmung, um weder Bismarcks noch Napoleons Politik zu verteidigen. Diese Haltung wurde in der sozialistischen Partei selbst umstritten, zuerst schrieb man: „Napoleons Sieg bedeutet die Niederlage der Arbeiter in Europa und völlige Zerstückelung Deutschlands . . Unser Interesse erheischt Napoleons Vernichtung, denn es steht in Harmonie mit den Interessen des französischen Volkes.“ Drei Tage

später hieß es im selben Volksblatt: „Mag sich deutscher und französischer Zäsarismus in Begleitung des Geldprotzenthums allein schlagen: wir Proletarier haben mit dem Krieg nichts gemein!“ Am nächsten Tage erklärte ein Manifest das Gegenteil. Bald sprach man in den Parteien von der Monarchie Liebknecht, obwohl grade er für Ablehnung der Kredite gewesen, und spaltete sich nicht nur international.

Mit europäischem Weitblick schrieb Karl Marx an Engels schon in den ersten Tagen: „Das Singen der Marseillaise Parodie wie das ganze Zweite Kaiserreich . . In Preußen sind solche Faxen nicht nötig: Jesus meine Zuversicht, gesungen von Wilhelm I., Bismarck zur Rechten und Stieber (Polizeichef) zur Linken, ist die deutsche Marseillaise. Der deutsche Philister scheint förmlich entzückt, daß er seiner eingebornen Servilität jetzt ungeniert Luft machen kann. Wer hätte es für möglich halten sollen, daß 22 Jahre nach Achtundvierzig ein Nationalkrieg in Deutschland solchen theoretischen Ausdruck besitzen würde!“ Aber das Zwiegespräch der beiden Exilierten blieb noch ohne Echo.

Europa fühlte mit Frankreich und fürchtete Preußen. Um England umzustimmen, läßt Bismarck in den Times jenen Vertrags-Entwurf faksimilieren, den er sich während des Luxemburger Handels von Benedetti ausgebeten, und in dem Napoleon die deutsche Einheit zulassen, dafür aber Belgien einstecken wollte. Benedetti antwortet öffentlich, die Idee stamme von Bismarck, die Niederschrift sei sein Diktat. Bismarck repliziert, er habe mit Napoleon öfters davon gesprochen, und hätte er es jetzt nicht publiziert, so hätte ihm der Kaiser nach Vollendung der Rüstungen, an der Spitze einer Million gewappneter Streiter, dem bisher unbewaffneten Europa gegenüber sicher vorgeschlagen, sich auf Kosten Belgiens wieder zu vertragen: so wie es Bismarck selber vor dem ersten Schuß im Jahre 66 Östreich vorgeschlagen hatte.

Der Hauptpunkt ist bei Benedetti richtig, und wenn ihm Europa glaubt, so zeigt das nur, daß man Bismarck die Verschlagenheit zutraute, mit der er hier zu Werke ging. „Die Sache hat nur das Gute, resümierte damals Engels, daß jetzt der ganze Dreck an den Tag muß, und dann, daß zwischen Bismarck und Bonaparte die Mogelei jetzt am Ende ist.“

Was aber niemand in Deutschland wußte und erst im Jahre 1926 in der Korrespondenz der Königin Victoria ans Licht kam, ist Undank und Tücke, mit denen nicht nur bei Kriegsbeginn Victoria von Preußen, die immerhin englisch geboren war, sondern auch ihr Mann das eigene Vaterland aus blindem Haß gegen dessen Führer zu schädigen wußte. Der Kronprinz war nach dem Kriege nach England gefahren, die Königin schreibt in ihr Journal:

„Osborne, 31. Juli 71: Den guten Fritz gesehen und mit ihm über den Krieg gesprochen. Er ist so gerecht, freundlich und gut und hat den intensivsten Abscheu vor Bismarck, sagt, er sei ohne Zweifel energisch und schlau, aber schlecht, habe keine Grundsätze und sei allmächtig, er sei der wirkliche Kaiser, was Fritz' Vater gar nicht lieb sei, wogegen er aber nichts tun kann. Und was den Vertrag betrifft, den Bismarck veröffentlicht hat, und von dem er behauptet, Benedetti habe ihn ihm vorgeschlagen, so meint Fritz, daß er mindestens ebensosehr Bismarcks wie des Kaisers Napoleon Werk gewesen sei. Er habe das Gefühl, sagt er, daß sie auf einem Vulkan lebten und daß es ihn nicht überraschen würde, wenn Bismarck versuchte, England eines Tages mit Krieg zu überziehen!“ Das war der Dank vom Erben Hohenzollern an den Mann, der ihm die heißersehnte Kaiserkrone sechs Monate vorher errungen hatte!

Wieder, wie Anno 66, geht sogleich alles zu Bismarcks Politik über, als die Kanonen, die er nicht gerichtet, ihm recht zu geben scheinen; wieder, wie am Abend von Königgrätz, hätte nach der ersten Schlacht jener Offizier ihn an-

reden können: Da die Attacke gelungen ist, sind Sie ein Genie; wäre der Feind über den Rhein gedrungen, so wären Sie der größte Verbrecher!

Auch diesmal muß der Staatsmann schon nach wenigen Wochen eingreifen. Als in der Nacht nach der Schlacht von Sedan der unglückliche Wimpffen von Moltke Schonung der Armee erbittet und rät, die Nation durch Großherzigkeit zu verpflichten, nimmt Bismarck das Wort: „Man kann auf die Erkenntlichkeit eines Fürsten bauen, nicht auf die eines Volkes, am wenigsten auf die der Franzosen. Ihnen fehlen alle dauerhaften Verhältnisse, unaufhörlich wechseln Regierungen und Dynastien, von denen die eine nicht zu halten braucht, was die andere versprochen hat. Die Franzosen sind ein eifersüchtiges Volk, sie haben uns Königgrätz übelgenommen, obwohl es ihnen doch nichts geschadet hat: wie sollte irgendeine Großmut sie bewegen, Sedan uns zu verzeihen!“ Man fordert Übergabe der ganzen Armee ohne Waffen und Fahnen.

Mit dieser nächtlichen Hartnäckigkeit beginnt Bismarck seine Politik gegen die Republik Frankreich, deren morgige Ausrufung er leicht voraussehen kann, und wird sie in den Verhandlungen der nächsten sechs Monate kaum ändern. Es ist eine unerbittliche, reine Siegerpolitik, in allem unterschieden von der von Nikolsburg. Von den Gründen hat er einen, die Unbeständigkeit der Pariser Regierung, heut nacht schon genannt, andere werden folgen. Diese Politik führt ihn zur Annexion von Lothringen und hat unermeßliche Folgen.

Als er am 2., sehr früh, zu Napoleon gerufen wird und ihn auf der Landstraße trifft, umgeben von Offizieren zu Pferde und im Wagen, „hatte ich meinen Revolver umgeschnallt, und wie ich mich ihm und den sechs Offizieren allein gegenüber sah, mag ich unwillkürlich einen Blick nach dem hingetan haben. Vielleicht, daß ich auch instinktartig danach

gegriffen habe: das wurde vermutlich vom Kaiser bemerkt, denn er wurde aschfahl.“ In dieser Sekunde sind beide Charaktere, zugleich ist ihre Begegnung wie in ein Epigramm gefaßt: Der Sieger sieht sich plötzlich dem Feinde leibhaftig gegenüber, einer gegen sechs, und greift in natürlicher Regung nach dem Revolver, den er auf alle Fälle mit hat; der Besiegte, in seinem Wagen, sieht es und wird bleich; beide wissen, daß hier keiner schießen wird, und doch reagieren beide instinktiv, als könnte es in jedem Momente knallen.

Nach diesem Augenblick ist das Gespräch, das beide in einem armen Weberstübchen an der Straße führen, von geringem Belang; Bismarck, ritterlich und vorsichtig, hat es später ein Kotillon-Gespräch genannt und sich auf alle Fälle mit dem Kaiser zu spät dahin geeinigt, daß beide den Krieg nicht wünschten. Der große Hasser empfindet in dieser Stunde nichts von der Wollust der Rache, die er in andern Lagen genossen; es war ja nicht Gramont, der da vor ihm saß und leidend seine Ohnmacht beklagte, es war Napoleon, den er schon vor anderthalb Jahrzehnten als nicht bedeutend, aber gutmütig bezeichnet, den er nie gehaßt, zuweilen gefürchtet, immer aber zu gewinnen getrachtet hat: jetzt mochte er ihn wie eine lang umworbene, spät eroberte Frau anschauen, der man nur noch Mitgefühl entgegenbringt.

Im Grunde war ihm dieser gefangene Kaiser unbequem, und er hat schon am Abend der Schlacht nach Napoleons Übergabe mit seinem pfeilschnellen Denken gesagt: „Dann ist der Friede in weite Ferne gerückt.“ Ja, er erschrickt so sehr über die Wendung, daß er, ganz wie nach Königgrätz, jeden weiteren Vormarsch widerrät, nur das schon besetzte Frankreich als Faustpfand zu behalten wünscht! Denn das Heer des Feindes sei vernichtet, gefangen oder hoffnungslos zerniert, die führerlose Nation würde sich in Parteien zersetzen und aus Schwäche nachgeben. Hätte

Bismarck diesen Gedanken durchgesetzt, heut wie vor vier Jahren, er hätte die Staatskunst von Nikolsburg gekrönt. Aber wenn es schwer war, König und Generale von Wien fernzuhalten, so wurde das jetzt, im Angesichte von Paris, unmöglich. Diesmal war der Generalstab auf solche Laien-Tollheiten vorbereitet, und der Zivilist wußte, wie vergebens er inzwischen General geworden. Als Bismarck in den Zug gestiegen war, um nach der Front zu fahren, hatte er aus dem offenen Halbkuppee Podbielskis Erklärung gehört: „Diesmal ist also dafür gesorgt, daß uns Bismarck nicht wieder dreinredet!“

Vor allem aber drängte ihn jetzt der Ruf des gesamten Deutschlands, das damals die Einnahme von Wien mehr fürchtete als wünschte: plötzlich forderte die Presse das Elsaß „zur Sicherung vor künftigen Überfällen des Erbfeindes“.

Nur die Sozialisten erklärten mit dem Sturze Napoleons den Krieg für beendet. Am 4. September war in Paris die Republik, am 5. in vielen deutschen Massenversammlungen die Sympathie mit dieser Republik ausgerufen worden, und von nun an schrieb die Arbeiterpresse über jede Nummer: Gerechter Friede mit Frankreich! Keine Annexion! Bestrafung Bonapartes und der Mitschuldigen! Zugleich wurde ein Manifest von Karl Marx durch ganz Deutschland verbreitet, in dem er aus einer Annexion des Elsaß die „tödliche Verfeindung beider Länder, einen Waffenstillstand statt eines Friedens“ prophezeite. Darauf ließ irgendein General im Hinterlande den Ausschuß der Partei verhaften und in Ketten auf eine Festung schleppen; als auch Johann Jacoby verhaftet wurde, der in Königsberg eine Rede gegen Annexionen gehalten, rührten sich die alten Demokraten. „Das Elsaß-Lothringen-Gelüst, hatte Marx schon Mitte August geschrieben, scheint in zwei Klassen vorzuherrschen, in der preußischen Kamarilla und im süddeutschen Bier-Patriotismus. Es wäre das größte Un-

glück, welches Europa und ganz spezifisch Deutschland treffen könnte. . . Die Preußen hätten doch aus ihrer eignen Geschichte lernen sollen, daß man ewige Sicherheit gegen den geschlagenen Gegner nicht durch dismemberment usw. erreicht.“ Dies alles aber schien zuerst auch Bismarck zu glauben:

„Das deutsche wie das französische Volk, so hatte er in der Thronrede bei Ausbruch des Krieges bekräftigt –, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampf berufen als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten.“ Klarer und vornehmer konnte kein Weltbürger am ersten Tag eines Krieges zum Feinde, zugleich zu Europa reden, deutlicher hat nie ein Staatsmann die Nation von ihrer Regierung abgetrennt. Das einzige, woran Bismarck im Drange dieser Stunde nicht gedacht haben mag, war ein so rascher Zusammenbruch von Napoleons Herrschaft und Person, und wenn er ihn für möglich hielt, so vergaß oder mißachtete er doch den Eindruck solchen Wechsels auf einen Teil seiner eigenen Mitbürger.

Noch mehr! Mitte August, als König Wilhelm Frankreichs Boden betrat, begann Bismarck seine Proklamation: „Nachdem der Kaiser Napoleon die deutsche Nation, welche wünschte und noch wünscht, mit dem französischen Volke in Frieden zu leben, zu Wasser und zu Lande angegriffen hat. . .“; zugleich erließ Friedrich Karl einen Armeebefehl: „Das französische Volk ist nicht gefragt worden, ob es mit seinem Nachbar einen blutigen Krieg führen wollte, ein Grund zur Feindschaft ist nicht vorhanden.“

Doch nun? Als 5 Wochen nach diesen Manifesten der erste republikanische Minister des Äußeren ins Hauptquartier des Siegers tritt, um Waffenstillstand zur Wahl einer Nationalversammlung zu erbitten: darf da Jules Favre nicht hoffen, daß diese resolute Unterscheidung zwischen Napoleon und seinem Volke mehr als eine Phrase war? Dürfen die Gegner dieses Krieges in beiden Ländern nicht mit der Anerkennung einer friedlichen Gesinnung rechnen, die jenes Volk durch Sturz der alten, kriegslustigen Regierung und Erhebung ihrer Gegner zur Macht, durch plötzlich radikalen Umsturz des Kaiserreichs zur Republik bewies? Waren es nicht Thiers und Favre, die damals am entscheidenden Tage mit ihren Freunden den Krieg verurteilt, das Geld verweigert und die nun die Führung der Republik übernommen hatten?

Aber die Realität darf sich nicht ohne weiteres erlauben, eine Theorie zu verwirklichen, und man hat nicht ungestraft ein halbes Dutzend Schlachten gewonnen. Derselbe Bismarck, der in der Thronrede das große Nachbarvolk wegen seiner Mißleitung für persönliche Interessen bedauert und in dem Manifest erklärt hat, wir wünschten noch heute mit ihm in Frieden zu leben, sagt jetzt in zwei Rundschreiben an alle Gesandten, die ganze Nation sei für den Eroberungskrieg verantwortlich. Und als Favre ihm erklärt, wir haben den Kriegskaiser weggejagt, wollen Frieden und bieten Entschädigung an, da erwidert Bismarck, zu dem sich auch ein abenteuerlicher Unterhändler der Kaiserin Eugenie durchgeschlagen:

„An der Form Ihrer Regierung liegt uns nichts. Finden wir Napoleon unseren Interessen günstig, so werden wir ihn nach Paris zurückführen.. Wäre ich sicher, daß Ihre Politik die Frankreichs ist, so würde ich den König bewegen, sich zurückzuziehen, ohne ein Stück Land oder einen Heller zu fordern. Aber Sie stellen nur eine ver-

schwindende Minderheit dar, wir haben keine Gewähr, weder bei Ihnen noch bei einer Regierung, die nach Ihnen kommt. Wir müssen an unsere Sicherheit in der Zukunft denken und werden das ganze Elsaß und ein Stück Lothringen mit Metz fordern.“

Da steht Jules Favre, Pariser Advokat, das feine Gesicht mit der dicken Lippe, blaß, der große Bart in Unordnung, nimmt seinen „staubigen Überzieher und seinen zerknitterten Hut“ und erklärt: „Kein Stein aus unseren Festungen!“ Und doch gefällt ihm der böse Bismarck, er nennt ihn „imposant und hart, was aber durch eine natürliche, fast gutmütige Einfachheit gemildert wurde. Er empfing mich höflich und ernst, frei von jeder Affektation und Steifheit, nahm sogleich eine wohlwollende und aufgeschlossene Miene an und behielt sie bis zum Schlusse.“

Entscheidende Dinge, für ein halbes Jahrhundert gefährlich, gehen von dieser verwandelten Stimmung Bismarcks aus, denn daß er mit einem friedlichen König trotz aller Generale allein bestimmen konnte, wird die Geschichte der nächsten Monate bekräftigen. Daß er zur Sicherung des Reiches und des Friedens Elsaß und Lothringen fordert, zeigt eine Verdunkelung seiner eigenen, tieferen Erkenntnisse. Es ist erst ein Jahr, da sagte er im vertraulichsten Gespräch zu Keyserling:

„Und schließlich, wenn Preußen siegte, wozu würde es führen? Wenn man auch das Elsaß gewänne, müßte man es behaupten, Straßburg immer besetzt halten. Das ist aber unmöglich, denn schließlich würden die Franzosen doch wieder Bundesgenossen finden, — und dann könnte es schlimm werden!“

Der Gedanke von Karl Marx: Waffenstillstand statt Frieden! Den Krieg hatte Bismarck kommen sehn und dies nicht ungern, weil sein einziges Kriegsziel damals die Vollendung des Reiches war. Nie haben sich Bismarcks Gedanken

und Wünsche gegen einen Nachbar gerichtet, nur weil er unruhig auftritt. Seit 55 Jahren hat dieser Nachbar den letzten Einzug der Deutschen halb vergessen, erst seit 4 Jahren hat ihn das Wachstum Preußens nervös gemacht. In keiner seiner Denkschriften und Reden, in keinem Privatbrief oder Gespräch seit 20 Jahren ist dies Motiv bei Bismarck zu finden, nirgends taucht die Phrase vom Erbfeind auf! Er liebt die Franzosen nicht, aber wen liebt er überhaupt? Jetzt erst, plötzlich, ganz unverhofft nach seinen letzten Proklamationen, entwickelt er vor sich selber das Kriegsziel einer Sicherheit des Reiches, das erst durch diesen Krieg entstehen soll. Ein völliger Umschlag seiner weltpolitischen Grundstimmung: mit einem Male wird Bismarck, der Architekt, zum Eroberer.

Warum aber, fragt Europa, werden diese Länder nicht neutral, wie sie es selber wünschen? „Es wäre dann, erwidert Bismarck später im Reichstag, eine Kette von neutralen Staaten hergestellt gewesen, von der Nordsee bis an die Schweizer Alpen, die es uns allerdings unmöglich gemacht haben würde, Frankreich zu Lande anzugreifen, weil wir gewohnt sind, Verträge und Neutralitäten zu achten. (Zwischenruf: Sehr gut!) . . Frankreich hätte einen schützenden Gürtel gegen uns bekommen, wir aber wären, solange unsere Flotte der französischen nicht gewachsen ist, zur See nicht gedeckt gewesen. Es war dies ein Grund, aber nur in zweiter Linie.“ Der Hauptgrund: Belgien und die Schweiz wollen unabhängige, neutrale Staaten bleiben, nicht aber Elsaß und Lothringen . . „sondern es ist zu erwarten, daß die starken französischen Elemente, welche im Lande noch lange zurückbleiben werden, die mit ihren Interessen, Sympathien und Erinnerungen an Frankreich hängen, diesen neutralen Staat . . bei einem neuen französisch-deutschen Kriege bestimmt haben würden, sich Frankreich wieder anzuschließen . . Es blieb daher nichts

anderes übrig, als diese Landstriche mit ihren Festungen vollständig in deutsche Gewalt zu bringen, um sie selbst als ein starkes Glacis Deutschlands gegen Frankreich zu verteidigen, und um den Ausgangspunkt etwaiger französischer Angriffe um eine Anzahl von Tagemärschen weiter zurückzulegen.“

„Der Verwirklichung dieses Gedankens . . stand in erster Linie die Abneigung der Einwohner selbst entgegen . . Es waren anderthalb Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volke, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerten imstande waren; sie hatten durch ihre Eigenschaften eine bevorzugte Stellung . . Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgendeine Art von Überlegenheit, namentlich über seinen nächsten Nachbarn vindiziert; hinter dem Elsässer und Lothringer, solange er französisch war, stand Paris mit seinem Glanze und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe. Er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühle: Paris ist mein! . . Tatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war, . . und daß es unsere Pflicht ist, sie mit Geduld zu überwinden. Wir Deutsche haben viele Mittel. Wir haben im ganzen die Gewohnheit, mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer doch wohlwollender und menschlicher zu regieren als die französischen Staatsmänner (Heiterkeit) . . Aber wir dürfen uns nicht schmeicheln, sehr rasch an dem Ziele zu sein, daß im Elsaß die Verhältnisse sein würden wie in Thüringen, in bezug auf deutsche Empfindungen.“

Durch all diese maßvoll gerechten Erwägungen hört man die Sorge des Staatsmannes, und wenn er es wagt, nach siegreichem Frieden vor seiner Nation vom Siegespreise zu sagen, mir blieb nichts übrig, als ihn zu nehmen, so zeigt dies noch einmal alle Bedenken an, die er zu überwinden hatte. Warum aber nahm er sie? Noch nach Jahren wird er Vertretern der neuen Provinzen versichern, daß er sie widerwillig, nur den Militärs gehorchend, nahm.

Die Gründe liegen zunächst in der Stimmung des Heeres und in der militärischen Stimmung: große Schlachten, schwere Verluste, ein schlechtgerüsteter Gegner, Festungen, die sich meist nicht lange halten, ringsum nichts als siegestrunkene Fürsten und Generale; dazu trat eine entschiedene Aversion gegen den Hochmut eines Volkes, das keinen gleich mächtigen Nachbar dulden wollte. Schließlich eine deutschnationale Erwägung: die Ungedecktheit gegen Frankreich, hatte der König von Württemberg ihm einmal erklärt, würde für Süddeutschland immer ein Hindernis vor der Einigung bilden. „Der Keil, so formuliert er selber im Reichstage, den die Ecke des Elsaß bei Weißenburg in Deutschland hineinschob, trennte Süddeutschland wirksamer vom Norden als die politische Mainlinie.“ Doch diese einzige realistische Erwägung bezog sich nur auf das Elsaß und nur auf einen Teil davon.

Dabei lachte er über die alldeutschen Phrasen, mit denen sich das Hinterland moralisch echauffierte: „Was wir brauchen, sind die Festungen; das (deutsch gewesene) Elsaß ist Professorenidee.“ Er wußte, daß das Elsaß wesentlich durch die Haltung des Großen Kurfürsten gegenüber Ludwig XIV. verloren gegangen war, daß also grade die Hohenzollern die geringsten Ansprüche darauf hatten. Auch erkannte er sofort die Gefahr der Annexion von Lothringen, denn er sagte schon am 6. September: „Mir ist die Erwerbung von Lothringen unerwünscht, aber die Generale halten Metz für unerläßlich, da es den Wert von 120 000 Mann repräsentiert“, und gleich darauf amtlich zu einem englischen Diplomaten: „Wir tragen kein Verlangen nach Elsaß oder Lothringen, Frankreich mag diese Provinzen unter Bedingungen behalten, die sie zu Stützpunkten in der Kriegsführung gegen uns unbrauchbar machen; was wir haben müssen, das ist Straßburg und Metz.“

Aber der tiefste Grund, mit dem sich Bismarck diese ihm

gefährlich scheinende Annexion abrang, war der Gedanke an das Reich, das eben entstehen sollte. Nur in „gemeinsamem Zorne“ schienen ihm die starren Gemüter flüssig und biegsam zu werden; nun war auch ein Pfand da, der junge Besitz der Verbündeten, und er schloß, daß dieser gemeinsam zu erziehende Sprosse die gefälligste Nötigung zur Ehe abgeben könnte.

Am Tage von Sedan sagte Delbrück, sein Vertrauter, das Wort: „Aus dem Reichslande erwächst das Reich.“

XVIII

Mit der Ruhe des Meisters nähert sich Bismarck seinem Reiche. Als man nach der ersten Schlacht, in der Preußen neben Bayern fielen, in Berlin schrieb, Wilhelm müsse Kaiser werden, da läßt er dem bayerischen Gesandten seine Entüstung erklären, niemand dächte daran, Bayerns Selbständigkeit zu schmälern, „vielmehr bewahren wir ewige Dankbarkeit dem herrlichen Bundesgenossen. Die Einheit Deutschlands braucht man nicht zu suchen und zu machen, sie ist schon da“. Als die reichste Firma von den kleineren sich bitten zu lassen: diese Politik wird er zunächst drei Monate treiben. Nach Dresden schickt er Delbrück, um Vorschläge nur entgegenzunehmen, den Württembergern sagt er: Wir erwarten Ihr Anerbieten. Er war entschlossen, alle Stimmen anzuhören, und dann zu tun, was er für richtig hielt.

Und wirklich, als das Volk der Individualisten dazu schritt, sich zusammenzutun, hatte jeder ein anderes Mittel bereit: alle Stämme und Stände, alle Parteien, schließlich alle Träger von „Weltanschauungen“ bekämpften sich, entschlossen, lieber gar kein Deutschland, als das nach dem Rezept des Nachbarn zu errichten. Die nationalen Preußen wollen ein deutsches Fürstentum unter Hohenzollern,

die Liberalen wollen dies nur bei voller Souveränität des Volkes, der König will überhaupt nichts von Kaiser und Reich wissen, nur den Ausbau der Heeresverträge, der Kronprinz will das Kaisertum und Unterwerfung seiner Vettern unter die Kaiserkrone. Nur in Baden wollen Fürst und Volk das Reich unter Preußen, in Bayern will die Regierung einen süddeutschen Bund mit Österreich, während die großen Städte in den Nordbund eintreten und der König am liebsten gar nichts hören möchte. In Württemberg intrigiert die Königin gegen Preußen, die Liberalen wollen den Eintritt nur in ein demokratisches Norddeutschland, in Hessen schlägt der mächtige Minister eine Verfassung vor, wie er sie nicht will, nur weil sie der Kanzler auch nicht will, um so das ganze gleich zu verwirren. Schließlich fährt alles nach Versailles, denn dort sitzt Bismarck am Ofen und bereitet in der Phiole den Homunkulus.

Träger der Zukunft, zumal der erste Kaiser Mitte Siebzig war, und so in gewissem Sinn die wichtigste Figur war der Kronprinz von Preußen; seit Kriegsbeginn hatte Bismarck mit ihm die schwersten Differenzen. Preußen in Deutschland aufgehen lassen, den Deutschen Fürsten nur Titel, Ehrenrechte und ein Oberhaus lassen und geben, den Hohenzollern die Kaiserkrone und Gewalt, einem Reichsministerium die Regierung, verantwortlich dem Reichstag: das war des Kronprinzen romantisch-dynastisch-demokratischer Reichstraum; er hatte ihn schon Mitte August beim Vormarsch in einem Vogesendorf dem vertrauten Gustav Freytag vorgetragen: „Da brach er stark heraus, und seine Augen leuchteten: Nein, er muß Kaiser werden!“ „Betroffen sah ich auf den Herrn, berichtet Freytag, er hatte seinen Generalsmantel so umgelegt, daß er wie ein Königs-mantel seine hohe Gestalt umfloß, und auch die goldene Kette des Hohenzollern umgeschlungen, die er doch sonst

in der Ruhe des Lagers nicht zu tragen pflegte, und schritt gehoben auf dem Dorfanger dahin. Offenbar hatte er, erfüllt von der Bedeutung, die der Kaisergedanke für ihn hatte, auch sein Äußeres der Unterredung angepaßt.“

Vergebens hatte ihn der Freund und Dichter gewarnt, ihm alle Gefahren und sogar dies prophezeit: „Der einfache blaue Rock der Hohenzollern wird zuletzt nur noch als altertümliche Erinnerung vorgeholt werden . . Bei der Steigerung des Wohlstandes ist es ja jetzt schon schwer, in den Offizierskasinos die alte Zucht und Einfachheit zu erhalten, für die Zukunft wird das nur möglich, wenn unsere Fürsten unablässig ein gutes Beispiel der Einfachheit geben . . Und wie bisher, so wird auch im Volk ein höfisches und serviles Wesen sich einschleichen, das unserer alten preußischen Loyalität nicht eigen war . . Jede Einseitigkeit ruft auch ihren Gegensatz hervor, und durch unser Jahrhundert geht eine starke demokratische Unterströmung. Wird einmal durch große Unfälle und ein Mißregiment im Volke Unzufriedenheit verbreitet, dann drohen auch den altheimischen regierenden Familien Gefahren. Schon jetzt sind unsere Fürsten in der Lage, gleich Schauspielern auf der Bühne, zwischen Blumensträußen und lautem Beifall begeisterter Zuschauer dahinzuwandeln, während in der Versenkung die vernichtenden Dämonen lauern!“

Der Kronprinz hörte Freytag zu; am Ende dieser großartigen Vision brach er lebhaft heraus: „Hören Sie an!“ Und nun kommt, als Antwort auf so bedeutende Warnungen nichts, als daß König Wilhelm, von Napoleon befragt, wie er auf der Pariser Ausstellung die Rangfrage gegenüber dem Zaren lösen solle, dem Zaren der Vorrang zuerkannt habe: „Das soll kein Hohenzoller mehr sagen! Das darf für keinen Hohenzollern mehr gelten!“ schloß der Kronprinz heftig. „Diese Worte, endet Freytag, gestatteten tief in sein Gemüt

zu sehen, er war erfüllt von dem fürstlichen Stolze . . , so daß alles weitere Einreden nichtig sein mußte.“ Und durch ein Dutzend anderer Szenen bekräftigt der Dichter diese Gefühle des Prinzen.

Nach Sedan stellt der Kronprinz an Bismarck die Kaiserfrage, dieser weicht aus; sobald sie aber nach Versailles kommen, bringen diesen Neffen Friedrich Wilhelms IV. die Prunkgemächer des Sonnenkönigs darauf, „daß grade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werden möchte“. Aber rasch resigniert er: „Ich hätte freilich früher mir vergegenwärtigen sollen, daß Graf Bismarck als ‚unser großer Staatsmann‘ niemals eine wahre Begeisterung für die deutsche Frage gekannt hat . . Aber wenn nicht einmal infolge solcher Siege . . ihn das heilige Feuer ergreift, dann bleibt eben für unsereinen nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen, denn königlich preußische Beamte vermögen nun einmal nicht, sich über die Berliner Kleinstaaterei zu erheben . . Wehe aber über die, welche nicht einmal aus solchen gewaltigen Zeiten, wie den gegenwärtigen, die Wahrheit erkennen und überhaupt niemals lernen, und klug werden wollen!“

So lautet das intime, dem Tagebuch anvertraute Urteil des preußischen Erben über den preußischen Minister, im Punkte des Deutschen Reiches. Der große Staatsmann, den er durch Anführungszeichen verspottet, ist ein königlich preußischer Beamter; wehe ihm, daß er nicht einmal aus den deutschen Kriegen etwas lernt! Dies Urteil aus dem Oktober 70 neben jenen Indiskretionen aus dem August 71 zeigen die Dekadenz der Dynastie in vollem Lauf, und der gute alte König, von dem Bismarck später sagt, auf seinen Schultern habe er ihn auf den Kaiserthron getragen, erscheint neben seinem Sohn als Held.

Bald darauf tritt der Erbe seinem Beamten persönlich entgegen: er fordert von ihm Drohung an die Südstaaten, sich

endlich zum Anschluß zu bekennen, „und zwar ist gar keine Gefahr dabei im Spiele, wenn wir nur jenen Staaten unseren festen Willen zeigen wollen. Treten wir erst einmal entschlossen und gebührend auf, so werden Sie sehen, . . daß Sie sich Ihrer Macht noch gar nicht genügend bewußt sind!“

Bismarck: „Wir stehen mit unsern Bundesgenossen gemeinsam im Felde und können ihnen schon deshalb niemals drohen. Das würde diese Staaten nur in Östreichs Arme treiben.“

Kronprinz: – Darauf können wir³ es ankommen lassen! Nichts einfacher als von den in der Mehrzahl hier anwesenden Fürsten den Kaiser ausrufen zu lassen und eine Verfassung einfach zu verkündigen! Diesen Druck würden alle Könige annehmen müssen!

Bismarck: „Zu solchen Schritten ist der König selbst nicht zu bringen.“

Kronprinz: – Wenn Sie nicht wollen, Exzellenz, so genügt das freilich, um eine Sache beim König unmöglich zu machen.

Bismarck: „Man muß die Entwicklung der Deutschen Frage jetzt der Zeit anheimstellen.“

Kronprinz: – Ich aber, der ich die Zukunft repräsentiere, kann solches Zaudern nicht gleichgültig ansehen!

Bismarck: „Der Kronprinz sollte dergleichen Ansichten nicht äußern.“

Kronprinz: – Ich verwahre mich auf das bestimmteste dagegen, daß mir auf diese Weise der Mund verboten wird. Es steht nur bei S. M., mir über Dinge, die ich besprechen dürfte oder nicht, Weisungen zu geben!

Bismarck: „Wenn der Kronprinz befiehlt, so werde ich nach seinen Ansichten handeln.“

Kronprinz: – Ich habe dem Grafen Bismarck keine Befehle zu erteilen und protestiere gegen diese Äußerung!

Bismarck: „Ich bin jederzeit bereit, jeder anderen Persön-



lichkeit Platz zu machen, die Sie zur Leitung der Geschäfte für geeigneter halten.“

Zu jeder Kritik war der Kronprinz berechtigt, zu Neigung nicht verpflichtet, sein Vater hatte einem Manne die Macht gegeben, dessen Staatsgedanken den seinigen zuwiderliefen, und wenn ein Teil des Bürgertums ein selbständigeres Deutschland wollte, so war ein gleiches dem Erben der Krone nicht verwehrt: nur mußten seine Staatsgedanken erfahren, gefühlt, sie mußten ihm Religion sein. Daß sie nur aus der Überredung einer klügeren, von ihm bewunderten Frau kamen, deren Heimat ihm freilich imponieren durfte, daß dies blaue englische Gewebe nicht von ihm gesponnen war, zeigt der preußische Purpurfaden, mit dem es nachträglich überall durchschossen ist. Wenn dieser Hohenzoller sein Volk zur Mitregierung im englischen Stil aufrufen will, so ist er zugleich entschlossen, seine Standesgenossen, die Fürsten zu mediatisieren, bis auf Titel und Formen zu entmachten.

Herrschen will Friedrich Wilhelm, Purpur und Krone tragen und seine Frau tragen lassen, doch niemals *primus inter pares* sein, was doch grade sein Motto sein müßte: bedrohen und zwingen soll man diesen rebellischen Adel, zu dem sein Hochmut die deutschen Könige degradiert, und wenn er gegen Bismarck erklärt, dieser sei sich seiner Macht gar nicht genug bewußt, so trifft der Vorwurf grade diesen Beamten gewiß zum ersten Male, und man lächelt. Daß er seine Waffengenossen verrät, indem er die mit ihrer Hilfe errungene Macht nun gegen sie kehren will, das ficht diesen Offizier nicht an, in solcher Treulosigkeit ist er von seinem Vater völlig unterschieden. Wie viel echter erscheint neben diesem Pseudodemokraten der Junker Bismarck, der den „gott- und rechtlosen Souveränitätsschwindel der deutschen Fürsten“ verspottete, am liebsten sie sämtlich absetzte, wie die von Hannover und Nassau,

doch nicht um der Insignien, nur um der faktischen Macht willen, die er sich von keinem Reichstag schmälern läßt. In solchen Augenblicken, die die Charaktere enthüllen, werden die Zeiten „gewaltig“, nicht in Kanonaden und Attacken, wobei wir gar nicht von der Gewaltsamkeit eines schwachen Armes reden, die vor der Taktik einer mächtigen Intelligenz verschwand.

Und doch segelt das starke Genie gegen den Wind der Zeit, der blasse Erbe aber läßt sich von ihr treiben! Denn es ist derselbe Kronprinz, der sich am Silvesterabend das treffende Resumé notiert: „Zur Stunde will es scheinen, als seien wir weder geliebt noch geachtet, sondern lediglich gefürchtet. Man hält uns jeder Schlechtigkeit fähig, das Mißtrauen gegen uns steigert sich mehr und mehr. Das ist nicht die Folge dieses Krieges allein – so weit hat uns die von Bismarck erfundene und seit Jahren in Szene gesetzte Theorie von Blut und Eisen gebracht! Was nützt uns alle Macht, aller kriegerischer Ruhm und Glanz, wenn Haß und Mißtrauen uns überall begegnen . . Bismarck hat uns groß und mächtig gemacht, aber er raubte uns unsere Freunde, die Sympathien der Welt und unser gutes Gewissen. Ich beharre noch heute fest bei der Ansicht, daß Deutschland ohne Blut und Eisen, allein mit seinem guten Rechte, moralische Eroberungen machen und einig, frei und mächtig werden konnte . . Der kühne, gewalttätige Junker hat es anders gewollt. 64 haben seine Ränke und Intrigen den Sieg einer guten Sache geschädigt, 66 hat er Östreich zerschlagen, ohne Deutschland zu einigen . . Wie schwierig wird es sein, die blinde Anbetung der rohen Gewalt und des äußeren Erfolges zu bekämpfen und die Gemüter aufzuklären, Ehrgeiz und Wetteifer wieder auf schöne und gesunde Ziele zu lenken!“

Das ist die Sprache, die Aristides oder Lincoln ziemte, die hier und heute Freytag oder Liebknecht sprechen

dürfte, nicht aber der Heerführer einer Armee, der die siegreichen Fahnen des Feldmarschalls Blumenthal unter seinem Namen flattern ließ, der seine verbündeten Vettern zur Unterwerfung zwingen, das Volk nicht befragen, die Verfassung einfach verkünden und dann den Hermelin mit Anmut und Würde tragen will, so, wie er es auf der Dorfwiese probierte. Zudem hat er die Historie des letzten Jahrzehntes nicht begriffen: denn warum war der dänische Krieg eine „gute Sache“, wenn die Herzogtümer nicht zu Preußen kamen? Wodurch ist Östreich zerschlagen worden, für dessen Erhaltung er selber Bismarcks Forderungen in Nikolsburg unterstützt hat? Warum verzögerte der Kanzler des Norddeutschen Bundes den Anschluß des Südens, den er vielmehr erst jetzt durch Blut und Eisen errang? Freilich konnte Deutschland ohne Waffen fertig werden! Nur hätten dann die Dynastien zumindest ihre Macht verloren, und dem Kritiker dieser Sylvesternacht wäre nichts übriggeblieben, als derselbe Hermelin, den 22 Vettern neben ihm trugen. Glückliches Schicksal eines Prinzen, den das überbiblische Alter seines Vaters zeitlebens vor der großen Probe aufs Exempel schützte und ihm in der Geschichte die Gloriole des unerprobten Idealisten schenken wird!

Entschlossen neben diesem Anti-Macchiavell schreitet der große Realist seinem Staatsziele zu. Will der demokratische Kronprinz die Verfassung im Lager „ausrufen“ lassen, so erwägt der reaktionäre Minister, den ganzen Deutschen Reichstag nach Versailles zu berufen, und erscheint dies zunächst nur als Drohung gegen die zögernden Fürsten, so ist er doch der Mann, die Drohung wahrzumachen: er läßt schon die Quartiere im Schloß auszählen. Indessen kommen und gehen die Minister der vier Südstaaten, Bayern allein beanstandet 22 Punkte des Entwurfes. Bismarck schlägt alles ab, die Minister reisen nach München, wieder steht alles still.

Jetzt gibt sich Bismarck den Anschein, als wolle er mit Baden und Württemberg allein abschließen, wozu besonders Baden bereit, aus dessen Pfalz sich Bayern vergrößern lassen will. Aber da erheben Post, Eisenbahn und Telegraphie ihre schnellen Stimmen, zugleich fordern die Militärs besondere Abzeichen, die deutsche Einheit droht an der Farbe eines Kragens zu scheitern. Die „wunderbar zarte Empfindung“ rühmt jetzt ein badischer Minister an Bismarck, „womit er das kleinste Staatsinteresse nicht ohne Not verletzte, andererseits über die bedeutendsten Bayerns zur Tagesordnung übergehen würde, wenn höhere Interessen des Reiches es verlangten.“ Da er das Reich will, gibt er in Uniformen und andern Delikatessen nach, man einigt sich, bis auf Bayern scheint alles fertig: man will unterschreiben. Da mischt sich die Stuttgarter Königin hinein, eine Russin; unter Druck eines intriganten Barons läßt sie ihren schwachen Gatten abtelegraphieren: man wolle doch lieber auf Bayern warten. Bismarck, nach außen immer ruhig, denn er scheint niemand zu suchen, bricht unter den Seinen in Wut aus, wird krank und erwägt, die süddeutschen Massen gegen ihre Regierungen zu mobilisieren.

Jetzt sind die Bayern wieder geschwollen, und als sie zwei Wochen später aufs neue erscheinen, muß ihnen weit mehr eingeräumt werden: ein diplomatischer Ausschuß unter Bayerns Vorsitz wird in die Verfassung eingefügt, Post, Bahn und Telegraph, das Heer im Frieden werden selbständig, und als sie gar die Steuern auf Bier und Schnaps erzwingen, hat Bismarck schließlich, was er erstrebt: „ein zufriedenes Bayern“, das unterschreibt.

An diesem Novemberabend tritt, einen Becher in der Hand, nach der Konferenz Bismarck in den Salon und setzt sich zu seinen Mitarbeitern: „Der Bayerische Vertrag wäre fertig und unterzeichnet. Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch. Es ist ein Ereignis. Die Zeitungen

werden nicht zufrieden sein, und wer einmal in der gewöhnlichen Art Geschichte schreibt, . . kann sagen, der dumme Kerl hätte mehr fordern sollen, sie hätten gemußt, und er kann recht haben, mit dem Müssen. Aber was sind Verträge, wenn man muß. Ich weiß, sie sind vergnügt fortgegangen. Der Vertrag hat seine Mängel, aber er ist um so fester, was fehlt, mag die Zukunft beschaffen . . Ich rechne ihn zum wichtigsten, was wir in diesen Jahren erreicht haben.“

Als er dann skeptisch über den Bayernkönig spricht, sagt der immer loyale Abeken: – Aber er ist doch ein so netter Mensch! – Bismarck sieht ihn groß an:

„Das sind wir alle hier auch.“

Mit so nachdenklicher Schlichtheit quittiert sich Bismarck selber die große Rechnung am Abend der Vollendung seines Werkes. Als er aber noch länger beim Champagner sitzen bleibt, immer in einer Art sinnierenden Überblicks, dem die Zuhörer gleichgültig sind, sagt er plötzlich, ohne Übergang: „Ich werde im 71. Jahre sterben“, und leitet dies aus einer den Zuhörern unverständlichen Zahlenkombination ab.

– Das dürfen Sie nicht, zu früh! Da muß man den Todesengel wegzagen! –

„Nein, sagt Bismarck ruhig, im Jahre 86. Sechzehn Jahre noch. Es ist eine mystische Zahl.“

XIX

Mitten in der Realistenarbeit hat Bismarck in Versailles zuweilen historische Gefühle: „Eine wunderbare Welt heut, sagt er einmal. Alles auf den Kopf gestellt, was bisher auf den Füßen stand: der Papst vielleicht bald in einer protestantischen deutschen Stadt, der Reichstag in Versailles, das Corps Législatif in Kassel, Garibaldi französischer General, päpstliche Zuaven Seite an Seite mit ihm fechtend!“ Und als

man den König Ludwig erwartet: „Das hätte ich auch nicht gedacht, daß ich noch einmal den Haushofmeister von Trianon spielen würde. Und Napoleon? Und Ludwig XIV.? Was würde der dazu sagen?“

Im allgemeinen geht sein Leben in diesen fünf Monaten in Kleinarbeit auf; seine Stimmungen, in Hunderten von Gesprächen aufgezeichnet, steigen nicht aufwärts, und auf die Frage, wie er diese Augenblicke genieße, gibt er nur die Antwort: „Im politischen Leben gibt es keinen Höhepunkt, der befriedigende Rückschau zuläßt. Ich weiß nicht, was aus dem heut Gepflanzten morgen wird.“ Wiederum ein Bekenntnis zwischen Faust und Mephisto. Überhaupt sind seine Gespräche mehr von Ärger und Feindschaft erfüllt als von Pathos und Geist, und wenn die Tischgespräche, die er monologisch beherrscht, das Heut und Morgen verlassen und alle Anekdoten aus seinem eigenen Leben erschöpft sind, so kreisen sie fast immer um Jagd und Reisen, Küche und Wein; von kulturpolitischen Dingen, die ganz Deutschland bewegen, wie etwa die Briefe zwischen Renan und Strauß, ist keine Rede. Was hier von Pilzen und Fischen, Braten und Würsten, von Médoc und Deidesheimer, Sekten und Süßweinen gesprochen wird, zeigt die große Bedeutung an, die diese Dinge in Bismarcks Tageslaufe haben, denn er braucht nicht nur Mengen, auch Finessen: auch hierin erweist sich seine aus Kraft und Nerven gefährlich gemischte Natur.

Ist er zum König geladen, so speist er vor oder nachher in seinem Hause, denn „dort ist es dürftig bestellt. Wenn ich die Zahl der Koteletts überblicke, nehme ich nur eins, da ich fürchten muß, daß einer der andern Gäste sonst leer ausgeht, denn auf jeden Geladenen ist nur eins gerechnet. Ich kann keinen ordentlichen Frieden schließen, wenn man mir nicht ordentlich zu essen und zu trinken gibt! Das gehört zu meinem Gewerbe. Also esse ich lieber zu Hause.“ Diese Be-

merkungen macht er wiederholt, wenn ein Adjutant des Königs dabei ist. Bei Tische wird er sogar nationalistisch, erklärt, „so ein französischer Lampe ist doch gar nichts gegen einen pommerschen Hasen, kein Wildgeschmack, ganz anders als unser Schmandhase, der sich seinen Wohlgeschmack von Heidekraut und Thymian holt . . In unserer Familie sind lauter starke Esser. Wenn viele von solcher Kapazität im Lande wären, könnte der Staat nicht bestehen, ich würde auswandern.“

Dann beklagt er sich, daß er nach seinem Riesenabendbrote nicht schlafen kann, denn obwohl er nicht vor Mitternacht ins Bett geht, wacht er meist gegen eins auf, „und dann fällt mir allerhand ein, besonders, wo mir Unrecht geschehen ist . . Darauf schreibe ich Briefe, auch Depeschen, natürlich ohne aufzustehen, im Kopfe. Früher, als ich noch nicht lange Minister war, stand ich auf und schrieb es nieder. Wenn ich's aber am Morgen überlas, war es nichts wert, lauter Plattituden . . wie es der Serenissimus von X sagen würde. Ich . . möchte schlafen, aber ich muß: es denkt, es spekuliert in mir“. Der Morgenschlaf wird ihm unentbehrlich, niemand wagt, ihn vor 10 oder 11 Uhr zu wecken, und so versäumt er die militärischen Vorträge.

Um dies Leben vollends ungesund zu machen, reitet er nur noch wenig und geht, wenn er nicht Fußschmerzen hat, höchstens nachts einsam durch den von hohen Mauern umgebenen Garten. Einmal sieht er da eine Leiter angelehnt, „und fühlte sogleich das unüberwindliche Bedürfnis, darauf an der Mauer hinaufzusteigen. Wenn nun da eine Schildwache stand? Ich unterhielt mich zuletzt mit dem Posten: ob er glaube, daß wir nach Paris hinein kämen“. Geht er aus, so tut er es ohne Degen, „wohl aber mit Revolver, denn ich will mich unter Umständen gern ermorden lassen, möchte aber nicht ungerochen sterben!“ Und doch ist er in diesem Lande verhaßt, auf

dem Vormarsch war man einem Attentäter auf der Spur, und er schreibt seiner Frau: „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten, die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Knie und bitten um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich.“

Selten tauchen die alten träumerischen Stimmungen in ihm auf: „Ich entfloh heute der Plage, schreibt er nur einmal, um in der weichen Herbstluft durch Ludwigs XIV. lange grade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei . . zu galoppieren und nichts Menschliches als Josephs klappernden Trainsäbel hinter mir zu hören und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, auch Kindererinnerungen an geschorene Hecken, die nicht mehr sind.“ Diese dichterischen Stimmungen findet er sonst nicht wieder, obwohl er hier ein äußerlich ruhigeres Leben führt als in Berlin.

Den Söhnen hat er im Anfang befohlen: „Wird einer von euch beiden blessiert, so telegraphiert mir nach des Königs Hauptquartier, . . eurer Mutter aber nicht vorher!“ Als er im August nach der Schlacht bei Mars la Tours abends beim Könige ist, tritt ein Offizier ein und macht Moltke, der dabei steht, leise eine Meldung, die ihn erschreckt. Bismarck, sofort: „Geht es mich an?“

Der Offizier: – Bei der letzten Attacke der Ersten Gardedragonier ist Graf Herbert Bismarck gefallen, Graf Bill tödlich verwundet worden.

„Woher kommt die Nachricht?“

– Vom Kommandierenden General des Zehnten Korps.

Darauf läßt er satteln und, ohne ein Wort, reitet er ab, sucht mit seinem Vetter die Lazarette ab, findet nachts Bill gesund, der nur mit dem Pferde gestürzt war, Herbert durch Lanzenstich verwundet. Diese Stunden des Suchens sind für Bismarck schwerer gewesen als alles, was er seit seiner

russischen Krankheit erlebt hat. Fand er die Söhne tot, wie er fürchten mußte, so war, wie damals, als man ihm das Bein abnehmen wollte, die Lebenskraft dahin; er wäre nach dem Kriege abgegangen. Ein Leben ohne Söhne kam ihm zwecklos vor, niemals hätte er in seiner Arbeit Ersatz gefunden, und obwohl er ihrer Erziehung fast keine Sorge zuwandte, brauchte sein Rittertum die Gewißheit des männlichen Erben, sein Menschenhaß ein Objekt der Neigung, sein Blut die Gewähr der Dauer.

Deshalb denkt er im Kriege stärker als sonst an die Söhne, und während er von Versailles aus die Wirtschaft von Varzin zugleich mit dem Königreich verwaltet, während er drahtlich einen Brief an seine Frau aufhalten läßt, weil er nach ihrer Abreise aus Reinfeld vom 80jährigen Schwiegervater geöffnet, dem Pastor gezeigt werden und so in die Presse gelangen könnte, denkt er zugleich daran, ob Bill nicht friert, fragt seine Frau an, ob die Söhne Unterwäsche haben, ärgert sich, daß sie das wohlverdiente Eiserne Kreuz lange Zeit nicht bekommen, hütet sich aber beim König mit einem Worte zu mahnen, schenkt dem genesenden Herbert zu Weihnachten eine schöne Säbelklinge und unterläßt es, ihm nachher eine neue Frontstellung zu suchen, besonders auf Roons Rat, der dabei seinen Sohn einbüßte. Wenn man hört, wie er bei Gravelotte neben dem König die Ruhe verlor, weil er die Söhne im Getümmel wußte, und dastand „nach vorn gebeugt und die sonst so festen Züge voll leidenschaftlicher Erregung“, dann wird darin das Unbeweisbare zur Gewißheit: daß Bismarcks politischer Wunsch, den Frieden zu beschleunigen, von seinem Vaterwunsche vorwärts getrieben wurde.

Unter solchem Druck von vielen Seiten leiden die Nerven des verantwortlichen Mannes, die Beamten leiden unter seinen Nerven. Sind einmal seine mit Bleistift geschriebenen

Marginalien mit Tinte nicht nachgefahren worden, weil das Aktenstück indessen gedruckt ist, so fährt er gleich die Geheimen Räte an: „Sie halten das Bureau nicht in Ordnung! Wir machen hier keine Vergnügungsreise! Wenn Sie mich alle im Stiche lassen und krank ärgern, so ist der Moment schlecht gewählt, da ich jetzt sehr schwer zu ersetzen bin.“ Als ihn, der bei Tische fast allein spricht, einmal ein Baron unterbricht, sagt er schneidend: „Wenn jemand erzählt, muß man ihn nicht unterbrechen. Ich bin ganz herausgekommen. Was sie bemerken wollten, konnten Sie nachher sagen.“ Sogar der gute Abeken klagt seiner Frau, das Schlimmste sei, „wenn er nicht hören will, während man ihm nur einfache Tatsachen vorlegen will, die er kennen müßte . . Er antwortet sehr oft gar nicht darauf, sondern auf etwas ganz anderes, hört nicht, was ich sage, denkt nur an das, was er sagen will, und das alles geschieht . . sehr oft absichtlich“. Zugleich fühlt sich Bismarck auch hier verkannt und gehaßt und klagt seiner Frau, „wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück, und die Kälte von oben wächst, wie das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt . . Mich friert, und ich sehne mich bei Dir zu sein und mit Dir in Einsamkeit auf dem Lande“.

Behutsam geht er im Hauptquartier nur mit Ausländern um. Einem amerikanischen General beteuert er, von Jugend auf selber „all toward republicanism“ gewesen, durch Familie aber davon abgebracht worden zu sein; Deutschland sei noch nicht genug fortgeschritten für die Republik. Den Times-Korrespondenten zieht er oft heran und erfährt von ihm manchmal mehr, als dieser von Bismarck. Als er hört, ein Vertreter der Neuen Freien Presse sei bei Bucher, tritt er unerwartet bei ihm ein; das ist ein pommerscher

Adliger, im Jahre 48 zum Tode verurteilt, dann 6 Jahre eingesperrt: hier ist ein heimlicher Gegner zu besiegen. Zuerst behauptet Bismarck, seinen Kopf zu kennen, obwohl er ihn nie gesehn; „wir sind im gleichen Alter, sagt er dann, Sie haben sich sehr gut erhalten.“

– Dafür könnte ich Ihnen ein gutes Mittel nennen, sagt Corvin heiter: sechs Jahre Zellengefängnis! – Das gefällt Bismarck, nun erkundigt er sich nach allerlei Vettern, plötzlich zieht er diese Parallele:

„Wir beiden sind ungefähr in denselben Verhältnissen aufgewachsen. Ich habe auch durch liberale Ideen in meiner Familie Bedenken erregt, ich habe auch schon sehr früh für ein einheitliches Deutschland geschwärmt, wurde aber angewidert von der Unfähigkeit vieler populärer Führer von Achtundvierzig. Ja, in der Jugend ist man eben leidenschaftlicher, von einer gewissen Höhe gesehen verschwimmen die Parteifarben, und dann wissen Sie ja, den Junker wird man nie ganz los . . So sehen Sie, wie das Schicksal die Dinge fügt. Dieselbe Gesinnung hat Sie ins Gefängnis geführt und mich auf den Platz, auf dem ich stehe.“

Staunend hört ihm der Journalist zu: welche Kunst, durch schiefe Vergleiche, durch falsche Deutungen einen politischen Gegner zu verführen, welche Galanterie des Geistes, ihn an den Junker zu erinnern, als der jener geboren, an verklungene Liberalismen, in denen er selber aufgewachsen sei, und so dem Fremden mit einer Parallele zu schmeicheln! Ja er erreicht's, denn wirklich berichtet dieser von dem Eindruck, den ihm Bismarcks Wärme, Bedauern und Anerkennung seines Schicksals gemacht hat.

Bismarcks Feinde in Versailles teilen sich in Zivile und Uniformierte, Bureaukraten und Fürsten; leidlich stand er eigentlich nur mit den Franzosen. „Ich habe noch nie solche Erbitterung gegen einen Menschen erlebt, schreibt Stosch aus dem Großen Hauptquartier, wie sie augen-

blicklich gegen Bismarck herrscht, der grade jetzt alles auf die Spitze treibt, um seine Ideen durchzusetzen.“ Am schlimmsten stand er mit dem Generalstab. „Dieser Undank der Militärs, rief er aus, gegen mich, der ich im Reichstag immer für sie gesorgt habe! Aber die sollen sehen, wie ich mich verwandle: militärfromm bin ich in den Krieg gezogen, ganz parlamentarisch komme ich nach Hause! Eisernes Budget is künftig nich!“ Er nennt es Militärboykott, und in der Tat suchte man ihn mit allen Mitteln außer Kenntniss der Beratungen zu halten, die man recht gern in seiner Schlafenszeit abhielt. Russel, der Times-Korrespondent „war in der Regel über die Absichten und Vorgänge besser wie ich unterrichtet und eine nützliche Quelle für meine Informationen“. Ja, man notiert im Generalstab, wer mit dem Bundeskanzler verkehrt und ihm offen oder heimlich Nachrichten bringt; Bismarck wurde von den Generalen beobachtet wie ein unzuverlässiger Neutraler. Der Widersinn, dem verantwortlichen Staatsmann die Operationen zu verheimlichen, von deren Ansatz und Ablauf seine Kalküls mitbestimmt wurden, stammte aus der Eifersucht der Militärs gegen seine Machtstellung, besonders aber aus dem Verdruss über seine autokratische Manier, alles leiten zu wollen. „Es ist eine Schande, sagte Manteuffel, daß ein solcher Politiker mehr Einfluß hat als die Heerführer!“

Er wiederum sollte seit einem Jahrzehnt zum erstenmal in seiner Nähe Dinge ohne sein Votum, auch gegen seine Anschauung geschehen lassen, er sollte seinen König, den er nie aus den Augen ließ, dem Umgang von Generalen überlassen, die ihn auch politisch beeinflussten. Sein Stolz, seine Diktatur, die Gewohnheit als stärkster Kopf zu entscheiden, widersetzten sich dieser Isolierung in gleichem Maße, als sie die Generale darin bestärkten, und während sie seine Friedens- und Reichs-Politik kritisierten, tadelte er laut ihren Feldzug, damit sie es erführen. „Die Oberleitung

ist Strategie der Studierstube, der Soldat hat alles geleistet. Unsere Erfolge kommen daher, daß unsere Soldaten physisch stärker sind als die französischen, und daß sie besser marschieren, mehr Geduld und Pflichtgefühl haben, ungestümer draufgehen; hätte Mac Mahon preußische Soldaten unter sich gehabt, Alvensleben französische, so wäre er geschlagen worden.“ An seiner Tafel spricht er tadelnd gegen Steinmetz und Alvensleben, bittet den Minister Eulenburg ins Lager, „um unter den Uniformen einen sympathischen Menschen zu sehen,“ und wenn er, leidend, in überheiztem Raume Waldersee vorklagt: „Große Operationen werden mir verheimlicht, Ereignisse, die für mich von höchstem Werte sind, erfahre ich zufällig,“ so werden nach diesem Berichte „die Augen immer größer, der Schweiß trat ihm ins Gesicht, außer der schweren Zigarre, die er rauchte, hatte er auch, wie ich an der Flasche sah, schon schweren Wein getrunken.“

Dem Prinzen Hohenlohe aber erklärt er kurz, seit Sedan habe man lauter Torheiten gemacht: „Ich bin ein sehr unbedeutender Kopf und habe keine Fähigkeiten, nur eine nehme ich in Anspruch: die Strategie, die verstehe ich. Statt mit konzentrierten Kräften am Argonner Walde stehen zu bleiben und den Feind anlaufen zu lassen, sind wir wie unsinnig nach Paris gerannt, ohne zu wissen, wozu. Ich protestierte, aber Moltke wollte keine Vernunft annehmen.“ Denn Bismarcks innerster Gegner vor Paris ist Moltke; eine langjährige Antipathie kommt jetzt zum Durchbruch.

Schon in den Jünglingsbildern, wo dem Menschen noch die Wahl gestellt zu sein scheint, was er aus sich machen will, ist der Gegensatz da: alles Muskel, Fülle, Wille bei Bismarck, bei Moltke alles Knochen, Linie, Gedanke; und Mitte Zwanzig, als jener seine hochmütigen Selbstironien in Briefen niederlegt, schildert sich Moltke in einer autobiographischen Novelle: „Blonde Locken umgaben ein ziemlich blasses, aber

höchst ausdrucksvolles Gesicht, welches, ohne Anspruch auf Schönheit machen zu können, von überaus ernsten und edlen Zügen belebt war. Seine Haltung war elegant, seine Züge wurden nur durch das bewegt, was in ihm selbst vorging; er war wie ein tiefer Strom, der mit glatter Oberfläche unaufhaltsam hinzieht und nur da, wo Felsen auf seinem Grunde sich ihm entgegen setzen, sie schäumend überwältigt;“ während Bismarcks ewig bewegte Seele schon in der Jugend dem Meere glich.

Wohlwollend, verbindlich gegen jedermann, sachlich wie Roon, aber kühler, mäßig in allem, fast körperlos, braucht Moltke die Arbeit nie zur Besänftigung innerer Unruhe, erhält sich vielmehr das innere Maß über alle Unruhe der Arbeit hinweg, und ist wortkarg nicht aus Tiefe oder aus Menschenhaß, sondern weil er nichts zu klagen, aus Ichsucht zu sagen, durch kluge Worte nichts zu verschließen braucht; weder aus Hochmut noch aus Melancholie schweigt Moltke, nur, weil er lieber zuschauen als mitspielen will, und, wo er mitspielt, keinen Zuschauer benötigt. Bis in die Formen der Erholung, bis in Schlaf, Trunk, Lektüre ist er in allem eine helle, eine Morgennatur, zieht seinen Park den Wäldern vor, fertigt alles mit eigner Hand, von den Berichten an den König bis zum Baumsägen und Okulieren. Kinderlos, immer für andre denkend, stets ohne Diener, Novellist, Mozartianer und Übersetzer fremder Verse: so ergibt Moltke, wenn man vor jedem Zug seines Wesens das Vorzeichen wechselt, aufs Haar einen Bismarck.

Erhöht wird diese Antinomie durch seine Heimatlosigkeit, er ist so viel Deutscher wie Bonaparte Franzose; obwohl er erst mit 22 als dänischer Leutnant sich ein neues Vaterland wählte, richtet er 40 Jahre später ohne Gemütsbewegung, wie ein Kondottiere seine Kanonen gegen dieselben dänischen Hügel, Fahnen und Truppen, deren Verteidigung er einst beschworen. Da er mit Zahlen rechnet, nicht wie Bismarck mit

Größen, im Dienst ganz Fachmann, nicht wie jener ganz Persönlichkeit, vermag er diese Wendung leichter vor sich zu verteidigen, als Bismarck den Entschluß, auf Deutsche zu schießen; auch wird ihm die Richtung seiner Angriffe vorgeschrieben, die Bismarck beschließt und verantwortet. Am liebsten auf Reisen, jahrelang in fremden Ländern, seit Anfang Vierzig Gatte einer Engländerin, die seine Tochter sein könnte, zeigt er weder im Bildnis noch im Wesen noch im Weltleben deutsche Züge und wäre, durch Zufall als Leutnant in die russische Armee verschlagen, dort ebenso wie auf dem damals grade angebotenen schlesischen Gute heimisch – und doch auch dort wie in Berlin durch seine Strategie – die internationalste aller Gaben und Geschäfte – der Erste geworden.

Ein solches Gleichmaß in Anlagen und Lebensführung, ein so eingezogener, schweigsamer Charakter mußte Bismarck unheimlicher sein als dieser jenem, und nur das große Mißtrauen ist beiden gemein, mit dem sie eine so völlig antagonale Natur wie die des andern betrachteten: Moltke begriff nicht, wie man mit so viel, Bismarck begriff nicht, wie man mit so wenig Geräusch leben konnte. Darum ist nie ein Freundeswort von einem zum andern gewandert, wie sie Roon mit beiden tauschte; jetzt aber, als sie zusammen wirken sollen, häufen sich die Reibungen. Als am Abend von Sedan Moltke den ermüdeten Bismarck vom Pferd zu steigen und in seinen Wagen eingeladen und die Truppen ihrem Führer Moltke Hurra zurufen, sagt Bismarck: „Merkwürdig, daß sie mich alle schon kennen!“ Moltke schweigt, erst nach ein paar Tagen erzählt er es und lächelt.

Im Oktober beschwert sich der Kanzler über den General, der einer Darlegung nicht gefolgt sei, „während sein Gesicht immer raubvogelartiger wurde;“ wogegen ihn andere „fast jungfräulich“ aussehend nennen.

Als man es zu einem Problem macht, ob man Paris beschießen dürfe oder nicht, als „englische und andere hu-

manitäre Eingriffe fürstlicher Damen“ es nach Bismarcks Worten für menschenfreundlicher erklären, die Weltstadt auszuhungern, statt sie zu beschießen, als Wochen vergehen, in denen der Heeresbericht bis zur Ermüdung meldet: Nichts Neues vor Paris, da beginnt der Staatsmann vor neutraler Einmischung zu zittern wie in Nikolsburg, und richtet seinen ganzen Zorn auf Moltke, der erklärt hat, große Städte fallen von selber, wenn man sie einschließt.

Diese Theorie, die später von der Kriegswissenschaft abgelehnt wird, bringt Bismarck jetzt außer sich, leidenschaftlich klagt er über König und Moltke zu Blumenthal, man hört ihn wüten: „Sie haben mich ohne Kenntniss gelassen, unhöflich und grob behandelt.. Wenn der Krieg vorbei ist, bleibe ich keine Stunde mehr Minister. Diese Nichtachtung kann ich nicht länger ertragen. Ich bin davon krank geworden und muß ein Ende machen, wenn ich überhaupt noch weiterleben soll! Ich habe immer gegen die Belagerung von Paris gesprochen, ich halte sie für einen großen Fehler. Am liebsten setzte ich Napoleon mit den ihm anhänglichen Armeen wieder ein, denn der kranke Mann ist nicht gefährlich. Aber das will durchaus der König nicht. Als Royalist bin ich in den Krieg gezogen, aber anders komme ich heraus!“ Und zu Bennigsen: „Ich besehe mir die Sache noch kurze Zeit: hält der Stillstand der Operationen an, so werde ich mit meinem Reitknecht an die deutsche Grenze reiten!“ Zugleich beklagt sich Moltke beim Kronprinzen über Bismarck, „weil er auch in militärischen Dingen allein bestimmen will, ohne die verantwortlichen Sachverständigen zu hören. Außerdem macht Graf Bismarck Anfragen und Schreiben an den Generalstab, die so geheime strategische Fragen betreffen, daß ich sie mehrfach kurzerhand zurückweisen mußte. Ich bin der militärische Ratgeber des Königs und werde mich durch das Urteil des Grafen Bismarck nicht irremachen lassen.“

Mitte Dezember greift Bismarck zu seinem alten Mittel: er streikt, bleibt eine Woche unsichtbar, läßt einen Journalisten genug von diesem Streit wissen, daß er ihn in Amerika publiziert; erst nachdem die Beschießung endlich beschlossen ist, zeigt er sich wieder. Als dann der Kronprinz Bismarck und Moltke zu Tische lädt, um sie zu versöhnen, muß er wiederholt herzutreten, um das Gespräch wieder in ruhiges Fahrwasser zu leiten, da Bismarck jetzt den ganzen Feldzug seit Sedan auch gegen Moltke selber tadelt.

Nächst den Generalen sind es die deutschen Fürsten, die Bismarck im Hauptquartier zur Verzweiflung bringen. Schon 8 Tage nach dem Aufbruch klagt er seiner Frau: „Es ist wahrhaftig empörend, wie die fürstlichen Zuschauer jeden Platz wegnehmen, Roon und mich nötigen, unsre Arbeitskräfte zurückzulassen, damit diese zuschauenden Königlichen Hoheiten mit ihren Dienern, Pferden und Adjutanten Platz finden.“ Auf dem Vormarsch tut er alles, um sie zu meiden; trifft er sie aber beim König, so macht er nachher seinen Mitarbeitern das ganze Theater vor: „Es waren zuviel Fürsten da, als daß die Menschen Platz finden konnten . . Ein solcher Hohlkopf mit seinen nichtssagenden Redensarten . . in überspanntem Gefühl seiner Bedeutung als Fürst, wo ich doch auch sein Bundeskanzler bin! . . Das macht zum Teil die Erziehung, wenn man sie zu Phrasen abrichtet. Hier der Stuhl im Schlosse ist der Bürgermeister von X, der seine Aufwartung macht: Das freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr Bürgermeister! Wie geht es in der guten Stadt? Sie macht Tabak und Strumpfwaren . . An des Königs Tafel . . setzen sie mich etwa zwischen den bayerischen Prinzen und den Großherzog von Weimar, und dann ist das Gespräch höchst ledern.“

Eine seiner Anfechtungen ist eben dieser Großherzog: „Da es jetzt zu Unterhandlungen kommt, sagt ihm dieser, so hoffe

ich, daß mein Bundeskanzler mir auch die erforderlichen Mittheilungen machen wird, die ich eventuell nach Rußland gelangen lassen kann.“ Das ist es grade, was Bismarck vermeiden will, und er verneigt sich mit den ironischen Worten: „Ich werde nichts unterlassen, was meinem Großherzog erwünscht sein kann.“ Als dann der Großherzog zu ihm schickt, läßt er dessen Minister nur sagen, er hätte mit Verwunderung gehört, daß sein gnädiger Herr solche Ansprüche an seine Zeit und Gesundheit mache. Der Coburger schreibt ihm 12 Seiten über deutsche Politik und erhält den Bescheid, von allen Vorschlägen wäre nur einer noch nicht in Ausführung begriffen, und dieser eine wäre nicht der Erörterung wert.

Als der Weimaraner seiner Frau im Stile König Wilhelms drahtet: „Meine Armee hat sich tapfer geschlagen,“ läßt Bismarck, durch dessen Hände diese Depesche geht, seinen Sekretär spät abends rufen, nur, um sie ihm zu zeigen und diese Lächerlichkeit weitertragen zu lassen. Als der Meininger Herzog für seine Privata den überlasteten Draht mißbraucht, läßt er ihm sagen, „daß die Benützung des Feldtelegraphen für sein Theater unstatthaft sei; er nimmt ihn fast allein in Anspruch mit Baumschulen, Choristinnen, Pferdekauf und dergleichen, und der Coburger macht es noch schlimmer.“ Der Hesse aber, der im Juli sich „die Freiheit der Entschließung“ vorbehielt, auch ein deutscher Patriot, läßt im November sagen, er komme nach Versailles, wenn man ihm für den Fall eines Einzuges garantiere, daß er dann nicht zu Pferde steigen brauche.

Ein andermal trifft er sie alle beim Könige: „Die Allerhöchsten umflatterten mich wie die Krähen den Uhu . . und jeder war über die zwei, drei Minuten froh, die er mehr von mir hatte als der andere . . Zuletzt war aber irgendwo im Nebenzimmer ein gerettetes Bein oder der Rücken von einem alten Krönungsstuhl zu sehen: da gingen alle hin,

das Wunder zu betrachten, und diesen Moment nahm ich wahr, um mich zu drücken.“ Als er in seinem Hause von Tisch abgerufen wird, weil der Großherzog von Baden da sei, kommt er nach 10 Minuten wütend an die Tafel zurück: „Das ist zu arg! Nicht einmal beim Essen Ruhe! Zuletzt laufen sie mir noch ins Schlafzimmer nach! In Berlin melden sich die Leute schriftlich an, warum nicht hier! . . Wer jemand unangemeldet zu mir läßt, kommt in Arrest . . Was trinkt man nur auf solchen Ärger! Ich leide an galligem Erbrechen, wenn ich mich beim Essen erzürne! Die denken, man ist nur für sie da!“

Aber nach solchen Komödien-Szenen, nach solcher Verachtung dieses „Royalisten“ gegen die Fürsten, dringt das alte Stöhnen des zum Dienst verurteilten Diktators ergreifend hervor. An einem Novemberabend, nach langen Verhandlungen mit den süddeutschen Ministern, kommt er spät in den Salon, läßt sich Bier bringen, seufzt, dann sagt er: „Ach, ich dachte eben wieder einmal, was ich schon oft gedacht habe: wenn ich nur Einmal auf fünf Minuten die Gewalt hätte, zu sagen: so wird es, und so nicht! Daß man sich nicht mit Warum und Darum abzuquälen, zu beweisen und zu betteln hätte bei den einfachsten Dingen! Das ging doch viel rascher bei Leuten wie Friedrich, die selber Militärs waren, und zugleich was vom Gang der Verwaltung verstanden und ihre eigenen Minister waren. Auch mit Napoleon. Aber hier, dieses ewige Reden- und Betteln müssen!“ Und bald darauf: „Was mir auf der Brust liegt, daß ich nicht atmen kann! . . Ja, wenn man Landgraf wäre! Das Hartsein traute ich mir schon zu, aber Landgraf ist man nicht!“

Hier ist sie, die Problematik seiner Stellung, die Tragödie des Bismarckischen Lebens, in ein paar dumpfgrollenden Worten des ermüdeten Mannes, abends beim Biere vor sich hin gesprochen: zum Herrschen geboren,

zum Dienen erkoren, mißfällt ihm die Welt. Zum Greifen nah die Dinge, die man machen müßte, doch wenn man sie greifen will, läßt ein Fürst von oben die gläserne Wand herunter, und der Staatsdenker ist ausgesperrt und hat draußen zu warten.

Ja, wenn man Landgraf wäre!

XX

„Die Lage ist nicht mehr die vom September. Wenn Sie noch immer sagen, kein Stein aus unseren Festungen, so ist es überflüssig zu reden.“ Das sind Bismarcks erste Worte zu Jules Favre, als dieser Ende Januar zum zweitenmal bei ihm erscheint, während man nun schon über drei Monate vor Paris liegt, und er fährt fort: „Sie sind stark ergraut seit damals, Herr Minister. Übrigens sind Sie zu spät gekommen. Dort hinter der Tür steht der neue Abgesandte Napoleons. Mit dem will ich verhandeln . . . Warum sollte ich denn eigentlich mit Ihnen unterhandeln? Warum sollte ich Ihrer Republik einen Schein von Gesetzlichkeit geben? Im Grunde ist es nur ein Haufen Empörer! Ihr Kaiser hat, wenn er zurückkehrt, das Recht, Sie als Verräter niederschießen zu lassen.“

Favre: – Dann gibt es Bürgerkrieg und Anarchie.

Bismarck: „Wissen Sie das so genau? Übrigens sehe ich nicht ein, wie uns Deutschen Ihr Bürgerkrieg schaden soll!“

Favre: – Fürchten Sie denn nicht, uns zum äußersten zu treiben? Unsren Widerstand noch erbitterter zu machen?

Bismarck: „Ach ja, Ihr Widerstand! . . . Man hat kein Recht – hören Sie wohl! – im Angesichte der Menschheit, vor dem Antlitz Gottes, um eines armseligen militärischen Ruhmes willen, eine Stadt von mehr als zwei Millionen dem Hunger preiszugeben! Die Schienen sind unterbrochen, und wenn wir sie nicht in zwei Tagen wiederherstellen, so

werden Ihnen täglich hunderttausend Menschen wegsterben. Sprechen Sie nicht von Widerstand, er ist ein Verbrechen!“ Darauf wendet er sich zur Tür, hinter der jener Agent warten soll.

Favre: – Nicht doch! Wälzen Sie nicht auf Frankreich nach allem Unglück noch die Schande, einen Bonaparte ertragen zu müssen!

Fünf Minuten später ist der Grundsatz der Abtretung und der Kriegsentschädigung angenommen; darauf Diner, bei dem alle aufpassen, wieviel der Gesandte der hungernden Weltstadt essen wird. Dann setzt man sich zur Formulierung der Präliminarien, Bismarck bietet Zigarren an, die der Franzose ablehnt.

„Sie haben unrecht, sagt der Deutsche, fängt man ein Gespräch an, das zu heftigen Erörterungen führen kann, so muß man rauchen. Man darf dann die Zigarre nicht fallen lassen, dadurch wird heftige Körperbewegung vermieden, außerdem bringt sie uns in den Zustand gemüthlicher Ruhe, der blaue Rauch, der aufsteigt, bezaubert uns, macht uns entgegenkommender, das Auge ist beschäftigt, die Hand festgehalten, der Geruch befriedigt, man ist glücklich.“ Als er bald darauf über Garibaldi sich ereifert, bietet ihm der französische Graf, der Favre begleitet und all dies aufgezeichnet hat, lächelnd Zigarren an.

Welche vollkommene Meisterschaft, bei ständiger Courtoisie, die die Franzosen an ihm rühmen! Zwar spielt er wie die Katze mit der Maus, aber er spielt im Geiste der Anwesenden mit gallischem Geist, um seinen Gegner zu fangen, denn er will den Frieden und braucht ihn beinah so rasch wie sie; mit Engländern würde er ganz anders reden. Als später Thiers dazukommt, sich in schönen Reden ergeht, Bismarck nun 6 Milliarden fordert und Thiers ruft: „C'est une indignité!“, fängt Bismarck plötzlich an deutsch zu reden und fordert einen Dolmetscher: „Meine Kenntniss

Ihrer Sprache reicht nicht hin, die letzten Worte des Herrn Thiers zu verstehen.“ Als sie sich bereden, fassen und sachlich zu verhandeln fortfahren, spricht Bismarck sofort wieder französisch.

„Ich erkannte in ihm einen politischen Geschäftsmann, berichtet Favre, allem weit überlegen, was man sich in dieser Hinsicht denken kann. Er scheint nur mit dem zu rechnen, was ist, sein Augenmerk nur auf praktische Lösungen zu richten . . Jedem Eindruck zugänglich und von nervöser Natur, ist er nicht immer Herr seiner ungestümen Regungen. Ich war Zeuge einer Nachsicht sowie einer Schonungslosigkeit, die ich mir nicht erklären kann . . Er hat mich nie getäuscht. Oft hat er mich durch seine Härten verletzt und empört, aber in den großen wie in den kleinen Dingen habe ich ihn immer grade und pünktlich gefunden.“ Dies Urtheil, vom Feinde gesprochen, ist im Grunde das höchste Lob, das Bismarck je gespendet wurde.

Lange Beratungen mit König und Generalen störten die Verhandlungen, jeder Unbefugte mischte sich ratend hinein, Augusta an der Spitze. „Ich kenne diese schmachvollen Intrigen genau, sagte Bismarck, aber der König hat ihr auf meine Bitte einen großen Brief geschrieben, daß sie so bald nicht wieder schreiben wird!“ Als er 200 Millionen Kontribution der Stadt Paris zur Rückgabe an die anno 66 geschröpften, jetzt verbündeten deutschen Fürsten verwenden will, lehnt der König ab. An den Festungen hält alles fest, außer Bismarck; schließlich aber fordert er doch das Elsaß mit Belfort, ein Stück von Lothringen mit Metz, nur weil Moltke dies unbedingt zur Sicherheit brauchte, ja einen Tag vor Abschluß nochmals forderte, ferner 6 Milliarden und den Einzug in Paris. Die 5 Milliarden, auf die er heruntergeht, berechnet er aus der preußischen Kriegsentschädigung von 1807 im Verhältnis zur Einwohnerzahl, nach dem Gutachten Bleichröders, den er berufen hat. Schließlich stellt

er dem Gegner die Wahl zwischen Belfort und Einzug, worauf der Franzose sofort die Festung rettet und die Kränkung annimmt, was der üblichen Schätzung des französischen Charakters zuwiderläuft.

Doch während alles jubelt, bleibt der Staatsmann skeptisch, ihm ist bei dieser Annexion nicht wohl, er sagt zum Kronprinzen: „Nur die Rücksicht auf unsere Militärs hat mich bestimmt, an Metz festzuhalten. Außerdem hat der König Äußerungen getan, als ob er um den Besitz grade dieser Festung geneigt wäre, den Krieg fortzusetzen.“ Und seiner Frau schreibt er, wir haben „mehr erreicht, als ich für meine persönlichen politischen Berechnungen nützlich halte. Aber ich muß nach oben und nach unten Stimmungen berücksichtigen, die eben nicht rechnen. Wir nehmen . . Metz mit sehr unverdaulichen Elementen.“

Als sie endlich mit Thiers und Favre einig sind, atmet er auf, die schweren Neuralgien, die ihn in den letzten Tagen quälten, sind plötzlich fort, er geht ins Zimmer der wartenden Offiziere und pfeift bloß das Halali. Abends hat er den Bayerischen Minister und Bleichröder zu Tische: die Symbole für Einheit und für Milliarden. Als sie weg sind, verlangt er seit langer Zeit nach Musik, bittet Keudell, ihm zuerst den Hohenfriedberger Marsch zu spielen.

Als Thiers andern Tages zur Unterschrift wiederkommt, verwandelt sich der geschlagene Minister wieder in den platonischen Historiker, er sieht den Sieger an und sagt: – C'est nous, du reste, qui avons fait votre unité!

Wie einen Pfeil ins Zentrum seiner Gedankenkreise muß Bismarck dies Wort empfinden, er sieht den Gelehrten an und erwidert nur dies eine Wort: „Peut-être.“

Nach allen Kämpfen und Intrigen, Lügen und Schlaupheiten der tagelangen Gespräche führt die Höhe dieses Dialoges aus dem Dunstkreis bloßer Zahlen und Interessen wieder in reine Luft des Geistes empor. Das ganze

Problem zwischen den beiden Nachbarn, von denen einer dem anderen die Einheit nicht gönnte, der andere aber sie ohne Kampf überhaupt nicht erreicht hätte, die Abhängigkeit des nationalen Fortschritts von der internationalen Feindschaft steht so am Ende aller Beschießungen durch Granaten und Gründe plötzlich im Lichte, und der Glücklichere leugnet sie nicht. Er möchte diesen klugen Greis nicht am Ende brüskieren, auch nicht dessen Gering-schätzung über mangelnde Erkenntnis wecken – und doch noch weniger dies Siegespfand des Geistes ihm überlassen, damit er es nach Hause trage und in der Kammer von Paris Bismarcks Zugeständnis wie einen unerwarteten Lorbeer von der Tribüne schwenke. Dies alles in einer Sekunde zu fühlen, zu berechnen, und gleichzeitig gefällig zu lösen: eine Frage an das Genie, und es erwidert nur: Vielleicht.

Der Einheit fehlte, als sie Ende November fertig schien, nur noch die Spitze. Hier wurde noch einmal der Kampf Aller gegen Alle zu einer Komödie, wie sie die Kaiser-geschichte Europas nicht kennt, seitdem der erste Cäsar die Krone dreimal fortgeschoben. Gegen ein Kaisertum waren alle liberalen Elemente, auch ein Mann wie Freytag bekämpfte diesen Weltherrschafts-Titel, mit dem er „einen falschen Idealismus“ heraufkommen sah; dagegen waren ferner aus kollegialer Eifersucht die meisten Fürsten und alle deutschen Könige; dagegen war vor allem die Hauptperson selber. Hatte er sich dazu vor zehn Jahren mit eigener Hand gekrönt, damit jetzt ein Chor von Fürsten, am Ende gar das Volk ihm eine zweite Krone anbiete, die schon sein Bruder einen Reif aus Dreck und Letten genannt und verweigert hatte? Ich bin ein Preuße, sagte König Wilhelm, dachte an seine Ahnen, seine 74 Jahre und beschloß, sich dieser Anmaßung zu widersetzen. „Was soll mir der Charakter-Major!“, so fuhr dieser Offizier seinen

Minister an, er meinte die Verleihung eines Ehrentitels oder modernen Amtes, und Bismarcks Humor konnte nur erwidern: „E. M. wollen doch nicht ewig ein Neutrum bleiben: das Präsidium!“

„Das Aufreibendste und mich durch und durch Erschütterndste ist die deutsche Titelfrage, sagte der bescheidene König noch Silvester zu seinem Sohne. Wenn ich bedenke, wie die Frage einer größeren Einigung Deutschlands fast die Lebensaufgabe des seligen Königs war, ja daß ihm sogar die – papierne – Krone schon dargeboten war, die er Gott sei Dank so nicht annehmen konnte! . . Und dennoch soll ich es mit meinem . . Preußenherz erleben, den Namen, der so großes erreicht und geschaffen, zurücktreten zu sehen vor einem anderen, der . . ein Jahrhundert lang dem preußischen feindlich entgegenstand! . . Die Verhängnisse verschwören sich gegen mich!“

Tausend Jahre zurück, und von der gleichen Ahnung wurde Karl der Große befallen, den der Papst mit der Kaiserkrone wider Willen des zu Krönenden überraschte und der dann bekannte, „se eo die, quamvis praecipua festivitas esset, ecclesiam non intraturum, si pontificis consilium praescire potuisset.“

Auch Bismarck, immer in Realitäten denkend, war anfangs gegen die „Kaiserei“, warnte noch im Oktober den Kronprinzen, den altpreußischen Hof zur Entfaltung größeren Glanzes zu nötigen, wurde aber allmählich wärmer, als er darin ein verbendes Element für Einheit und Zentralisation erkannte.

Für das Reich war ein großer Teil der deutschen Stämme, der Großherzog von Baden, vor allem der Kronprinz, dem „die Erfindung einer eigenen neuen Krone und eines neuen Wappens für ihn und für die Kronprinzessin ernste Angelegenheiten waren . . Ich meine, – urteilt Freytag, der ihn damals häufig und intim sprach, – er ist der erste Urheber

und die treibende Kraft für die neue Gestaltung gewesen.“ Er war es dann auch, der bei Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages, zum Staunen der Abgeordneten, den uralten Stuhl der Sachsen-Kaiser in die moderne Feier hineinschieben ließ.

Jetzt aber konnte weder der Sohn noch der Schwiegersohn des Königs den Antrag stellen; der mußte vom mächtigsten deutschen Könige ausgehen – und der saß in seinem Traumschloß, bezaubert von Musik, und fuhr als Lohengrin über den muschelumsäumten See. Die schönen Briefe seines Veters von Baden ließ er unbeantwortet, denn König Ludwig brauchte weder Kaiser noch Reich; nur als man ihm sagte, er könne in einem noch schöneren Schlosse wohnen, im Trianon, wurde er aufmerksam und schickte seinen Oberstallmeister auf den Kriegsschauplatz, um Wohnung und Ställe vor Paris zu begutachten.

Diesen Stallmeister, den Grafen Holnstein, nahm Bismarck beim Schopfe. Ihm soll nach aller Mühe passieren, daß ein König die Krone nicht annehmen, der andere nicht anbieten will? Und er schreibt drei seiner geistvollsten Briefe „sofort, an einem abgedeckten Eßtisch, auf durchschlagendem Papier und mit widerstrebender Tinte.“ Da beweist er dem in seiner Art naiven König Ludwig, eine Einwirkung des Königs von Preußen auf und in Bayern sei für ihn nicht erträglich; ein deutscher Kaiser dagegen sei nicht der im Stande verschiedene Nachbar Bayerns, sondern der Landsmann: darum könne König Ludwig die Konzession nur dem Deutschen Kaiser, nicht dem König von Preußen machen. Wenn aber dies Argument nicht durchschlägt, so soll man ihn hören, stärker beschwören. Läßt sich – denkt Bismarck – denn gar keine Verbindung schlagen zwischen den Wittelsbachern und den Bismarcks? – Natürlich! Es sind ja erst 300 Jahre, da bestand diese Verbindung! Und sogleich dankt er dem König in einem

zweiten Briefe, den dasselbe Kuvert umschließt, „für das besondere Wohlwollen, welches die bayerische Dynastie zu der Zeit, wo sie in der Mark Brandenburg regierte, während mehr als einer Generation meinen Vorfahren betätigt hat“.

Da hätten wir ein argumentum ad regem, eines ad hominem; doch was wird König Ludwig schreiben, wenn er schreibt? Wenn er den Antrag anders begründet, als Bismarck es ihm nahelegt, ja, wenn er nur um Haaresbreite den dynastischen Nerv des Herrn Vetters streift, so ist alles verloren, dieser wartet ja nur auf einen Vorwand, um Nein zu sagen. Denn auch Wilhelm ist, nach Bismarcks Urteil, „nicht frei von dem Bestreben, den andern Dynastien die Überlegenheit der eigenen unter die Augen zu rücken, .. grade das überlegene Ansehen der angestammten preußischen Krone, mehr als das des Kaisertitels zur Anerkennung zu bringen“.

Also muß dieser Nervenarzt seinen beiden Patienten auf verschiedene Art dieselbe Medizin einflößen. So tut er das Klügste, was ihm einfallen kann, er legt alleruntertänigst dem Brief an König Ludwig gleich den Entwurf für den Brief an König Wilhelm bei; (bitte nur abzuschreiben). Mit den drei Briefen reist der Oberstallmeister zurück, aber der König ist unpäßlich, d. h. er will auf Hohenschwangau nur von König Heinrich und zwar drei Wagnerische Akte lang, nicht von einem Kaiser Wilhelm hören; übrigens hat er Zahnweh. Doch Holnstein gelingt es vorzukommen, der König liest die Briefe zweimal, fühlt sich geschmeichelt, wie es Bismarck berechnet, läßt gleich von einem Reitknecht Tinte und Feder holen und schreibt, ohne einen Minister zu befragen, im Bette aufsitzend, den Werbebrief ab, den der Vertreter des Umworbenen diktiert hat. Holnstein eilt nach Versailles zurück.

Dort wird eben der Geburtstag irgendeiner Prinzessin gefeiert, wobei ein bayerischer Prinz „den ihm natürlich ganz außerordentlich unangenehmen Auftrag unmittelbar vor

dem Diner“ durch Übergabe des Briefes an den König ausführt. Ein Staatsschreiben? Das muß zuerst Bismarck lesen, den geht es am nächsten an, und nach Tische gibt der König Bismarck den Brief, um ihn in Gegenwart seines Sohnes vorzulesen. Mit ernster Miene und schöner Betonung rezitiert Bismarck seinen eigenen Brief. Was wird der Empfänger erwidern? Rücksicht auf den Schreiber braucht er nicht zu nehmen, der ist ja fern, und wir sind unter uns, und so ruft der alte Herr entrüstet aus: „Das kommt mir sehr zur Unzeit!“ Ja, nach seines Sohnes Berichte ist er „über den Inhalt dieses Briefes ganz außer sich vor Unwillen, und wie geknickt.“ Dann entläßt er beide, ohne die Verschwörung zu entdecken. Draußen aber tut der Kronprinz ein übriges, sein tiefster Wunsch scheint sich zu erfüllen: da tauscht er einen Handschlag mit Bismarck und schreibt zugleich in sein Tagebuch: „Mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich wiederhergestellt, jetzt ist .. die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze Titel ist eine Bürgschaft.“

Der Kandidat übt zunächst passive Resistenz, niemand wagt, ihm von der neuen Krone zu sprechen, er will sie ja nicht haben; aber alles ist vorbereitet, und nun darf sogar die Nation Ja und Amen sagen. Im Reichstag spielt der zweite Akt der Komödie. Ein Abgeordneter darf anfragen, ob das deutsche Volk nicht ein Oberhaupt bekomme. Darauf liest Delbrück „mit blecherner Stimme das Schreiben des Bayernkönigs vor .. Es war, als ob er die arme deutsche Kaiserkrone in Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen hätte“, und Bismarck sagt: „Ja, dieser Kaiserscherz brauchte einen geschickteren Regisseur, man müßte eine wirksamere mise en scène haben.“

Trotzdem lädt man 30 Vertreter des Reichstages nach Versailles, nicht etwa, um die Kaiserkrone, nur um eine Adresse zu überreichen; zugleich zeigt der Bayerische

Landtag große Lust, dem Vertrage nicht beizutreten. Der König ist wütend, noch am Abend der Ankunft erklärt er, diese Deputation nicht zu empfangen, bevor die Aufforderung aller Fürsten schwarz auf weiß förmlich vor ihm liege, „weil sonst der Schein verbreitet würde, als ob der Antrag auf Wiederherstellung von Kaiser und Reich früher vom Reichstage als von den Fürsten ausgegangen sei“. Herren des Hofes äußern, nach des Kronprinzen Berichte, „laut, was diese Kerls eigentlich hier zu suchen hätten“, und Stieber, Polizeichef des Hauptquartiers schreibt seiner Frau, „die Hof- und Militärpartei waren kühl, ich vertrat hier das deutsche Volk“, und da er früher Kommunist gewesen, kann er freilich hinzufügen: „Wunderbare Zeiten!“

Schließlich bleibt doch nichts übrig, als die Herren zu empfangen, aber die Fürsten und Generale entschließen sich erst eine Stunde vorher, dabei zu sein, und so improvisiert man die Szene in der Präfektur: „Leider ward die schöne Marmortreppe daselbst heute nicht benutzt“, klagt der Kronprinz. Da hält der würdige Simson eine Rede und mag sich in diesem Augenblicke jener andern erinnern, mit der er vor 21 Jahren dem Bruder dieses Königs dieselbe Krone antrug und überraschend einen Korb bekam. Dann verliest er eine Adresse, in der es heißt: „Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der Norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es E. M. gefallen möge, durch Annahme der Deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.“ Ebenso „nebelhaft“, wird in der Antwort des Königs die Rechtslage gelassen: „Nur in der einmütigen Stimme der Deutschen Fürsten und Freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der Deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich im Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf.“ Also hatten die Fürsten Stimmen, die Untertanen nur Wünsche, und so sind Dreck und Letten übergoldet. Dafür ist Deutsch-

land diesmal durch zwei Juden vertreten, denn was Simson verlas, hatte Lasker verfaßt, und der König sagte nachher: „Ei, da verdanke ich ja Herrn Lasker eine hohe Ehre!“

In diesen Kaiser-Tagen wurden Bebel und Liebknecht wegen Vorbereitung des Hochverrats verhaftet: sie hatten gegen die Formen der neuen Verfassung gesprochen und mit sechs anderen die neuen Kriegskredite wegen Eroberungen verweigert. Der Zweck war, sie vom Wahlkampf auszuschalten.

Das Schlimmste stand als dritter Akt dem alten Herrn noch bevor. Zum 18. Januar lud das Hofmarschallamt folgendermaßen ein: „Die Feier des Ordensfestes findet in der Glasgalerie des Schlosses zu Versailles, mittags 12 Uhr, ein kurzes Gebet und demnächst die Proklamation statt.“ Dieser Einladung, durch ihr Deutsch wie durch das aus dem Französischen übersetzte Wort gleich denkwürdig, verweigerte der Gastgeber zu entsprechen: den Tag zuvor lehnte es der König ab, deutscher Kaiser zu werden, und erklärte bündig, er wollte Kaiser von Deutschland oder gar nicht Kaiser sein. Vergebens sucht ihm Bismarck klarzumachen, das bedeute einen landesherrlichen Anspruch. zitiert den russischen Kaiser, der auch nicht Kaiser von Rußland heiße, was der König durch irrige Übersetzung eines Wortes bestreitet. Jetzt zieht Bismarck die Taler heran, auf denen Friedrich rex Borussorum, nicht Borussiae heiße, dann kommt er auf den Wortlaut seines eigenen Briefes zurück, den der Bayer für den König abgeschrieben, nachher kommt die Rede auf den Rang zwischen Kaisern und Königen, Erzherzogen und Großfürsten, er erzählt von dem Pavillon für die Zusammenkunft eines Preußenkönigs mit einem Kaiser: lauter historische Beispiele hat er parat, um seinem König zu beweisen, daß er morgen bestimmt nicht erhöht werden soll. Aber der alte Herr wird nur immer böser und ruft: „Und wenn es so gewesen wäre, so befehle

Ich jetzt, wie es sein soll! Die Erzherzöge . . haben stets den Vorrang vor den preußischen Prinzen gehabt, und so soll es auch ferner sein!“

Plötzlich verfällt er in Schluchzen und Weinen, jammert, „in welcher verzweifelten Stimmung er sich befände, da er morgen vom alten Preußen Abschied nehmen müßte, . . und rief in wallender Erregung aus: Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stande der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte! . . Im höchsten Zorn sprang er schließlich auf, brach die Verhandlungen ab und erklärte, von der zu morgen angesetzten Feiernichts mehr hören zu wollen.“ Das war der letzte ahnungsvolle Ruf des letzten Preußenkönigs. Es war derselbe Mann, der auf dem Vormarsch sich in das prunkvolle Schlafzimmer eines Rothschild-Schlusses sein Feldbett stellen ließ und das Badekabinett als Arbeitszimmer benutzte, der böse wurde, wenn man ihn Heldengreis nannte und über die Phrase vom Hohenzollern-Aar zankte, sie hätten gar keinen Aar im Wappen. Und nachdem Wilhelm im Jahre 48 zur Rettung der Lage seines Bruders, im Jahre 62 zur Rettung seiner Ehre im Kampf um die Armee zurücktreten wollte, will er es jetzt zum dritten Male tun „und Fritz alles übergeben“, weil er an Preußen hängt und sein prophetisches Gemüt den prunkvoll neuen Titel scheut.

„Ich war, schreibt der Kronprinz, nach dem Auftritt so unwohl geworden, daß ich medizinieren mußte; später erfuhr ich, daß der König abends gar nicht zum Tee erschienen war.“ Was wird morgen geschehn? Niemand weiß es. Aber das Hofmarschallamt ist stärker als die Könige, und die Disziplin eines altpreußischen Offiziers gehorcht, – und wenn er Kaiser werden sollte! Am andern Vormittag ziehen unter Regie des Kronprinzen in der Spiegelgalerie im Schlosse die Ehrenposten auf, 60 Standarten, 600 Offiziere, auch einige Mannschaften, schließlich kommen die deutschen Fürsten,

nach ihnen König Wilhelm. Da niemand weiß, unter welchen Symbolen er Kaiser werden will, wird das Wichtigste, die Aufstellung der Fürsten, erst von ihm selber improvisiert, an Ort und Stelle neu geregelt, umständlich, doch ganz in seiner ritterlich-bescheidenen Weise:

„Ich hatte mich, erzählt er andern Tages in seiner ehrlichen Art, gar nicht um das militärische Arrangement gekümmert, ich wußte auch nicht, wo die Fahnen stehen würden. Die Herren wollten mir einen Thron aufbauen, das habe ich mir aber verboten. Ich wollte während der ganzen Zeremonie vor dem Altar mitten unter den Fürsten stehen bleiben. Als ich aber sah, daß man meine Fahnen und Standarten auf jenen haut pas gestellt hatte, ging ich natürlich dorthin, denn wo meine Fahnen sind, da bin auch ich. Nun war aber der haut pas so voll, daß die Fürsten fast keinen Platz gehabt hätten, dann würden sie aber unter mir haben stehen müssen. Ich ließ sie also zuerst herauftreten und befahl nur, daß die Fahnen des Ersten Garderegiments, bei dem ich überhaupt in die Armee eingetreten bin, die Fahne meines Grenadierregiments und die des Garde-Landwehr-Bataillons, dessen erster Kommandeur ich so lange gewesen, dicht hinter mich treten sollten. Meine Absicht, vor dem Altare stehenzubleiben und vor ihm die neue schwere Verpflichtung zu übernehmen, ist mir durch die Fahnen auf dem haut pas vereitelt worden. Es tut mir nur leid, daß nicht die sämtlichen Gardefahnen dabei waren!“

Nachdem so der Thron vom Altar und dieser von den Fahnen verdrängt worden, und sich der neue Kaiser selber die gekrönten Vettern auf die gleiche Stufe gerufen, aber durch seine Standarten von ihnen abgetrennt hat, hält der Pfarrer statt des befohlenen kurzen Gebetes eine Strafrede auf Ludwig XIV. und eine Abhandlung über den 18. Januar, über deren „preußische Selbstvergötterung“ Bismarck wütend ist. Dann tritt Bismarck vor und verliest



die Proklamation, beginnend: „Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und Freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen . . , bekunden Wir hiermit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Freien Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen“. Diese Ansprache richtet sich „An das deutsche Volk“, es ist aber lediglich Hörer, kommt nur in dieser passiven Rolle, der Reichstag kommt gar nicht vor. So geht mit feierlichen Worten die Botschaft in die Welt, daß die deutschen Fürsten sich einen Kaiser erkürt haben wie im Mittelalter, kund und zu wissen den getreuen Untertanen, am Ende des 19. Jahrhunderts.

„Mit einer vor Erregung keuchenden Brust, bleich im Antlitz und mit so blutleeren Ohren, daß sie fast durchsichtig waren, . . stieß Bismarck die ersten Sätze aus der Brust.“ So beschreibt ihn ein Arzt als Zeuge, und so mag er den gefährlichen Augenblick überwunden haben. Der Kronprinz freilich bemerkt nur eine „geschäftliche Art, ohne jegliche Spur von Wärme oder feierlicher Stimmung“, er vermißt also den Schauspieler, hat sich aber für den Augenblick der Hochs und Hurras noch eine besondere Gruppe ausgedacht: „Dieser Augenblick war mächtig ergreifend . . ich beugte ein Knie vor dem Kaiser und küßte ihm die Hand, worauf er mich aufhob und mit tiefer Bewegung umarmte. Meine Stimmung kann ich nicht beschreiben“, doch zugleich beobachtet er die Wirkung und erkennt „selbst bei den Fahnenträgern eine unverkennbare Gemütsbewegung“.

Aber schon rafft sich der alte Preuße zusammen, dem auch diese Schaustellung nicht lange behagt, er verläßt sein Podium, man sieht an der Richtung des Blickes und Ganges: jetzt will er auf die Männer zu, die so viel geleistet haben. Die

Generale stehn in Front zu den Fürsten, dazwischen, auf dem freien Platze ist nur Einer: die Proklamation noch in Händen steht er aufgereckt da, er wartet, denn dieser Händedruck, der nun folgen muß, ist ein Symbol, und Bismarck wird das Knie keineswegs beugen wie Friedrich Wilhelm: er huldigt durch die Tat, nicht durch Vergötterung, durch gestraffte, nicht durch entspannte Sehnen. Jetzt mag er diesen seltenen, stummen Dank vor so viel hundert Blicken in innerer Erregung erwarten. Aber trotz allem kennt er seinen alten Herrn noch nicht: der wollte gar nichts werden, höchstens aber Kaiser von Deutschland, und nun hat ihm dieser Kanzler die ganze Feier verdorben! So ignoriert er, herabsteigend, den Schuldigen, geht an ihm vorbei, um nur den Generalen die Hand zu bieten.

Es ist der schwächste Augenblick im Leben Wilhelms des Ersten: nicht etwa, weil er den Schöpfer verkennt, er weiß sehr wohl, wer dies alles erdacht hat; aber er läßt den Eigensinn des Alters über den angeborenen Takt des Herzens siegen und zeigt in dieser Feierstunde vor Fürsten und Fahnenträgern, Journalisten und Generalen, die meist des Kanzlers Feinde und Neider, mindestens die Zeitung sind, um morgen alles in die Welt zu tragen: wen er bevorzugt, wen er nicht leiden kann. Da der Minister symbolisch allein steht, muß jeder den Affront mit Blicken greifen, und wie jetzt in den hundert Spiegeln der Galerie, so wird sich dies Vorübergehen morgen in tausend Herzen wiederholen: ein Akt von solcher Kraft des Gleichnisses, wie ihn die Nibelungensage zum Anlaß eines Geschlechterkampfes machte.

Bismarck nimmt ihn als Stoiker, er registriert ihn nur, da er der Politik nichts schadet, und konstatiert, daß nach einigen Tagen „allmählich die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen“. Der König – lassen wir ihm noch eine kleine Weile diesen schöneren Titel, den Bismarck nie aufgehört hat zu brauchen – beruhigt sich über

die ihm angetane Kaiser-Beleidigung. Gewohnt, zur Rücksendung der Akten dasselbe Kuvert zu benutzen, in dem sie kamen, erledigt er auch an diesem Abend seine Pflichten, sendet die auf den Tag bezüglichen Papiere zurück; als er aber auf dem Kuvert liest: „An des Kaisers Majestät vom Bundeskanzler“, streicht er das letzte Wort und schreibt darüber: Reichskanzler.

So behutsam, sparsam und ohne Anspruch begann das Deutsche Reich.

„Ich hoffte, schreibt Roon, der sich von der Proklamation fernhielt, seiner Frau, das nun glücklich gelegte Kaiser-Ei würde Bismarck vorläufig Befriedigung gewähren, aber es ist leider nicht der Fall“, und Bismarck schreibt der seinigen: „Ich habe Dir schrecklich lange nicht geschrieben, verzeih, aber diese Kaisergeburt war eine schwere, und Könige haben in solchen Zeiten wunderliche Gelüste, wie Frauen, bevor sie der Welt hergeben, was sie doch nicht behalten können. Ich hatte als Accoucheur mehrmals das dringende Bedürfnis, eine Bombe zu sein und zu platzen, daß der ganze Bau in Trümmer gegangen wäre.“ Und als am dritten Abend an seiner Tafel über Deutscher Kaiser, Kaiser von Deutschland und dergleichen gestritten wird, schweigt Bismarck dazu, dann fragt er:

„Weiß einer der Herren, was auf lateinisch Wurscht heißt? Farcimentum? Nescio, quid mihi magis farcimentum esset!“

VIERTES BUCH
DER HERRSCHENDE

*„Bismarck macht Deutschland groß
und die Deutschen klein.“*

G. VON BUNSEN

I

„Graf Bismarck-Schönhausen würde es dankbar erkennen, wenn der Abgeordnete ihn vom 24. April ab abends 9 Uhr jeden Sonnabend während der Dauer der Reichstags-Session besuchen wollte.“

Diese Einladung, nach Eröffnung des Norddeutschen Reichstages zum erstenmal versandt, erregte Unruhe, Begeisterung und Widerspruch unter den Volksboten, dergleichen war in Deutschland neu, Simson erklärte: natürlich Frack, zur Wahrung der Würde. Bismarck wollte weder Frack noch Würde, sondern eine wöchentliche Börse für Politiker, auf der man „in zehn Minuten in einer Salonecke erledigen kann, was sonst eine Anfrage im Reichstage nötig machte“.

Schon lange nahm er keine Einladungen mehr an, ging kaum noch zu Hofe, trug sich übrigens lieber in langem Rock mit undefinierbarem Halstuch oder in einem Potpourri von Uniformstücken, das Moltkes Lächeln erregte; so führte ihn der nervöse Wunsch des verwöhnten, alternden Mannes, der Stolz des Autokraten, lieber Wirt als Gast zu sein und niemals danken zu müssen, zugleich geschäftliche Schlaueit und Berechnung persönlicher Suggestion zu dem Entschluß, seinen Hauptfeind alle Wochen unter das eigene Dach zu laden.

Denn wenn Bismarck schon im Jahrzehnte der Kriege Virchow und Duncker feindlicher empfand als Napoleon oder Franz Joseph, so trat nun mit Anbruch der zwei Jahrzehnte des Friedens der Reichstag in Front zu ihm. Schon daß er allein gegen ein paar Hundert stand, belebte Bismarcks Kampflust, denn daß er seinen Gegnern erst einfach ihr Haus

verschlossen hatte und den Schlüssel eingesteckt, hat ihn keineswegs befriedigt; er brauchte vielmehr Widerspruch, er mußte schimpfen und seufzen können, um sich wohl zu befinden; er hätte bei absoluter Regierung selber dergleichen erfunden und geschaffen, um sich daran zu reiben. Wenn man in den nächsten zwanzig Jahren Bismarck stets unzufrieden, immer stöhnend finden wird, so erhöht doch dies Bewußtsein steter Friktionen das Lebensgefühl des Kämpfers; ohne diese immer neuen Schlachten im Innern hätte er Zusammenstöße nach außen weniger entschlossen verhindert.

Und doch liegt in dieser nie ermüdenden Tapferkeit zugleich der tiefere Grund seiner Mißgriffe mit beschlossen. Weil Bismarcks Menschenfeindschaft mit steigendem Alter zur grimmigen Menschenverachtung stieg, weil er nie einen Gegner in seiner Stellung, noch weniger in seinen Talenten anerkannte, weil er immer weniger zu verhandeln, immer mehr zu befehlen gestimmt war, verdunkelte sich sein Blick vor dem Wandel des Zeitgeistes, vor den logischen Gedanken und Wünschen anderer Menschen und Klassen. Nach außen hatte er nie einen Gegner unterschätzt, nie eine Aktion anders als mit überlegnen Kräften, Kanonen oder Koalitionen gewagt; nach innen fängt er nun an, es zu wagen. Weil seine gesetzlose Epoche erfolgreich war, steigern ihn seine Erfolge in solche Nichtachtung alter und neuer Gegner hinein, die ihn am Ende stürzen werden. Daß Bismarck Macht vor Recht gehen ließ, hat ihm Europa nachsehen müssen, weil Roons Kanonen, Moltkes Zündnadelgewehre und der Drill gehorsamer Preußen den Erdteil dazu zwangen; daß er aber Macht vor Geist setzte, dafür hat sich sein eignes Volk am Ende gerächt.

So hat er selber, seinen Charakter auf sein Land projizierend, aus dem Reichstag statt eines Werkzeuges den Todfeind gemacht, – Saturn, wie er die eignen Kinder frißt, so zeichnete ihn eine Karikatur, – so hat er sich alle Parteien nachein-

ander entfremdet, Bündnisse mit derselben Realistik je nach Lage im Inneren geschlossen und gebrochen, wie es ihm zuweilen nach außen nötig schien; so hat er allmählich alle Klassen des Volkes mißtrauisch gemacht, indem er im Wahlkampf alle fünf Jahre sich gegen einen andren Teil wandte, und während sein Genie als Europäer den Erdteil in Erstaunen, zuletzt in eine Art von Ehrfurcht zwang, erbitterte die Autokratie seiner innern Politik das Volk, das seine Künste in der äußern nicht zu erkennen vermochte. Hier konnte er allein beim Schach der Großmächte sitzen, verschwiegen, nur noch dem alten Könige verantwortlich, den er hinter sich herschleifte; dort, im Innern aber mußte jede Maßregel erst beantragt, dann verteidigt werden, wobei er dem Reichstag aus bloßem Haß gegen den oder jenen Führer ebenso viel verweigert, wie der Reichstag ihm aus dem gleichen Gefühl. Man ist Diktator oder Parlamentarier; nicht beides.

In den weiten, wenig geschmackvollen Räumen des Reichskanzlerhauses drängen sich am Sonnabend die Vertreter des Volkes, auch ein Teil der Opposition, angezogen vom großen Gegner wie vom ungewohnt reichen Büfett, das der Hausherr als politisches Quietiv mit Vorbedacht einführt. Jeden Gast begrüßt er überaus höflich, zuweilen mit bewußter Feierlichkeit; er erkennt jeden, ohne sich immer seines Namens zu erinnern, und vergleicht deshalb sein Auge mit der Wirkung des modernen Gewehres, sein Gedächtnis aber mit einer langsam feuernden Flinte. Nach dem Entree wird alles formlos, niemand bietet an, jeder geht an das Münchner Faß, um den Zapfen selber zu drehen, selten stören Damen die Ungeniiertheit dieses klubähnlichen Abends; gegen Mitternacht pflegt der Gastgeber vor einem großen Kreise allein zu sprechen, Vergangenes erzählend, Geplantes skizzierend, immer wie ein Star unter Kollegen, die es auch so weit bringen möchten.

Da sitzt er, halb liegend, auf seiner großen Chaiselongue, die lange Pfeife in der Rechten, in einer Wolke von Zeitungen, die ihn nie verläßt, dem Chor gegenüber ein Solist, dessen forschende Blicke zwischen einigen Dutzend Augenpaaren hin und wieder gehen und die Hauptfeinde immer im Auge behalten. Da er indessen auch im Waffenrock keine Waffen trägt, so ist es für alle Fälle gut, ein paar Wächter neben sich zu haben: so, als Verteidiger ihres Herrn, immer wach, immer kampfbereit erscheinen die beiden Reichshunde, große schwarzgraue Doggen, vor, neben oder unter ihrem Herrn gelagert und an parlamentarischen Abenden, gegenüber hundert Gesichtern ohne Wohlwollen, sich entschieden im Dienste fühlend. „Er aß und trank reichlich dazu, schreibt ein Freund des Hauses, und sah, wenn er sich eine Pfeife bringen ließ, wie ein Patriarch unter seinen Jüngern aus.“

Die hier im Kreise sitzen und stehen, tragen sehr verschiedene Köpfe, die sehr verschiedene Schicksale geschaffen haben.

Dieser dort, schlank und gerafft, ein rötliches Gesicht, von dunklem Vollbart eingerahmt, die hohe Stirn fast kahl, könnte mit seinen klugen Augen, dem freundlich ernstesten Ausdruck für einen Humanisten gelten, aber gewisse Bewegungen, auch eine breite Narbe im Gesicht lassen doch auf einen adligen Offizier schließen, und in der Tat ist er beides: es ist Rudolf von Bennigsen, einer der besten Menschen und Köpfe dieser Zeit. Verschllossen und männlich, nobel und treu wie Roon, natürlich in bescheidenem Selbstgefühl, scheint er zur Leitung eines Ganzen gemacht, bringt aber, da er im entscheidenden Momente den Sprung ins Kabinett nicht wagt, sein Leben an der Spitze einer Partei zu, die er durch seltene, meist feierliche Reden, großen Fleiß in Kommissionen, ständigen Umgang mit allen Kollegen als der geborne Mittelsmann fördert: die Mittelpartei der Nationalliberalen, und in dieser wieder die ruhende Mitte zwischen beiden Flügeln.

Bismarck findet ihn zu weich, auch ist ihm seine Ästhetik, sein Mangel an Leidenschaft unheimlich, und wenn er ihn für einen deutschen Idealisten hält, der am Ende doch besser denkt als handelt, so hat er recht; mit Siebzig wird sich Benignsen noch einmal auf die Göttinger Studentenbank setzen und lernen. Aber vor diesem niedersächsischen Generalssohn, dessen Ahnen so alt sind wie die Bismarcks, hat er doch eine Art von Respekt; auch daß er Hannover, seine Heimat, für Deutschland aufgibt, ohne Preußen zu lieben, versteht der Mann, der Hannover zu Preußen schlug; zuweilen nennt Bismarck ihn sogar „Verehrter Freund“. Daß er aber eine Partei führt, die ihn nicht unbedingt bekämpft, als sie ihm nicht mehr folgen will, das wird Bismarcks Natur nie begreifen: da nennt er ihn einen dummen Kerl.

Derber und kühler erscheint der Mann neben ihm, mehr Wille spricht schon aus der langen festen Gestalt, und das struppige Haar, das eben grau wird, scheint wie ein trotziger Akzent auf die Erscheinung gesetzt. Denn kämpferisch wie Bismarck, hochgemut und abweisend, nur jünger ist Wilhelm von Kardorff, und wenn er keine Brille trägt, rafften und fassen diese graublauen Augen wie jene. Aber mitten in den gebräunten männlichen Zügen steckt etwas Bläulichweißes und zieht den erschrockenen Blick des Fremden auf sich: es ist eine künstliche Nase, und sie erinnert an einen Sauhieb seiner Kavaliersjugend.

Der Wunsch nach Unabhängigkeit hat ihn vor Bismarcks Fängen bewahrt, den er durch Temperament und Klugheit anzog. Nur so konnte er die Freundschaft erhalten, die er im Amt verloren hätte, und wird dem Hause noch treu bleiben, wenn die andern Junker sich der neuen Sonne zuwenden werden. Beweglicher als seine Klasse saß Kardorff zwischen den rechten Parteien und wagte manchen Ausflug in freiere Luft, blieb aber wirtschaftlich in ostelbischen Vorstellungen verhaftet und hat auf Bismarcks Wendung zum Schutzzoll eingewirkt.

Der Orientale, der neben diesen deutschen Adligen steht, hager, dunkel, mit etwas spitzen Zügen: Eduard Lasker hatte, als der gleichaltrige Bennigsen auf den ererbten Gütern reiten und fechten lernte, als Knabe in einer Posen-schen Kleinstadt den Talmud studiert und Schillers „Teilung der Erde“ in hebräische Verse übertragen; kein Wunder, daß er der schärfere Jurist, der spitzere Geist, Führer des radikalen Flügels, bald Bennigsens heimlicher Rivale wurde. Als Kritiker, Debatter und Redner ihm überlegen, Idealist des Rechtsstaates, während jener der des Nationalstaates heißt, sozialer, aber nicht minder vaterländisch, gleicht er neben jenem Führer einem Generalstabschef, ist sachlich und bedürfnislos, aber auch herrschsüchtig und schon deshalb Bismarck antipathisch, der wohlbeleibte Männer um sich wünscht.

Ein Glaubens- und Parteigenosse hört neben ihm mit bleicher Skeptikermiene zu. Diesem vornüber geneigten älteren Manne mit den schmalen Schultern, der eingesunkenen Brust, den etwas gedunsenen und doch hageren Zügen würde niemand seine Achtundvierziger Vergangenheit glauben, noch weniger die großen Turnversammlungen, die er damals abgehalten; es waren auch nur politische Sprünge und Wellen, und er dürfte sich auf die Glocke des Präsidenten beschränkt haben und die rhetorische Fahnenweihe. Aber damals war Ludwig Bamberger doch, trotz Bluthusten und Fieber, vom inneren Feuer zu den Radikalen getrieben worden; um dieses Feuers willen mußte er fliehen, wollte nach Amerika, blieb aber bei reichen Verwandten in London hängen und wurde mit 26 doch lieber Lehrling in deren Bankhaus, wird reich und kommt noch vor dem Kriege nach Paris, wo sein schweifender Geist anhält und sich an Witz, Stil, Ironie und eleganten Frauen der Weltstadt entzückt, wo sich dem Mäzen alle Kreise eröffnen.

Von nun an nimmt der einst über die Kräfte Aktive das

Leben als Schauspiel, in dem er nur zuweilen, bei guter Laune, mittun möchte. Die französische Sprache, die er, heimatlos und Gast aller Kulturen, wie die Muttersprache spricht und schreibt, begünstigt sein geschmeidiges Talent zu beidem. Von der Amnestie zurückgeführt, wird er in Deutschland nationalliberal, erlebt den Krieg fast wie ein Neutraler und schreibt vertraulich den tiefen Satz: „In Paris sitzt die Romantik katholischen Geblütes, in Versailles, im deutschen Hauptquartier der Radikalismus eines Emporkömmlings. Paris ist die Bastille, die gestürmt wird, Favre und Gambetta die Legitimität, Wilhelm und Bismarck die Revolution.“ Trotzdem wird er in dieses Hauptquartier berufen, weil Bismarck sein großes Wissen in Bankfragen nutzen will. Leidenschaftslos nennt Bamberger diesen „eine Mischung von Stuartischem Kavalier, preußischem Leutnant, deutschem Feudalherrn und spanischem Don Quijote“ – und erkennt dennoch jetzt und später seine Größe, obwohl ihn Bismarck im Grunde nicht leiden kann.

Viel verhaßter freilich ist ihm die Ruhe jenes jungen, bärtigen Kopfes, den er nur sehr selten in seinen Räumen zu sehen braucht; gewiß, heut wird er stundenlang nicht einschlafen, weil dieser Mensch, im Kreis etwas zurückstehend, ihn durch die blitzende Brille mit seinen kritischen Blicken harangiert: Gesundheit, Jugend, Kampfesfreude dringen hier in den Alten und machen ihn eifersüchtig. Aber hinter dieser Stirne weiß er unheimliche Sachkenntnis, in diesem Herzen eine Unbestechlichkeit wohnen, die dem Kompromiß des Gedankens auf Kosten der Grundsätze widerspricht: denn es ist Eugen Richter, in den Konfliktsjahren als Bismarck-Opfer diszipliniert, entlassener Landrat, als unbestätigter Bürgermeister um Amt und Einkommen gebracht, weil er gegen polizeiliche Willkür schrieb, dann Journalist, Gegner Lassalles, während dieser mit Bismarck verhandelte; ein Freund des Gemeinwohls, der bis zur Nüchternheit weder sich noch

die Macht, nur immer die Sache will, darum erst Lassalle, nun Bismarck gefährlich nachspürt, und weniger den Stand der Junker, als das persönliche Selbstgefühl dieses Junkers ducken möchte, was ihm durch zwanzig Jahre mißlingt. Darum verläßt Bismarck bei Beginn von Richters Reden den Saal; liest er aber andern morgens beim Frühstück den Angriff, etwa eine Kritik der Heeresvorlage, die der Redner mit Zahlen beschwert, dann mit Enthüllungen erleichtert, so fährt er gleich in den Reichstag, um zurückzuschlagen: „Leider hat der Herr Abgeordnete Richter immer zwischen Häusern und Zeitungen gelebt und ist dem praktischen Leben entfremdet; dieser Selbstherrscher der demokratischen Partei lebt von Übertreibungen und Alarm, immer ist in seinen Reden ein Stachel verborgen.“ Worauf Richter mit beleidigender Ruhe: „Ist dem Herrn Reichskanzler bekannt . .?“

Vielleicht sieht der Herr Reichskanzler jetzt hinter dem Rücken seines Gastes den Schatten zweier Anderer auftauchen, die an diesem Büfett freilich wie Bancos Geist erschienen und lieber gar nicht kommen, denn mit ihnen gibt es keine sachlichen Debatten, nur das böse Grollen zweier Welten widereinander, unversöhnlich, in der Erkenntnis: ich oder du! Und doch kann Wilhelm Liebknecht, einer der Schatten, seine Ahnen solange zurückrechnen wie Bismarck, und trifft, wenn er rechnet, auf einen Mann, der Bismarck ähnlicher ist als seine eigenen Raubritter-Väter, auf Luther, dann auch auf viele deutsche Gelehrte, als deren Erbe Liebknecht Student und Burschenschafter wurde. Früh verwaist nach harter Jugend, – und doch, wie leicht war der Weg dieses strebenden Jünglings, wenn er im Stile seiner Klasse weiterging! Aber da ist dies verteilte Vorurteil der Idealisten, daß es auf das Wohl aller Menschen ankäme, nicht nur auf das der eignen Klasse: so wird man schon mit Zwanzig als Kommunist ausgewiesen, Zürich, Paris, Achtundvierzig, badischer Aufstand; da steht der 22 Jährige mit der Fahne, ruft die Republik aus

und wird nachher nur durch Zufall nicht mit den Komplizen erschossen, wie 70 Jahre später sein Sohn für die Mitgründung derselben Republik ermordet werden soll.

Welches Leben führen solche Naturen! Immer vor bösen Richteraugen, zwischen Gefängniswärtern, vor dem schwarzquadratierten Himmel, frei nur im Ausland, in das sie geflohen oder verbannt sind, – und doch zu ihrer Tat grade im Vaterlande berufen, das sie nicht minder lieben als die Legitimen! Auch wer die Zerrungen kennt, die Bismarcks Nerven in vierzigjährigem Kampfe dulden müssen, das Stöhnen dieses zum Herrscher geborenen Dieners, der sieht ihn doch den Tag und das Jahr in immer breiteren Formen des Lebens genießen, Wald und Schloß, die Tafel und den Wein, in denen er sich regenerieren kann, König und Nation wetteifernd, um ihn zu beschenken. „Wenn ich nach unerhörten Erfolgen arm bin, ruft dagegen Liebknecht vor seinen Richtern aus, so bin ich stolz darauf“, und wirklich läuft dies Leben, nach Rückkehr aus zwölfjähriger Verbannung, materiell arm dahin, nur durch Geist erleuchtet, nicht durch Güter, nicht einmal durch Macht; nur durch den Glauben.

Wenn sie sich als zwei Unbekannte trafen, auf einem Waldweg in der Fremde, Bismarck und Liebknecht, würden sie sich zuerst recht gut verstehn: beide lieben die Bäume, kennen die Vögel, und wenn die Rede auf Deutschland käme, auch Deutschland lieben sie beide. Doch rasch würde der Realist den Agitator, der Zyniker den Gläubigen, der Rechner den Phantasten durchschauen, und wenn es nun die Entscheidung gälte, ob man den Waldweg durchtrotzen oder umkehren sollte, gerieten sie gleich widereinander, denn Autokraten sind im Grunde beide.

August Bebel ist es weniger. Er hat keinen Revolutionär im Stammbaum wie Liebknecht, auch keinen Humanisten, vielmehr ist ihm der Gehorsam anerzogen, denn er ist in den Kasematten einer Festung beim Unteroffizier geboren, sollte

von Bluts wegen Order parieren, und so treibt den Drechslergesellen nichts als Wissensdurst in den Bildungsverein der Arbeiter. Da klärt sich aber in einem hellen Kopfe schnell Grund und Schuld der eigenen üblen Lage, Groll löst die Zunge, man stachelt die Kameraden auf, kommt in den Reichstag, sucht zugleich sein Geschäft zu betreiben, aber erst Bismarck verhilft ihm zur Ruhe wirklicher Studien, die ihm fehlen: auf der Festung, die ihn nach solcher Kindheit nicht schreckt, begegnet er dem viel älteren Liebknecht, den man mit ihm zusammengesperrt hat, und nun lernt sein Kopf von dem Mitgefangenen theoretische Lehren, für die sein Herz schon gekämpft hat und seine Freiheit schon büßt. Zwei Jahre hat Bismarck ihnen aufbrummen lassen: in dieser Spanne kann man mit Marx, der eben Liebknechts Lehrer in London gewesen, schon fertig werden.

Aber der Sohn des Volkes bleibt praktischer und fähiger zur Wandlung als der Gelehrten-Erbe, sein Menschenverstand ist derber, klarer, seine Kritik simpler und volkstümlicher als die seines neuen und seither immer festgehaltenen Freundes; beiden aber ist der Glaube gemeinsam, Opfermut, Hingabe von Freiheit und gesunden Gliedern, und wenn Bebel, der mehr als fünf Jahre gesessen hat, in einer Zerrüttung der Nerven nicht schlafen kann, „dann dachte ich oft an Bismarck, der damals auch an Schlaflosigkeit und an neuralgischen Schmerzen litt“.

Aber die Schatten weichen, und die Gäste brechen auf, man reicht dem Hausherrn die Hand, man geht: da bewegt sich in einem Sessel, den er den ganzen Abend nicht verlassen, ein Männchen, jetzt ist es aufgestanden, zwergenhaft und mit kleinen Schritten vorwärts strebend, steht es bald vor seinem Gastgeber: der Gnom vor dem Riesen. Nun heben sie die Hände, mit denen der Große den Kleinen zerschmettern, der andere diesen mit magischen Kräften zerdrücken möchte, zum artigen Gruß. Und nun, im letzten Augenblick, erhebt

die kolossale Erscheinung ihre Stimme, um dem Zwerg ein Orakel zu entlocken: da steht Windthorst, auf dem armen, kleinen Leib einen Riesenschädel, darin ein breiter Mund, der zu schweigen liebt, aus grauen, wie erloschenen Augen blickt er durch überscharfe Gläser ins Leere, den andern sieht er kaum und sieht ihn darum auch nicht an, aber wie das Männchen steht und zuhört, die rechte Hand über der Brust in den langen schwarzen Rock geschoben, kann der gewaltige Mensch vor ihm auf seinen Zügen ein Flimmern erkennen, das kleinste Zucken dieser immer beseelten Fläche, und wenn der kleine Mann dann den Mund auftut, so erwidert eine feste, etwas knarrende Stimme jener allzu hohen und feinen, die eben aus Bismarcks Munde kam.

Da sie beinahe nichts sieht, so hat die kleine Exzellenz Ohr und Gedächtnis doppelt geschärft, erkennt im Reichstag die Stimme jedes Zwischenrufers, behält, da sie auf der Tribüne keine Notiz benutzen könnte, jeden Einwand im Kopfe und wird den Gegner am Ende seiner Rede sicher lächerlich machen. Nicht umsonst ist man Sohn und Erbe von Juristen, das Schwinden der Gestalt, die angeborne Augenschwäche spornen vollends zur Übung des Geistes, um zu ersetzen, was dem Leib gebricht. So hat der junge Windthorst in Göttingen emsig studiert, für 4 Groschen zu Mittag gegessen, nie getrunken, während gleichzeitig anderselben Stätte der junge Bismarck, nur auf Körperkraft und Mut vertrauend, das Geld seines verarmten Vaters vertrunken und im Karzer seine Übeltaten keineswegs gebüßt hat; so daß jener mit Dreißig schon Oberappellationsrat war, als dieser noch durch Ritte, Stürze und Gelage den pommerschen Komtessen zu imponieren suchte.

Nach dem Urteil seiner Freunde war er gläubig, doch keineswegs intolerant und viel zu humorvoll für Prophetengesten; überhaupt machte seine Ironie, die er im Kampf zum kalten Spott erhob, vor sich selber nicht Halt, er amüsierte sich über

seine „kleine Person“, seine Häßlichkeit, lachte dann wie ein Schalk, liebte leichte Musik, neckte Damen mit dem anmutigen Ungeschick verwachsener Wesen, hatte aber statt deren überlieferter Bosheit nur einen untrüglichen Blick für die Schwächen der Mitmenschen, ohne sie darum, wie Bismarck, zu verachten. Vielleicht war sein Selbstgefühl nicht kleiner; in der Partei, die er führte, galt er für herrschsüchtig, war vielleicht auch weniger Staatsmann als er glaubte, mehr parlamentarischer Advokat, wie einer seiner Freunde sagt, doch als solcher ein Taktiker ohnegleichen. Körperlos, wie er erschien, brauchte er für diesen Körper nichts zum Schutze, den Bismarck im persönlichen Mute fand, und schien durch solche Vergeistigung der Grundtatsachen zum Anwalt der geistlichen Macht geboren. Er übertrieb die Vorsicht, schrieb Briefe fast nie oder beschwor den Empfänger, sie sogleich zu verbrennen; doch daß er keine Kutte trug, enthob ihn der Demut und machte ihn zum Vorkämpfer, ohne daß er prophetisches Feuer zu affektieren brauchte. War er zum Reichstag in Berlin, so ging er jeden Sonntagvormittag erst in die Hedwigskirche, dann zu Bleichröder; in dieser Benutzung des Ruhetages dokumentiert sich dieser sehr weltliche Glaubenskämpfer, der doch nie etwas für sich zu erhaschen trachtete.

Windthorst ist der einzige gewesen, der Bismarck persönlich besiegt hat; daher der nie verwundene Groll des Besiegten. „Haß, sagte er, ist ein so großer Ansporn zum Leben wie Liebe: mir sind unentbehrlich meine Frau und Windthorst.“

II

Aus drei Siegen stiegen gefährliche Wolken empor; Bismarck erkannte sie in Augenblicken, hielt aber für möglich, sie durch persönliche Macht abzuwenden. 20 Jahre zurück, und der König von Preußen hatte ihn als brauchbar zum Mi-

nister bezeichnet, „nur wenn das Bajonett schrankenlos waltet“; 10 Jahre zurück, und der andere König hatte ihn mißtrauisch eingesetzt, um den starken Mann im Innern zu haben; seitdem hatte er die Diktatur nach außen benutzt, um dreimal siegreich zu schlagen. Ist es erstaunlich, daß ein solcher Mann zu seinem Ausgangspunkte zurückkehrt, sich stark genug zur Diktatur im Innern fühlt? Ist es erstaunlich, daß es mißlingt? Stolz darauf, von keiner Doktrin abzuhängen, verkannte er die Gefahr, auf keiner Weltanschauung zu ruhen, und wie er nur viele Parteien mit gleicher Verachtung vor sich sah, entging ihm, daß er keine hinter sich hatte. Da er ohne sozialen Grundgedanken, nur frisch von den Kanonen kam, war dieser große Architekt weniger befähigt, das eigene Haus im Innern einzurichten.

In seinem absoluten Selbstgefühl liegt der tiefere Grund. Solange er in Staaten denkt, sieht Bismarck sich gleichgestellten Gegnern gegenüber und als Schachspieler drüben immer die adaequate Macht, die es zu überlisten gilt oder zu vernichten; im Innern aber fühlt er sich an Wissen, Energie und Kunst im vorhinein jedermann überlegen. Draußen leben große Mächte, die man gewinnen muß, drinnen sind kleine Leute, die nicht widersprechen dürfen, draußen steht man formell unter Gleichen, die berechtigt sind, Deutschlands Gegner zu sein, drinnen kann niemand besser deutsch verstehen: da schickt es sich nicht, die Wege zur Größe des Landes zu durchkreuzen, wenn sie der Meister zeigt. In jenen statischen Fragen Deutschlands in Europa ist er Künstler, in diesen sozialen Problemen Europas in Deutschland ist er Diktator; gewohnt, zwar mit Größen zu rechnen, aber nicht mit Ideen, mit Mächten, doch nicht mit solchen in Zivil, entbehrt er jeder Hingabe und stabilisiert innerlich seine eigene Souveränität wie einen rocher de bronze.

Die erste Schlacht verliert er gegen die Kirche.

In Versailles saß eines Tages dem Kanzler der Bischof von

Mainz gegenüber, ein katholischer Junkersproß in der Kutte vor dem lutherischen Junker in Uniform; er suchte gewisse Artikel zum Schutze seiner Kirche in die Reichsverfassung zu bringen, und ließ, als er nichts durchsetzte, die Rede aufs Dogmatische gleiten:

– Nach dem Tode sind, wie Exzellenz wissen, die Bürgschaften für die Katholiken stärker als für andre.

Schweigen, Lächeln.

– Oder glauben Sie etwa, daß ein Katholik nicht selig werden könne? – Jetzt erklärt sich der Protestant:

„Ein katholischer Laie unbedenklich; ob ein Geistlicher, ist mir zweifelhaft, in ihm steckt die Sünde wider den Heiligen Geist, der Wortlaut der Schrift steht ihm entgegen.“

Diese scherzhaften Worte erwidert der Bischof mit ironischer Verbeugung. Zwei Staatsmänner in Verkleidung, als General und Bischof angezogen, durchschauen einander und lächeln; aber unter Spiel und Lächeln grollt schon Bismarcks antikatholisches Fühlen. Zugleich sucht er damals den vom „Räuberkönig“ bedrängten Papst nach Köln oder Fulda einzuladen, denn „die unmittelbare Anschauung dieser Priesterwirtschaft wird die Deutschen ärger enttäuschen und rascher aufklären, als alles andre.“

Das Gefühl für moralische Mächte fehlt Bismarck auch hier; ja, man kann bei diesem großen Geschichtskenner die Lücke in der Kirchengeschichte erweisen.

In Wahrheit aber rollt hier keinerlei „Kulturkampf“ ab: hier war ja ein Kämpfer um die Macht, nicht um die Idee, die er seit zwanzig Jahren nach Bedarf wechselte, übrigens tolerant in allen Dingen, die nichts kosten. Die Kirche bekämpfte er nur als Macht, nicht als Kultur, nur wo sie seinen Staat zu schwächen drohte, da war er ihr Feind. Das alles hat er zwanzig Jahre vorher gewußt, hat schon aus Frankfurt den Kampf „gegen den eroberungslustigen Geist im katholischen Lager“ für unausweichlich erklärt, seit Östreichs Kon-

kordat Preußens Feinde immer in jenem Lager gefunden, und seit er die Macht hat, sich selber im Vatikan als „Inkarnation des Satans“ bezeichnet gewußt. „Der Kulturkampf datiert vom Schlachtfeld von Königgrätz,“ sagte später Windthorst, und wirklich hatten damals die preußischen Hetzer im Talar, besonders ein Berliner Hofprediger verkündet und geschrieben: Europa, mit Einschluß des Sultans, muß evangelisiert werden!

Doch erst das Vatikanische Konzil, das alle Macht in Rom aufs neue sammelte, brachte die Krisis: in den Tagen des Kriegsbeginnes, Mitte Juli 70, war die Unfehlbarkeit des Papstes verkündet worden, und Bismarcks Gefühl dadurch nicht minder getroffen als sein Kalkül. Daß jemand sich unfehlbar nannte, war ihm unerträglich, das glaubte er nicht einmal von sich selber; daß aber ein ganzer deutscher Stand vom Auslande abhängen sollte, schien ihm bedrohlich: im Augenblick, als er an die Front nach Frankreich fuhr, ließ er die deutschen Bischöfe vor Zustimmung, den Papst vor Zwang warnen und kündete alle Gegenzüge an, um seinen Staat vor römischer Macht zu schützen: sonst wären „die Bischöfe der Regierung gegenüber Beamte eines fremden Souveräns“.

Darauf gründeten Windthorsts Freunde, noch im Kriege, das Zentrum, als katholische Kampfpartei. Bismarck, dem die Aufrichtung einer deutschen katholischen Kirche mißlingt, geht gleich zum Angriff über und erklärt die Maßregeln des Kölner Erzbischofs für ungültig, der den Bonner Studenten die Kollegien freiheitlicher Theologen verboten hat; weil und während er das Reich zimmert, macht er schon aus dem Kirchenstreit einen Kampf gegen dies Reich, aus Rom einen Stützpunkt aller Reichsfeinde. Als er zurückkehrt, sieht er die neue Partei in einer Front von 57 Mann, an die sich alle Unzufriedenen schmiegen.

Da müßte auch eine gleichmütigere Seele aufbrausen. Zwanzig Jahre hatte sein Geist an diesem Werke gesonnen,

acht Jahre hat er dafür gefochten, zuletzt in aufreibenden Wochen gegen alle Widerstände das Ganze unter Dach gebracht, – und nun, da er ermüdet und bestaubt, die Nerven überreizt, heimkehrt, um mit dem Volke zu beraten, was findet er? Eine Phalanx feindlicher Volksboten, zusammengehalten durch einen Glauben, dessen Haupt, fern von Deutschland, gegen den neuen lutherischen Kaiser gesinnt sein muß, wie er dem alten apostolischen nachtrauert. Muß nicht der Skeptiker in ihm, der die Vergänglichkeit seines Werkes eben bezeugte, in den Händen jener Gruppe unsichtbare Hämmer sehn, die ihm das mühsam Erbaute wieder zerschlagen wollen? Wer fordert in solchen Stimmungen Gerechtigkeit von einem leidenschaftlichen Charakter! Entschlossen, was er tut, zu schützen, noch ganz im Rhythmus des Kampfes befangen, überschätzt der Schütze die Distanz, zielt und trifft statt ein paar deutscher Katholiken die große Macht in Rom, ohne sie zu verwunden. Aus der militanten Stimmung des Siegers, aus der Sorge des Erbauers ist der Mißgriff dieses Realisten, seine Furcht vor einem katholischen Weltbund gegen sein junges Reich zu begreifen.

Denn nicht bloß die Partei steht gegen ihn, alle Depositierten, Welfen, Polen, Elsässer schließen sich fest im Innern, Östreicher und Franzosen knüpfen sich lose von außen an, und die Sozialdemokratie, jung wie das Reich, aber schwach wie Europa, verständigt sich mit diesem ihrem Gegner; unter allen „Reichsfeinden“ war das Zentrum nur „am frühesten aufgestanden“. Daß ein paar Theologen von deutschen Universitäten, sogar der Kardinal Hohenlohe gegen das Dogma von der Unfehlbarkeit streiten, daß der katholische König von Bayern diese Proteste schützt, daß die neue deutsche Partei anfangs von Rom aus getadelt wird, erhöht bloß die Verwirrung, in der auch beleidigte Führer unsachlich Partei ergreifen, wie Savigny, dessen Ehrgeiz Bismarck vor ein paar Jahren gekränkt hatte.

Doch Vorurteile und Stimmungen genügen niemals, um nach Bismarcks erstem Zorn ihn zu Entschlüssen zu treiben: erst wenn er sich seine Vorgefühle politisch nachgerechnet hat, wird er handeln. Nach außen, so kalkuliert er, kann man mit solchem Kampf das neue Italien in seinen antikirchlichen Tendenzen stärken, es von Frankreich abdrängen, kann man sich Rußland verbinden, das allgemein im Kampf gegen Rom, speziell gegen die römischen Priester als Aufrührer Polens steht. Im Innern kann man zugleich, den Kronprinzen seiner persönlichen Feindschaft, die Liberalen ihrer Unzufriedenheit mit der Verfassung entreißen, denn ihrer naturwissenschaftlichen Weltanschauung kommt nichts gelegener als Kampf gegen die Kirche.

Mit einer Vehemenz, der man das Tempo des Feldlagers noch anmerkt, beginnt Bismarck den Angriff, unmittelbar nachdem er im Mai den Frieden unterschrieb: „Die deutsche Regierung, so läßt er offiziös schreiben, wird sich schon in der nächsten Zeit auch ihrerseits zur Aggression entschließen müssen. . . War schon vor 300 Jahren in Deutschland das Deutschtum stärker als das Römertum, wieviel mehr heute, . . wo Rom nicht mehr die Hauptstadt der Welt ist und wo die deutsche Kaiserkrone nicht auf dem Haupt eines Spaniers, sondern eines deutschen Fürsten ruht.“ Trennung von Staat und Kirche will Bismarck damals nicht unbedingt, aber eine „stark defensive Stellung gegenüber der aggressiven katholischen Kirche“. Sie zu verwirklichen, macht er zuerst im Reich den Kanzel-Paragraphen, der jede Erörterung staatlicher Dinge von der Kanzel herab mit Gefängnis bedroht, wird aber rasch durch die Bewegung vorwärts getrieben und steigert sich in den nächsten Jahren in Preußen in die „Mair-Gesetze“ und ihre Folgen hinein: er hebt die katholische Abteilung im Kultusministerium, die kirchenschützenden Paragraphen der Verfassung auf, greift in die Verwaltung der Bistümer, in den Religionsunterricht der Schule ein, ver-

bannt die Jesuiten und verwandte Orden aus dem Reichsgebiet, macht die Zivilehe obligatorisch, bedroht mit Ausschluß, Buße, Festung und Gefängnis die Gläubigen oder Trotzigen, sperrt ihnen alle Einkünfte, reduziert auf diese Art die Seelsorge, läßt ganze Pfarreien verwaisen, sät Feindschaft zwischen Bischöfen und Priestern, zwischen Priestern und Laien, ins Innere der Familie, stürzt Pfarrer, Bürger, Studenten, Frauen in Gewissensnöte: ein Chaos der Gefühle und Interessen wird aufgewühlt und anders, als er selber oft gewarnt, verwirklicht sich nun seine stärkste Drohung: Acheronta movebo!

„Seien Sie außer Sorge, ruft er seinen Gegnern zu: nach Canossa gehen wir nicht, weder körperlich noch geistig!“ Wie sehr wird er dies Wort bereuen, das bald durch Deutschland und über die Alpen fliegt! Ein Kirchenfürst vergleicht die Regierung mit einem Manne, der in den Fluß geht, ohne seine Tiefe zu kennen, und bei jedem Schritt auf unerwartete Untiefen stößt, ein anderer nennt Bismarck *Boa destructor*, Windthorst erinnert an die Verfolgungen der ersten Christen, die Bischöfe in Preußen erklären sich gegen solche „Prinzipien eines heidnischen Staates“, der Papst verbietet den deutschen Katholiken Gehorsam gegen die neuen Gesetze. Da steigt Bismarck gewappnet auf die Tribüne, ein ungewohntes Pathos dringt aus ihm:

„Es handelt sich nicht um den Kampf . . einer evangelischen Dynastie gegen die katholische Kirche, es handelt sich nicht um den Kampf zwischen Glauben und Unglauben, es handelt sich um den uralten Machtstreit, der so alt ist wie das Menschengeschlecht, um den Machtstreit zwischen Königtum und Priestertum, den Machtstreit, der viel älter ist als die Erscheinung unseres Erlösers auf dieser Welt, den Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihn dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, den Machtstreit, der die deutsche Ge-

schichte . . erfüllt hat, . . der im Mittelalter seinen Abschluß damit fand, daß der letzte Vertreter des erlauchten schwäbischen Kaiserstammes unter dem Beil eines französischen Eroberers auf dem Schafott starb, und daß dieser Franzose im Bündnis mit dem damaligen Papste stand. Wir sind der analogen Lösung der Situation nahe gewesen, übersetzt immer in die Sitten unsrer Zeit. Wenn der französische Eroberungskrieg, dessen Ausbruch mit der Publikation der vatikanischen Beschlüsse koinzidierte, erfolgreich war, so weiß ich nicht, was man auch auf unseren kirchlichen Gebieten in Deutschland von den gestis Dei per Francos zu erzählen haben würde.“

So schleudert er, der sonst mit jedem entbehrlichen Worte spart, fünfmal das Wort Machtstreit seinen Hörern zu und nennt damit das wahre Motiv ebenso offen, wie er die historische Situation durch einen großartigen Vergleich verfälscht. Von Kultur kein Wort: warum also „Kulturkampf“?

Aus völlig anderen Motiven verteidigt dieselbe Sache sein ältester Feind und neuester Verbündeter, Virchow, der den Titel Kulturkampf nach einem Worte Lassalles aufgebracht hatte: „Die protestantische Richtung eröffnet im Geist freier Forschung nach allen Seiten beim Menschen größere Gesichtspunkte, zieht ihn früh zu selbständiger Arbeit heran. Wirken Sie dahin, Ihre Bischöfe zu mehr Freiheit und Ihre Beamten zu selbständigerem Tun zu führen, dann wird alles anders werden . . Diesem undeutsch-römischen Wesen müssen Sie entgegentreten . . Wenn Sie meinen, man dürfe das Gebiet des Glaubens auf das Sinnliche ausdehnen, auf die Dinge dieser Welt, . . dann wären wir verloren, dann kassieren Sie die ganze deutsche Entwicklung!“

Freiheit und Wissenschaft? War nicht noch eben vom Machtstreit die Rede? Zwei Welten, heut wie vor zehn Jahren, Virchow und Bismarck, sind durch die grotesken Sprünge der Politik, die sich als Geist verkleidet, auf die Dauer eines Maskenfestes versöhnt und tanzen miteinander. Aber da er-

hebt sich der streitbare Mallinckrodt, einer der Zentrumsführer, und schlägt den seelenlosen Anatomen zurück:

„Wo zeigt sich denn die größere Denkkraft der Protestanten? Etwa in der Erscheinung, daß bei ihnen bis zur Verwirrung ein jeder etwas anderes für das Richtige hält? . . Es ist ein Fundamentalsatz von uns, daß die Kirche Trägerin der Wahrheit ist . . Ist eine kompetente Entscheidung ergangen, so hat der Katholik diese als wahr anzuerkennen. Das ist der einfache Unterschied zwischen unserem Autoritäts- und Ihrem Individual-Prinzip. Darum stehen wir nach neunzehnhundert Jahren noch fest geeint und so stark in der Welt als je, während Sie mit mehr oder weniger Trauer sehen, wie in Ihrem Bau die Steine auseinanderbröckeln!“ Was mag der Reichskanzler beim Lesen dieser Rede denken? Fühlt er sich nicht weit stärker von diesem Gegner getroffen als von seinen Verbündeten? Bis in den Rhythmus und Stil hat dieser Katholik Bismarcksche Prägung und schleudert die analogen Worte demselben Virchow entgegen, der sie von Bismarcks Lippen im Konflikt hören mußte!

Elegantere fechten die beiden Matadore, ihre Reden im Kulturkampf werden zu Höhepunkten der deutschen politischen Debatte, aber immer siegt Windthorst. Als Bismarck ihn wieder einmal als verbitterten Welfen angreift, das Zentrum vor diesem reichsfeindlichen Führer warnt, ihm spöttisch christliche Demut und Leidenschaftslosigkeit anrät, erwidert dieser: „Ich habe viele Fehler, aber den der Leidenschaft in parlamentarischer Debatte habe ich nicht, mein Puls schlägt 60 Schläge, jetzt wie außer dem Parlament. Des weiteren macht der verehrte Herr dem Zentrum den Vorwurf, daß meine kleine Person dazugehört. Ist das eine Anerkennung für mich, ist es ein Tadel?“

Als Windthorst sagt, Bismarck wolle das Schwergewicht der Staatsgewalt ins Parlament verlegen, greift Bismarck mit nervösen Händen nach dem vor ihm stehenden Glase,

trinkt hastig mehrmals hintereinander: er zittert auf die Antwort. Windthorst fährt fort: „Wirft man die Kirche aus der Schule hinaus, wer wird den Religionsunterricht übernehmen? Hat der Staat dafür Verständnis und Organe? Dann erbitte ich diesen neuen Staatskatechismus von Ihnen! Das wird ein heidnischer Staat, ein Staat ohne Gott, oder er wird selbst Gott hier auf Erden.“ Bismarck will oder kann jetzt nicht antworten, erwidert nur persönlich gereizt: „Ich habe meine langjährigen Proben im Dienste des monarchischen Prinzips in Preußen gegeben, dem Herrn Abgeordneten von Meppen steht dieses wie ich hoffe noch bevor“.

Erst am nächsten Tage schlägt er zurück, wieder voller Invektiven: „Das Öl Ihrer Worte ist nicht von der Sorte, Wunden zu heilen, sondern von der, die die Flamme des Zornes nähren. Ich habe selten gehört, daß der Herr Abgeordnete von Meppen um Überredung oder Versöhnung bemüht wäre . . Der Gott, an den ich glaube, möchte mich davor bewahren, daß der Herr Abgeordnete die Disposition über die Spendung seiner Gnade für mich haben könnte, ich würde dabei nicht gut wegkommen . . Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn Sie der welfischen Führung entsagen. Die welfischen Hoffnungen können sich nur verwirklichen, wenn Streit und Umsturz im Staate herrscht.“

Windthorst repliziert auf der Stelle: „Ich bin nichts und ich kann nichts; Sie aber, meine Herren, scheinen in der Tat etwas aus mir machen zu wollen . . Ich qualifiziere die Angriffe des Herrn Ministers nicht, denn ich unterstehe der Gewalt des Präsidenten, was bei den Ministern nicht völlig klar ist. Aber auch so trete ich vor keinem zurück. Der verehrte Herr fragt mich, ob ich noch die Anhänglichkeit an die hannoversche Königsfamilie bewahre. Sie wird fort dauern bis in mein Grab, und nichts in der Welt, auch nicht der gewaltige Minister Deutschlands wird mich darin irremachen. Aber in Befolgung der Heiligen Schrift glaube ich, meine Pflicht als

Untertan nach bestem Wissen geübt zu haben . . Wenn man geheime Pläne des Zentrums andeutet, wenn man es durch Verdächtigung eines Abgeordneten einzuschüchtern sucht, so sind wir nahe am Terrorismus, der das freie Wort unterdrückt. Ich möchte dem geehrten Herrn doch sagen: Im Glücke dem monarchischen Prinzip nahe zu stehen, ist nicht schwer, schwerer im Unglück, bei auferlegtem Gehorsam!“

So glänzend schlägt Windthorst den Gegner. Später hebt er den Kern dieses Kampfes zwischen Macht und Geist ans Licht: „Der geehrte Herr hat mit seiner Anschauung mehr Erfolg, weil er mehr Soldaten und mehr Geld hat als ich . . Wer zwei Millionen Soldaten hinter sich hat, für den ist es kein Kunststück, auswärtige Politik zu treiben!“ Wenn dann Bismarck bei Windthorsts Rede das Haus verläßt, quittiert dieser mit Lächeln: „Bei solchen Angriffen ist es Rittersitte, die Antwort persönlich in Empfang zu nehmen . . Ich hätte großen Wert darauf gelegt, mich mit dem geehrten Herrn vor Deutschland zu unterhalten.“ So stolz und geschmeidig, so witzig und böse springt David den Goliath an und zielt ihm nach dem Kopfe.

Den aber wird er nicht treffen! Sehr früh erkennt Bismarck seine Fehler in der Kirchensache, und indem er den Tod des streitbaren Pius, die Heraufkunft des diplomatischen Leo XIII. zu einem verdeckten Rückzug benutzt, weiß er die Verantwortung für diesen von ihm befohlenen Feldzug sogleich seinen Unterführern aufzuwälzen. Innerlich bricht er den Kampf ganz plötzlich ab. „Das Blut trat Bismarck an die Augenränder – so schreibt Andrassy noch Ende 73 – wie er vom Papste sprach, seine Worte klangen wie Verwünschungen. Er nannte ihn eine Gefahr für alle Länder, einen Revolutionär und Anarchisten, den ganz Europa bekämpfen müsse, wenn noch ein Fürst auf seinem Throne sicher sein wolle.“ Kurz darauf sieht er, Rom ist nicht zu besiegen: da häuft er seinem Kultusminister Falk alle Schuld

auf, macht sich vor dem württembergischen Minister Mittenacht in glänzenden Bildern lustig über „den Staat als Gendarm mit dem Schleppsäbel hinter leichtfüßigen Priestern“, behauptet, beim Gesetz über die Zivilehe in Varzin gewesen zu sein und sagt amtlich dem sächsischen Minister Friesen:

„Der ganze Kampf ist gegen meine Absicht entstanden, ich wollte das Zentrum nur politisch bekämpfen; daß man die ganze katholische Bevölkerung aufgeregt hat, daran bin ich ganz unschuldig. Ich war dagegen, . . aber Camphausen und Falk haben mit Abschied gedroht, und da habe ich nachgeben müssen. Jetzt bedaure ich, diese Gesetze vor der Unterschrift nicht wenigstens gelesen zu haben, es steht gar zu viel Unsinn drin . . Ich bitte Sie, das alles Ihrem Könige zu sagen, er möge mich nicht verantwortlich halten für das, was in den letzten zwei Jahren in Preußen geschehn ist.“

Das ist derselbe Mund, der ein Jahr vorher im Landtage die eine Hälfte der Bürger gegen die andere mit diesen Worten aufgehetzt hatte: „Der unfehlbare Papst ist es, der den Staat bedroht! Er schneidet sich aus den weltlichen Rechten aus, was ihm gefällt . . erklärt unsere Gesetze für Null, erhebt Steuern . . kurz: niemand in Preußen ist so mächtig wie dieser Ausländer!“

Das alles, glaubt er, hat man in Dresden längst vergessen; aber man weiß es in Europa, vor allem in Rom, man wird auch erinnert, daß er 25 Jahre vorher im Landtag ausrief: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit am Felsen der Christlichen Kirche scheitert!“ Als ihm der alte Gerlach jene frommen Worte aus seiner Pietistenzeit vorhält, gibt Bismarck die kühne Antwort, damals habe er die protestantische Kirche gemeint. Da freilich mögen die römischen Auguren lächeln, und Pius hat kurz vor seinem Tode den großen Feind einen protestantischen Philipp nennen können und geweissagt: „Am Ende wird ein Felsen den Berg herunterrollen und den Koloß zerschmettern!“

III

Am 18. März 48 war Wilhelm vor der Revolution aus Berlin geflohen; 23 Jahre später, am 17. März, war er umjubelt als siegreicher Kaiser in Berlin eingezogen. Den Tag darauf erhob sich in Paris die Kommune, die Massen bekundeten in ganz Deutschland ihre Sympathie, Bismarck erschrak: „Das hat mich wieder die erste schlaflose Nacht gekostet.“ Bebel, nach den Siegerwahlen der einzige Sozialist im ersten Reichstage, rief zwei Wochen nach Friedensschluß von der Tribüne: „Das war nur ein Vorpostengefecht! Ehe wenige Jahre vergehen, wird der Ruf der Pariser Kommune: Krieg den Palästen, Friede den Hütten! zum Schlachtruf aller Proletarier Europas geworden sein!“ (Großes Gelächter.) Dann fordert er die Elsaß-Lothringer auf, am Freiheitskampf des ganzen Deutschland teilzunehmen, damit endlich die Zeit komme, wo die Völker Europas ihr Selbstbestimmungsrecht erlangt hätten, was nur die Republik verwirklichen könne. Hierauf Bismarck: „Fürchten Sie nicht, daß ich dem Herrn Vorredner antworte. Sie werden alle mit mir das Gefühl teilen, daß seine Rede in diesem Saal einer Antwort nicht bedarf!“ Später aber nennt er diese Rede einen Lichtstrahl, plötzlich die Lage erleuchtend; Staat und Gesellschaft befänden sich im Stande der Notwehr: diesen Feind muß man vernichten!

Lange nach Lassalles Tode hatte er noch mit dessen Nachfolger Fühlung gehalten, seine staats-sozialistischen Ideen nie ganz vergessen. Jetzt, nach der Kommune läßt er alles fallen, berechnet nur, daß er den Gegensatz zu den Liberalen nicht mehr braucht, versucht, durch neue Gesetze das Eigentum zu schützen, jede sozialistische Rede mit Gefängnis zu bestrafen, und als dies der Reichstag ablehnt, warnt er: „Die Sozialdemokratie hat die größten Fortschritte gemacht . . In wenigen Jahren wird das Bürgertum nach Strafbestimmungen lechzen.“ Als bei den nächsten Wahlen die junge

Partei mit 12 Mann einzieht, ruft er als Heilmittel die Zuchtrute herbei, die Gott über die Menschen verhängt, spricht in vollkommener Unkenntnis der neuen Gedankengänge nur vom „utopischen Unsinn, daß jemand die gebratenen Tauben in den Mund fliegen“ und will diese „verbrecherische Torheit mit Luft und Sonne behandeln“. Aber er kommt nicht zum Schlagen: der Reichstag fürchtet sich, Ausnahmegesetze gegen einen Teil der Bürger zu erlassen.

Da löst ein Schuß die Spannung.

Im Mai 78 schießt ein Mann erfolglos auf den im Wagen fahrenden 80jährigen Kaiser, ein verlumpfter Student, mauvais sujet, aus der sozialistischen Partei ausgestoßen. Bismarck schlägt bei der Nachricht auf den Tisch: „Jetzt haben wir sie!“

– Die Sozialisten, Durchlaucht?

„Nein! die Liberalen!“

Blitzartig hat er kombiniert: heut muß die Volkserregung die Nationalliberalen für ein Ausnahmegesetz stimmen, auf diese Art wird man die Liberalen endlich los, die jetzt, nach beigelegtem Kulturkampf, nicht mehr nötig sind. Noch am selben Tage fordert er vom Justizminister die Grundzüge des Gesetzes, am nächsten gehen sie den Ministern zu, am zehnten liegt der lange von ihm erwünschte, nun übereilte Gesetzentwurf mit vielen technischen Fehlern dem Reichstag vor, denn „man kann die Sozialdemokratie nur wirksam bekämpfen, wenn man über die Barriere hinwegsetzen darf, die die Verfassung in übergroßer doktrinärer Fürsorge zum Schutze des einzelnen und der Parteien in den sogenannten Grundrechten errichtet hat.“ Zwanzig Tage nach dem Attentat ist das Gesetz vom ganzen Reichstag, außer von den Konservativen, bereits abgelehnt. Bennigsen prophezeit, wenn man es annähme, als Folge geheime, also gefährlichere Umtriebe, Erbitterung der betroffenen Klassen „und man wird sagen: wenn die besitzenden Klassen zu solchen Mitteln greifen,

Hunderttausende von Mitbürgern außer dem Gesetz erklären, dann brauchen auch wir die Gesetze nicht zu respektieren.“ Ein solches Gesetz müsse die stärkste Agitation erzeugen. Auch Richter warnt, durch dies Gesetz unbedeutende Menschen in den Augen der Menge zu Märtyrern zu erhöhen.

Drei Wochen später kracht aus einem Fenster Unter den Linden ein zweiter Schuß: schwer getroffen sinkt der alte Kaiser im Wagen zusammen. Drei Stunden nach der Tat sucht der Geheimrat von Tiedemann, die Nachricht in Händen, den Fürsten im Park von Friedrichsruh: „Schließlich gewahrte ich ihn, der, von seinen Hunden begleitet, langsamen Schrittes im Sonnenschein über das Feld daherkam. Ich trat auf ihn zu und schloß mich ihm . . an. Er war in heiterster Laune, erzählte von seinen Wanderungen an diesem Tage und von der Wirkung auf seine Nerven.“

– Es sind wichtige Telegramme eingelaufen.

„Sind sie so eilig, daß wir sie hier auf freiem Felde erledigen müssen?“

– Leider! Es ist wieder auf den Kaiser geschossen worden, diesmal haben die Schüsse getroffen, der Kaiser ist schwer verwundet. –

Mit einem Ruck bleibt Bismarck stehn. Er stößt in heftiger Bewegung seinen Eichenstock vor sich auf die Erde und sagt, tief aufatmend:

„Dann lösen wir den Reichstag auf!“

Rasch tritt er nun durch den Park dem Hause zu, indem er sich bei Tiedemann nach den Einzelheiten der Tat erkundigt. Beim Eintritt befiehlt er, die Abreise nach Berlin vorzubereiten.

Niemals wird man ihn heller beleuchtet sehn, Otto von Bismarck. Er hat den alten König auf seine Art lieb, weil er ihm seit 16 Jahren die Macht verleiht, seinem Dämon zu leben, seinen Genius zu ermüden; schwer stöhnt er unter die-

ser störrischen Greisenhand, aber er verachtet ihn nicht wie die anderen, zumindest erträgt er ihn, wie ein längst überall schaltender Sohn den uralten Vater. Vor allem wünscht er sich ein langes Amt und darum dem alten Herrn ein langes Leben; der Kronprinz ist sein Gegner, morgen kann er König, dann wird Bismarcks Macht zu Ende sein. Gefühl und Interesse können ihn zu nichts anderem treiben als zu der ersten Frage nach dem Verwundeten.

Aber dieser Mann ist Kämpfer vor allem, Feind seiner Feinde, haßt in den Nächten, rechnet am Tage, immer den Blick auf den Feind gerichtet, immer auf einen neuen. Wie? Dieser Reichstag, den er geschaffen, setzt seinen Plänen ein Veto? Diese Richter und Windthorst, diese Lasker und Bennigsen sind stark genug, ihm den Kampf gegen jene Zerstörer der Ordnung, Räuber des Eigentums zu untersagen? Hat er nicht eben erlebt, daß ihm die „Schwatzbude“ die Waffen aus der Hand geschlagen? Ein rettender Schuß, gleichviel, wer geschossen hat! Noch weiß er nichts von Stand und Partei des unbekannten Attentäters, nichts von der Schwere der Wunde, und ob ein achtzigjähriger Körper sie bestehen kann, er weiß nur eins: solch eine Tat, unschätzbar wie der Sieg in einem Feldzug, bildet die gesegnete Basis eines Wahlkampfes! Nieder mit allen inneren Feinden! Jetzt lösen wir den Reichstag auf!

Neun Tage darauf war das geschehn, ein paar Wochen später hatte der Attentäter eine neue Mehrheit für Bismarck geschaffen.

Daß der Schütze verrückt ist, nie einer Partei angehört hat und zwischen seinem Selbstmord und seinem Tode erklärte, er wollte nicht aus der Welt gehn, ohne einen Großen mitzunehmen: was kümmert das den Staatsmann! Stopft die Zeitungen mit Nobilings Geständnissen und Sünden! Täglich Verschwörungen und Entdeckungen durch den offiziellen Draht! Belagerungszustand für Berlin! Denn „es ist

klüger, den unvermeidlichen Zusammenstoß zu fördern, den Aufstand mit Gewalt niederzuwerfen, dann unter dem Eindruck des Schreckens scharfe Gesetze im Reichstag durchzusetzen.“ So kehrt nach einem halben Menschenalter der rechtlose Minister zu seinen Anfängen zurück. Blut und Eisen sollen im Innern ertrotzen, was ihnen nach außen gelungen war. Nur diese Maßregel lehnt der Kronprinz ab; als Stellvertreter des Vaters will er seine Regierung nicht mit Blut beginnen. Alle Liberalen erhoffen des Kaisers Tod, des Sohnes Heraufkunft; er aber darf gegen das Ausnahmegesetz selber nicht sprechen, das ja angeblich für seines Vaters Leben gemacht wird. Die Verwirrung seiner Kronprinzen-Gefühle steigt.

Da geschieht das Unerwartete: der Alte hält stand. Gerettet hat ihn nur der Helm, den er an jenem Tage gegen Gewohnheit trug; jetzt hat er, Sieger in drei Kriegen wider Willen, die eigene alte Haut zu Markte getragen, dergleichen begreift das Volk. Der einst gehaßte Prinz wird rasch der populärste Fürst, und als er sich genesen vom Bett erhebt und humorvoll erklärt, Nobiling habe ihn besser behandelt als seine Ärzte, ihm fehlte nichts als dieser Aderlaß: da jubelt ganz Deutschland, und auch Bismarck findet seinen Herrn freier, lebendiger als seit langer Zeit. Er und das Volk, der Kronprinz und seine Frau: ganz Europa beginnt nach solcher Feuerprobe zu ahnen, daß diesem König ein märchenhaftes Alter bestimmt sei, wie seit Jahrhunderten keinem Fürsten. So hat der Schuß allen Teilen genutzt: getragen von der Stimmung des Augenblickes, wagt Bismarck den gefährlichsten seiner Schritte.

Aus den Attentats-Wahlen, für die Bismarck die Parole immer neu durchkorrigiert hat, ist die Linke sehr geschwächt, die konservative Rechte verstärkt hervorgegangen: nun kann der Meister dem Reichstag sein Ausnahmegesetz aufzwingen, doch nun tut er's in doppelter Schärfe. Jetzt wettet er

die Liberalen nieder wie einst, nimmt Windthorsts Hilfe an, der lächelnd den Bankerott der Kirchenpolitik verkündet, dreht so die Front und hat auch noch den Vorteil, Zentrum und Nationalliberale abwechselnd zur Mehrheit zu benutzen. Nach dem neuen Gesetz, erst auf 2, dann weiter immer auf 4 Jahre angenommen, können die Landesbehörden selbständig alles unterdrücken und bestrafen, was sich „auf Untergrabung der Gesellschaftsordnung“ richtet. Drucker, Buchhändler, Schankwirte können vertrieben und eingesteckt, ja, wer sich zur sozialistischen Lehre nur laut bekennt, kann schon deshalb verbannt werden, Freiheit der Presse und der Versammlung hört für diese Kreise auf, jeder Präsident kann Belagerungszustand über seine Provinz verhängen.

Wie im Wetterleuchten treten während dieser Debatte die Umrißlinien eines neuen Jahrhunderts hervor. Ganz Junker und Heilige Allianz, als hätte er sich nie Napoleon genähert, ruft Bismarck den Sozialisten zu: „Wenn Sie den Leuten glänzende Versprechungen machen, mit Hohn und Spott alles, was ihnen bisher heilig gewesen, als eine Lüge darstellen .. den Glauben an Gott, den Glauben an unser Königtum, die Anhänglichkeit an das Vaterland, an Familie, Besitz, Vererbung dessen, was sie erwerben, .. wenn Sie ihnen all das nehmen, so ist es doch nicht allzu schwer, einen Menschen von geringem Bildungsgrade dahin zu führen, daß er schließlich mit Faust spricht: Fluch sei der Hoffnung, Fluch dem Glauben und Fluch vor allem der Geduld! .. Was bleibt denn einem solchen Menschen übrig, als eine wilde Jagd nach sinnlichen Genüssen, die ihn allein noch mit dem Leben versöhnen können! .. Wenn wir unter der Tyrannei einer Gesellschaft von Banditen existieren wollen, dann verliert jede Existenz ihren Wert!“

Hierauf Bebel: „Der Versuch, die Tat eines Wahnsinnigen, noch ehe die Untersuchung abgeschlossen ist, zur Ausführung

eines lange vorbereiteten reaktionären Streiches zu benutzen, die moralische Urheberschaft . . einer Partei zuwälzen zu wollen, welche den Mord in jeder Form verurteilt, die wirtschaftliche und politische Entwicklung von dem Willen einzelner Personen ganz unabhängig auffaßt, richtet sich selbst . . Es handelt sich für uns nicht um Abschaffung des Eigentums, sondern um die gerechtere Verteilung zum Wohle Aller.“ Dann breitet er Lassalles Verkehr mit Bismarck aus, vor dem staunenden Deutschland.

Nun beginnt Haß und Korruption, Spitzelei, Sadismus und Streberei sich überall im Lande zu verbreiten, Haus-suchungen, Verhaftungen, Verbannungen; entgegen seinem formellen Versprechen an die Nationalliberalen, Belagerungszustand und Ausweisungen „nur im äußersten Notfall“ anzuwenden, setzt Bismarck nach 4 Wochen Berlin und Umgebung unter diese Maßregel, weist 67 Sozialistenführer aus Berlin, die Freie Stadt Hamburg wird nach einer schlechten Wahl trotz Einspruches „belagert“; nach und nach kommen über 1000 Jahre abgesessener Freiheitsstrafen gegen 1500 Menschen zusammen. Nach wenigen Wochen sind im Reiche 200 Vereine, 250 Druckschriften, nach einem halben Jahre 600 verboten, Tausende von Existenzen vernichtet —: da kann Bebel an das Mittelalter erinnern, wie damals Windthorst an die Urchristenzeit: „Man hat die Männer unserer Gesinnung aus Arbeit und Brot geworfen, man hat sie beschimpft und verleumdet, für ehr- und rechtlos erklärt, man wollte Unruhen provozieren . . Diese Zeiten der Attentate, der Majestäts-Beleidigungen gehören zu den tragischsten der neueren deutschen Geschichte.“

Zugleich tritt ein, wovor Bennigsen gewarnt, als er noch nein gesagt hat: in zahllosen Geheimversammlungen, in Wäldern und Steinbrüchen beraten die Führer mit ihren Leuten, sie treffen ihre Brüder in der Schweiz auf offenen oder heimlichen Kongressen: „Die unruhige Vielgeschäftigkeit und zer-

störerische Tätigkeit Bismarcks arbeitet uns in die Hände“, so schreibt Bebel an Engels, und Liebknecht triumphiert von der Tribüne: „Das Sozialistengesetz ist der eiserne Reifen, der unsere Partei zusammenhält und keine Teilung in Gemäßigte und Radikale aufkommen läßt. Seinem Geburtshelfer muß es bittere Früchte tragen. Wir werden siegen, so oder so, tun Sie ihr Schlechtestes, es wird zu unserm Besten gereichen! Je toller Sie es treiben, um so rascher geht es mit Ihnen zu Ende!“

IV

Als Bismarck Graf geworden, hatte er den Aufstieg seines Geschlechtes aufrecht entgegengenommen, nicht ohne schadenfrohen Seitenblick auf seine Vettern, die ihrer Familie kein Genie zutrauten; als ihn der König bei Rückkehr aus Frankreich zum Fürsten macht, erschrickt er. Er beschließt sogar, seinem Herrscher davon abzuraten, wird aber überrascht, sieht sich vom König als Fürst empfangen, von der ganzen königlichen Familie, lauter Feinden Bismarcks, beglückwünscht und kann nichts weiter tun. Als ihm aber Prinz Friedrich Karl Vorwürfe macht, warum er nicht lieber dankbar sei, gibt er diesem Offizier die herrliche Antwort: „Ich habe mich immer als Edelmann gefühlt.“

Warum fürchtet Bismarck den neuen Rang? „Als Graf kann man wohlhabend, als Fürst muß man reich sein. Die Standeserhöhung bringt in meine Lebenshaltung eine mir unsympathische Änderung. Übrigens ist es eigentlich schade, ich war eben im Begriff, eines der ältesten Grafengeschlechter zu werden.“ Diesen vertraulich geäußerten Bedenken sucht der König an einem Punkte zu begegnen, indem er ihm den Sachsenwald bei Hamburg schenkt, 30 000 Morgen, im geschriebenen Werte von 3 Millionen Talern. Aber den Stolz des Uradels kann der König in Bismarck weder zum Schweigen bringen noch begreifen, — und brauchte doch nur an die

eigene jüngste Verwirrung in Versailles zu denken, wo ähnliche Gefühle aus derselben Anhänglichkeit an die Vorfahren ihn eine Standeserhöhung fürchten ließen.

Vergliche er jenen Augenblick des Glanzes als Herr mit diesem seines Dieners, so erriete er auch dessen tiefere Zweifel: die Furcht vor den Vettern. Wie lange werden sich denn die Könige von Bayern und Sachsen den beispiellosen Aufstieg dieses Vетters aus Hohenzollern, wie lange werden sich die Junker aus Pommern und der Mark den ihres Vетters aus Schönhausen ruhig gefallen lassen? Muß nicht Rivalität erwachen, und wird sie sich nicht in jenen wie in diesen Kreisen durch politische Fronde äußern? Neid und Eifersucht der lieben Verwandten, die ihr geringeres Glück statt ihrer geringen Gaben anklagen, sind, wie so oft, auch hier die innersten Motive jenes Abfalls gewesen, mit dem die Klasse Bismarcks sich vor der Geschichte schändete, statt sich im Lichtkreis ihres einzigen Genies zu spiegeln.

Politische Feinde führten die Spannung zum Bruche, den wohlwollende Gesinnungen vielmehr vereitelt hätten. Diese preußischen Junker, die einen zweiten Kopf und Willen von ähnlicher Stärke niemals hervorgebracht haben, fielen nur formell als Konservative Partei von ihm ab, nicht etwa als deren zufällige Angehörige; mit ihr entfernte sich die letzte Partei vom Staatschef und verdarb ihre eigenen Interessen, indem sie ihm mit den Liberalen eine Gemeinschaft erleichterte, die ihm auch jetzt nicht natürlich war. Sie spielten die Rolle einer beleidigten Gattin, die bei verjüngter Stimmung ihres Mannes sich drohend von ihm trennt und ihn so der Pikanterie fremden Umgangs zuführt, anstatt ihn gefällig davon zurückzuhalten.

Schon im Jahre 68 hatte Bismarck seine Partei gewarnt: mit voller Sicherheit müsse man sich auf eine Gruppe auch in Einzelheiten stützen können, die dieser Partei nicht durchweg gefallen, sonst „muß die Regierung gegen die Konstitu-

tion manövrieren und paktisieren . . und verfällt dann in die Schwäche der Koalitions-Ministerien“. Schon damals klagte der stockkonservative Roon über die „neidische und boshafte Überhebung einzelner . . Konservativer. Die Partei muß endlich begreifen, daß ihre heutigen Auffassungen und Aufgaben wesentlich andere sein müssen als zur Zeit des Konfliktes: sie muß eine Partei des konservativen Fortschrittes sein und werden und die Rolle des Hemmschuhs aufgeben.“

Jetzt, da Vetter Bismarck Fürst und Diktator geworden, wächst die Entfremdung. „Ôte-toi que je m'y mette“, sagt Bismarck nicht nur jetzt aus Goltzens und Arnims Geist heraus; noch in den Memoiren, lange nach den Kämpfen, zählt er diese beiden Streber zu seinen Gegnern zweiter Klasse, die dritte aber nennt er seine „Standesgenossen im Landadel, die sich ärgerten, weil ich in meinem exzeptionellen Lebenslauf, aus dem mehr polnischen als deutschen Begriff der traditionellen Landadels-Gleichheit, herausgewachsen war. Daß ich vom Landjunker zum Minister wurde, hätte man mir verziehen, aber die Dotationen und vielleicht auch den mir sehr gegen meinen Willen verliehenen Fürstentitel verzieh man mir nicht. Die ‚Exzellenz‘ lag innerhalb des gewohnheitsmäßig Erreichbaren und Geschätzten, die ‚Durchlaucht‘ reizte die Kritik . . Ich würde die Mißgunst meiner früheren Freunde und Standesgenossen noch bequemer ertragen haben, wenn sie in meiner Gesinnung begründet gewesen wäre.“ Niemand kann die Psychologie dieses Kronzeugen gegen seine eigene Klasse übertreffen. In der Tat hat einer dieser Herren aus Pommern schon im Jahre 72 geschrieben: „Wir werden Bismarck so klein machen, daß er jedem ehrlichen pommerschen Krautjunker aus der Hand fressen muß!“

Mit dem Kirchenstreit, in dem die lutherischen Pietisten für den Papst schwärmten, fing es nur an. Bismarck wurde als Atheist verdächtigt, weil er mit dem Atheisten Virchow gegen die Kirche verbündet war, worauf er in der Abwehr ge-

nötigt ist, sich auf der Tribüne in ungewohnten Superlativen für seine „evangelische Seligkeit, die ursprünglichste, tiefste, mit unserer Seele und unserem Heil zusammenhängende Grundlage dieses Kampfes“ zu echauffieren. Die Ältesten waren bei diesem Angriff nicht die Schlechtesten, und wenn der alte Gerlach sagt, „Bismarck behandelt mich schlecht, aber ich liebe ihn doch!“, so hört man die Musik des Herzens und hält auch Bismarcks anderen frommen Gönner, jenen Senfft-Pilsach, durchaus für ehrlich, wenn er ihn jetzt, halb höfisch, halb prophetisch ermahnt, „daß Hochdieselben sich ermannen in der Demut, ermannen in Gott, der Sie geliebt hat bis in den Tod und seine durchgrabenen Hände auch heut noch nach Ihnen ausstreckt. Sollten E. D. indessen Gottes Mahnungen . . beharrlich widerstreben, so wird Er dargethun, daß Sein Werk wahrhaftig ist, Ihr großes, schönes Werk wird Schaden leiden und Sie werden ohne Zweifel Seinem Gerichte verfallen.“

Dergleichen bringt den Ritter in Harnisch, in der Stunde, wo er es liest, schickt Bismarck die gewappnete Antwort: „Ich hätte gern Gewißheit darüber, daß Ihre mahnende Stimme auch den Ihnen nahestehenden Gegnern der Regierung S. M. des Königs nicht vorenthalten werde, welchen die Demut unserers Erlösers, die Sie mir mit Recht vorhalten, so fremd geworden ist, daß sie im zornigen Dünkel eigener Weisheit und in heidnischer Parteiherrschaft es als ihre Aufgabe ansehen, das Land und die Kirche zu meistern . . In ehrlicher Buße tue ich mein Tagewerk ohne E. E. Ermahnung; aber wenn ich in Furcht und Liebe Gottes meinem angestammten Könige in Treue und mit erschöpfender Arbeit diene, so wird der pharisäische Mißbrauch, den die pommerschen wie die römischen Gegner mit Gottes Wort treiben, mich in meinem Vertrauen auf Christi Verdienst dabei nicht irremachen. Ich bitte E. E. sich Ihrerseits vorzusehen, daß Sie dem Gerichte Gottes nicht eben durch die Überhebung Ihrer an

mich gerichteten Warnung verfallen.“ Am Schluß empfiehlt er ihm eine Bibelstelle, die lautet: „Herr, hilf mir, mein Gott: denn Du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne . . Sela.“

In diesem biblischen Capriccio verebben die letzten Wellen von Bismarcks Christentum.

Die jüngeren Feinde gehen ohne Umschweif auf ihr Ziel und gebrauchen das Kreuz nur, indem sie unter dem Wappen der einst von Bismarck mitbegründeten Kreuzzeitung kämpfen, die, wie seine Memoiren sagen, „unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto ‚Mit Gott für König und Vaterland‘ seit Jahren nicht mehr die konservative Fraktion und noch weniger das Christentum . . vertritt“. Hier und in der zum Sturze Bismarcks von seinen Vettern eigens gegründeten „Reichsglocke“ beginnt im Jahre 72 der Feldzug der Verleumder gegen Ehre und Integrität des Kanzlers. „Die Ära Delbrück-Camphausen-Bleichröder“ heißt die erste anonyme Artikelreihe, die irgendein Redakteur zeichnen muß; es ist der Freiherr von Loë, ein von Bismarck kaltgestellter Diplomat, der diesem schreibt:

„Ich schlage vor, die nächste Nummer der Reichsglocke zu einer Benefiz-Vorstellung zugunsten des Reichskanzlers zu erheben. Vom psychologisch-medizinischen Standpunkte scheint es sehr wichtig, in der Reihenfolge der Artikel zuerst das Pathetische und dann das Komische zu bringen; die Hauptsache ist, daß von vornherein gleich seine Verdauung auf einige Tage gestört wird, und das geschieht nur durch leidenschaftliche Erregung.“ Gleichzeitig schreibt ein Mantuffel dem andern, Bismarcks altem Chef und Gegner, der jetzt gegen ihn im Herrenhause gesprochen: „Du brauchst gar keine Badekur, um Minister-Präsident zu werden.“ Dies ist hinter den Kulissen der Ton jener Herren. Im Rampenlichte der Artikelreihe heißt es:

„Auch mit dem Fürsten Bismarck sollen, schon ehe er

Minister in Preußen wurde, hochfinanzielle Kreise in nähere Beziehung getreten sein. Die intimen Beziehungen des Herrn von Bleichröder zum Fürsten dürften, mindestens indirekt, an die vorministerielle Zeit des Fürsten anknüpfen, als derselbe, um mit spärlichem preußischen Gesandtengehalt und ohne erhebliches Vermögen seinen Souverän in Petersburg, Paris und Frankfurt repräsentieren zu können, allerdings guten Rat in finanziellen Dingen haben mußte. . Indessen darf der Fürst wie jedermann verlangen, daß man ihm so lange nur edle Motive unterlegt, bis sträfliche nachgewiesen worden sind; aber dieser mächtige Staatsmann hat doch berüchtigten Volksausbeutern seine Gunst erwiesen. . Es gibt fast keinen Fehler, dessen sich die gegenwärtige Regierung nicht schon schuldig gemacht hätte, bloß um ihre skandalösen Beziehungen zu Berliner Financiers zu verschleiern.“ Und der Freiherr von Loë selber schrieb am Tage vor der Kriegserklärung, im Juli 70 habe er Bleichröder im Ministerium getroffen: „Vermutlich war es nicht das Wetter, welches den Gegenstand ihrer Unterhaltung gebildet hatte; ob an jenem Tage Herr von Bleichröder Ankäufe oder Verkäufe gemacht hat, d. h., auf Krieg oder Frieden spekuliert, weiß ich nicht. . Keinesfalls aber zweifle ich, daß die Freundschaft zwischen Herrn von Bleichröder und Herrn von Bismarck für letzteren von Vorteil, d. h. von intellektuellem Vorteil, gewesen ist.“

Ferner habe Bismarck dem Juden Behrend, Pächter seiner Varziner Papiermühle, Staatsaufträge zugeschanzt; schließlich habe er, wie ein Rittmeister von Puttkamer schrieb, das Gesetz über die hinterpommerschen Lehen nur gemacht, um die Erbfolge seiner Frau an einem Puttkamerischen Lehen zu erwirken.

Ist die Gemeinheit weiter zu treiben? Die eigenen Standesgenossen prangern den Mann, in dessen Schatten sie sämtlich verschwinden, vor der Nation als einen Geschäftemacher an, nehmen ihm aber durch die Glätte der Fassung die

Handhabe zur Klage, schädigen ihn doppelt in einer Epoche der Gründungen zwischen schwindelhaften und korrumpierten Existenzen, an deren Ende immer die Juden Zielpunkt der Schmähungen werden, schädigen vor allem das Land, auf dessen Korruption Europa mit Schadenfreude blickt. Während sich dieser Stand an den Spekulationen einer allzu siegreichen Epoche vermittelt der Geschicklichkeit meist jüdischer Bankhäuser beteiligt, verleumdet er zugleich auch diese vor dem Auslande und macht Bismarck, als Urheber des nationalen Aufschwunges, zum Erfinder seiner Auswüchse, „denn die Korruption hat ungeheure Dimensionen angenommen . . Es ist ein arges Regiment, unter dem wir leben, sein Name aber ist Bismarck“. Nur dieser Satz war faßbar, der antisemitische Redakteur flüchtete vor dem Gefängnis und schrieb weiter aus der Schweiz.

Dies alles, etwa gegen Windthorst geschleudert, der ja auch bei Bleichröder aus und ein ging, hätte nur sein und aller Gelächter erregt, denn er blieb arm bis zum Tode. Bismarck war entschlossen, Geist und Macht auch persönlich zu nützen, zitierte oft die großartigen Geschenke der englischen Nation an ihre Staatsmänner, machte seinen Fürstenstand von einem solchen Geschenk moralisch abhängig und hat in 30 Jahren ein sehr großes Vermögen erworben.

Aber er war viel zu klug, die Stellung eines Kanzlers als solche, zugleich seinen persönlichen Ruf und sei es um Millionen, zu riskieren. Was tat er? Als politisches Genie fand er den einzigen Weg, um sein Ziel zu erreichen und sich dennoch nicht zu gefährden: er suchte sich unter den Bankleuten seines Reiches den aus, den er zugleich für den kühnsten und ehrlichsten hielt, verpflichtete sich diesen Mann durch gelegentliche Gespräche im Lauf der Geschäfte, und sicherte sich zugleich das denkbar größte Wachstum seines eigenen Vermögens durch eine einzige Unterschrift: er gab ihm Generalvollmacht.

Auch darüber war der Unwille groß, zumal dergleichen Gründerzeiten jeden Verdienenden zum Spitzel des anderen machen; unter den reich werdenden Adligen sprach man von „den Gefahren für das gesamte Staatswohl, wenn der erste Staatsmann des Deutschen Reiches dem ersten Bankier und Großjuden Generalvollmacht für sein Vermögen erteilt“, Moltke und andere Generale suchten Bismarck indirekt von Bleichröder zu trennen, alte Vertraute warnten ihn schriftlich, „ja ich kann es nicht unterlassen, E. D. die Mitteilung zu machen, daß der Volkswitz Bleichröder den Kompagnon der Reichsregierung nennt . . Die altpreußische Ehrbarkeit wird geschädigt . . durch die Begünstigung des Gründertums von oben her.“ Bismarck lehnte jeden Rat ab und ließ den Kaiser, dem man gleichfalls warnend schrieb, Bleichröder auf seinem Gute besuchen, während des Kaisers Vermögen ebenso glänzend, nur von einem andern „Großjuden“ verwaltet wurde.

„Ich weiß,“ sagte Bismarck im Alter, „was ich von Bleichröder und seinen Söhnen als Menschen zu halten habe . . Für mich war er mein Bankier. Es ist erlogen, daß ich ihm Mitteilungen politischer Natur gemacht habe, damit er solchergestalt bessere Geschäfte für mich und sich machen konnte. Wahr ist, daß er mir im Jahre 66 die Mittel zur Kriegsführung brachte, die uns niemand sonst vorschießen wollte. Das war eine Tat, für die ich dem Mann zu Dank verpflichtet war. Als anständiger Mensch lasse ich mir auch von einem Juden nicht nachsagen, daß ich ihn gebraucht und ihn dann für geleistete Dienste, die ich als Staatsmann hoch veranschlagen mußte, verachtet habe.“ Noch aus diesem Rückblick ist die Verstrickung von Dank und Hingabe zu lesen.

Auch um Einzelheiten hat sich Bismarck in den ersten zehn Jahren gekümmert, denn er erzählt, er habe erst im Jahre 77 sein letztes ausländisches Papier verkaufen lassen: „Als ich damals hörte, Schuwalow wäre zum Bot-

schafter in London ernannt, da habe ich in schlafloser Nacht kalkuliert: wenn die Russen ihren klügsten Mann in diesem Augenblicke wegschicken, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß sie eine Dummheit machen werden. Daher wies ich am andern Tage Bleichröder an, meine russischen Staatspapiere zu verkaufen. Er hat mir nachher für diese Voraussicht sein Kompliment gemacht.“

Dann kaufte er nichts mehr im Ausland, um sein Schach gegen Europa unbefangen weiter zu spielen. Niemals aber hat Bismarck, weder vor- noch nachher, wie später Holstein und andere, nach dem Kurszettel Geschäfte oder gar Politik gemacht; er mag nur mit Bleichröders Kontoauszug in jedem Jahr zufriedener gewesen sein. Freilich hat er seine Varziner Papiermühle bei Staatsaufträgen konkurrieren lassen, erhalten hat sein Pächter den Auftrag, der ihm selbst nichts bringen konnte, nur, weil sein Angebot das niedrigste war. Auch der Vorwurf jenes Puttkamer fällt in sich zusammen.

So konnte Bismarck, aus dem sicheren Hafen seiner Generalvollmacht, im Reichstage mit tödlichen Geschossen wiederschließen: „Wenn ein Blatt wie die Kreuzzeitung . . sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie . . gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch den Eindruck erweckt: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, . . so ist das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte sich mit einem Abonnement indirekt daran beteiligen. . Jeder, der das Blatt hält, beteiligt sich . . an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird.“

Aber die Vettern trotzen ihm: sofort erklären sich 46 Träger der ältesten Namen, denen sich nachher einige hundert Geistliche anschließen, in der Kreuzzeitung als treue An-

hänger der königlichen und konservativen Fahne, die sich von ihrem Blatte nicht trennen würden, und „wenn der Herr Reichskanzler die Aufrichtigkeit unserer christlichen Gesinnung in Zweifel zieht, so verschmähen wir es ebenso, mit ihm darüber zu rechten, wie wir es zurückweisen, Belehrungen über Ehre und Anstand anzunehmen.“ Unterzeichnet von einer Menge Wedels, Zitzewitz, Marwitz, Seherr-Toss, Gottberg, aber auch von Bismarcks ältesten Freunden und Vettern Blanckenburg und Kleist-Retzow, schließlich „mit tiefem Schmerze“ vom alten Thadden-Trieglaff.

So stehen die Zeugen des jungen Bismarck, die einst zu dem Abenteurer hielten, jetzt feindlich auf gegen sein Alter, da er, der Mächtigste im Reiche, sich schäumend ihnen entgegenstellt. Er nimmt diese Liste der „Deklaranten“ und druckt sie im Reichsanzeiger, erklärt also den Kampf gegen seine Person für einen Akt der Staatsfeindschaft. Mit solchem Donnerwetter trennt sich Bismarck auf Jahre hinaus von seinem Stande.

Schwerer als der Politiker fühlt sich der klassenstolze Junker in Bismarck geschlagen. Von den Deklaranten und ihrem Anhang liebt er im einzelnen keinen, aber die Gruppe, den Stand empfindet der Feldherr als seinen Stab und hält sich für verraten: sein Stolz ist getroffen. „Wenn der Verkehr mit anderen, die man für gleichgestellt hält, . . plötzlich aufhört und aus Motiven, die mehr persönlich als sachlich, mehr mißgünstig als ehrlich, und soweit sie ehrlich, ganz banausischer Natur sind, der beteiligte verantwortliche Minister von allen bisherigen Freunden boykottiert, als Feind behandelt, also mit sich und seinen Erwägungen vereinsamt wird, so muß das den Eingriff seiner amtlichen Sorgen in seine Nerven und seine Gewohnheit verschärfen . . In meinen Jahren und mit der Überzeugung, nicht mehr lange zu leben, hat der Verlust aller alten Freunde und Verbindungen etwas für diese Welt Entmutigendes, was bis zur

Vereinsamung geht, wenn die Sorge um meine Frau dazutritt.“

In jedem dieser Feinde enthüllt sein Zorn die niedrigsten Motive, und als er mit einem Vertrauten die Liste der Junker durchsieht, die gegen seine Kirchengesetze stimmten, hält er, mit seinem Riesenbleistift jeden anzeichnend, diesen Monolog à la Wallenstein: „Gottberg? Der ist wütend, daß er noch nicht Präsident ist. Rosenberg stimmt gegen mich, den ich aus allen Fährlichkeiten gerettet habe! Gruner? Verletzter Ehrgeiz. Puttkamer? Der Mensch hat sich nie aus der Kirche was gemacht, möchte durch Grobheit und Opposition nur zeigen, daß er ganz meinesgleichen ist! Die Kerle ärgern sich, weil ich Fürst geworden bin, und ärgern sich gleichzeitig, wenn ich sie einmal nicht zu Tisch einlade! Ich kenne meine pommerschen Landsleute!“

Sein Zorn trifft vor allem Moritz Blanckenburg, weil dieser erst ein Portefeuille ausgeschlagen und später aus dem Gespräch über ein Börsenpapier mißverstandene Sätze fahrlässig weitergegeben hat, die dann ein anderer Deklarant vor Gericht brachte. So endet die schwärmerisch begonnene Freundschaft, das Lied von Marie von Thaddens Liebe und Tod, Bismarcks Erschütterung und „Erweckung“, in Bodenkredit-Aktien, die Bleichröder für den Herrn Reichskanzler gekauft haben soll und nicht einmal gekauft hat.

Daneben steht und fällt Hans von Kleist-Retzow, Johannas Verwandter, Bismarcks Schlafkamerad in den Zeiten des Landtages, der kleine asketische Freund, mit dem zusammen er als Minister kandidierte, später Pate von Bismarcks Tochter, der ihm nicht anders schrieb als Lieber Herzens-Bismarck und mit dessen religiösen Mahnungen er lange Zeit Geduld hatte: nun stehen sie sich erbittert im Herrenhause gegenüber, und wenn sie sich jetzt in öffentlichen Reden beleidigen, so denken sie vielleicht der Stunden vor 25 Jahren, wo einer dem andern seine Reden gegen die Demokraten

zur Probe auf der Stube vortrug. Der Kanzler hatte den Freund noch einmal zu sich gebeten, um ihn zu überreden, aber als er seine Antwort gehört, führte Bismarck das Messer, als zerschneide er das Tuch auf dem Tische, stand auf, ließ ihn gehen und spottete bald von der Tribüne: „Der Herr Vorredner hat sich ja viel mit Theologie beschäftigt und wohl auch einmal die Frage vorgelegt, ob er für sein Seelenheil besser sorgt, wenn er katholisch wird.“

Nachher versucht es Kleist aufs neue, schickt ein Gedicht zur Silberhochzeit, aber Bismarck verbietet seiner Frau, ihm auch nur zu schreiben; dem Diener sagt er, daß es Andre hören: „Herr von Kleist wird nicht gemeldet.“

V

Mit einem Gefühl zwischen Bitterkeit und Wonne sah der 60jährige Bismarck die Menschenfeindschaft seiner zwanziger Jahre bestätigt und erwidert: „Wenn ich schlaflos im Bette liege, sagt er damals zu Lucius, da kommen mir oft Gedanken über ungesühntes Unrecht, das mir vor 30 Jahren widerfahren ist, dann werde ich förmlich heiß darüber und träume im Halbschlaf von Abwehr. Da denke ich z. B. an die rohen Mißhandlungen im Plamannschen Institut, wo man uns mit Rapiertößen weckte.“ Wer so nach 50 Jahren noch seinen Erziehern im Halbschlaf an die Gurgel springt, der wird durch den natürlichen Haß, den er erzeugt, in seinen Rachegelüsten immer böser und ist, wie Bunsen, ein feiner Beobachter, bemerkt, „Haß und Rachsucht noch zugeneigter als dies bei Despoten üblich, und in kleinen Sachen klein.“

Nun häufen sich Verfolgungen aller, die anderer Meinung sind, jeder Beleidiger wird, besonders in den siebziger Jahren, dem Staatsanwalt übergeben, für dringliche Fälle hat der Kanzler vorgedruckte Formulare für Beleidigungsklagen, er nennt das Territion. Selten stellt sich ihm einer entgegen,

selbst Mommsen, wegen Beleidigung verklagt, hat die Schwäche, den Wortlaut jener Wahlrede abzuleugnen, worauf dann freilich Bismarck trumpfen kann: „Die Anklage war vielleicht ein Fehler, da Mommsen sich aber so erniedrigt zu leugnen, so haben wir gewonnenes Spiel.“

Wenn der Redakteur des Kladderadatsch, mit dem er gern am Familientisch um die Wette Witze gemacht, eine harmlose Bosheit gegen ihn drucken läßt, so läßt er ihn bei schlechter Laune plötzlich verklagen und nach Plötzensee bringen; ja, einem russischen Staatsmann macht er das erstaunliche Geständnis: „Die Galle arbeitet zu sehr in mir, und was schlimmer ist, sie verdunkelt selbst manchmal mein Urteil.“ Als bei Laskers Tod in Amerika das Parlament seinen Ausdruck des Mitgeföhls mit dem deutschen Volke in formellem Irrtum an den Reichskanzler drahtet, lehnt er ab, diese Ehrung des toten Gegners an den Reichstag weiterzugeben, schickt sie nach Washington zurück. Sein Mißtrauen ist so groß geworden, daß er auf einem Spaziergang im Kanzlergarten beim Anblick eines Kellerlichtes stutzt und fragt: „Was mag da sein? Da wohnt doch niemand. Macht da unten vielleicht einer falsches Geld?“

Jede abweichende Ansicht kann nur noch zwei Motive haben: Bosheit gegen ihn oder Strebertum nach höheren Kreisen. In der Tat werden Höfe, Botschaften, Ministerien immer gefährlichere Zentren der Intrige, und wenn er im Alter seine Memoiren schreiben wird, so wird das längste von allen Kapiteln die Überschrift „Intrigen“ tragen. Der Fall Arnim ist nur der berühmteste geworden.

„Ein guter Kopf, aber er hat keinen Raketensatz im After“: mit diesem überwältigenden Bilde, lange vor dem Streite gesprochen, hat Bismarck den Kameraden seiner Kindheit getroffen; sieht man diesen näher an, so macht er einem das Mitgeföhls mit seinem Schicksal schwer: so affektiert und eitel, hysterisch, unsicher und feige ist dieser kluge

Diplomat gewesen, ein Salonlöwe mit rauschendem Klavierspiel, seit seiner reichen Heirat geizig, ein Schauspieler, der gern den Skrupellosen macht, Macchiavell zitiert, in Sprachen plätschert und Bismarck einmal beim Weine vertraut: „In jedem Vordermann in der Karriere sehe ich einen persönlichen Feind und behandle ihn dementsprechend: nur darf er es nicht merken, so lange er mein Vorgesetzter ist!“

Dieser Vorgesetzte, Bismarck, der ihn hochbegabt nennt, macht ihn zuerst zum Gesandten bei der Kurie, dann zum Botschafter in Paris, dazwischen wird er Graf, rennt also rascher seine Bahn als alle anderen. Kein Zweifel, er will Kanzler werden, nähert sich deshalb der Kaiserin Augusta, die in ihm einen Freund der Katholiken und Franzosen und einen Causeur von solcher Glätte schätzt, wie es freilich Bismarck nur war, wenn er wollte, und in Augustas Gegenwart wollte er nicht. Da Bismarck die Republik in Frankreich erhalten, eine Stärkung des Landes durch neue Monarchie verhindern möchte, ist man in jenem Kreis, wie immer, für das Gegenteil, diesmal also für die Legitimen; Arnim kämpft deshalb in Paris gegen Thiers und seine Partei und beeinflusst in Privatbriefen den Kaiser, der in seiner unbestechlichen Ordnung die Briefe dem Kanzler übergibt, wie früher die von Goltz.

Sofort beschließt Bismarck Arnims Sturz, empfängt ihn nicht in Berlin, reist ab, erwidert seine Briefe nicht, während der Kaiser seinen Botschafter wiederholt mit der ausgesprochenen Absicht kommen läßt, ihn dadurch für des Kanzlers Rücksichtslosigkeit zu entschädigen. In diesem Schutze macht Arnim den Denkfehler, man könne im Deutschen Reich mit dem Kaiser gegen Bismarck amtieren. Auf dessen entschiedene Beschwerde an den gemeinsamen Herrn bietet Arnim den Rücktritt an, was der Kaiser ablehnt, nach Arnims Berichte mit der Begründung, es handle sich nur um eine Ranküne des Fürsten, und „Ranküne ist sein vorherr-

schender Charakterzug; traurig, bei einem so hochverdienten Manne das konstatieren zu müssen“. So gestärkt, wagt sich Arnim in die Höhle des Löwen zu einer Unterhaltung, die beide überliefert haben.

„Im verletzenden Tone gütiger, stiller Hoheit und Herablassung“ beginnt Bismarck; dann, auf Arnims Frage, warum er ihn verfolge, stürzt eine Flut von Vorwürfen ihm entgegen: „Seit 8 Monaten haben Sie meine Gesundheit geschädigt, mir die Ruhe geraubt! Sie konspirieren mit der Kaiserin! Sie ruhen nicht eher, bis Sie an diesem Tische sitzen und gesehn haben, daß es auch nichts ist!“

Selten blickt man in die Dämmerwelt dieses Herzens tiefer, als in diesem Augenblicke, wo der Wille zur Macht ihm ein so grandioses Geständnis herauslockt, wo er den letzten Unwert seines Regierer-Tisches in einem Furor entfesselter Wahrheiten vor dem preisgibt, der ihn verdrängen möchte.

Anstatt aber aufzuspringen und dem Chef seine Stellung vor die Füße zu werfen, klagt Arnim mit weicher Stimme:

– Haben E. D. gar kein Vertrauen mehr zu mir? Worauf ihn Bismarck „mit hölzernen Augen“ ansieht und erwidert: „Gar keins!“ Darauf streckt ihm Arnim die Hand entgegen, er sagt:

– Wollen Sie zum Abschied mir nicht noch einmal die Hand reichen?

„Innerhalb meines Hauses will ich es Ihnen nicht abschlagen, außerhalb bitte ich aber, diese Zumutung nicht an mich zu stellen.“

Nach diesem beschämenden Auftritt wird es Bismarck noch leichter, seinen Herrn vor die Alternative: er oder ich zu stellen, drohend schreibt er dem Kaiser, mit einem „Botschafter von so wenig glaubwürdigem Charakter“ wolle er nicht um das Vertrauen des Herrn ringen. „Ich habe, und nicht ich allein, den Verdacht, daß er seine geschäftliche Tätigkeit gelegentlich seinen persönlichen Interessen unter-

ordnet. Beweisen läßt sich dergleichen nicht, aber es ist schwer, mit einem solchen Verdacht im Herzen für die Art verantwortlich zu bleiben, wie dieser hohe Beamte seine Instruktionen ausführt.“

Arnim soll damals gewisse Verhandlungen wegen Zahlung der französischen Kriegsschuld verzögert haben, um eine mit dem Baron Hirsch zusammen unternommene Spekulation nicht zu gefährden. In grotesker Ähnlichkeit begegnen sich diese übrigens gleichzeitigen Beschuldigungen, in denen zwei pommersche Junker und hohe Reichsbeamte, geführt von zwei geadelten Juden, Privatgeschäfte zum Schaden des Staates einander vorwerfen; denn auch Arnim gehört, zwar ungenannt, zu den feindlichen Vettern. Bis in den Wortlaut ähnlich, unbewiesen, auch unbeweisbar, starren diese Verleumdungen einander an, doch nur der Stärkere vermag sie niederzuschlagen.

Der alte Herr will seinen Botschafter höchstens zur Disposition stellen, Bismarck aber fürchtet einen in Berlin intrigierenden Arnim mehr als in Paris, er läßt ihn als Gesandten nach Konstantinopel verbannen. Da macht Arnim die Dummheit. Anstatt abzugehen und im Herrenhause die Kanzlerfronde zu führen, beugt er sich weiter unter den feindlichen Chef, der ihn schon in den letzten Monaten mit schrecklichen amtlichen Erlassen peitschte: „Ich muß ein höheres Maß von Fügsamkeit in meine Instruktionen und ein geringeres Maß von . . . eigenen politischen Ansichten beanspruchen, als diejenigen, die Ihrer Berichterstattung und Ihrem amtlichen Verhalten bisher zugrunde lagen.“ Dagegen läßt Arnim anonym gewisse Aktenstücke drucken, aus denen seine Voraussicht gegenüber Bismarcks Kurzsicht deutlich werden soll; doch ist er so kurzsichtig, die Entdeckung nicht vorausszusehen. Jetzt hat ihn Bismarck: jetzt kann keine Kaiserin mehr diesen Arnim halten, jetzt kann er den Feind wegen Amtsvergehen entlassen. Bis hierher ist es der Kampf

zweier Rivalen, von denen der Schwächere durch Leichtsinn dem Stärkeren seinen Sieg erleichtert.

Nun beginnt Bismarcks Grausamkeit, die den „Fall Arnim“ mit legendärer Kraft zur Anklage der halben Nation gegen den Sieger trieb; daß Bismarck den Feind nicht bloß matt setzen, sondern vernichten will, ist der moralische Übergriff, den Mit- und Nachwelt nicht verzeiht. Als Arnims Nachfolger aus Paris das Fehlen gewisser Akten meldet, verweigert Arnim, der sie für Privatakten erklärt, die Herausgabe; aus seiner glänzenden Bahn geworfen, ein pensionierter Beamter, der morgen Kanzler sein wollte, trumpt er auf Protektoren und Abkunft, reizt durch Trotz den allmächtigen Vetter nur noch mehr, der nun, in formalem Rechte, den Bösewicht auf seinem Gute kurzerhand verhaften läßt. Prozeß, neun Monate Gefängnis, Flucht in die Schweiz. Den Prozeß macht Bismarck, um durch einmalige Darstellung vor Gericht jahrelangen Enthüllungen vorzubeugen, und sagt, der Kaiser habe das größere Interesse, die Vorlage aller Akten zu verhindern, als er selbst. Zugleich läßt er Arnim raten, er solle Begnadigung beantragen.

Der aber hat sich nun völlig verrannt, publiziert im Auslande Broschüren ohne Geist und Haltung; darauf neuer Prozeß wegen Preisgabe geheimer diplomatischer Vorgänge, Verurteilung des Abwesenden zu 5 Jahren Zuchthaus, mit Feststellung ehrloser Gesinnung. Als er 4 Jahre später freies Geleit durchsetzt, sich vor dem Reichsgericht zu reinigen, stirbt er vor der Abreise in Nizza, „ehrlos“, heimatlos.

In diesem Prozeß tritt zum ersten und letzten Mal ein Mann vor die Öffentlichkeit, der sie nach seinem Charakter scheut: es ist der Baron Holstein, den Bismarck in Petersburg angelernt, später gegen Arnim, dessen Gegner er war, als eine Art Aufpasser an der Pariser Botschaft verwendet zu geheimen Berichten über seinen Chef aufgefördert und so erst die schlüssigen Beweise von Arnims Kanzlerträumen

empfangen hat. Nun schickt er Holstein im Gericht als Zeugen vor, die Preisgabe seiner Spitzelrolle schädigt ihn schwer und hat, nach seiner eigenen Erklärung, den Grund zu einem Hasse gelegt, der freilich erst im Laufe der Jahre gegen Bismarck zum Ausbruch kommen soll, mit Folgen von weltgeschichtlicher Weite.

VI

Der einzige Mensch um Bismarck, der Treue und Kritik, Freundschaft und Haltung verband, war und blieb Roon; die Stürme der siebziger Jahre gefährdeten auch diese Freundschaft, und nur Roons Ritterlichkeit hat sie gerettet. Mit jenem Ernst, der immer nur dem König und dem Lande, nie sich, der Stellung und der Partei zu nutzen suchte, erkannte Roon die turbulente Entwicklung im Innern und schrieb schon im Jahre 72: „Die Erfolge von 66 oder vielmehr, die an diese Erfolge geknüpften Illusionen von allgemeiner Versöhnung der politischen Gegensätze, haben uns das erste Bein gestellt . . , woraus uns zu erretten der Heldensprung von 70 nicht gedient hat. Die damit verknüpfte Berauschung verhinderte die Rückkehr zur Nüchternheit, und so taumeln wir weiter an Abgründen.“

Trotz solcher Erkenntnisse blieb er an Bismarcks Seite, als fast alle alten Parteigenossen und Vettern sich gegen ihn wandten, und war auf keine Art zum Anschluß an die Deklaranten zu bewegen, obwohl Blanckenburg nicht nur sein Neffe war, sondern politischer Vertrauter seit Jahrzehnten. Seine Liebe zum Vaterlande, tiefer als in irgendeinem Preußen dieser Epoche, auch der Glaube an den Größeren, hielten ihn frei von jeder Eifersucht; klüger und wohlwollender als die Vettern, saturiert durch Macht, fühlte er sich als Zweiter und brauchte nicht zu erröten; er nannte sich selbst den Schild, auf dem Bismarck emporgehoben worden.

Vielleicht war es gerade diese innere Verehrung, die ihn zur Trennung von Bismarck trieb; nach seiner Art konnte er sie nur durch Rücktritt erreichen. Der König, dem nur noch diese beiden alten Diener geblieben sind, erschrickt bei Roons Abschiedsgesuch, tut alles, um ihn zu halten; Bismarck aber erstrebt und erreicht mehr: durch einen Geniestreich hält er den letzten Getreuen und entlastet sich selber, indem er Roons Amtsmüdigkeit mit Erhebung zum Preußischen Minister-Präsidenten vertreibt und die Verantwortung, mitten im Streit mit den Konservativen, von sich auf ihn abwälzt: das alles blitzartig, bei Empfang von Roons Mitteilung, wobei er sofort, Sylvester 72, nach Berlin aufbricht, um alles zu ordnen. In großem Überblick schreibt er vor Abreise am selben Tage dem Freunde, er selber sei krank und könne die Geschäfte nicht wie früher führen:

„So lange der König es befiehlt, will ich ihm als Auswärtiger Minister gern weiter dienen, da ich die mehr als 20jährige Erfahrung in der europäischen Politik und das Vertrauen fremder Höfe nicht auf einen Andern übertragen kann. Aber die auswärtigen Angelegenheiten der stärksten Großmacht nehmen einen vollen Mannesdienst in Anspruch, und es ist eine unerhörte Anomalie, daß der Auswärtige Minister eines großen Reiches daneben die Verantwortung für die innere Politik desselben tragen soll. Mein Gewerbe ist ein solches, in dem man viele Feinde gewinnt, aber keine neuen Freunde, sondern die alten verliert, wenn man es 10 Jahre lang ehrlich und furchtlos betreibt . . Im Innern habe ich den Boden, der mir annehmbar ist, verloren durch die Desertion der konservativen Partei . . Meine Federn sind durch Überspannung erlahmt; der König als Reiter im Sattel weiß wohl kaum, daß und wie er in mir ein braves Pferd zuschanden geritten hat. Die Faulen halten besser aus.“ Deshalb wolle er nur Kanzler und Minister des Auswärtigen bleiben.

„Die Verantwortung . . für solche Willensmeinungen S. M.,

die ich nicht teilen kann, vermag ich in meiner deprimierten Gemütsverfassung nicht mehr durchzufechten. Die meine Bestrebungen kreuzenden Einflüsse sind mir zu mächtig und die ruchlose Überhebung und politische Unbrauchbarkeit der Konservativen hat meine Freudigkeit im Kampfe seit dem letzten Frühjahr gebrochen. Mit den Konservativen ist nichts zu machen, .. gegen sie mag ich nicht .. In diesem Sinne werde ich übermorgen mein partielles Abschiedsgesuch S. M. vortragen .. Wir werden, wenn Gott uns Leben gibt, uns der großen Zeit, die wir gemeinsam durcharbeiteten, als alte Freunde gern erinnern .. In herzlicher und unwandelbarer Freundschaft.“

In so hohem Stil vermag Bismarck den politisch kalt berechneten halben Rückzug als eine Entscheidung des Herzens zu verkleiden; denn daß er bald wiederkommt, ja, daß er nur einen neuen Ruf erwartet, deutet er selber bald den Vertrauten an. Roon aber ist sein moralischer Gefangener; er wird es nur 9 Monate bleiben, denn unter Bismarck zu arbeiten ist schwer, neben ihm unmöglich. Nun hat er sogar seine Macht geteilt, nun soll er als Kanzler einen andern um Erlaubnis bitten, wenn er als Premier etwas will, nun ist Bismarck das Reich und Roon ist Preußen, und alle Friktionen, die nur durch jene Personalunion vermieden werden konnten: die Grundfehler der Reichsverfassung treten hervor und rächen sich am Leibe ihres Schöpfers.

Februar 73: die Verleumdung der Vetter ist auf der Höhe, jetzt haben sie den alten Wagener, Bismarcks Vertrauten, einst Journalist, jetzt Geheimrat, auf einer Korruption erwischt und suchen Bismarcks Mitwisserschaft zu beweisen. Bismarck wütet dagegen vor Roon und andern, die beiden Minister und Freunde sind gereizt, Bismarck fühlt sich nicht genug verteidigt, und läßt in heftigem Selbstvergessen seine Wut auch gegen Roon aus. Abends wird er vom folgenden Brief überrascht:

„In williger Anerkennung Ihrer Überlegenheit in mannigfachen Beziehungen habe ich mich immer . . bemüht, mit Eurer Durchlaucht auf gutem Fuße zu bleiben; auch heute, wo der Ton Ihrer Vorhaltungen es mir schwer machte, einen Bruch zu vermeiden. Offenbar unterschätzte Ihre ‚Explosivität‘ die meinige . . Für die Zukunft aber ähnliche Begegnungen zu vermeiden, ist vielleicht im beiderseitigen, jedenfalls in meinem Interesse. Deshalb richte ich, in Erinnerung an langjährige freundschaftliche Verbindung, an ein Dezennium gemeinsamen Strebens, an E. D. die inständige Bitte, sich jederzeit versichert zu halten, daß Sie immer voll und ganz auf mich rechnen können, solange Sie meine Wirksamkeit in angemessener Weise in Anspruch nehmen, daß Sie dagegen Vorhaltungen oder gar Vorwürfe in betreff meines dienstlichen Wirkens nur unter Übernahme aller in meiner ‚Explosivität‘ liegenden Chancen an mich richten können . . Gegen Sie meine alternden Kräfte und meinen geringen Einfluß zu versuchen: dazu bin ich weder töricht noch selbstsüchtig genug. Das ist ganz gewiß! Aber ebenso gewiß auch, daß ich es nicht dulden kann, wenn Sie mich in voller Verkennung meiner Natur wiederum rücksichtslos und feindselig oder gar wie einen renitenten oder saumseligen Untergebenen zu behandeln versuchen sollten, der ich nie war noch bin noch sein werde.“ Er bittet darin „den Versuch zu sehen, E. D. in betreff meiner Auffassung über unsere gegenseitigen Beziehungen und die unerläßlichen Bedingungen ihrer möglichen Fortsetzung vollkommen aufzuklären und wünsche, Ihnen einen neuen Beweis dafür zu geben – mögen wir uns trennen oder nicht –, wie gern ich bliebe Ihr alter Freund Roon“.

Es ist der schönste Brief, den je in deutscher Sprache verletzte Freundschaft, beleidigter Stolz dem übergeordneten Geiste geschrieben; nichts anderes blieb dem Empfänger, als zu dem Freunde zu eilen und ihn mit Handschlag und dem

Blick der großen Augen zurückzurufen. Aber Bismarck, der in seinem Leben viele Briefe des Grolls geschrieben, doch nie einen ähnlichen empfangen hat, beschritt zur Antwort eine schwache Mittellinie:

„Lieber Roon, es tut mir leid, daß Sie mir einen so kühlen Brief geschrieben haben, denn ich glaube, daß ich schon stärkere Explosionen Ihrerseits wie die meinige von heute hingenommen oder in kurzer Frist vergessen habe. Ich habe auch von heute den Eindruck, daß der contagiöse Ausschlag des Zornes bei Ihnen früher ausbrach als bei mir. Ich glaube nicht, daß Sie sich so in meine Haut hineindenken, wie es ein langjähriger Freund sollte, und wie ich es versuchen würde, wenn Sie durch ähnliche Niederträchtigkeiten öffentlich angegriffen würden . . Ich hatte geglaubt, daß ich einer eifrigen Sympathie meiner Kollegen sicher sein würde, wenn meine Ehre und Integrität öffentlich angefochten würde . . Sie haben vielleicht zu viel zu tun, um für persönliche Empfindungen Anderer Zeit und Nerven übrig zu haben. Die Tatsache ist aber, daß sich keine Stimme eines Kollegen, eines Blattes, eines Freundes hat vernehmen lassen, um mir gegen unverdiente und schwere Kränkung freiwillig beizustehen . . Ich muß amtliche Schritte tun, um den Beistand zu erlangen, den mir Freundschaft und persönliches Wohlwollen nicht leisten . .

„Jedenfalls waren meine Empfindungen nicht so überhebend, wie Sie annehmen, sondern die eines Kollegen, der bei schwerer und ungerechter Kränkung da, wo er auf Freundeshilfe glaubt rechnen zu können, geschäftlichen Bedenken und zorniger Zurückweisung begegnet . . Haben Sie in Erinnerung an zehn Jahre gemeinsamer Arbeit und noch mehr an ältere Zeiten, Geduld mit mir, es wird nicht auf lange nötig sein. Den Kampf für meinen guten Ruf will ich noch durchfechten mit der letzten Nervenfaser, die Gott mir läßt . . Dann werde ich Ihnen keine Gelegenheit mehr bieten, durch ähnliche Un-

terredungen und Korrespondenzen, wie die heutigen, den Bestand der alten Freundschaft gefährdet zu sehen, die ich gern über mein Dienstverhältnis hinaus mir erhalten möchte.“

Da sitzt nun Roon, Minister-Präsident, im Hause neben dem Kanzler, vielleicht konnte er ihn vom Fenster im Garten herumgehn sehen, als er sich zur Ruhe dieses Briefes abkühlen wollte; muß er bei der Versicherung dieses großen Egoisten nicht lächeln, er würde jeden Freund verteidigen, übrigens ginge er nächstens ab? In seiner Überlegenheit verzeiht Roon die wiederholte Anklage vergißt als Offizier, daß jener Affront vor Zeugen stattgehabt, die den Anschauzer des Kanzlers gegen den Minister-Präsidenten sicher eilig weitergetragen haben; er nimmt einen Bogen und überschreibt ihn: „Lieber Bismarck.“

Niemals hat er ihn so, nur zuweilen „Verehrter Freund“ angedet, die Überschrift oft vermieden, weil er sich nicht entschließen konnte, Bismarcks ständige Anrede „Lieber Roon“, zurückzugeben, die ihm zu herzlich war oder zu anspruchsvoll. Indem er ihm heute zum ersten und letzten Male diesen Zuruf schenkt, sucht er die „Durchlaucht“ des gestrigen Briefes auszulöschen und zieht zugleich den in den Fürstenstand Verstoßenen wieder in den Bezirk der Liebe. Und mit Liebe und Haltung fährt er fort, zugleich die gestrige Szene selber schildernd:

„Wenn ich solche ‚kühle‘ Briefe an Sie schreiben muß, so müssen Sie wissen, daß ich dabei von den schmerzlichsten Empfindungen zerrissen werde, es kann Ihnen ja nicht verborgen geblieben sein, wie hoch und wert ich Sie halte; auch werden Sie sich sagen müssen, daß ich in diesem Gefühl täglich Gelegenheit habe, Lanzen für Sie zu brechen, und diese Gelegenheit nach Kräften wacker benutzte, überall, wo ich der Feindschaft gegen Sie begegne. Die Annahme, daß ich, unempfindlich für Ihre Ehre und Ihren Ruf, geneigt wäre, Sie in Lauheit . . preiszugeben, verletzte mich daher aufs emp-

findlichste, . . und Sie knüpften gestern bedenkliche und unmotivierte Drohungen daran. Als ich meinem Befremden, weshalb dies alles gegen mich gerichtet werde, Ausdruck gab, erfolgten neue Ergießungen unbegründeten Mißtrauens auch in meinen Eifer und Wiederholungen Ihrer zornigen Zweifel an meiner teilnehmenden Sympathie für Sie . .

„Aber genug von gestern und dem hinter uns Liegenden! Ich solle, so schreiben Sie, Geduld mit Ihnen haben . . Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich das apostolische Wort ‚Einer trage des Andern Last‘ gern immer beachten möchte, und mich demgemäß redlich bemühe. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, der es über sein Vermögen findet, wenn er von solchen, die er vor Anderen besonders hoch hält und von Herzen lieb hat, verkannt wird, und sich mißhandelt glaubt. Das geht über mein Können. Daher müssen Sie auch mit mir Nachsicht haben und mir nicht zumuten, als stumme Scheibe zu dienen, wenn es Ihnen unmotiviert ‚von der Pfanne brennt‘. Was aber die kurze Zeit anlangt, während ich nur noch mit Ihnen Geduld haben möge, so ist es meines Herzens Wunsch und Hoffnung, daß Sie auf die Geschicke unseres Landes noch lange gesegneten Einfluß üben mögen, wenn meine Gebeine längst im Grabe ruhen werden.“

So sprach einst ein Edelmann.

Aber das Unwetter hat nichts ausgelüftet. Es geht auch jetzt nicht, und da Roon um jeden Preis sich Bismarck erhalten will, so nimmt er im Herbst seinen Abschied. Er schreibt dem Neffen, mit Bismarck gegen den liberalen Strom wäre es allenfalls noch gegangen, „gegen beide, das geht über meine Kräfte. An Bismarck selber schließt er mit den männlich entsagenden Worten: „Erlauben Sie mir, Ihnen aus vollem Herzen nochmals mein Adelante, adelantador, atrevido! zuzurufen (Vorwärts, kühner Held!) . . Das werde ich immer tun, bis an mein vielleicht nicht mehr fernes

Lebensende, gleichviel, ob ich auf der Bühne oder im Zuschauerraum meinen Platz habe.“

Jetzt ist die Antwort nicht minder schön: sobald Zweck und Mißtrauen fliehen, weiß Bismarck Menschenherzen zu unterscheiden, er kennt den Verlust, den er selber herbeigeführt: „Ich stehe dienstlich auf der Bresche, und mein irdischer Herr hat keine Rückzugslinie, also: *vexilla regis prodeunt*, und ich will, krank oder gesund, die Fahne meines Lehnsherrn halten, gegen meine faktiösen Vettern so fest wie gegen Papst, Türken und Franzosen. Vermüde ich, so bin ich anschlagsmäßig verwendet, und der Verbrauch meiner Person ist vor jedem Rechnungshofe justifiziert. Durch Ihren Austritt bin ich vereinsamt, unter Ministern die einzig führende Brust. Der Rest vom alten Stamme ist faul. Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: Ich hatte einen Kameraden.“

In diesem großen Duo zweier Männerstimmen endet das alte Preußen. Elf Jahre zurück, und sie zogen zusammen aus, den Drachen der Demokratie zu erlegen, nur allzusehr schien das den beiden Rittern zu gelingen: sie schossen so lange auf den Geist der Zeit, bis er Hurrah schrie und fiel. Aber nun ist er schon wieder lebendig, nun hat er gar drei Köpfe bekommen und grollt aus der Tiefe; wie soll da die vereinsamte Kraft des Einen genügen, ihn endlich zu töten!

Schnell schließt sich das selten geöffnete Herz, wieder entscheiden nur Zwecke und Interessen: schon ein halbes Jahr später behauptet Bismarck, der Roons Abgang verhindert und ihn durch Präsidentschaft gebunden hatte, Roons Eitelkeit sei an allen Fehlern schuld, er wollte nicht übergangen werden, während Camphausen viel geeigneter war; er habe sich das Arbeiten ganz abgewöhnt und nichts mehr geleistet. Roon aber, der noch sechs Jahre der Stille vor sich hat, steigert in der Entfernung das Bild des Freundes und

findet, als Bismarck wieder einmal öffentlich mit Abschied droht, an seinen Neffen die Dichterworte: „Hat Prometheus das Feuer geraubt, so muß er sich nun auch die Fesseln und den Geier gefallen lassen . . Es kann gar nicht darauf ankommen, was er lieber möchte! Man nascht nicht ungestraft vom Baume der Unsterblichkeit. Wollte er jetzt um jeden Preis in das Behagen des Landlebens, so würde er . . sich selbst den Kranz von der Schläfe reißen.“

Als er den Tod vor sich sieht, reist er nach Berlin, quartiert sich in einem Hotel gegenüber dem Palais ein, sieht jeden Morgen von seinem Stuhl aus die Fahne dort hochgehen. empfängt von drüben Nachfragen und Gaben, schließlich, am vorletzten Lebenstage, empfängt der 76 jährige Feldmarschall seinen 82 jährigen König. Da sitzen die beiden grundehrlichen Greise, Männer an Pflichtgefühl, Kinder an Frömmigkeit, reden von alten Kämpfen, und wie er geht, weist der König nach oben und sagt: „Grüßen Sie mir die alten Kameraden, Sie werden manchen treffen!“

So stirbt Albrecht von Roon.

VII

„Wenn man zum Ochsen hott sagt, so geht er rechts, sagt man hüh, so geht er links, aber der alte Mann versteht weder hüh noch hott!“ Mit diesem Stoßseufzer ist Bismarcks geheime Ansicht über seinen König für dies Jahrzehnt bezeichnet; jetzt, wo sie 60 und 80 werden, wird das Verhältnis immer schlechter. Wie hätte auch ein Staatsmann von überragendem Verstande, getragen von europäischen Erfolgen, verwöhnt durch hundertfache Nachgiebigkeit seines Herrn, vollkommen Autokrat in den Geschäften, trotzdem duldsam und höflich bleiben, – wie hätte er überhaupt die Qual des formellen Fragens und Bittens ertragen sollen! Wie aber hätte auch ein dickköpfiger, ehrlicher Greis, getragen vom

Königsgefühl, gewöhnt an die Form des Befehlens, dabei duldsam und höflich bleiben, – wie hätte er überhaupt den Anspruch auf Alleinherrschaft anerkennen sollen!

In den Briefen freilich erstirbt Bismarck und wird die Floskeln nie vermindern, die Hof und Geschichte erfordern, ja, in der Kronratssitzung befeißigt er sich, nach dem Bericht von Zeugen, „einer der Hofsprache angenäherten ehrfurchtsvollen *déférence*“. Wenn ihm dann der König voll Gnade und Freundschaft antwortet, so ist das so echt, wie seine Tränen bei Verleihung des Fürstenranges. Auch kommt es nie zur Eifersucht: der König tut alles, um den Namen des Ministers zu verherrlichen, seine Festbriefe sind immer von Dankbarkeit erfüllt: „Ihr über das Grab hinaus dankbarer, Ihr ewig dankbarer König und Freund.“ Als ein Bürgerlicher zwecks Heirat mit einer Prinzessin geadelt werden soll, fragt der König erst Bismarck um Erlaubnis, weil der Kandidat sich einst geweigert hat, auf dessen Wohl zu trinken, denn „ich kann keinesfalls, um zwei Liebende glücklich zu machen, auf die Bitte eingehen, wenn Sie sich dagegen erklären!“ Bismarck wiederum rühmt, mit dem stillen Hochmut des Genius, immer wieder und gegen jedermann an seinem Herrn Fleiß und Pflichtgefühl, die seine Vorgänger und Nachfolger weniger ausgezeichnet, die aber Wilhelm buchstäblich Tag und Nacht nicht verlassen haben.

Aber zu Dutzenden von Ministern, Abgeordneten. auch zu unpolitischen Besuchern, die es alle aufgeschrieben haben, ja, zu Fremden spricht Bismarck mit einer Offenheit, die er weitergegeben haben will, und im gegebenen Falle sofort dementieren würde.

„Die Dinge, für die der König jetzt verherrlicht wird, habe ich ihm mühsam abgerungen . . Der Umgang mit ihm wird immer schwerer, mit zunehmender Altersschwäche wird der Mangel an Entscheidungskraft immer unerträglicher.“ Zu Hohenlohe: „Er weiß nicht mehr, was er unterschrieben hat,

wird dann mitunter grob, wenn er hört, daß etwas geschehen ist, wovon er meint, keine Kenntniss zu haben!“ Zum württembergischen Minister von Mittnacht: „Ich habe meinen König, der auch 66 von Abdankung gesprochen hat, auf meinen Schultern auf den Kaiserthron getragen. Und jetzt will er alles besser wissen als sein Minister, alles selber machen.“ Zum Gartendirektor Booth, bei der Pfeife, zwischen den Zähnen: „Guter Offizier, liebenswürdig mit Damen!“, und als der Fremde die Reden des einstigen Prinzen Wilhelm im Landtage rühmt: „Nun, die waren ja vorher festgestellt, Beredsamkeit hat er nicht, spricht aber zuweilen gut zu seinen Generalen!.. Was einzig ist an ihm, das ist Treue und Zuverlässigkeit. Es ist nicht genug, daß ich sie meinem Herrn halte, ich muß auch überzeugt sein, daß er für mich einsteht.“

Um so schwerer erträgt es der Diener, wenn er den Herrn einmal untreu findet. Alles erfährt er, was der König gegen ihn äußert: „Immer droht er gleich mit Rücktritt, sagt der alte Herr zu Hohenlohe, nur um seinen Willen durchzusetzen, das kann so nicht weitergehen! Niemand weiß, wohin er mich noch führen will“, und mit Behagen entfaltet Bismarck eines seiner Abschiedsgesuche, das der 80 Jährige wütend zu einem Knäuel geballt hatte, denn am Rande steht doch nur das Wort: Niemals! Wenn er ihn dann wiedersieht, fährt der Herr seinen Diener mit den rührenden Worten an: „Soll ich mich auf meine alten Tage blamieren? Es ist eine Untreue, wenn Sie mich verlassen!“ Ein andermal läßt Bismarck sein Gesuch als Drohung in der Schwebe, indem er die Entscheidung erst nach Ablauf seines Urlaubs erbittet, d.h., der König muß fünf Monate warten und schweigen! Der alte Herr ist wieder außer sich: „Sie werden es mir erlassen, den Eindruck, den das Schreiben auf mich macht, irgendwie zu schildern! Um eins bitte ich Sie aber, da Sie selbst schreiben, daß ich den Inhalt Ihres Schreibens geheimhalten

möge: den Abschreiber Ihres Briefes eidlich zu verpflichten, zu schweigen . . Ihr tief erschütterter W.“

Und doch liest derselbe König jede Woche die Reichsglocke, und noch in Bismarcks Erinnerungen, wo er dies Verhältnis ins Harmonische stilisiert, beklagt er sich darüber, denn jenes Blatt war nur zu seiner Verleumdung begründet worden. Als einige Herren in der nächsten Zeit zu hohen Beamten ernannt werden, protestiert Bismarck gegen diese offenkundigen Akte des königlichen Wohlwollens für seine Feinde und schreibt dann von einem der drei beförderten Männer: „Seine langjährige Feindschaft gegen mich persönlich ist es allein, welche die Aufmerksamkeit auf ihn hat lenken können, denn er besitzt weder Fähigkeiten noch Verdienste, war im Auswärtigen Amt durch seine in wichtigen Momenten an Geisteskrankheit grenzende Unfähigkeit ein Hindernis und hat nunmehr seit 15 Jahren nichts geleistet als mit der ganzen Verbissenheit verkannter Selbstüberschätzung gegen mich gesprochen und geschrieben.“

Dafür weiß sich Bismarck, immer mit höfischem Respekt, durch Demütigungen seines Herrn zu rächen. Als im Jahre 74 dem König ein Satz in der Thronrede zu scharf erscheint, läßt Bismarck aus Varzin androhen, bei der geringsten Änderung würde er zur Eröffnung nicht nach Berlin kommen; Hohenlohe soll dem König sagen, seine Autoreneitelkeit sei zu groß, um diese Korrektur auf eigene Rechnung zu nehmen. Hohenlohe richtet es aus. „Man kann aber aus dieser Stelle ableiten, sagt der alte Herr aufgeregt, daß wir mit Frankreich wieder Krieg anfangen wollten! . . Davon will ich nichts wissen, ich bin zu alt und fürchte, Bismarck will mich nach und nach wieder in einen Krieg hineinführen!“ Als jener höflich widerspricht, streicht Wilhelm seinen Bart und sagt ihm dann nur noch: „Ich werde in dieser Beziehung mit dem Fürsten Bismarck in Streit kommen. Es wird mir lieb sein, wenn Sie in meinem Sinne mit dem Fürsten sprechen wollen.“ So

lassen sich Herr und Diener durch einen Dritten Wahrheiten sagen, um ja nicht zusammenzustoßen; natürlich tilgt der alte Herr seine Korrektur.

„Das ist nun einmal nicht zu ändern“, erklärt der Kronprinz. „Wenn Bismarck meinem Vater eine Allianz mit Garibaldi oder selbst mit Mazzini vorschläge, so würde er anfangs verzweifelt im Zimmer herumlaufen und rufen: Bismarck, was machen Sie aus mir! Dann bliebe er mitten im Zimmer stehen und sagte: Wenn Sie jedoch glauben, daß dies im Interesse des Staates unerläßlich ist, so läßt sich am Ende nichts dagegen einwenden.“ Da begreift es sich leicht, daß der Humor einiger hoher Berliner Beamter Bismarck in Privatbriefen Caracalla nennt. Dann begreift man, daß der alte Herr auf Bismarcks Bestellung nach einem Streit ihm zu Neujahr 73 einen rührenden Brief schreibt; Bismarck vertraut auch gleich darauf einem Liberalen zum Weiter-sagen an, das eigenhändige Schreiben habe ihm vorher im Entwurf vorgelegen, er habe nur zwei orthographische Fehler ausgebessert, und fügt, ganz Mephisto, hinzu: „Eigentlich schade, sonst hätte man später an der Echtheit noch weniger gezweifelt!“

Selten spricht einer die Wahrheit über diese Dinge aus. Unruh wagt es einmal, er sagt zu Bismarck, dem Kaiser werde es die Geschichte anrechnen, „daß er einen so unbequemen Minister, wie wohl noch kein König von Preußen, nicht bloß behält, sondern seinem Rat unbedingt folgt“. Dergleichen hört Bismarck ruhig an, er gibt die klassische Antwort: „Richtig. Die Könige haben einen eigentümlich weiten Blick für alles, was ihnen frommt.“

Niemandes Gegenwart hindert ihn, seinen alten Herrn preiszugeben. In einer Gesellschaft, wo es Lucius aufgezeichnet hat, sagt er im Jahre 75: „Da kommen oft eigenhändige Anfragen, deren Beantwortung ganze Wochen Arbeit erfordert. Der Kaiser raucht nicht, liest keine Zeitungen,

nur Akten und Depeschen; es wäre nützlicher, wenn er Patience legte . . Wenn ich aber einmal eine scharfe Entgegnung mache, so wird er weich und äußert: „Ich weiß schon, daß ich altersschwach bin, aber ich kann doch nicht dafür, daß ich so lange lebe!“ Das tut einem dann natürlich weh.“ Oder er erklärt seinem Arzt die Umständlichkeit der Hofsprache: „Ich kann nicht einfach sagen: es ist Blech, was E. M. sagen, oder: E. M. haben von der Politik die Ansicht eines Quartaners! Das muß alles in kunstgerechten Redensarten angedeutet werden. Die Leute wissen nicht, was dazu gehört, mit einem alten Olympier 18 Jahre lang auszukommen. Es gelingt nur, wenn man immer den Kabinetts-Revolver zur Hand hat.“

Seinem Vertrauten Lucius gibt er auf dessen Lob des alten Herrn diese furchtbare Antwort: „Alle Souveräne haben dasselbe Rezept in der Ausnutzung ihrer treuesten und talentvollsten Berater. Unser König muß auch ein solches Rezept von Friedrich dem Großen haben: er ist steinhart und kalt, er hegt gar keine Dankbarkeit gegen mich, sondern behält mich nur, weil er glaubt, ich könne ihm noch etwas leisten.“

Die Feindschaft mit Augusta kulminiert in den siebziger Jahren: alles, was gegen Bismarck schreibt oder intrigiert, Katholiken und Junker, ist bei der Kaiserin wohl aufgenommen und bei ihrem Berater, dem Hausminister Schleinitz; seit Bismarck mit den Liberalen geht, ist sie nun plötzlich antiliberal geworden. Als sie im Triumphzug in Berlin einzog, am Ende des Krieges, wußte das Volk nicht, und noch heute weiß es kaum, wie heftig sie um Verlegung dieses Triumphzuges zwecks Beendigung ihrer Badekur gekämpft hat, wodurch die Demobilmachung der Truppen um sechs Wochen verschoben wurde, dem Lande neue Millionen an Kosten entstanden sind. Das war nur ein kleiner Cäsarenwahn.

Ihre Haltung gegen Deputierte und Minister im Innern, fremde Fürsten im Auslande brachte beiden Teilen der Reichspolitik schweren Schaden, dem Kanzler die aufreibendsten Kämpfe. „Sie schreibt, klagt er zugleich zwei Vertrauten, eigenhändige Briefe an fremde Souveräne, angeblich im Auftrage ihres Gemahls, durchkreuzt meine Politik, konferiert mit dem französischen Botschafter, folgt seinen und Windthorsts Ratschlägen. Ihre Intrigen grenzen an Landesverrat . . Sie läßt sich Korrespondenzen schreiben, die sie dann dem Kaiser vorlegt, und zwar beim Frühstück, denn nachher erhalte ich unangenehme Handbillets des Kaisers. Wenn das nicht aufhört, werde ich abgehen und dann kein Blatt vor den Mund nehmen.“

Da sie den adligen Botschafter Frankreichs im Wunsche nach Restitution unterstützt und einen schlaun Gecken zum französischen Vorleser hat, der ein Spitzel ist, da sie exotische Typen und katholische Priester bevorzugt, und ihr Schleinitz „als eine Art Gegenminister“ alles zuträgt, was Arnim, Windthorst und die faktiösen Vettern gegen Bismarck wissen und meinen, so steigert sich Mut und Hoffnung dieser Kreise, den ewigen Kanzler doch endlich zu stürzen. Bismarck ermittelt, daß die Kolportage der Reichsglocke im Bureau des Hausministeriums besorgt wurde, „der Vermittler war ein höherer Subalterner, der Frau von Schleinitz die Federn schnitt und den Schreibtisch in Ordnung hielt. Die Kaiserin ließ mich ihre Ungnade andauernd fühlen, und ihre unmittelbar Untergebenen, die höchsten Beamten des Hofes, trieben ihren Mangel an Form so weit, daß ich zu schriftlicher Beschwerde bei S. M. selbst veranlaßt wurde.“

Als er sich eines Morgens beim Kaiser über eine Gnade des Hofes für das Zentrum beschweren will, trifft er neben dem Bette des kranken Kaisers Augusta „in einer Toilette, die darauf schließen ließ, daß sie erst nach meiner Anmeldung herunter gekommen war. Auf meine Bitte, mit dem Kaiser

allein sprechen zu dürfen, entfernte sie sich, aber nur bis zu einem dicht außerhalb der, von ihr nicht ganz geschlossenen, Türe stehenden Stuhle und trug Sorge, mich durch Bewegungen erkennen zu lassen, daß sie alles hörte.“ Abends Ball. Bismarck ersucht sie, die schwache Gesundheit ihres Mannes nicht durch zwiespältigen Rat zu gefährden. „Diese nach höfischen Traditionen unerwartete Wendung hatte einen merkwürdigen Effekt. Ich habe die Kaiserin Augusta im letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehen, wie in diesem Augenblick: ihre Haltung richtete sich auf, ihre Augen belebten sich zu einem Feuer, wie ich es weder vor- noch nachher erlebt habe, sie brach ab, ließ mich stehen und hat, wie ich von einem Hofmann erfuhr, gesagt: Unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig.“

In diesen beiden Szenen die er mit Meisterschaft erzählt, ist sie ganz Augusta: morgens in eifersüchtigem Trotz, der sich jeder Würde begibt, um nur auf alle Fälle mitzuregieren und sei es hinter der Türe, dann aber abends, mit dem Anspruch einer Königswürde, der in der alten Frau die Spannkraft der Jugend noch einmal erneut, und ihr eine Schönheit zurückgibt, deren Ruf drei Generationen erfüllte. Kann man sich wundern, daß Bismarck nichts herzlicher wünscht, als Augustas Tod? „Ein Institut muß fallen, ruft er einmal in humorvoller Wut, die Ehe oder das Königtum: beide zusammen sind ein Unding! Da wir aber das Königtum brauchen, so muß es die Ehe sein!“ Ernster zu Lucius: „Wenn man am Abend einig über eine Sache geworden ist, dann wird einem am andern Morgen beim Kaffee das Gegenteil beigebracht . . Ja, wenn der Kaiser Witwer wäre!“

Bismarcks Royalismus ist auf der Höhe der Macht erloschen: jetzt hat er ihn ganz, den Glauben, auf dem jener fußen sollte, fast ganz begraben. Man muß nur die Eingeweihten hören, Bucher und Busch: wie sie einen vom Chef skizzierten Artikel aufsetzen, in dem er seine Drohung

mit Abschied in England publiziert, um dann durch Nachdruck in deutschen Blättern den König zum Nachgeben zu stimmen. Als da auf Bismarcks Wink von seinem „zartbesaiteten monarchischen Gemüt und seiner Hingebung an den König“ die Rede ist, schreibt Busch, da „grinsten die beiden Auguren einander an“. Dem Minister Mittnacht klagt er selber höhnend vor: „Die Erfahrung, wie schwer die regierenden Herren es den Ministern mitunter machen, kann einem den Gedanken nahelegen, Republikaner zu werden. . . In ihren Privatkorrespondenzen reden sie von ihren Ministern ganz harmlos wie von Gutsinspektoren!“ Und über einen Staatssekretär spottet er, der würde auch von den homerischen Helden in untertäniger Sprache reden: „Der hochselige Hektor, Königliche Hoheit“. Im Jahre 80 faßt er sich vertraulich dahin zusammen: „Ich bin kein Absolutist, wer einige Jahre Minister gewesen, kann es nicht sein. Man hat nicht bloß mit dem Monarchen zu tun, sondern mit seiner Frau, vielleicht mit seiner Maitresse, dem ganzen Hofgesindel. . . Der Hofadel denkt an armselige Äußerlichkeiten und der alte hohe Adel hat einen entsetzlichen Dünkel und Hochmut und pocht auf den alten Stammbaum.“

Dem Minister Scholz aber erklärt er gradezu: „Mit welchem großen Fond royalistischer Empfindungen und Ehrfurcht vor dem König bin ich in mein Amt eingetreten, und wie traurig mußte ich diesen Fond mehr und mehr abnehmen sehen!“ Bald darauf, in großartigem Aperçu: „Ich habe drei Könige nackt gesehen, und sie sahen nicht immer gut aus.“

VIII

Mit dröhnenden Schritten durchmaß der Diktator sein Reich. Das Volk, das ihn jetzt den Eisernen Kanzler zu nennen anfang, spottete seiner selbst und wußte nicht wie; denn eisern war er im Innern, wo es durchaus nicht alles Volk

wünschte, nach außen blieb er der elastischste aller Diplomaten. Jedenfalls war ein Mann da, der befehlen konnte: mehr wollten die Deutschen zunächst nicht. Da er niemand traut, weder Verstand noch Treue bei irgendwem voraussetzt, sich selber die größte Klugheit vindizieren darf, in jedem tüchtigen Manne die Heraufkunft des Nebenbuhlers wittert, so wirken alle Motive zusammen, um ihn zum Autokraten zu versteinern, der alles selber machen will. Doch zugleich steigert das nämliche Selbstgefühl, zugleich die „angeborene Tintenscheu“, Menschenfeindschaft und Bäumeffreundschaft, das Anti-Geheimrätliche in ihm den Willen zur Ruhe, zum Lande, zu immer längerem, auch fünfmonatigem Urlaub. Dann sollen sie alles in Berlin allein machen – doch wehe, wenn sie es tun! Auch dies hat keiner besser verstanden als Roon, der noch vor seiner Präsidentschaft schreibt:

„Daneben der Eremit von Varzin, der alles selber machen will und dennoch die schärfsten Verbote erläßt, daß man ihn nicht belästige . . Wenn er nicht alle Segel beisetzt, um sich ein erstes Haus und die nötigen Minister für das Reich zu verschaffen, so wird die Geschichte einst streng über ihn richten . . Immer aus der Hand in den Mund leben, geht auf die Länge nicht, wenn auch die Hand noch so geschickt und stark und der Mund ein noch so beredter und scharf bezahnter ist . . Er hat zu wenige aufrichtige Freunde und hört zu viel auf seine Feinde, unter denen diejenigen, die ihn vergöttern, die schlimmsten sind . . Nur weil ich so hoch von ihm halte, möchte ich ihn in manchen Stücken anders.“ Bald sehen es alle: Lasker klagt, Bismarck ertrüge keine Minister mehr, nur Bureauchefs und man schreibt: „Deutschland will von Bismarck regiert sein und verzichtet auch nicht darauf, wenn er von Varzin Krankheit vorschützt. Es will dann lieber ein bißchen weniger regiert sein als von einem andern.“

Die Formen seiner Autokratie wenden sich zunächst gegen Minister und Fürsten, steigern sich gegen den Reichstag und

kulminieren gegen Beamte. Herzöge werden nicht empfangen, wenn sie nicht auf die Stunde angemeldet sind, auch Könige können sich Körbe holen. Da ist ein Großherzog um 9 Uhr abends bestellt, um Dreiviertel läßt sich Bismarck in der Arbeit den Waffenrock bringen, zieht um ein Viertel Zehn wieder den Hausrock an und sagt zu dem schreibenden Tiedemann: „Eine Königliche Hoheit soll nicht glauben, daß ich länger als eine Viertelstunde auf sie gewartet habe.“ Gleich darauf wird der Großherzog gemeldet, Türen werden aufgerissen, Tiedemann sieht noch, wie Bismarck, der bisher diktierend auf und ab gegangen, sich an den Schreibtisch gesetzt, dann scheinbar in Akten vertieft, den Großherzog herantreten läßt, nun mit tiefer Verbeugung: „Ich glaubte schon, E. K. H. würden mir nicht mehr die Gnade erweisen: die Uhr ist 20 Minuten nach Neun.“ Auf solche Art hat er nicht nur den Fürsten bestraft, er hat auch durch die wohlerwogene Geste vor seinem Geheimrat diese Demütigung gleich bekanntgemacht, denn er kennt und nutzt den allgemeinen Klatsch, der in jenen längstvergangenen Zeiten im Auswärtigen Amt geherrscht haben soll. Als der König von Sachsen unangemeldet vorfährt, fragt der sehr preußische Portier: „Ist er bestellt? Nein? Dann kann ich ihn nicht vorlassen.“ Worauf der König fortfährt, um nachträgliche Entschuldigungen entgegen zu nehmen.

Für seine Minister und Botschafter ist Bismarck wochenlang nicht zu sprechen, wenn er sie nicht leiden kann oder bestimmte Aussprachen vermeiden will. Lucius und Tiedemann zählen die Künste auf, mit denen man ihm eine Mitteilung beibringen, eine Entscheidung entlocken muß, wenn er nicht mag; das liest sich wie Höflings-Memoiren über russische Alleinherrscher. In gleichem Maße wie die Abneigung der besten Köpfe, in ein solches Schein-Kabinet einzutreten, wächst Bismarcks Verlegenheit, Minister zu finden, und wenn er sie schließlich hereingelockt hat, so möchte

er sie bald wieder loswerden; mit Don Juan vergleicht ihn darum ein witziger Graf: erst schmeichele er dem hübschen Mädchen, doch wenn er sie hat, so läßt er sie laufen. Länger als zwei Jahre hat er fast keinen geachtet, nur wenige gehalten, denn „wenn ich einen Löffel Suppe essen will, muß ich erst acht Esel um Erlaubnis fragen!“ Treten aber dann gekränkte Kollegen zu seinen Feinden über, so klagt er über Undankbarkeit, er habe sie doch aus dem Dunkel gezogen.

Jeder Besucher langweilt ihn, außer wenn er selber spricht: „Wer mir etwas zu sagen hat, muß es in 20 Minuten tun; die meisten Gesandten bleiben zu lange, sie möchten immer noch etwas herauspressen, was sie nach Hause berichten könnten.“ Auch die höchsten, auch persönlich befreundete Beamte dürfen nicht einmal auf dem Lande ungebeten sich anmelden; da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren. Als dieser seinem Pariser Botschafter bei einem Besuche sagt, er nehme an, er ginge nun nach Varzin, was einem Befehl gleichkommt, erwidert Hohenlohe, ohne Bismarcks Aufforderung könne er das nicht. Da stehen sie beide, Kaiser und Fürst, schweigen einen Augenblick, dann stimmt der geduldige Kaiser zu. Will aber Bismarck dem Kaiser etwas sagen lassen, so schickt er denselben Hohenlohe, bei anderm Anlaß, aus Varzin mit direktem Auftrage zum Kaiser.

Eines seiner Autokratenmittel ist die Gesundheit, denn wenn er etwas gar nicht mehr durchsetzen kann, wird er krank, teils wirklich, teils politisch, erklärt nun endgültig abgehen zu müssen und wird vom Kladderadatsch mit der Parodie auf Heine gezeichnet:

„Aus meinen großen Schmerzen
mach ich die kleinen Steuern!“

Alle Abschiedsgesuche – es dürften sechs sein – klagen nicht bloß über zerrüttete Gesundheit, sondern schieben dem Dienst, meist aber dem Kaiser selber die Schuld für diesen

Zustand zu. Am selben Tage, wo ihn Hohenlohe „wohl und sehr guter Laune“ in Varzin findet, läßt Bismarck ihn dem Kaiser ausrichten, er sei noch immer krank und litte an den Nerven, „denn der Kaiser ist rücksichtslos gegen mich und ärgert mich“.

Vom Reichstag fordert er die Aufmerksamkeit, die er selbst ihm versagt. Als Bismarck im Jahre 79 während eines persönlichen Ausfalles gegen Lasker die Glocke des Präsidenten sich leise rühren hört, unterbricht er sich: „Was soll die Glocke! Es ist ja alles ruhig im Saale!“ Nachher zu Lucius: „Ich bin hier als höchster Reichsbeamter und unterliege nicht der Disziplin des Präsidenten, er darf mich nicht unterbrechen, auch nicht mit der Glocke warnen. Wenn er solche Versuche macht, so ist das ein Schritt näher zur Auflösung des Hauses!“ Dabei zieht er alle Lanzen auf sich, sein Kampfesmut wächst mit seiner Verachtung. Als Rickert einmal sachliche Angriffe gegen die Regierung erhebt, zieht Bismarck vom Leder: „Ja, meine Herren, Sie greifen die Gesetzgebung, unsere Verhältnisse, die Politik der Regierung an. Wen meinen Sie überhaupt, meinen Sie einen andern als mich? .. Ich kann nicht zugeben, daß Sie mir solche Injurien unter der Rubrik Staat an den Hals werfen, ohne daß ich berechtigt sein soll, zu erwidern!“

Aber in der gleichen Sitzung verändert er das Motiv, geht von der Ehre auf das Spiel über, denn er sagt zu Richter: „Ich kann es, ich möchte sagen, sportmäßig nicht lassen, daß, wenn ich grade hier bin, ich mich gegen derartige Angriffe wehre!“ An einem andern Tage beherrscht ihn eine Zwischenstimmung zwischen Selbstgefühl und Bescheidenheit. Da Lasker gesagt hat, ein Mann kann nicht alles können, fühlt er sich als Champion herausgefordert und erwidert: „Ich glaube aber: was Eure Alba können, das kann auch Karl, nicht mehr!“ (Er variiert also das Schillersche Wort: Und Karl kann mehr! scheinbar zu seinen Ungunsten.) Sehr selten beruft

er sich auf seine eigene Geschichte, einmal aber ruft er dem Reichstage zu: „Ich habe mir ja von ganz Europa nicht imponieren lassen, Sie werden nicht die ersten sein!“ In solchen Augenblicken erzittert etwas in seinen schlimmsten Feinden: sie fühlen, das ist die Wahrheit.

Damals fühlte er sich immer mehr als Virtuose der Staatskunst, und belehrte die Ideologen des Reichstages, daß „die Politik keine Wissenschaft ist, wie viele der Herren Professoren sich einbilden, sie ist eben eine Kunst. Sie ist ebensowenig eine Wissenschaft wie das Bildhauen und das Malen. Man kann ein scharfer Kritiker sein und doch kein Künstler, und selbst der Meister aller Kritiker, Lessing, würde es nie unternommen haben, einen Laokoon zu machen“. Wenn er nach solchen Zusammenstößen im Reichstag dann verärgert zu Tische kommt, so meldet sich nach den ersten drei oder vier Gängen wieder der grimme Humor, und er äußert den Wunsch, einmal eine Rede wie jener Mann anzufangen, der beim Festmahl begann: „Gemeine Bande – lange Pause, entsetzte Gesichter – vereinigen uns hier.“

Die Launen, bis zu denen seine Autokratie sich steigert, umspielen am liebsten die Sicherheit seiner eigenen Stellung: da gleicht Bismarck wirklich dem Löwen, der das gefangene Tier, die Macht, immer wieder freizulassen scheint, um es im letzten Augenblick mit seiner großen Tatze doch zu fassen. Im April 80 ist er wütend, weil Preußen zum erstenmal im Bundesrat majorisiert wurde, schon um 10 Uhr läßt er Tiedemann rufen, was noch nie vorgekommen, fordert für heut abend eine Notiz über sein Abschiedsgesuch in der „Norddeutschen“, läßt trotz Abratens Gesuch und Notiz entwerfen: inzwischen geht er im Garten spazieren, tritt bei jedem Rundgang ans Fenster des Schreibenden, um immer bössere Aufträge zu geben: mehrere Bundesfürsten sollen sich samt ihren Vertretern verantworten. Kurz vor Redaktionsschluß der Zeitung rät Tiedemann nochmals, bis morgen

zu warten. „Nein!“ Inzwischen ist das Abschiedsgesuch von 4 Bogen Länge fertig, ins Chiffrier-Bureau, vier Schreiber sollen es mundieren, weil es sonst unmöglich bis halb fünf in des Kaisers Händen sein kann. Schlag halb fünf wird es durch einen Reiter im Galopp nach dem Palais gebracht, um Dreiviertel geht Bismarck zu Tische. Kaum ist er oben, so schickt er einen Boten herunter: das Gesuch soll nicht abgehen! Tiedemann, nach oben eilend: seit einer halben Stunde sei es fort, man könne zwar versuchen, es vom Flügeladjutanten wiederzubekommen, leider sei aber ja inzwischen die Notiz erschienen, die der Kaiser jetzt eben lesen wird. „Nun, dann lassen Sie's schießen! Er hat mich oft genug hereingelegt, jetzt lasse ich ihn auch einmal hereinfallen!“

Zu solchen Komödien läßt Bismarck sich hinreißen, wenn es die Stellung gilt; nicht in der kleinsten auswärtigen Sache würde er sich den Launen des Für und Wider hingeben, und wenn es einer seiner Leute tut, ist er außer sich. Hier handelt es sich ja nur um die Macht, mit ihr kann man spielen, denn man ist unabsetzbar. Lucius und Tiedemann, zwei Abgeordnete, aus denen er sich einen Staatsminister und einen Chef der Reichskanzlei herangebildet, sind die einzigen, die mittels Takt und Nerven bei Bismarck jahrelang aushalten; später tritt noch der Finanzminister Scholtz hinzu.

Interessant sind Busch und Bucher, beide kaum jünger als Bismarck, beide frühere Revolutionäre, dann als Journalisten entdeckt und in den Dienst übernommen. Gewandt und gewissenlos, subaltern und hohl, ist Busch nach langen Reisen und Fahrten als Redakteur der „Grenzboten“ Bismarck aufgefallen, vor dem französischen Krieg herangezogen, nach ihm in Ungnade entfernt worden, hat sich dann auf Schleichwegen, die der Erpressung nahekamen, wieder unentbehrlich gemacht, und ist von Bismarck aufs neue gehalten worden, der mehr von ihm zu fürchten hatte, als Busch von Bismarck. Aber er kennt alle Mittel der Re-

portage, sieht, hört, merkt sich alles und hat unschätzbare Beiträge zur Erkenntnis seines Chefs in Gestalt jener Tagebücher geliefert, die dem Dargestellten nur allzu wahr erschienen.

Neben diesem breiten, jovialen, immer schlaun und glücklichen Manne ist Lothar Bucher eine problematische Gestalt. Zuerst Jurist, im Landtage von 49 radikaler Abgeordneter, zu Gefängnis verurteilt, nach London entflohen, zehn Jahre einsam, freudlos, arm, nicht weit von Marx, ist er bei Amnestie zurückgekehrt, hat Lassalle bei Bismarck eingeführt; doch ist er, nahe Fünfzig, noch ohne alle Existenz. Da wird man müde. Das ist der Augenblick, wo Bismarck sich seine vorzügliche Feder kauft. Jetzt, in der Konfliktzeit, während sein Londoner Freund Lieb knecht die steile, karge Bahn erst recht beginnt, öffnet Bucher die Tür des Auswärtigen Amtes, um sie für immer hinter sich zu schließen. Hier wird man in Ehren Wirklicher Geheimer Legationsrat, wenn man alles mitmacht und sich zu nichts mehr bekennt.

Wenn die unscheinbare, schwächliche Erscheinung aus dem Amte glitt, dann floh sie vor Menschen und Zeitungen, ging mit milden Augen durch die Wälder, sammelte in grüner Botanischer Trommel Gräser und Moose, kannte die Vögel, und immer sorgte der alte Junggeselle für die Schwester, aß wenig und trank nichts. Wenn er dann wieder durch Bismarcks Türe glitt, so war Tag und Nacht gleich; ging er ins Theater, so mußte er vorher seine Platznummer mitteilen, damit man ihn herausholen konnte. Scharf im Denken, glatt im Schreiben, häufte er englische Artikel, französische Noten, deutsche Gesetzentwürfe: alles, was und wie es der Meister verlangte, dem er seine Seele verkauft hatte, ohne ihn zu lieben. Weil er sich willenlos gemacht, darf er den Herrn auch verbessern und erkennt an dessen Ausdruck, ob die Kritik „gesessen“ hat. Dafür war er der einzige Anerkannte; von keinem andern Mitarbeiter hat Bismarck gesagt: „Eine

wahre Perle! Er war mein treuer Freund, manchmal mein Zensor“; wogegen er den guten, devoten Abeken einmal seinen Kuli nannte.

Von allen Räten fordert Bismarck beim Vortrage Kürze, beim Schreiben Einfachheit. Wer, wie Tiedemann oder Bucher, lapidar spricht und alles über Nacht leistet, hat ihn nie ungeduldig gesehen. Pathos ist im Reden, Superlative sind im Schreiben verboten, für beides hat er zwei goldene Regeln gebildet: „Je einfacher das Wort, desto größer der Eindruck.“ Ferner: „Es gibt keine noch so verwickelte Sache, aus der sich nicht der Kern mit wenigen Worten herauschälen ließe.“ Man muß schließlich über Gesetz-Entwürfe von mehr als 100 Paragraphen in 10 Minuten referieren, „die Vorbereitung hat freilich Stunden gekostet“. Als er sich in einer Wirtschaftsfrage orientieren will, ist ihm eine Darstellung von 5 Folioseiten zu lang.

Dabei erträgt er ruhigen Widerspruch und macht ihn sich gleich zunutze, nachdem er im ersten Augenblick frappiert gewesen. Man muß diesen Nervenmenschen, der nichts weniger als „eisern“ war, nur verstehen: ist er nervös erregt, so dreht er seine merkwürdig starken Augenbrauen wie andere Leute den Schnurrbart; für solche Tage hat Tiedemann immer oben auf der Mappe eine leichte Sache liegen: „Bemerkte ich beim Eintreten, daß er mit einem weltschmerzlichen Ausdruck der Augen zum Fenster hinaussah und dabei die Augenbrauen drehte, so referierte ich ganz kurz über eine gleichgültige Sache und erhielt gewöhnlich die Antwort: „Mir ganz egal, tun Sie, was Ihnen beliebt, haben Sie noch mehr?“ Tiedemann ab. Morgen bei guter Laune wird sein Chef geduldig mehrere Stunden zuhören.

Durch seinen Morgenschlaf verschiebt sich der Dienst um einen halben Tag, am Vormittag bekommt man ihn nicht zu sehn, von 12 bis 6 scharfer Dienst, dann wieder von 9 bis nach Mitternacht. Ja, er ist in so hohem Grade eine Abend-

natur, daß er die Sitzungen im Parlament spät wie in England wünscht, denn „abends ist man ein viel besserer Mensch, man redet besser, ist versöhnlicher; morgens ist man in der Stimmung, nur auf eine Behauptung zu warten, die man angreifen kann“.

Ist er aber munter, so fordert er nach Art hochnervöser Naturen von seinen Leuten das Ungewöhnliche: ein großes Konzept in einer Stunde, und während dieser Stunde wird der Schreiber zuweilen zehnmal gestört. „Die Kanzleidiener liefen immer im Trab durch den Saal. Alles ging im Galopp, für keine Arbeit war die erforderliche Muße vorhanden, selbst die stärksten Nerven gingen dabei in die Brüche.“ Aber zugleich bestätigt derselbe Tiedemann: „Ich habe nie etwas von Heftigkeit an ihm wahrgenommen . . Mir gegenüber hat er nie einen andern Ton angeschlagen, als unter Gentlemen üblich; im Gegenteil, er war die Höflichkeit selbst und ging in dieser Beziehung weiter als die andern Minister. Freilich, man mußte ihn nicht ungeduldig und nervös machen . . Die Bureau- und Unterbeamten standen sehr in der Furcht des Herrn, sie wußten, daß das kleinste Versehen nicht ungerügt blieb, und vor dem donnernden Jupiter zitterten sie.“

Wenn er in seinem großen, ziemlich leeren Arbeitsraum beim Schein der hohen silbernen Lampe halb liegend sich referieren läßt, so fällt er seine Entscheidungen stets sofort, niemals in sechs Jahren hat Tiedemann ein Schwanken in der Entscheidung bemerkt. Diktirt er aber, so geht er gern auf und ab und spricht, wie von der Tribüne, stoßweise, bisweilen eine lange Pause, dann wieder hervorquellende Worte; oft zwei bis drei gleichbedeutende Wendungen zur Wahl. „Da man ihn nie unterbrechen durfte, er verlor dann sofort den Faden, so war es sehr schwer, ihm zu folgen. Ende 77 diktierte er mir einen Bericht an den Kaiser, . . eine hochpolitische Darstellung der Entwicklung unserer ganzen Parteiverhältnisse seit der Verfassung: er diktierte ununterbrochen

fünf Stunden, rascher als gewöhnlich, ich hatte die größte Mühe, nur die leitenden Gedanken zu Papier zu bringen. Es war überheizt, ich fürchtete, einen Schreibkrampf zu bekommen: rasch entschlossen zog ich meinen Rock aus und fuhr in Hemdsärmeln fort. Der Fürst sah mich zuerst etwas erstaunt an, nickte mir dann aber verständnisvoll zu und ließ sich nicht unterbrechen. Als ich nun an die Ausarbeitung ging (150 Folioseiten), . . staunte ich über die tadellose Disposition des Ganzen . . Es war eine schnurgerade Auseinandersetzung ohne Wiederholungen und Seitensprünge.“

Sachliche Strenge und persönliche Höflichkeit, durch die er im Dienst zugleich als Autokrat und Kavalier erscheint, hält er auch in anderen Geschäften aufrecht. Da er weder Geduld noch Zeit hat, um sich zu Anzügen Maß nehmen zu lassen, so muß der Kleiderkünstler mit den Augen messen; mißlingt ihm das, so empfängt er diesen Brief: „Sie haben mir früher Sachen gearbeitet, die gut saßen, aber Sie haben leider die Gewohnheit davon verloren, und nehmen an, daß ich mit dem Alter kleiner und dünner werde, was doch selten der Fall ist . . Was Sie mir seit 70 geschickt haben, ist nicht zu brauchen, und ich habe von einem sonst so intelligent betriebenen Geschäfte wie dem Ihrigen nicht erwarten können, daß Sie die Naturgeschichte des menschlichen Körpers so wenig studiert haben.“ In so verdrießliche Humore begibt sich dieser große Stilist, wenn er einen tüchtigen Untergebenen tadeln muß.

Dagegen ist sein Selbstgefühl immer in nervösem Flusse, wenn er mit Gleichgestellten verkehrt: Kollegen sind ihm von vornherein unerträglich, deshalb behandelt er sie schlechter als seine Geheimräte, die sich ja nicht wehren können. Mehrere Minister berichten von seiner „unnahbaren Höhe“, er habe sie wie Hilfsarbeiter behandelt: „Er ließ mich sitzen, schreibt der Marineminister von Stosch, und nahm mit mir meine Arbeit durch wie der Schullehrer das Opus



eines dummen und widerspenstigen Zöglings . . Jeder Einwand wurde kurz abgeschnitten, es blieb nichts übrig als zu schweigen und nachzugeben.“ Auf diese Art verliert man in einer halben Stunde für immer Bismarcks Achtung. Eulenburg dagegen, dem als Minister ein formelles Unrecht geschehen, zwingt mit einem scharfen Proteste den Gewaltigen zu diesen Zeilen: „Nach Inhalt Ihres Schreibens bin ich unter dem Eindruck, daß Ihnen gegenüber eine Taktlosigkeit in der Form begangen ist, für die ich Sie um Verzeihung bitte, obschon ich sie nicht verschuldet, höchstens ermöglicht habe.“ Bis auf die Urenkel wird dieser Brief in der Familie des Adressaten aufgehoben werden. Andere Minister, die nach freundschaftlichen Beziehungen zu Bismarck von ihm in ihr Amt erhoben wurden, verlieren regelmäßig erst jene, dann dieses, erhalten nach kurzer Zeit erst beleidigte Privatbriefe, dann böse amtliche Verweise und enden als erklärte Feinde ihres ehemaligen Freundes; denn Dank wird von seiner Seite immer erwartet, nie gesendet.

Nur in seltenen Augenblicken rührt sich dies Gefühl in seinem Herzen: dann fällt ihm plötzlich eine Geste ein, die ihm niemand vorgemacht hat oder nachmachen könnte. Als er, nach dem Sieg über Frankreich, zwischen Moltke und Roon hinter dem Kaiser durchs Brandenburger Tor einreitet, bemerkt er auf besonderer Tribüne die Beamten seines Ministeriums. Da ergreift er von den drei Lorbeerkränzen, die man ihm auf den Sattelknopf gehängt, einen und wirft ihn seinen Mitarbeitern zu.

IX

Als sie im Jahre 60 eines Winterabends am Petersburger Kaminfeuer saßen, der Chef mit Schlözer, Croy, dem jungen Holstein und dem Hauslehrer der Kinder, kam die Rede auf die Unsterblichkeit; Holstein suchte zu beweisen, daß sie allein im Nachruhm garantiert sei. Darauf griff Bismarck zu

seinem Glas auf dem Kaminbrett und sagte: „Wissen Sie was, Herr von Holstein? Dieses Glas Médoc ist mir lieber als dreißig Seiten Beckers Weltgeschichte!“

In dieser Verachtung des Ruhmes, über den er als Student wie als Greis gespottet hat, ist sein Charakter nach einer Seite deutlich und eng abgegrenzt; es ist vielleicht seine folgenreichste Verschiedenheit von Napoleon, der ohne Plutarch und den Ruhm nichts geworden wäre. Als nun in den siebziger Jahren Beckers Weltgeschichte heranrückte, blieb der Held dieser dreißig Seiten ganz unbestechlich. Er wußte, wer er war; er hat in seinem Carlyle alle Stellen doppelt und dreifach angestrichen, wo dieser vom politischen Genie spricht, und ihm zum 80. Geburtstage mit einer Verehrung gratuliert, die er nie einem deutschen Geiste gezollt hat; allerdings hatte Carlyle 50 Jahre zuvor ähnliche Briefe von einem größeren Deutschen erhalten.

Der Beifall der Mitwelt ließ Bismarck kalt: da er die Menschen verachtet, ist ihre Verehrung ihm peinlich. Schon im Reichstag, wo Richter ihm Unkenntnis der Wirtschaft vorgeworfen, fügte Bismarck seiner Antwort, er könne das Urteil seiner Mitbürger ruhig erwarten, ausdrücklich hinzu, „ich will von Nachwelt nicht sprechen, es ist mir zu pathetisch“. Wenn sich vor dem Reichstag die Menschen sammeln, um ihn anfahren zu sehen, so stört ihn das alles, und er erklärt, was für ein Gesicht er als verhaßter Minister machen mußte, wo man vor ihm ausspuckte, das wußte er wohl; jetzt müsse er ein anderes zu machen erst lernen. Sein König lädt ihn zur Nagelung von Fahnen, deren eine Bismarcks Wappen und Namen erhalten soll, aber er lehnt ab, dort könne man sich höchstens erkälten, und wenn ihm Wilhelm Brillanten zu einem Orden mit den rührenden Worten schickt: „Es ist die letzte Dekoration, die ich Ihnen bieten kann, und sie ist eigens für Sie erfunden“, so sagt er zu Hause: „Ein Faß Rheinwein oder ein gutes Pferd wäre mir lieber gewesen.“

Die Bismarck-Öldrucke amüsieren ihn, und als er sich in einer Allegorie als weißer Friedensengel in ausgeschnittenem Gewande sieht, mit einem Kranz von Vergißmeinnicht und Lorbeer auf dem kahlen Schädel, staunt er über seine „transzendentalen Möglichkeiten“. Aber auch die ersten Denkmäler sind ihm peinlich, vor dem Lande spricht er es offen aus, „daß ich für diese Art von Dank gar nicht empfänglich bin. Ich wüßte nicht, welches Gesicht ich machen sollte, wenn ich an meiner Statue in Köln vorbeiginge . . In Kissingen stört es meine Promenaden-Verhältnisse, wenn ich gewissermaßen fossil neben mir stehe“.

So kalt läßt den Realisten der Ruhm: aus ihm kann man nichts machen. Die öffentliche Meinung aber, die er braucht, hört er nicht auf, zu bearbeiten, und pflegt zu diesem Zwecke die Stilisierung seiner Person mit um so größerem Zynismus, als ihn selber die auf die Mitwelt berechnete Wirkung kalt läßt. Derselbe, der sich im Denkmal nicht sehen mag, unterstützt alle Darstellungen seiner Taten und Originalitäten, zum Zweck der Propaganda. Sybel wird angestellt, „Die Gründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.“ unter Öffnung der Archive zu schreiben, aber Bucher muß vorher die Stücke sichten, und darf ihm nur die „ungefährlichen“ Akten ausliefern; weshalb denn die sieben Bände nach kurzem beinahe entwertet waren. Hesekei, Busch und andere legen ihm vor dem Druck ihre Bücher „Unser Reichskanzler“ und dergleichen vor, in deren Bogen er nicht bloß streicht, auch Zusätze verlangt und moniert, wo er zu schlecht wegkommt; ja, er übergibt Hesekei Privatbriefe, sorgsam ausgewählt, von denen solche aus dem Jahre 70 schon im Jahre 77 erscheinen dürfen.

Nach ihrer politischen Wirkung berechnet er jede Nuance des Auftretens. Derselbe Mann, der sich bei Hofe laut über den Oberhofmeister der Kaiserin beklagt, weil er ihn nicht begrüßt habe, zieht auf einer Fahrt durch Östreich die Vorhänge

seines Zuges zu, um durch die Zurufe der jubelnden Menge in einer krisenhaften Zeit seine Wiener Kollegen nicht zu verstimmen.

Seine Ausnutzung der Presse ist bis heute von niemand wieder erreicht worden: Tag und Nacht, und dies buchstäblich, müssen seine unterworfenen Federn präparieren, suggerieren, resümieren, dementieren. Wie er das Gift dosiert; aus welchem deutschen Winkel oder aus welcher fremden Hauptstadt er seine Nachrichten oder Artikel nach Berlin kommen läßt, um durch scheinbar unbefangene Stimmen die Öffentlichkeit zu bearbeiten; welche Erfindungen über sich selbst er in seinem Arbeitszimmer diktiert, damit sie dann aus Stockholm nach Potsdam zurückkommen: das ist alles von solcher Meisterschaft, daß selbst sein getreuer Tiedemann ihn abschließend „mehr Mephisto als Faust“ nennt. Als im Jahre 72 Arnim von Augusta ermuntert wird, diktiert Bismarck dem Doktor Busch in Varzin einen Artikel über „die Wünsche einer hohen Dame nach einem Wechsel im Kanzleramte“, und als er eine österreichische Debatte braucht, läßt er Bucher als gelegentlichen Korrespondenten der Kölnischen Zeitung aus Stolp in Pommern „eine zufällige Information“ verbreiten.

Im Jahre 74, auf der Höhe des Kirchenstreites, kam ihm abermals eine Kugel gelegen. Ein paar Monate zuvor hatte er mit verachtendem Stolze dem Reichstag zugerufen: „In meinem ganzen politischen Leben ist mir die Ehre zuteil geworden, sehr viele Feinde zu haben. Gehen Sie von der Garonne . . bis zur Weichsel, vom Belt bis zur Tiber, suchen Sie an den heimischen Strömen der Oder und des Rheines umher, so werden Sie finden, daß ich in diesem Augenblicke wohl die am stärksten und – ich behaupte stolz – die am besten gehaßte Persönlichkeit in diesem Lande bin!“ Er wußte nicht, daß um diese Zeit ein belgischer Kesselschmied dem Erzbischofe von Paris Bismarcks Kopf wegen seines Kampfes

gegen Rom angeboten, freilich hinzugefügt hatte: „Ich bin bereit, der Arm zu sein, der das Ungeheuer erschlägt, wenn Sie glauben, daß Gott mir verzeihen wird, und Sie mir die Summe von 60000 Franken zahlen, wenn das Ungeheuer noch vor Ablauf des Jahres seine fluchwürdige Bahn beschossen haben wird.“

Wenige Monate später schießt ein junger Mann in Kissingen in seinen Wagen, verletzt aber nur leicht einen Finger; der Mann bekennt sich zum Centrum. Bismarck ist froh. Zuerst werden mehrere Priester vernommen, die dem Manne angeblich geholfen, den Wagen aufgehalten haben; dann fängt ein Pressekrieg an, der ein halbes Jahr überdauert und im Reichstage kulminiert. Dort ist ein Centrumsmann so ungeschickt, zu sagen: ein halb Verrückter habe auf den Fürsten Bismarck geschossen, darüber sei ein guter Teil der deutschen Denker in das Delirium geraten. Darauf erhebt sich Bismarck zu einer seiner geschliffensten Reden; er ist verletzt, nun strömen alle Haßgefühle zusammen:

„Der Mann, den ich selbst gesprochen habe, ist vollkommen im Besitz seiner geistigen Fähigkeiten. Wir haben ja auch ärztliche Atteste. Ich begreife es, daß der Herr Vorredner jeden Gedanken an eine Gemeinschaft mit einem solchen Menschen scheut. Er wird gewiß nie im Innersten seiner Seele auch nur den leisesten Wunsch gehabt haben: Wenn dieser Kanzler einmal irgendwie verunglücken könnte! Ich bin überzeugt, er hat das nie gedacht. Aber mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, er hängt sich an Ihre Rockschoße fest, er nennt Sie seine Fraktion! (Große Unruhe.) Ich erzähle Ihnen ja nur die geschichtlichen Tatsachen. Dieser Kullmann hat mir auf meine Frage geantwortet: „Ich wollte Sie umbringen wegen der Kirchengesetze. Sie haben meine Fraktion beleidigt!“ (Große Heiterkeit). Dann hat er auf meine Frage vor Zeugen gesagt: „Das ist die Zentrumsfraktion im Reichstage.“ In diesem

Augenblicke ruft Graf Ballestrem Pfui! zur Tribüne. Bismarck müßte nach seinem Temperament herunterkommen und den Grafen niederschlagen. Aber er zieht nur die Brauen zusammen und siegt mit den kühlen Worten: „Pfui ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen. Ich bin nur zu höflich, sie auszusprechen.“

Das Attentat beschäftigte ihn lange, hier ist wohl der einzige Punkt seiner Laufbahn, wo der Gedanke an Rücktritt von ihm ernsthaft erwogen wurde. Er ist in größter Aufregung, als er Bennigsen erklärt, jetzt gehe er: zweimal habe man auf ihn geschossen, täglich warne ihn die Polizei: „Mag ein andrer Kanzler von katholischen Gesellen auf sich schießen lassen! Am ersten April werde ich Sechzig, dann ziehe ich mich als Landedelmann zurück!“ Auf dies Ziel streben seit langem Frau und Tochter: jetzt kommt seine Stimmung ihnen entgegen.

Eigentlich ist in diesem Jahrzehnte Johannas Einfluß ganz geschwunden, statt ihn zu besänftigen, bekräftigt sie jeden Ausbruch seines Hasses und hat, nach allen Berichten, nicht ein einziges Mal in einem Menschenalter den Versuch gemacht, Brüche zu vermeiden oder zu heilen. Sie liebt ihn und haßt darum fast alle Menschen, er ist ja jedermanns Feind; dabei wächst mit steigenden Jahren ihre Leidenschaftlichkeit, Eulenburg sieht sie einmal im Alter in Verteidigung des Gatten ein Glas zerschlagen. Im Parlament war sie überhaupt nur einmal, sie hätte es nicht ausgehalten, und sagt bei einem seiner Berichte: „Ich hätte mit Stuhlbeinen geworfen!“ Als sie aber zu Crispi äußert: „Sie haben recht, mein Mann ist wirklich gut“, lächelt er spöttisch und sagt: „Das ist nicht jedermanns Ansicht.“

Noch jetzt muß er sie leise mahnen, bei Abfahrt zu einem Bazar sagt er ihr vor einem Fremden: „Aber Ihr bleibt mir nicht länger, als der König bleibt. Es schickt sich nicht für

Euch, Euch lange im Gedränge herumzutreiben.“ Dafür bindet sie ihm bei Tische vor ausländischen Ehrengästen die Krawatte. Doch unvermindert umhegt sie seine Zärtlichkeit, und wenn er auch oft lange Sommerwochen ohne sie verbringt, so schreibt er ihr doch nach 30- und 40 jähriger Ehe: „Mein Liebling. Ich schreibe Dir diesen Liebesgruß“, oder er drahtet aus Friedrichsruh: „Ohne Pferde und ohne Frau halte ich hier nicht länger aus. Wir kommen morgen zurück.“ In Berlin gefällt es ihr jetzt besser als ehemals, und ihre Freundin bezeugt vor einem langen Aufenthalt in Varzin, „der Fürstin graut davor, da die absolute Einsamkeit ihr auf die Nerven fällt“.

Befremdet steht man vor den übereinstimmenden Berichten dieses ungeistigen, formlosen Hauses. Warum lebt der Herr dieses Hauses, nicht bloß der mächtigste, auch der bedeutendste Deutsche seiner Zeit, in der Jugend ein Weltmann, noch heut als Unterhalter und Erzähler von allen gerühmt, die ihm vertraulich begegnen: warum lebt er auf der Schattenseite des Geistes? Wüßte man nichts von seinem Leben als dies, man würde das Ungeistige der Epoche erraten.

In was für Räumen er lebt, ist ihm ästhetisch gleichgültig, wenn nur die Sessel bequem sind; als man ihm Rooms neue Einrichtung rühmt, sagt er: „Leute, die viel auf schöne Möbel halten, pflegen schlecht zu essen.“ Zwischen geschmacklosen Möbeln, Ehrendiplomen, die an häßlichen Tapeten kleben, auf Mahagonistühlen, die mit Kretonne überzogen sind, in einem Durcheinander von Farben sitzt oder liegt der gewaltige Mensch auf seiner Chaiselongue nach Tische bei seinen Gästen, den schwarzen Tuchrock bis zum Hals geschlossen, weißes langes Halstuch, anstatt Kragen, die ihn alle drücken, den Reichshund zu Füßen, lange Pfeife, Zeitungen auf den Boden herunterlesend; „Internationale Gepflogenheit des Verkehrs, erzählt Eulenburg, der jahrelang dort aus und ein ging, war in diesem Kreise nicht zu finden;

der Hauch provinzieller Edelleute aus kleiner Begüterung ist niemals aus dem Salon Bismarck gewichen.“ Fast immer sind Gäste im Salon, außer den Mitarbeitern junge Offiziere, die die Söhne einführen, Verwandte, meist Adel, alles formlos, bei Wein, Bier, Kognak, „ein merkwürdiges Tableau im Salon des ersten Diplomaten des Jahrhunderts! Der Qualm eines Tabakskollegiums, dazwischen glänzende Toiletten der Damen“.

Dem Milieu entspricht die Unterhaltung. Wenn der Fürst nicht erzählt oder politische Glossen macht, und auch dann kommt ein geistiges Gespräch gar nicht zustande, selbst seine Monologe werden im Durcheinander einer führerlosen Geselligkeit oft unterbrochen; seine Darstellungen historischer Augenblicke, Emser Depesche, Attentat, Versailles, wiederholen sich in allen Berichten und kehren durch die Jahrzehnte immer wieder; in denselben Berichten steht das Bedauern, daß ein Sohn, eine Meldung, eine Speise Bismarcks interessanteste Darlegung unterbrochen habe. Zur Hochzeit der Tochter, als sehr viele Menschen erschienen, schwirrten die Wirte nach Bismarcks eigener Erzählung „wie zwei Fliegen in einer geschlossenen Laterne umher, griffen ungerufen ein und brachten alles in Unordnung“.

Wer von deutschen Geistesträgern in den Jahren 70 bis 90 bei ihm verkehrt habe, darf man nicht fragen; es war niemand. Die Brüder Lindau, die Bismarck brauchte, Curtius und Wildenbruch sind wohl die einzigen Ausnahmen. Anders die Liste derer, die Bismarcks Haus in zwei Jahrzehnten nie betreten und doch die Berliner Gesellschaft geistig beherrscht oder besucht haben: Heyse, Storm, Wilbrandt, Brandes, Ibsen, Björnson, Menzel, Klinger, Brahms, Helmholtz, Dubois-Reymond, Langenbeck, Robert Koch, Hermann Grimm, Erich Schmidt, Scherer, Rodenberg, Rancke, Fontane: niemand! Und dabei ist der Kreis der Bismarck-Gegner, wie Virchow, Freytag, Mommsen, hier gar nicht erwähnt.

Als Langbehn (der Rembrandt-Deutsche) der Fürstin Johanna Hölderlins Hyperion gebracht hatte, sagte sie ihm nach der Lektüre: „Wir haben so gelacht!“

Diese Anomalie besagt nichts gegen Bismarcks tiefe Blicke in Shakespeare und Goethe, Schiller und Byron, von denen seine Jugendbriefe zeugen; es zeigt sich nur, hier und in den Hunderten von Gesprächen, die überliefert und von denen kein Dutzend geistiger Natur sind, wie dieser Kopf, erfüllt von Plänen, dieser Wille, bedrängt von Kämpfen, aus Hygiene, doch auch aus Autokratie dem Umgang mit Männern ausweicht, die weder Geschäfte noch Zwecke, keine Partei, nicht einmal Feindschaft mitbringen.

Die Folgen sind verhängnisvoll. Denn wer 30 Jahre lang nichts Neues mehr liest, nur noch zuweilen Verse von Heine und Byron, Uhland und Rückert, sich auch persönlich von allen nichtpolitischen Bewegungen seines Landes ausschließt, wird dieses auf die Dauer immer ungeistiger regieren, die Trennung von Staat und Geist in deutschen Ländern erneuern, die drei großen Bewegungen Europas: Weltwirtschaft, Kirche, Sozialismus verkennen und ihnen durch Zölle zugunsten der Regierenden vergebens zu begegnen suchen. Der alte König sah und hörte in seiner Beschränktheit mehr von den Fragen der Zeit als Bismarck, dessen Kopf sonst die wichtigsten Dinge in einem Tischgespräch aufgefangen und rasch verarbeitet hätte. Die Indolenz seiner Familie vereinigte sich seinem Willen zur Bequemlichkeit, und wenn die immer überreizten Nerven des Diktators ausspannen wollten, so mußte der deutsche Geist die Kosten tragen. Er hätte sich auch von selber zurückgehalten, denn damals bewahrten die deutschen Gelehrten noch Haltung vor Uniformen und Exzellenzen, ihre Disziplin erschien ihnen wichtiger als die des Staates. Bedeutende Köpfe historischer Bildung beurteilten Bismarck damals wie folgt:

Brandes: „Bismarck ist ein Glück für Deutschland, wenn er auch kein Wohltäter für die Menschheit ist. Er ist für die Deutschen, was ein paar ausgezeichnete, ungeheuer starke Brillen für den Schwachsichtigen: ein Glück für den Kranken, daß er sie findet, aber ein großes Unglück, daß er sie braucht.“

Burckhardt (1877): „Das Abdizieren und Wiederkommen macht den Eindruck, als wüßte er einfach nicht mehr weiter. Er hat sich in allen großen Fragen des Innern ziemlich verkalkuliert . . Es ist möglich, daß er etwa in einer großen europäischen Krisis, wenn sich eine solche an den bevorstehenden Türkenkrieg hängen sollte, noch einmal den Ton angibt. Aber das Innere des Reiches kann er nicht mehr heilen.“

Fontane (1881): „Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen, in der Oberschicht ist es lange da. Nicht seine Maßregeln sind es, die ihn gradezu ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. Er ist ein großes Genie, aber ein kleiner Mann.“ 93: „Man muß immer wieder das Riesengroße zurückrufen, was er genial zusammengehobelt hat, um von diesen krassesten Widersprüchen . . nicht abgestoßen zu werden. Er ist die denkbar interessanteste Figur, ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, ist mir eigentlich widerwärtig. Dem Zweck schließlich alles unterzuordnen, ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt.“ 95: „Diese Mischung von Übermensch und Schlauberger, . . von Heros und Heulhuber, der nie ein Wässerchen getrübt hat, erfüllt mich mit gemischten Gefühlen und läßt eine reine, helle Bewunderung in mir nicht aufkommen; etwas fehlt hier, und grade das, was recht eigentlich die Größe leiht.“

Nietzsche: Beim Anblick eines Schlafrocks:

„Kam, trotz schlampigstem Gewande,
einst der Deutsche zu Verstande,
weh, wie hat sich das gewandt!

Eingeknüpft in strenge Kleider,
überließ er seinem Schneider,
seinem Bismarck den Verstand!“

Und doch ist es Bismarck, der sehr tiefe Dinge über die Historiker gewußt hat: „Es gibt zwei Gattungen, die einen machen die Wasser der Vergangenheit klar, so daß man auf den Grund sehen kann, die anderen machen sie trübe; zu den ersteren gehört Taine, zu den letzteren Sybel;“ obwohl Sybel ihn verherrlicht, Taine angegriffen hatte. Sein kritischer Blick erkannte den Größten des Jahrhunderts, denn er sagte: „Historiker sehen auch immer durch ihre eigene Brille: Carlyle schätze ich so hoch, weil er es versteht, sich in die Seele anderer hineinzuleben.“

X

Schloß Friedrichsruh war ein Hotel gewesen, und wenn der Hamburger Bürger am Sonntag in den Sachsenwald fuhr, so schlief und aß er dort, wo nachher Bismarck einen großen Teil seiner Kanzlerschaft, sein letztes Jahrzehnt fast ganz verbracht hat. Von Schönhausen über Varzin nach Friedrichsruh nahm der Schloßcharakter immer mehr ab, während der Herr in der Reihenfolge seiner Wohnsitze vom Baron zum Fürsten aufstieg. Wenn er ablehnte, in diesen neuen Wald ein Herrenhaus zu bauen und selbst dem alten Hotel so wenig aufhalf, daß zu seiner Zeit die alten Nummern über den Zimmern stehen blieben, so fragt man sich doch, warum er bei seinem Ahnenstolz nicht lieber Geld und Neigung auf den Ausbau des Stammhauses verwendet hat. Kniephof, in das seine Erinnerung immer wieder zurückkehrte – nur diese Stelle in der Welt hat er geliebt – war weggegeben, aber von der Familie wieder zu erlangen; Schönhausen, wo er geboren war, ist immer sein Eigen geblieben. Hamburg war ihm, als er in seine Nähe zog, fremd, Varzin war ebenso

wildromantisch wie Friedrichsruh, das Haus ebenso nüchtern, aber nicht schlechter; auch teilte er seine Sommer zwischen den beiden Gütern.

Bismarcks Heimatliebe war auf Pommern beschränkt, das Naturgefühl dehnte sich aus über die nordische Landschaft. Der Wald war seine Heimat, gleichviel, wo er lag, in Ungarn, Rußland, Dänemark war er ihm teuer; der Sachsenwald vom ersten Tage vertraut wie die wohlbekannten Varziner Strecken; hier allein ist Bismarck von jedem Zweck genesen, heute wie in der Jugend findet er den dichterischen Ausdruck dieser Leidenschaft:

„Ich liebe die großen Bäume, sie sind Ahnen . . Wenn ich die Bäume nicht so liebte, wüßte ich nicht, wie ich leben sollte. Die Freude an der Natur ist ein Gottesgeschenk, das man sich selber wohl weder geben noch nehmen kann . . Einem Menschen, der die Natur nicht liebt, mißtraue ich fast . . Wenn ich gut schlafe, träume ich von den Tannenschonungen, die frischgrün im Frühjahr stehen, feucht vom Regen, darüber Triebe machen – dann wache ich erfrischt auf . . Hier kann man stundenlang im Wagen und auf Bänken lungern und ins Grüne stieren, ohne Gedanken und ohne Langeweile“; doch wohl auch mit Gedanken, denn er gesteht ein andres Mal: „Die wichtigsten Entschlüsse habe ich in der Einsamkeit, im Walde gefaßt.“

Nur in den Wäldern wird Bismarcks Menschenfeindschaft das Objekt entzogen, da kann er sich höchstens noch über falschen Baumschlag ärgern, und wenn er einen fluchenden Knecht am Waldrand auf die Ackerpferde einhauen sieht, so steigt er vom Pferde und haut mit der Peitsche auf den Knecht ein. Um jeden Baum feilscht er mit dem Oberförster: „Was? der Wipfel ist verdorrt? Ich bin ja selber zopftrocken“, und er entblößt den kahlen Schädel. Es gibt in seinem Leben vielleicht kein schöneres Bild, als ihn mit seinen Söhnen im Friedrichsruher Walde zu sehen, wie sie dürre Wip-

fel herunterschießen, um des Försters Auge zu täuschen: er, vor dessen Befehlen alles zittert, braucht diesen Schleichweg, um seine Lieblinge vor dem eignen Beamten zu schützen. Er jagt sogar fast gar nicht mehr, um das Rehwild zu schonen, und sagt zu einem fragenden Besucher bei Tafel sehr abweisend, er esse nicht gern sein eignes Wild; indessen läßt er die Gäste jagen.

Dabei ist beinahe nichts Romantik, alles Erkenntnis im Anblick des einzelnen, aber eine liebende, keine kritische, wie im Anblick der Zeit. Zwar, er erklärt, in Friedrichsruh eine Brille zu tragen, weil ihn hier alles, in Berlin keine, weil ihn dort nichts interessiere; in Wahrheit ist die Brille hier schwächer, der Geist versöhnlich. Mit 70 schreibt er seiner Frau diese realistische Idylle:

„Es ist sehr schön hier, wenn auch der Flieder 3 und die Eichen hier 6 Tage gegen Berlin zurück sind. Die Dornblüte ist genau wie in Berlin. . Keine Nachtigall, aber ungezählte Grasmücken, Stare und dergleichen, namentlich der Kuckuck, den ich in Berlin noch nicht hörte. Ich fragte: wie lange noch? Der Schmeichler antwortete 12, die beiden letzten aber nur noch schwach. Der Mühlenstau ist ein richtiger Reinfall, macht sich aber fürs Auge sehr schön. Der früher natürliche Sumpf, Moder und Wasser gemischt, ist durch Kunst und Kosten um einige hundert Schritt nach oberhalb verschoben und das klare Wasser so viel größer. Die Mühle mahlt, regnet aber durch. In Silk . . steht der Roggen etwas dünn, und die Gerste braucht mehr Regen, der Knecht klagte . . Die Karpfenteiche sind sehr fein geworden; die neuen Pflanzungen wieder zu tief in der Erde! Der Baukamp aber reizend. Wolle Gott dich bald ganz genesen lassen!“

In den Wäldern wird Bismarck sogar gerecht. Wie er in Varzin von Wilddiebereien hört, fährt er auf bloßen Verdacht zum alten Müller in die Fuchsmühle hinaus mit seinen Gästen und flucht ihn zusammen. Darauf nach Hause, den Ober-

förster zitiert, dieser erklärt, der Alte besäße gar kein Gewehr und sein Sohn sei im Felde gefallen. Da schweigt Bismarck höchst betroffen eine Weile, dann sagt er: „Dann muß das Essen warten, und Sie, meine Herren, werden mir den Gefallen tun, noch einmal mit mir zu fahren.“ Zurück zur Mühle, der Alte kommt aber nicht heraus, Bismarck aus dem Wagen, tritt mit den Gästen ein und bittet um Entschuldigung wegen der Beleidigung. Ein Analogon bei vielen ähnlichen Ungerechtigkeiten im Dienst gibt es nicht: die Geschichte ist einzig in seinem Leben. Bismarck hütet die Ehre eines Untergebenen, der sich nicht wehren kann, seine Bitte um Verzeihung wirkt tief auf alle Zeugen, zugleich entlastet er damit sein Gewissen von andern Fällen; denn nach seiner protestantischen Natur geht jeder Exzeß seinem Denken nach, und er mag mit Ministern und Kanzleidienern, mit Förstern und Fürsten, die er verklagt oder beleidigt hat, sich in seinen Nächten länger beschäftigt haben, als einer von den Geschädigten glauben und als er selber je einräumen würde.

Worauf er auch hier bis ins höchste Alter hält, das ist der formelle, sogar feierliche Empfang: Minister oder Gutsnachbar, die Frau Pastor oder die Prinzessin von Weimar beschreiben seine Haltung in der Haustür als die gleiche, vornehm und ritterlich. Bismarck hat auch niemals die Hand im Handschuh gereicht, ihn vielmehr abgestreift und dann die Rechte geboten. Drinnen aber, in den nicht hohen Zimmern mit den breiten, niedrigen Fenstern, spielt sich das Leben der Familie, mit den Gästen formlos ab; zwischen abenteuerlichen Humpen, Aschenbechern und Bildern, aneinander geschobenen Tischen mit gewürfeltem Gedeck sitzt man hier bei jeder Art von Getränk. Ist es still im Hause, so schreibt er seiner Frau: „Adelheid liest Italien, Herbert schreibt nebenan, Tyras knackt an einem riesigen Knochen und der Teekessel singt dazu.“ Tiedemann, der wochenlang dort beim Fürsten ar-

beitet, findet, wenn er um 12 herunterkommt, gewöhnlich nur die Fürstin, „die um diese Zeit schon aufgestanden ist“. Gegen eins erscheint Bismarck, läßt sich während des großen Frühstücks vortragen. Dann meist zwei- bis vierständiger Ritt mit Sohn oder Tochter, Schritt oder Trab, Tiedemann mit eingeknüpftem Taschenbuche für Notizen, wobei oft die wichtigsten Geschäfte erledigt werden, erst die letzte halbe Stunde in schärferer Gangart. Seit dem letzten Attentat sind einige Geheimpolizisten in der Nähe, einer folgt ihm immer: er muß ihn dulden und zahlt so auch in der Einsamkeit den Tribut der Macht. Um sechs Uhr Diner, „immer vier Gänge mit Sekt, Tischwein und Portwein . . Es war ein Vergnügen, ihn vor einer Schüssel mit Gänseklein zu beobachten. Von den Krebsen meinte er einmal, sie hätten die sonderbare Eigenschaft, daß sie immer kleiner würden, je häufiger die Schüssel herumgehe“. Dann in dem großen Salon am Kaminfeuer, das er selber unterhält, „die interessanteste Stunde des Tages. Da enthüllte er seine geheimsten Gedanken . . Unerschöpflich in Mitteilungen aus seiner Vergangenheit . . Um 9 ging er in sein Arbeitszimmer, und nun begann für mich die Zeit der Arbeit. Bis Mitternacht mußte alles erledigt sein, halb ein Uhr Teestunde bei der Fürstin, eine Stunde“.

Neben dem Dienst unterbricht die Stille des Waldes sein steter Ärger über steigende Ausgaben, schwindende Einnahmen. In Berlin, wo er 18000 Taler Gehalt bekommt, braucht er nach seiner eigenen Angabe über 50, und beklagt sich über die Kosten, die Titel und Dotationen machten: „Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam, seitdem geht alles in Varzin auf. Ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen keinen Groschen Einnahme . . Die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das alles wohl ins Geleise bringen, ob zu richtigen Zinsen, das weiß ich nicht. Die neue Dotation

(Friedrichsruh) ist . . sehr wertvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85000 Talern, die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etablieren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will.“ Immer wieder klagt er seinem Bruder, das Getreide in Varzin sei kaum zu verwerten, das Holz im Sachsenwalde bringe nichts, und mit dem Salonwagen reise er teurer als früher, „denn alle Reparaturen muß ich zahlen, einen eigenen Mann dafür fürstlich belohnen, da ich einmal das Malheur habe, Fürst zu sein . . So gern ich mir meine Söhne als bequem situierte Landedelleute dachte, so unwillkommen war mir der Gedanke an Fürsten mit unzureichendem Einkommen“.

Indessen verpachtet er die Papiermühlen von Varzin für jährlich 80, eine Pulverfabrik am Elbufer für 12, aus Friedrichsruh zieht er 34000 Taler „eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben“. Und dann kommt Johanna und klagt dem Lächelnden in Gegenwart eines Hausfreundes vor, seit einer Stunde suche sie in ihrem Haushaltsbuch ein Manko von elf Mark fünfzig.

Als zum 70. Geburtstage in ganz Deutschland für eine Bismarckspende gesammelt wird, geschieht es mit der Begründung, man wolle dem Kanzler eine Summe „für nationale Zwecke zur Verfügung stellen“; Hunderte von Kleinbürgern geben dafür ihre Groschen, Tausende von Arbeitern werden von eifrigen Fabrikherren dazu bestimmt, es kommen schließlich über zweieinhalb Millionen zusammen. In amtlicher Entscheidung, die Bismarck selbst herbeiführt, spricht der König von „1,2 Millionen Mark, die Ihnen an dem Tage zu öffentlichen Zwecken zur Verfügung gestellt worden sind. Ihrem Antrage entsprechend, will ich Sie hierdurch gern ermächtigen, jene obige Summe und die noch zu erwartenden, gegenwärtig noch ausstehenden weiteren Ergebnisse der



Sammlung anzunehmen, und überlasse Ihnen, mir seinerzeit von ihrer Absicht der Verwendung der Spende Mitteilung zu machen.“ gez. Wilhelm. Bötticher.

Aber nach Rücksprache mit dem Beschenkten kauft das Comité für $1\frac{1}{2}$ Millionen einige Güter rings um den Stammsitz Schönhausen, und der Herzog von Ratibor überreicht ihm am Geburtstag die Urkunde über das lastenfreie Eigentum an diesen Gütern, die „früher zum Bismarckischen Familienbesitze gehörten, im Laufe der Zeit aber verloren wurden.“

Das Erstaunen ist allgemein, obwohl der Beschenkte aus den ersten 1,2 Millionen, die man ihm bar übergibt, eine Schönhausener Stiftung zugunsten von Kandidaten des höheren Lehramtes macht. Die Formel, die Nation habe ihrem Führer seinen Stammsitz zurückerworben, findet wenig Glauben, dieser war nie verloren gewesen, und selbst jene von seinen Vätern längst aufgegebenen Güter konnte der zweimal dotierte Fürst selber zurückkaufen. „Im Publikum, schreibt Lucius, herrscht eine gewisse Voreingenommenheit gegen diese Auffassung. Viele meinen, er sollte eine milde Stiftung machen.“ Er aber bezieht sich aufs neue auf die Engländer, die ihren Helden noch viel mehr zahlten, und vergißt oder kennt nicht die Enttäuschung der armen Leute, die nur an eine Stiftung gedacht hatten. So gewiß die Vorwürfe seiner Vettern in den siebziger Jahren Verleumdungen waren, so sehr hat er sich jetzt mit dieser Maßnahme geschadet.

Es ist ein schwacher Augenblick in Bismarcks Leben.

Auf dem Lande sucht er immer wieder Nerven und Organe zu beruhigen oder zu heilen, macht aber durch Unmaß im Essen und Trinken alles nur schlimmer. Ist er auf Krankenkost gesetzt, so sieht ihn Lucius nach der Suppe nur eine fette Forelle, Kalbsbraten und drei schwere Möweneier vertilgen, dazu mehrere Burgunder probieren. Da er behauptet, nur nach viel Bier zu schlafen, so ißt er möglichst viel Kaviar und andere Reizmittel, um sich Durst zu machen. Als er über

Störungen der Verdauung, Appetitlosigkeit und Neuralgien stöhnt, verzeichnet Hohenlohe als Gast nacheinander die folgenden Platten, denen der Hausherr zugesprochen habe: Suppe, Aal, kaltes Fleisch, Krevetten, Hummer, Rauchfleisch, rohen Schinken, warmen Braten, Mehlspeise. Wenn man dann aber sein gutes Aussehen rühmt, so erwidert er: „Ich wünschte, ich sähe scheußlich aus und fühlte mich besser . . Das ist eben . . mein Unglück, daß ich nie Mitleid finde! Dieser Druck im Gehirn, so daß mir alles, was dahinter liegt, oft wie eine gallertartige Masse vorkommt . . Blut ist ein ganz besondrer Saft, aber der Nerv ist ein noch viel absonderlicherer Lebensfaden, an dem wir armen Kreaturen zappeln.“

Der Grund ist die Autokratie. „Alle früheren Ärzte, sagt er, habe ich behandelt, jetzt endlich habe ich einen, der mich behandelt“. Damals, in seinem 68. Jahre, war er so aufgeregt und doch apathisch müde, litt an Migräne, Gesichtschmerz, Schlaflosigkeit, Darmstörung, Schwellung der Beine, Krampfadern und wurde bei 247 Pfund Gewicht von seinen Ärzten wegen Magen- und Leberkrebs aufgegeben. Ernst Schweninger, Bills Arzt und Freund, sieht ihn in Varzin und gibt, befragt, den Angehörigen die Antwort: „Wenn der Fürst in dieser Weise fortwurstelt, wird spätestens in einem halben Jahr der Zusammenbruch eintreten.“ Nach diesen ersten erstaunlichen Worten befragt ihn der Kranke selber und erhält nur die Antwort: „Ich kann keine Schlagworte äußern . . keine sogenannten Krankheiten behandeln.“ Das imponiert Bismarck, so hat noch niemand zu ihm gesprochen: hier ist ein Mann!

Dann, in Berlin, beginnt der eine Gewaltmensch mit dem andern eine Kur, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Er zwingt ihn, um acht Uhr aufzustehen, mit Hanteln zu üben, einen ganzen Tag nur Heringe zu essen. Als Bismarck ausruft: „Sie sind wohl verrückt!“ erwidert Schweninger: „Dann lassen Sie sich einen Tierarzt kommen, Durchlaucht!“ und

verschwindet. Mit diesem, von Schweningen oft erzählten Auftritt ist seine Macht über den Mächtigen entschieden: Bismarck unterwirft sich. Vierzehn Tage verläßt nun der neue Arzt nicht sein Haus, Essen und Trinken, Aufstehen, Liegen, Arbeit, Schlaf wird aufs peinlichste geordnet und überwacht. Nach zwei Wochen entschiedene Besserung. Schweningen geht zum ersten Male aus: sofort läßt sich der Kranke eine „Dreimännerportion Buttermilch“ bringen. Magenkrampf, Gelbsucht, ab nach Friedrichsruh, neue Überwachung des Gefangenen; auch in Kissingen und Gastein verläßt der Arzt ihn keinen Tag. Nach ein paar Monaten ist der Patient gesundet und gesteht selber, er käme verjüngt in die Tretmühle zurück.

Indem er sich nicht imponieren ließ, sondern imponierte, hat Schweningen Bismarck das Leben gerettet; hätten andre Deutsche auf andern Gebieten ein gleiches gewagt, sie hätten ihn nicht immer unlenkbar gefunden.

XI

Wann hat der ewig unzufriedne Mann in diesen Altersjahren sein Leben genossen?

Im Anblick der Kinder, denen er alles verzeiht und erlaubt, außer persönlicher Freiheit, im seltenen Anblick des Jugendfreundes und beim Weine. Wie er äußere Ehren dem Weine unterordnet, zeigt er in dem drastischen Einfall, seine sämtlichen russischen Orden, die er doppelt hat, auf einem großen Silberhumpen anzubringen, was dem Kaiser mißfällt. Jedem Menschen, sagt er, ist ein bestimmtes Quantum Wein und Tabak bestimmt „ich nehme für mich 100 000 Zigarren und 5000 Flaschen Champagner in Anspruch“, und als jemand lacht, rechnet er's vor.

Von den Freunden kommt der alte Keyserling so gut wie gar nicht mehr. „Keyserling ist der einzige Mensch, vor dessen

Verstand ich in meinem Leben zuweilen Angst hatte.“ Mit diesem erstaunlichen Lobe hält er sich etwas fern. Das fühlt der weisere Freund und kommt ein Jahrzehnt nicht zu ihm aufs Land, denn „Bismarck ist ja doch . . ein Potentat geworden; macht sich das Zusammenkommen zufällig, so ist er immer der treuste und liebenswürdigste Freund, aber ihn aufzusuchen zu müßigem Behagen, dazu ist jeder seiner Augenblicke zu bedeutend geworden.“

Wenn aber Motley kommt, das sind noch immer Bismarcks glücklichste Tage; er kommt erst nach achtjähriger Abwesenheit, im Sommer 72. „Ich war um so angenehmer überrascht, schreibt ihm Bismarck, deine Handschrift zu sehen, als ich vor Öffnung des Briefes erriet, daß er das Versprechen eines Besuches hier enthalten würde. You are a thousand times welcome . . The first day that you can dispose of is the best one to come to see us.“ Dann schreibt er ihm genau die Züge auf, die er nach und von Berlin benutzen muß. Motley bleibt eine Woche, Bismarck bringt mit ihm täglich 14 Stunden zu: das hat er im ganzen Leben noch mit niemand ausgehalten.

„Er ist etwas stärker, berichtet der Freund nach Hause, und sein Gesicht verwitterter, aber ebenso ausdrucksvoll und gewaltig wie immer. Er sieht wie ein Koloß aus, aber seine Gesundheit ist schon erschüttert. Er kann nie vor 4 oder 5 einschlafen . . Auf den Spaziergängen sprach er die ganze Zeit in der einfachsten, lustigsten und interessantesten Weise über alles, was sich in diesen furchtbaren Jahren ereignet hat, aber er sprach davon wie alltägliche Leute über alltägliche Dingesprechen, ohne jede Affektation, ja er ist durch und durch einfach, so voll des Laisser-aller, daß man sich die ganze Zeit vorsagen muß: dies ist der große Bismarck, der größte Lebende . . Von allen, die ich kenne, klein und groß, ist er am wenigsten Poseur . . Gewiß hat nie ein natürlicherer Sterblicher gelebt und auch kein genialerer.“ Noch einmal erweist sich bei diesem letzten Besuche, denn Motley hat nur

noch ein paar Jahre vor sich, die Wirkung eines klugen, freien und heiteren Mannes, der nichts will, man erkennt aufs neue, warum keiner aus seiner Klasse, weder Frau noch Söhne noch Bruder, noch viel weniger Roon oder ein anderer Mitarbeiter seines Standes, dies beschwerte Herz zu solcher Frische erlösen konnte; nur dieser Sohn und Vertreter einer fernen Republik und eines fremden Erdteils.

Bismarcks Herzensfreunde aber waren stumm. Mit seiner Menschenfeindschaft steigt die Liebe zu den Hunden, die ihn das ganze Leben begleiten, noch länger als selbst seine Frau. Aus allen Gesprächen und Tagebüchern, zwischen Plänen, Entschlüssen und Befehlen, in der Wilhelmstraße und in den Wäldern, zu dunklen Zeiten und in den stolzesten Tagen: immer blicken die Köpfe dieser eisengrauen oder schwarzen Doggen hervor, die ihrem Herrn glichen, denn auch sie waren riesig und nervös, kühn und gefährlich. In langer Reihe liegen sie im Park von Varzin begraben, an einer Aussicht, neben den Lieblingspferden, acht Hunde. Sie sind die einzigen Wesen, mit denen Bismarck nicht bloß Geduld hat wie mit den Kindern, die er auch besänftigt, statt sie aufzuregen; da sie nichts von ihm wollen, nie Widerstand leisten, immerschweigen und doch alles zu verstehen scheinen, schmiegt er sein altes Herz immer fester an diese Geschöpfe. „Ich liebe die Hunde, sie lassen es einem nie entgelten, daß man ihnen Übles getan hat“: in diesen Worten enthüllt er im höchsten Alter mehr von seinem als von ihrem Wesen.

Wenn er die junge Rebekka ungehorsam findet, so behandelt er sie wie ein verzognes Mädchen, lacht über ihre Schlaueit und Koketterie; wenn Flora „wie verrückt durch die großen Zimmer jagt“, Sultan jede Unterhaltung stört, so lassen sie Herr und Haus gewähren. Wenn ihn eine dienstliche Unterredung nervös macht, so streichelt er noch häufiger den seidnen Hals an seinen Knien; wenn sie in Friedrichsruh unter seinem Tisch geduldig gewartet haben, die

großen Köpfe auf die Vordertatzen gedrückt, aber den Blick immer wieder zum Herrn heraufdrehend, und nun steht er auf und greift zum Eichenstock, dann umwedeln sie ihn, denn nun geht es endlich in den Wald. Wenn Johanna den Tapezier anklagt, er hätte die Vorhänge zu lang gemacht, so lobt ihn der Fürst, denn dann könnten die Hunde weicher liegen. Schwankt er, ob er im Sommer nach Gastein gehen oder zu Hause bleiben soll, so entscheidet schließlich Sultan, der nicht wohl und für den die Reise zu beschwerlich sei. Ästhetische Grafen entsetzen sich bei Tische, wenn der Herr große Stücke Fleisch kommen läßt, um sie seinen Hunden quer durchs Zimmer zuzuwerfen.

Im Amt benutzt Bismarck auch diese Intimsten, wie alles, was er hat, kann oder mag, um seinen faszinierenden Eindruck zu erhöhen, den er nicht gemacht, aber stilisiert hat; wenn er aufsteht, und zugleich mit ihm die beiden riesigen Reichshunde sich erheben, den gefährlichen Staatsmann flankierend, während er einem Besucher entgegengeht, so weiß er dies zu verwerten. Auch traut er ihrem Instinkt und erklärt sie entschieden für klüger als die Pferde; als Sultan einen neuen Verwalter akzeptiert, indem er ihn erst beriecht und ihm dann den Kopf auf die Knie legt, ist der Mann gleich auch beim Fürsten eingehoben, „denn ich habe große Achtung vor der Menschenkenntnis meines Hundes, er ist schneller und gründlicher als ich, . . ich gratuliere.“

Seinem König dagegen hat er dessen Haltung gegen seine Dogge sicher nie verziehn. Als nämlich der Zar, großer Hundefreund, seinem Onkel Wilhelm den Tyras rühmt, den er eben kennengelernt, äußert der Kaiser den höflichen Wunsch, ihn auch einmal zu sehen. „Tyras wurde gerufen, benahm sich ganz wunderbar, behandelte den Kaiser wie Luft, worauf dieser sagte : ,E'n schöner Hund, hat leider geschnittene Ohren, wie alle Möpse!“ Es war eine Katastrophe.

Sultan, Geschenk eines marokkanischen Fürsten, war wohl

der schönste von allen, nur darf ihn niemand anders als Sultl rufen, denn sonst, sagt der Herr, könnte es Verwicklungen mit der Türkei geben. Im übrigen ist er kein Orientale: denn als er eines Abends beim Wiedersehn in Varzin an die Kette gelegt wird, „nahm er dies so übel, daß er seine Kette zerbiß, sich durch zwei Zoll dickes Holz durchfraß, so daß sein Blut an den Splittern klebte, und das Weite suchte. Seitdem macht er die Wälder unsicher. In der Gegend ist er noch, und ich hoffe, wir finden ihn wieder. Bill und Philipp sind . . abgeritten, um Sultan zu suchen, werden sehr naß geworden sein. Nachschrift: Jungens naß zurück. Sultl Wolf geworden, lebt von Rehkälbern, wird Jagdobjekt werden müssen.“

Sultan kehrt zurück, bleibt noch 5 Jahre der Freund seines Herrn, wildert zuweilen, manchmal bestraft, meistens verwöhnt. Da trägt sich, nach Tiedemanns Berichte, diese tragische Geschichte zu:

„Der Fürst befand sich (in diesen Herbsttagen) in einer Stimmung, die ich an ihm noch nicht kannte, . . war von morgens bis abends aufgeräumt und für jeden Scherz zugänglich. Da wurde gestern beim Kaffee plötzlich entdeckt, daß Sultan verschwunden sei; da er in einem nahen Dorf ein Liebesverhältnis unterhielt, so nahm der Fürst an, er sei wieder einmal dorthin gelaufen, er war ärgerlich und erklärte, er werde den Hund einmal tüchtig durchprügeln. Wir gingen auf unsere Zimmer, um noch bis zum Postschluß zu arbeiten, als es gegen 11 unten lebendig wurde. Dann hieß es, Sultan, der vor kurzem nach Hause gekommen sei, liege in den letzten Zügen.

„Unten bot sich ein wirklich erschütternder Anblick. Auf dem Fußboden saß der Fürst, den Kopf des sterbenden Hundes in seinem Schoß haltend, er flüsterte ihm liebkosende Worte zu und suchte, seine Tränen vor uns zu verbergen . . Trotz Herberts Bitten blieb er immer bei ihm sitzen, stand auf, kehrte aber wieder zurück. Als der Hund tot war, sagte der Fürst: „Die alten Germanen hatten eine freundliche Re-

ligion; sie glaubten, sie würden nach dem Tode in den himmlischen Jagdgründen alle die guten Hunde treffen, die ihre Gefährten gewesen waren. Ich wünschte, ich könnte das glauben.' Er ging in sein Zimmer und kam an diesem Abend nur noch, um gute Nacht zu sagen . .

„Heut morgen war es, als ob wir uns in einem Trauerhause befänden, es wurde nur mit verhaltener Stimme gesprochen. Der Fürst hatte nicht geschlafen, ihn quälte unaufhörlich der Gedanke, daß er den Hund noch kurz vor seinem Tode gezüchtigt hatte. Obgleich die heute morgen vorgenommene Obduktion ergeben hatte, daß Sultan an einem Herzschlag gestorben sei, machte er sich immer wieder selbstquälerische Vorwürfe. Nach dem Frühstück stiegen wir zu Pferde, der Fürst war einsilbig, er suchte die Wege auf, wo sein lieber alter Hund ihn zuletzt begleitet. So trabten wir lange im strömenden Regen vorwärts. Als ich einmal neben ihm ritt, sagte er, es sei sündlich, so wie er getan, sein Herz an ein Tier zu hängen, er habe aber nichts Lieberes auf der Welt gehabt, und müsse mit Heinrich dem Fünften sagen: ‚Ich hätte einen Beßren besser missen können!‘ Und dann setzte er zu einem langen Galopp an, daß Reiter und Pferde dampfend vor dem Schloß anlangten.“

Vier Tage später: „Er kann noch immer nicht über den Tod seines Hundes hinweg, namentlich darüber, daß er ihn noch so kurz vor seinem Tode geschlagen hat. Selbstquälerisch redet er sich immer wieder ein, daß er hierdurch den Tod des treuen Tieres verursacht habe. Er klagt sich an, als jähzornig, brutal, der jedem Schmerz bereite, der in Berührung mit ihm komme. Und dann wieder macht er sich Vorwürfe, daß er über den Tod eines Tieres solange und so tief traure.“

Die Geschichte hat ihresgleichen nicht in seinem Leben, und sie paßte nicht in irgend ein anderes. Eine Legende; zugleich die Probe eines problematischen Charakters.

Wie dieser Hund zuerst von einem morgenländischen Fürsten gebracht wird, der sich den Kanzler des Deutschen Reiches verbinden möchte, so scheint er schon ein verzauberter Prinz; wie er dann in seiner ungebärdigen Jugend keine Kette erträgt, sich durchs Holz durchbeißt und im Walde von jungem Wild lebt, scheint er, ein Enkel seines Herrn, die Züge des tollen Junkers auf Hundearart zu wiederholen, und eben das gefällt dem Herrn. Nun kommt es zu Szenen, wie es bei gestrengen Großvätern nicht anders sein kann, bis sich das wilde Wesen bei einem Abenteuer ruiniert.

Da fällt den verlassenen Herrn plötzliche Reue an, daß er das Wesen schlecht behandelt habe. Hat er ihn vielleicht umgebracht? Wie aber, wenn es Sünde wäre, sein Herz an ein Tier zu hängen? Erlaubt es der Glaube, zu dem man sich bekennt? Waren die alten Germanen nicht bessere Menschen? Hat er nicht selbst in den Zeiten seiner Bekehrung jenen heidnischen Fürsten zitiert, der sich nicht taufen ließ, um lieber zu seinen ungläubigen Vorfahren zu kommen? Wie aber, wenn der Christengott ihn nur mit diesem Streiche warnen, auf andere Sünden weisen, seinen Jähzorn, seinen ganzen Egoismus ihm enthüllen wollte! Aus Jahren und Völkern, von Kämpfen und Listen, von Siegen und Unterwerfungen fallen in diesen Trauertagen ihm Menschen ein, die er gekränkt, beleidigt, vielleicht in den Tod getrieben wie diesen Hund, der ihm, wer weiß, die Prügel nicht vergessen konnte, – und nun ziehen vor dem zusammengebrochenen Herzen jene bleichen Scharen vorüber, seine Feinde alle, die überwundenen, der stählerne Wille ist plötzlich zerronnen, der Zweck so ungeheurer Bewegung in Frage gestellt, und wenn er von diesem Alpdruck erwachen wird und die Geschäfte weitergehen und die Kämpfe, so wird nur Eines Wirklichkeit sein: der starke, gute Hund, Begleiter seiner Wege, liegt dort bei der Aussicht neben den andern begraben. Nun sind es Neun.

XII

„Eigentlich bin ich eine träumerische, sentimentale Natur; die Leute, die mich malen, machen alle den Fehler, mir einen gewaltsamen Ausdruck zu geben.“ (Die Entwicklung dieser Linie zeigt ein Blick auf unsere Tafeln 3, 7, 9, 16, 19.) Hier wird ein Teil seines Wesens von ihm bezeichnet, und wenn er in der Jugend sein *taedium vitae* zuweilen auf Byronsche Art stilisiert, in der Mittelzeit die Lebenslust des Kämpfers ihn erhalten hat, so fielen ihn nun im Alter Melancholien öfter und schwerer an: das Vorgefühl der Jugend war, mehr als erwünscht, Wahrheit geworden. Faust wacht in nie beruhigtem Bestreben, Mephisto in nie ermüdendem Zynismus, um jedes Erreichte zu entwerten; wollte ein schlechter Erzieher der Jugend beweisen, daß alles Ringen subjektiv umsonst sei, so wäre Bismarck sein klassischer Zeuge. In seiner Umgebung aber ist niemand, der diese entscheidenden Stimmungen begriffe und ehrte; Johanna sagt zu Lucius:

„Wie sein Diener Heinrich sich vor einer Woche erschossen hat, ist er ganz außer sich gewesen, schlaflos im Bette, und hat sich alle traurige Fälle vergegenwärtigt . . In solchen Zeiten machen wir dann den tollsten Unsinn, mit den Hunden usw., nur um ihn zu zerstreuen.“ So unverstanden und verkehrt behandelt, lebt Bismarck zwischen den Menschen, die ihn lieben. Aber die dunklen Gedanken kommen doch, wenn sie müssen, und so öffnet er eines Tages, als er 62 ist, auf der Höhe der Macht, nachdem er eine Weile schweigend vor sich hingesehn, vor mehreren Hörern die Lippen zu diesem ergreifenden Überblick:

„Wie wenig Freude und Befriedigung hat mir die ganze Sache gemacht. Niemand liebt mich deshalb, niemand habe ich glücklich gemacht, weder mich noch die Meinigen noch andere.“ Man protestiert, unbeirrt fährt er fort: „Wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären 80 000 Menschen nicht umgekommen, Eltern, Witwen trauerten nicht . . Das habe ich indessen mit Gott

abgemacht . . Aber Freude hatte ich wenig oder gar keine von allem, was ich getan habe, dagegen viel Verdruß, Sorge und Mühe.“ Es ist nicht das einzige Mal, daß er so spricht, Holstein und Bucher bestätigen ähnliche Stimmungen. Sie zeigen wieder den lutherischen Geist, der Verantwortung sucht, anstatt ihr auszuweichen, doch zugleich den Anspruch des Emporkömmlings, egozentrisch, wie er den preußischen Naturen des Königs oder Roons unfafßbar bleibt.

Zuweilen wendet er diese Stimmungen der Ermüdung ins politische, dann sind sie von Stolz überschimmert. Im Jahre 77, im Kreise von zwei Dutzend Hörern, sagt er an einem parlamentarischen Abend: „Wenn ein Mann früh auf Jagd geht, fängt er an, auf allerlei Wild zu schießen und ist bereit, ein paar Meilen über schweren Boden zu gehen, um auf einen wilden Vogel zum Schuß zu kommen; ist er aber den ganzen Tag umhergegangen, seine Tasche voll, und er ist nahe seiner Behausung, hungrig, durstig, todmüde, dann will er nur noch Ruhe. Er . . macht keine paar Schritte mehr, um ein paar Feldhühner. Kommt aber jemand und sagt: Im tiefsten Teil des Waldes können Sie auf ein Wildschwein ankommen!, da werden Sie sehn, daß der müde Mann, wenn er Jägerblut in den Adern hat, alles vergißt, in den Wald losgeht, bis er das Wild erlegt hat. Ich bin seit Sonnenaufgang auf der Jagd gewesen, es wird spät, ich bin müde, andre Leute mögen auf Hasen und Rebhühner schießen. Wenn aber ein Keiler zu erlegen ist, lassen Sie's mich wissen.“

Munter wird er nach solchen Epochen der Ermüdung, sobald sein alter Zynismus sich belebt: da ist es denn der wahre Mephisto, der seinem nächsten Freund im Walde anvertraut:

„Als ich noch jung war, habe ich mich für einen ganz gescheiten Burschen gehalten, aber jetzt bin ich überzeugt, daß niemand den Ereignissen gebieten kann, daß niemand wirklich mächtig oder groß ist. Ich muß immer lachen, wenn ich mich preisen höre als weise, vorhersehend, ich übte

großen Einfluß auf die Welt usw. Während Unbeteiligte überlegen, ob es morgen regnen oder die Sonne scheinen würde, ist ein Mann in meiner Lage genötigt zu entscheiden: es wird regnen oder sie wird scheinen, und dieser Entscheidung gemäß zu handeln. Hat er recht geraten, dann ruft alle Welt: Welcher Scharfsinn, welche Prophetengabe! War es falsch, dann schlagen die alten Weiber mit Besenstielen nach ihm. Wenn ich nichts gelernt habe, so habe ich Bescheidenheit gelernt!“

Großartig, wie nur noch in jenen aufgeregten Worten zum Feinde Arnim, springt hier vor dem Freunde Motley ein völliger Nihilismus hervor: Geständnisse eines Menschen von höchstem Selbstgefühl, der doch vertraulich alles Verdienst preisgibt, sich auf der Lebenshöhe noch ganz als jener Fatalist enthüllt, der er von Anbeginn war, und nun, auf unheimlichen Umwegen zu einer Bescheidenheit gelangt, hinter der das Gelächter des Menschenverächters knattert.

In solchen Stunden verjüngt sich sein überrunzeltes Antlitz, der junge Abenteurer tritt wieder hervor, und dann beneidet er den Abenteurer. Da sitzen sie bei einem kleinen Fest ihres Varziner Pächters, die Stimme eines Zigeuners dringt durch die offene Türe, man schickt ihm ein Glas Sekt heraus, nun erscheint er mit der Harfe in der Tür, mit einer Verbeugung, wie Bismarck sie seinem König macht, singt von den Tagen der Rosen, trinkt auf den Fürsten, dann geht er singend. Johanna fragt, wie man ihm zu einem ordentlichen Leben verhelfen könne. Da sagt Bismarck: „Solchen Menschen ist damit nicht geholfen, ihre Freiheitslust ist viel größer als der Wunsch nach Ordnung, und nach dem, was wir gewöhnlichen Menschen Glück nennen.“ Dann schweigt er, blickt der verschwundenen Erscheinung nach, als wäre sie seine eigene Jugend, und sagt: „Eigentlich eine beneidenswerte Stimmung! Ein beneidenswertes Dasein!“

Und doch hält er sich an das Leben, „wie jeder ordentliche Mensch“. An einem jener ‚Meilensteine‘ begründet er dem Bru-

der seine Lebensgefühle: „Es geht mit den letzten Jahren unseres Erdenlebens wie mit allen Abwärts-Bewegungen, sie vergehen in steigender Beschleunigung. Ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken liebzugewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußeren Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Ich habe Glück gehabt, in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat, und worin ich am eifrigsten um Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihen der Kinder und, wenn mir das bleibt, so. . sind alle Klagen frivol.“

Diese Kinder, denen er das Leben leicht macht, treten mit bismarckischem Egoismus auf. Die Tochter, von einem Hausfreunde „mehr sonderbar als gemütvoll“ genannt, nimmt an äußerer Unförmigkeit und innerer Dumpfheit mit den Jahren zu. Mit ihrem zerstreuten Blick und ihrer Moquerie ist sie doch hilflos, unpraktisch und so unordentlich, daß Eulenburg in der Gesandtschaft, die sie mit ihrem jungen Gatten Rantzen soeben verlassen, an ihrem Bette zwölf Rohrstühle findet, darauf drei halbgeessene Torten, ringsum überall Vögel, Meerschweinchen, Hutschachteln: „Ich bin mit Marie oft zusammengeraten, vertraut Bismarck seiner Freundin Spitzemberg. Mann, Kinder und wir erfüllen sie, aber sonst fast kein Mensch. Sie ist innerlich essentiell faul, darin liegt es.“ Und auf die bedauernde Antwort, daß die Tochter seine Interessen nicht teile, gesteht er sogar: „Das ist ja bei meiner Frau auch so, es hat dies auch sein Gutes gehabt, ich war daheim in einer ganz andern Luft.“

Von den Söhnen sind anfangs beide, dann nur Herbert, Gehilfen des Vaters, der fleißigere von ihnen scheint weniger

begabt, Bill, der Begabtere, faul. Dieser heiratet seine Kusine, der andere darf nicht nach Neigung heiraten. Beide starke Zecher, sterben früh, um die Fünfzig. Die Bismarcks hatten nie, die Menckens einmal im Großvater einen Mann von Bedeutung hervorgebracht: nun, nach dem einzigen Genie, degeneriert die Mischung sogleich wieder in dessen Kindern, die vom Vater vor allem das Unmaß, wenig von der Hingabe der Mutter geerbt zu haben scheinen.

Auch in das Elternhaus haben die Kinder kaum einen Menschen von Geist oder Schönheit gebracht. Ein einziges Mal versuchte es der Älteste, aber da er wagte, gewisse Stimmungen des Vaters zu durchkreuzen, kam es sofort zum Kampf, und er verlor.

Der Bruch mit den Konservativen war politisch längst geheilt, nur der Groll war geblieben, als Herbert Ende der siebziger Jahre sich in die Fürstin Carolath verliebte, um bald Freund der galanten, von ihrem Gatten meist getrennten Frau zu werden. Sie will sich scheiden lassen, um Herberts Gattin, mehr wohl, um Bismarcks Schwiegertochter, dafür sogar Protestantin zu werden, und da sie eine der schönsten Frauen und zugleich Tochter eines der vornehmsten Geschlechter ist, Elisabeth, Tochter des Fürsten Hatzfeld-Trachenberg, so wäre die Scheidung zu verzeihen, und ein an sich weicher Vater, der sich den 30jährigen Sohn zum Erben in Amt und Stand erzogen hat, hätte wohl Grund, ihm diese erste Bitte seines Herzens zu erfüllen.

Aber Elisabeth hat zwei Schwestern, deren eine mit dem Generaloberst von Loë, die andere mit dem Hausminister von Schleinitz vermählt ist: Spitzen der Bismarck-Fronde, Schleinitz seit Jahrzehnten Augustas Vertrauter, Loë Bruder des Führers der verleumderischen Junker. Und diese Männer sollen Herberts Schwäger werden? Die wird man an die Hochzeitstafel oder doch einmal zur Taufe laden müssen? Der Geist jener bestgehaßten Familien, in deren

Salons alle Unzufriedenen ihre Glossen über das Haus Bismarck, ihre Pfeile gegen den Gründer schleudern, wo die Verleumdungen blühen und Eifersucht zu staatsgefährlichen Intrigen steigt, soll sich seinem Hause verbinden? Steckt hinter dieser Liebschaft nicht ein Komplott? Rache und Mißtrauen, Haß und Wachsamkeit bestimmen ihn, die Heirat zu verbieten.

Indessen liegt die schöne Frau um Herberts willen in der Scheidung, die Presse hat schon geklatscht, mit den Ihrigen ist sie beinah zerfallen; romantisch und amourös, mehr, als es die höfischen Verwandten erlauben, mietet sie sich in Venedig im Palazzo Modena ein, und hält man ihre Briefe von dort neben Herberts, so scheint sie die Rechnende, er aber ist der Erschütterte; seine Leidenschaft kann groß, größer muß die Furcht, wohl auch die Ehrfurcht vor dem Gewaltigen gewesen sein.

„Anfang Mai – schreibt Herbert an Philipp Eulenburg – (nach ausgesprochener Scheidung) will ich selbst nach Venedig fahren und mit ihr suchen, ob es eine Möglichkeit gibt, das Leben für sie wie für mich so einzurichten, daß es noch weiter zu ertragen ist. . . Ich würde dann nach der Rückkehr noch einen letzten Versuch bei meinem Vater machen, ich fühle jetzt schon, als ob es sich um Leben und Sterben handelt, und wie es dann wird, das weiß nur Gott! Hier stehe ich der unbeugsamen Unmöglichkeit gegenüber, der Fürstin das zu widmen, was von mir an Leben noch übrig ist.“

Zwei Tage später: „Mein Vater hat mir unter schluchzenden Tränen gesagt, es wäre sein fester Entschluß, nicht weiter zu leben, wenn diese Heirat zustande käme, er hätte genug vom Leben, nur in der Hoffnung auf mich noch Trost bei all seinen Kämpfen gefunden, und wenn das jetzt ihm auch noch genommen würde, wäre es aus mit ihm. Zu den drei bis vier Leuten, mit denen er gesprochen hat, soll er sich noch viel unglücklicher und ängstlicher geäußert haben. . . Und von meiner Mutter haben mir zwei Ärzte gesagt, daß ihr Zustand

gefährlich wäre . . und daß eine starke Gemütsbewegung gleich zum Äußersten führen würde! Auf der andern Seite ist die arme Fürstin kaum . . genesen, ganz allein, und hofft bestimmt auf die Heirat und wird vielleicht wieder krank, wenn sie sich von der Unmöglichkeit für jetzt überzeugen muß . . Und scheide ich selbst aus dem Leben, so mache ich der Fürstin ihre Lage noch schwerer und allen, die mich lieben, den schwersten Kummer.“

Wieder nach zwei Tagen: „Mein Vater sagt mir, es vertrage sich nicht mit seinem Ehrgefühl, daß sein Name mit allem, was Hatzfeld, Carolath, Loë usw. heißt, verschwägert würde, und wenn solche Dinge über eine Frau erzählt würden, könnte sie nie seine Schwiegertochter werden; ich müßte bedenken, daß ich den Namen nicht allein trüge, sondern daß alles, was denselben träfe, ihn und meinen Bruder ebenso berührte, er würde sich ‚mit Zähnen und Nägeln‘ dagegen wehren! – Die Fürstin schreibt mir, nach dem Zeitungsskandal wäre jede andere Lösung als die durch Heirat absolut ausgeschlossen, wären jene Artikel nicht erschienen, so würde sie die Heirat gar nicht wollen! Da ist mein Vater ganz anderer Ansicht . .

„Dabei wird mir der Abschied aus dem Dienst verweigert, ich kann also ohne Konsens gar nicht heiraten (vor Ablauf von 10 Monaten geht es überhaupt gesetzlich nicht), und ich muß doch auch daran denken, daß ich der Fürstin gar nichts bieten kann, denn nach den Majorats-Statuten, wie sie eben mit Genehmigung des Kaisers geändert sind, ist derjenige Sohn enterbt, der eine geschiedene Frau heiratet, und da mein Vater nichts hat außer dem großen Grundbesitz der beiden Majorate, so bleibt mir nichts. Pflichtteil gibt es bei Majoraten nicht. Dies wäre ja nun egal, wo ich doch in keinem Fall nach der Heirat lange leben könnte, denn der Bruch und das Verderben meiner Eltern würde mich umbringen; bin ich aber nach der Heirat tot, so hat die Fürstin dadurch die Hälfte der Rente verloren, die Fürst Carolath



ihr zahlen muß, so steht es im Vertrage, und dann hätte sie gar nicht genug zum Leben. Es ist eben jeder Ausweg genommen, und so bitter, wie mein Vater sich jetzt über die Fürstin äußert, ist gar kein Gedanke, daß er mir dann Geld geben würde. Er sagt, wenn die Fürstin seinen Namen trüge, würde ihn das zum Selbstmörder machen! . . Wie mich diese Unterredung mit meinem Vater erschüttert hat, dafür gibt es keine Worte, davon werde ich mich nie erholen, ich kann das nie vergessen, daß mein Vater um meinetwillen so aufgebracht ist.“

Eine Woche später: „Die Fürstin schreibt, . . die Bibel sage, daß der Mann um der Frau willen, die er liebte, Vater und Mutter verlassen solle . . Daß meine Reise nach Venedig geheim bleiben könnte, ist unmöglich: die Verwandten der Fürstin, welche zum Teil leider bedenkliche Leute sind, werden dafür sorgen, daß es in die Zeitung kommt. Diese sowohl wie die Carolaths wünschen nichts dringender als die Heirat, allein schon aus pekuniären Rücksichten, um jeder Verpflichtung los zu sein. Der Fürst Carolath . . würde allerdings bedeutende Summen sparen, wenn es zur Heirat käme. Die ersten Zeitungsartikel stammen von seinem hiesigen Rechtsanwalt . . Mein Vater hat mir erklärt, wenn ich absolut nach Venedig reisen wollte, so würde er mitreisen, ihm läge an mir und an der Verhinderung der Heirat mehr als am ganzen Reich, seinen Geschäften und dem Rest seines Lebens – allein ließe er mich auf keinen Fall reisen, da wolle er selbst mit der Fürstin sprechen . . Mich haben diese Unterredungen mit meinem Vater so umgeworfen, daß ich zu allem unfähig bin. Ich könnte jetzt nie mehr auch nur einen Tag glücklich werden . . Nachdem die Fürstin jahrelang mit mir im Gerede gewesen und jetzt durch Zeitungen . . aufs äußerste kompromittiert wird, halte ich es für Ehrenpflicht, sie zu heiraten, selbst wenn mein Gefühl erloschen wäre. Mein Vater bestreitet das, ich kann es aber nicht anders empfinden, und

habe die weitere Empfindung, daß ich mein Ehrgefühl preisgeben soll, um meiner Eltern willen! Wie soll man das zu überleben vermögen!“

Als alles vergeblich ist, bricht Elisabeth mit ihrem Freunde, läßt ihn ihre Verachtung und durch dritte Personen wissen, daß es ihr glänzend ginge. Erschüttert bleibt Herbert zurück: „Ich leide unter dem alles niederdrückenden Bewußtsein, ein Vertrauen getäuscht zu haben, das nun einmal in mich gesetzt war, und das ich doch also auch ins Leben gerufen haben muß . . Und es muß mein Verschulden sein, daß es geschehen ist! Nur mich selbst klage ich an, ich bin mir zuwider . . Der Rest meines Lebens liegt vor mir wie eine endlose sandige Pappelallee in flacher Gegend, ich wate darin weiter, trotz aller Müdigkeit, wenn ich auch genau absehe, daß es immer so bleiben wird wie jetzt.“

So bleibt am Ende Herbert als der einzige übrig, der leidet und der die Sympathie des Lesers dieser romanhaften Briefe erweckt. Auch sein Vater hatte dereinst mehreren die Ehe versprochen, aber er war von Bord gesprungen, als ihn die Ernüchterung faßte, und lief auf und davon; man hielt ihn auch nicht lange, denn er war nur ein adliger Abenteurer von Anfang Zwanzig, ohne Stellung und Geld. Jetzt hat er dem Sohn dies alles geschaffen, der muß dafür büßen: „Zu stark, um ihn in Demut zu beerben, und viel zu schwach, um es ihm gleichzutun.“

Freilich ist es leicht, Herbert vorzuwerfen, er hätte es so weit nicht kommen lassen sollen; schwerer selbst heute für den Leser, den Ausweg zu finden. Herbert unterlag dem drohenden Blick des gewaltigen Vaters.

Die Haltung der Dame ist typisch: mit allen Mitteln betreibt sie die Scheidung, um den mächtigen Freund zur Heirat zu zwingen, sucht seine Reise nach Venedig zu ertrotzen, damit der Skandal ihn zur Legalisierung nötige, ruft am Ende gar die Bibel an, will aber weder als Gattin Raum in der

kleinsten Hütte noch Riviera-Villen als bloße Geliebte: den Namen und die Güter will sie mit Herbert erwerben, und als sie sich verrechnet hat, beginnt sie auf andre Art ein großes und galantes Leben, oder setzt es fort.

Dahinter hetzen die Ihrigen und schieben alles der Verwirrung zu: ein Gatte, der nicht zahlen möchte, Schwestern, die ihre Helfer haben, um den Konflikt durch Schmähartikel zu schüren und die Heirat mit einem Hause zu betreiben, das sie hassen, da hierbei alle nur gewinnen würden: an Geld, denn niemand brauchte für die abenteuerliche Verwandte weiter zu sorgen, an Macht, denn der verfeindete Diktator muß sie von nun an annehmen und ihren Söhnen zu Stellungen helfen; vielleicht sogar – so schimmern die Hoffnungen – wird er wirklich von diesem Schlage gebrochen, macht seine Drohungen wahr, geht ab: dann wäre Elisabeth gelungen, was keiner Reichsglocke gelang, wie im Märchen hätte die schöne Prinzessin den alten Drachen erlegt und stände nun als Siegerin mit dem kleinen Atlasfuß auf seiner harten Schale.

Aber der Drache ist tausend Jahre, kennt alle Künste seiner Feinde, weiß Gifte und Mittel. Wie? Hat er sich dafür die Mächte Europas unterworfen oder verbündet, um dem Manöver einer galanten Frau zu erliegen, die nicht einmal reich ist? Wie ein Meister greift der große Diplomat in den Konflikt und führt ihn zum Siege.

Wie kann man Herbert fassen? Ein weiches Gemüt, Furcht und Ehrfurcht vor dem Vater, übrigens an Gütern hängend und nicht imstande, jedenfalls nicht gesonnen, sich je aus eignen Kräften durchzuschlagen. In ein paar großen Szenen schwört Bismarck zunächst als Vater, dem Amte zu entsagen, das Reich zu verlassen, ja, sich zu töten, wenn der Sohn nicht abläßt, zugleich werden Ärzte mobil gemacht, die der Mutter Tod voraussagen. Dann faßt er ihn als Chef an und verbietet seinem Beamten die Ehe ohne Konsens; schließlich

als Majorats-Herr: er eilt zum Kaiser, der ihm die Wälder geschenkt hat und nun die Statuten dahin ändern muß, daß Herbert sein Leben lang arm bleibt und mit der schönen Freundin von der Rente leben mag, zu der ihr Mann verurteilt wurde.

Noch mehr! Es ist zwar lange her, doch nicht umsonst war man einst Kenner der Frauen und weiß, was ein Maiabend im gotischen Palazzo anrichten kann, in den Armen der Geliebten. Darum auf keinen Fall Venedig, und wenn, so reist der Vater mit. Muß nicht der Sohn, als Diplomat und Kenner der öffentlichen Meinung erzogen, das Tödliche dieser Komik ausrechnen? Für immer wäre er vor Europa lächerlich, wenn Reporter, Photographen und Coupletsänger den alten Bismarck aus der Gondel steigen ließen, um seinen verliebten Sohn zu retten.

Aber da ist ein Punkt, den wiederholt beständig der Bedrängte; hier gilt es, ein moralisches Versprechen einzulösen, denn ohne diese Liebschaft hätte die Fürstin keine Scheidung gebraucht, um sich auf eigenen Wegen zu amüsieren. Einen solchen Hieb pariert der alte Fechter leicht: sie war längst eine galante Frau, und was man heut mit Herberts Namen über sie schreibt, das mag gestern und morgen mit andern wahr sein; der Name, den der Sohn verteidigen will, lohnt nicht die Mühe. Er aber will den Namen Bismarck nicht in einem Atem mit Loë und Schleinitz hören und wenn hier Ehre gegen Ehre steht, dann geht die seine vor.

Wie? Leidenschaft und Gewissenspein? Das Ehrgefühl des ältesten Sohnes? Dergleichen überwindet die Jugend! Vorwärts!

XIII

Während einer Kissinger Kur, im Herbst 77, diktiert Bismarck seinem Sohne diese Zeilen: „Ein französisches Blatt sagte neulich von mir, ich hätte le cauchemar des coalitions.

Diese Art Alp wird für einen deutschen Minister noch lange und vielleicht immer ein sehr berechtigter bleiben. Koalitionen gegen uns können auf westmächtlicher Basis mit Zutritt Östreichs sich bilden, gefährlicher vielleicht auf russisch-österreichisch-französischer. Eine große Intimität zwischen zweien der drei letztgenannten Mächte würde der dritten unter ihnen jederzeit das Mittel zu einem sehr empfindlichen Druck auf uns bieten.“ In der Sorge vor diesen Eventualitäten, nicht sofort, aber im Laufe der Jahre, schwebt ihm vor, nicht das Bild eines Landerwerbes, sondern das einer politischen Gesamt-Situation, „in welcher alle Mächte außer Frankreich unser bedürfen und von Koalitionen gegen uns durch ihre Beziehungen zueinander nach Möglichkeit abgehalten werden“.

Hier liegt der Grundgedanke seiner Kanzler-Politik, erwachsen aus drei Erwägungen: Deutschlands Lage, Europas Eifersucht und die Gegensätze der Mächte. Aus diesen Sätzen tritt der Realist hervor und der Schachspieler: er weiß das Nötige vom Erwünschten zu trennen, sein Selbstgefühl will doch kein Dorf mehr nehmen, da er das ungünstig gelegene Vaterland, Quelle und Objekt der Macht, niemals mit Weltmachtswünschen gefährden darf; zugleich stellt er sich die Großmächte als Gegenpartei geeinigt vor und sucht den englischen Läufer vom russischen Turm, den gallischen Springer von österreichischen Bauern abzudrängen.

In der Welt glaubt ihm niemand: Briefe der englischen Königin, Berichte russischer Staatsmänner, Reden französischer Demagogen klingen wider vom Mißtrauen gegen Bismarcks Friedenswillen. Dokumente der Furcht und des Hasses häufen sich gegen den „Eroberer“. Denn dafür mußte ihn die Welt halten: hatte er nicht in sieben Jahren mitten im friedlichen Europa drei Kriege vom Zaun gebrochen, die er alle mit Annexionen beschloß? Hatte er nicht im Herzen des Erdteils, wo die deutsche Zerklüftung seit drei Jahrhunderten allen Nachbarn das Feld zur Korruption freigab, einen Kolos-

aus aufgerichtet? Sieger durch Blut und Eisen im eignen Lande, dann gegen fremde Länder: wie sollte er diese napoleonische Waffen-Schöpfung halten als in immer neuen Eroberungen? Sein eigenes Volk nennt ihn ja den Eisernen Kanzler!

Daß dieses Volk von seinem Wesen wenig verstand, hat zu dem Irrtum beigetragen, der auf die Dauer dem deutschen Namen zum Verhängnis wurde. Ein Rückblick auf seinen Charakter, auf die Stimmungen dieses komplizierten Herzens genügte allein, jene Vorurteile zu entkräften; ein Vorblick in die Akten, Briefe und Gespräche dokumentiert, ein Überblick über die zwanzig Jahre seiner Kanzlerschaft beweist es. Ob man auch ohne die drei Kriege zur Einigung gelangen konnte, hat er sich noch im Alter oft gefragt, und in den Memoiren für 1849 nicht bestritten. Gewiß ist nur, daß er diese Kriege nicht führte, um zu erobern, vielmehr nur gelegentlich seiner Siege erobert hat: er glich einem verwöhnten Manne, der auf dem Wege seines Ehrgeizes Frauen findet und nimmt, weil er kein Kostverächter ist.

Nie aber hat er Kriege um Eroberungen gemacht. Nicht um Schleswig zu erobern, zog er aus, sondern um den nationalen Wind in Preußens Segel zu fangen; nicht um Hessen und Hannover, sondern um Österreichs Ausschluß ging es das zweite, nicht um das Elsaß, sondern um Frankreichs Veto ging es das dritte Mal. Aber nach Siegen, die an Schnelligkeit und Kraft seine eigenen Hoffnungen überstiegen, setzte er sich dann zur Karte und nahm, was sich ihm bot.

Denn um nach außen den Bogen je zu überspannen, war Bismarck zu sehr Meister: freilich schoß er nicht zu kurz, aber sicher niemals zu weit; warum ihm im Innern dies Distanzgefühl fehlte, ist untersucht worden: „Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen höher als alles übrige“, hatte er im Jahre 66 gesagt. Er hatte das Glück, Kriege immer zu finden, wenn er sie brauchte, hat aber nie

den Moment der Überlegenheit mißbraucht, um zu siegen. Zwanzig Jahre lang erhielt er die Ruhe Europas, und wenn die Nachwelt manches Verdienst ihm schmälern muß, dies bleibt: Bismarck hat den Frieden Europas durch zwanzig Jahre erhalten.

Nicht aus Humanität noch aus Furcht, den Ruhm zu verlieren: nur aus der Überzeugung, daß nicht noch einmal Europa stille zusehen, daß vielmehr Koalitionen sich bilden würden, deren Drohen ihn noch im Jahre 69 theoretisch auf Elsaß verzichten ließ. Wie Bismarck, direkt und indirekt, Frankreich nach dem Jahre 71 behandelt hat, das führt nach der Verdunkelung von Versailles zu seiner staatsmännischen Höhe, zu Nikolsburg zurück. „Unser Bedürfnis ist, von Frankreich in Ruhe gelassen zu werden und zu verhüten, daß, wenn es uns nicht den Frieden halten will, es Bundesgenossen findet; so lange es solche nicht hat, ist uns Frankreich nicht gefährlich, und so lange die großen Monarchien Europas zusammenhalten, ist ihnen keine Republik gefährlich. Dagegen wird eine französische Republik sehr schwer einen monarchischen Bundesgenossen gegen uns finden.“

Hier sagt er, warum er Koalitionen der anderen verhüten, selbst aber solche suchen muß. Von 50 bis 70 hat Bismarck Preußens Isolierung gewollt, um in den großen Krisen sich teurer zu verkaufen; jetzt, für das mächtige Deutschland, will er Bündnisse. Damals war er schwach und wollte deshalb allein sein, jetzt, da er stark ist, sucht er Freunde. Über seine Epoche hinaus bleibt der Grundgedanke richtig:

„Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsere kontinentalen Nachbarn Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. . Wir sollen uns bemühen, Verstimmungen, die unser Heranwachsen zu einer wirklichen Großmacht hervorgerufen hat, durch den ehrlichen und friedliebenden Gebrauch unserer Schwerkraft abzuschwächen. . Die Achtung vor den Rech-

ten anderer Staaten . . wird dem Deutschen Reich und seiner Politik erleichtert, einerseits durch die Objektivität des deutschen Charakters, andererseits durch die verdienstlose Tatsache, daß wir eine Vergrößerung unseres unmittelbaren Gebietes nicht brauchen, auch nicht herstellen könnten, ohne die zentrifugalen Elemente im eigenen Gebiete zu stärken. Mein ideales Ziel, nachdem wir unsere Einheit innerhalb der erreichbaren Grenzen zustande gebracht hatten, ist stets gewesen, das Vertrauen . . auch der großen Mächte zu erwerben, daß die deutsche Politik, nachdem sie die injuria temporum, die Zersplitterung der Nation gutgemacht hat, friedliebend und gerecht sein will . . Internationale Streitigkeiten, die nur durch den Volkskrieg erledigt werden können, habe ich niemals unter dem Gesichtspunkt des Göttinger Comments und der Privatmensuren-Ehre aufgefaßt.“

Bismarck hat sich in den Siebziger Jahren nach Tiedemanns Zeugnis wiederholt einen Europäer genannt; er ist es im großen Zuge seiner äußeren Politik gewesen, insofern er sich nie nationalistisch gab, nie glaubte oder gar erklärte, sein Volk wäre das auserwählte; er war „völlig frei von vulgärer Vaterlandsliebe“. „Die Elsässer, sagt er zu einer Abordnung, betrachtete ich von jeher als die Elite des französischen Volkes, sie haben die besten Soldaten und haben in meinen Augen den Vorzug, von beiden Nationen etwas Gutes zu besitzen. Wenn ich jede Französin mit einem deutschen Kernmanne vermählen könnte, würde ich einen tüchtigen Menschenschlag erhalten.“ Wenn er Thiers zum Geburtstag gratulieren will, so fragt er ihn vorher durch die Botschaft an, ob etwa seine Volkstümlichkeit durch den Namen Bismarck leiden könne, und als Thiers stirbt, veranlaßt Bismarck seine Freunde, ein Glas zu seinem Gedächtnis zu leeren. Er hätte im Jahre 75 Frankreich ein zweites Mal mit Waffen schlagen können, er war durch vergrößerte Cadres und dröhnenden Revancheruf von drüben gereizt; aber er zertrat den

Funken, denn „die scheinbare Gehässigkeit eines Angriffs, nur um Frankreich nicht wieder zu Atem kommen zu lassen, hätte den willkommenen Vorwand zunächst für englische Humanitäts-Phrasen geboten, dann aber auch für Rußland, um aus der Politik der persönlichen Freundschaft der beiden Kaiser einen Übergang zu der des kühlen Staatsinteresses zu finden, da damals . . an der Newa schon einige Zweifel darüber herrschten, ob es richtig gewesen sei, es so weit kommen zu lassen, ohne in die Entwicklung einzugreifen.“

In dieser Krise vom Frühjahr 75 schien für einen Augenblick die Entente von 1915 Deutschland einzukreisen. Der Kirchenstreit war ein Vorwand, Franz Josef, Victor Emanuel, Leopold II. nahmen die katholische Partei, Gortschakow näherte sich mit Balkan-Augen den Franzosen, selbst England kam aus Mißstimmung den Russen nahe: Bismarcks ganzes System ist gefährdet, zum erstenmal steht er vor diplomatischer Niederlage. Was tut er? Erst bringt er mit einem Artikel „Ist Krieg in Sicht?“ alle Mühlen zum Drehen, Rom, London, alle wenden sich, schon aus Haß gegen Bismarck, für den Moment dem russischen Kanzler zu, dieser gibt den Engländern auf dem Balkan in einem kleinen Punkte nach, geht zur Lösung oder zur Zuspitzung der Krise mit dem Zaren nach Berlin. Dort empfängt Bismarck ihn völlig friedfertig, zeigt ihm sein neuestes Entlassungsgesuch, wonach er krank sei, aber entbehrlich, da alles ruhig sei, erzählt es auch dem Zaren, der im Grunde froh ist, nicht schlagen zu müssen.

So sieht sich der eitle, schlaue russische Greis, von seinem Schüler dupiert; die letzte Chance zum Ruhm entflieht, er sucht das Mögliche noch zu retten und sendet in alle Hauptstädte seinen Vertretern eine offene Depesche, die (bei nicht ganz sichergestelltem Wortlaut) ungefähr sagte: „Maintenant la paix est assurée.“ Diese Depesche, gemacht, um Gortschakow über Bismarck, Mütterchen Rußland über

den furor teutonicus siegen zu lassen, macht Europa glauben, Rußland und Gortschakow hätten das friedliche Frankreich vor der Raubgier des bösen Mannes gerettet.

Bismarck ist wütend und hat, nach seiner Erzählung, dem Russen sogleich furchtbare Wahrheiten gesagt: „Man darf einem Freunde nicht plötzlich von hinten auf die Schulter springen, um dort eine Zirkusvorstellung auf seine Kosten in Szene zu setzen! . . . Liegt Ihnen daran, in Paris gerühmt zu werden, so brauchen Sie deshalb unsre russischen Beziehungen noch nicht zu verderben! Ich bin gern bereit, in Berlin Fünf-Francis-Stücke schlagen zu lassen mit der Umschrift: Gortschakow protégé la France. Wir können auch in der deutschen Botschaft in Paris ein Theater aufstellen, wo Sie der französischen Gesellschaft mit derselben Umschrift als Schutzengel in weißem Kleide und mit Flügeln in bengalischem Feuer vorgeführt werden!“ Darauf soll Gortschakow unsicher erwidert haben. Gewiß ist, daß der Streit in Bismarcks Gemüte die tiefsten Folgen hatte, die bald in weltgeschichtlicher Entscheidung mitwirken sollten.

Zwar, der Zar fährt sogleich ohne Anmeldung bei Bismarck vor und tritt mit den Worten ein: „Lassen Sie mir das erste Wort, um zu versichern, daß ich selber nie an die Gerüchte von deutscher Kriegslust glaubte!“ Ein anderes Mal erzählt Bismarck sogar, der Zar habe seinen Kanzler mit den Worten fallen gelassen: „Lassen Sie ihm diese greisenhafte Eitelkeit!“ Bismarck aber scheint von diesem Greis diplomatisch geschlagen, überdies hat er ausnahmsweise ein politisch reines Gewissen: er wird diese Stunde nicht vergessen. Er verbietet zwar, seinen Gegner für jetzt zu widerlegen, der die Zustimmung des Zaren überall drucken läßt, aber er hebt es sich auf, und wenn ein alter Mann nicht einschlafen kann wegen des „ungesühnten Unrechtes“, das man ihm vor 50 Jahren in der Schule angetan, so muß ein solcher Affront auf der Höhe der Macht sein Rachegefühl in Spannung halten.

Schon ein Jahr später wird ihm von den Russen die ränkevolle Frage gestellt, sich für Rußland oder Östreich zu entscheiden. Gleich nach der letzten Krisis, im Sommer 75, hatten neue Aufstände der eingeborenen Balkanvölker gegen die Türken die Eifersucht der beiden Kaiserreiche akut gemacht; alles, was sich dort vorbereitete, hing von Bismarcks Entscheidung ab. Durch das Drei-Kaiser-Bündnis hatte er gleich nach dem Frieden versucht, die Balkan-Rivalen zu paralysieren: „Ich gedenke mich nicht einzumischen, sagte er vertraulich, gerade dadurch könnte ein europäischer Krieg entstehen . . Nähme ich für den einen Staat Partei, dann schlüge sich Frankreich sofort auf die andre Seite. . Ich habe zwei mächtige Wappentiere an ihren Halsbändern, die halte ich auseinander, erstens damit sie sich nicht zerfleischen, zweitens damit sie sich nicht auf unsre Kosten verständigen.“ Diese grandiose Grundidee popularisierte er im Reichstag mit den Worten: „Ich würde zu irgendeiner aktiven Beteiligung Deutschlands an diesen Dingen nicht raten, so lange ich in dem Ganzen für Deutschland kein Interesse sehe, welches auch nur – entschuldigen Sie die Derbheit des Ausdruckes – die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketierts wert wäre.“

Aber er kannte die Problematik dieses Kaiser-Bündnisses zu gut, er zweifelte, ob seine Kunst die Genossen dauernd trennen würde. Das einzige, was diesem Bündnis moralisches Gewicht versprach, waren eben die drei Kaiser, deren Allianz sich zugleich gegen Republik und Demokratie richtete, und die sich lieber leidlich vertragen, als von dem Unleidlichen geschlagen werden wollten. So hat Bismarck in den siebziger Jahren den östlichen Dreibund gefördert, ja, geschaffen, den er in den fünfziger Jahren zu sprengen verstanden hatte. Der dynastische Wunsch nach der eigenen Sicherheit war in Romanow und Habsburg größer als die Eifersucht der Eroberer; um aber die Allianz zu einer Hei-

ligen wie ihre Väter zu gestalten, dazu fehlte diesen drei Erben der gefürchtete Gegner.

In dieser wunderlichen Ehe zu Dreien war Deutschland der jüngere Mann, um den sich zwei reife Frauen stritten, der Streit ging von den beiden Frauen aus; um so schwieriger wurde es auf die Länge für ihn, zwischen beiden die Mitte zu halten. „Halten wir uns im Kampfe zwischen Rußland und Östreich neutral, sagte Bismarck damals zu Hohenlohe, so wird uns das der Geschlagene nie verzeihen. Würde Östreich ganz vernichtet, so wäre das kein Vorteil, denn wir könnten wohl die Deutschen annektieren, aber was sollten wir dann mit Slaven und Ungarn machen? Gegen Östreich zu kämpfen, verbietet uns die öffentliche Meinung, Rußland wird uns gefährlich, wenn Östreich zugrunde geht: nur mit ihm können wir Rußland in Schach halten.“ Kurz nach dieser Erklärung sollte Bismarck gefährlich auf die Probe gestellt werden.

Gortschakow hatte im Frühjahr 76 sich von Bismarcks Botschafter sagen lassen müssen, sein Berliner Theatercoup vom vorigen Jahre hätte „Mißtrauen und Unsicherheit“ gegen Rußland zurückgelassen; er log die schwärmerische Antwort, wenn man Bismarck noch seinen Schüler nenne, so wäre er es nur, wie Raphael der Schüler Peruginos gewesen. Um so boshafter setzte er die Diplomatschlacht fort und stellte, da er das Dilemma seines Gegners kannte, ihm plötzlich eine Falle: von Livadia aus richtete er im Herbst 76 durch den deutschen Militär-Attaché eine Anfrage nach Berlin, ob Deutschland im Fall eines Russisch-Österreichischen Krieges neutral bleiben würde. Seine diplomatischen Finger waren viel zu gelenkig, um eine solche grobe Anfrage ohne Berechnung der Grobheit zu wählen. Bismarck, der die Depesche in Varzin liest, befiehlt seinem Amt zuerst eigenhändig, und zwar mit ihm ganz ungewohnten Unterstreichungen, „eine so indiskrete Frage mit der Wendung abzulehnen, daß wir nicht sicher wären, zu welchem Zwecke Gortschakow die Erklärung

verlange, und welchen Gebrauch er davon machen werde . . Die Frage ist ebenso dreist wie unzeitig, intrigue cousue de fil blanc“. Das Ganze nennt er in seiner Wut einen „Versuch, uns zur Zeichnung eines Wechsels in blanco zu bewegen, den Rußland ausfüllen und Österreich wie England gegenüber verwerten oder doch benutzen will“.

Auch hier hat Bismarck die persönlichen Stimmungen mit der Logarithmentafel seiner Kalküle nachgeprüft. Er wußte sehr gut, wonach ihn sein Gegner fragte: darf Österreich zerstückelt werden? Sagte er Nein, so tat er es in Voraussicht der panslawistischen Flut, die dann den ganzen Osten überschwemmen, später Deutschland abhängig machen würde. Da war es besser, daß sich der Zar einen Denkkzettel holte; die drei großen Orient-Konkurrenten, Rußland, Österreich, England in Spannung untereinander, in Hoffnung auf Deutschland zu erhalten, war seit langem seine Politik gewesen. Jetzt wollte er den Weltkrieg verhindern und Rußlands vorbereitete Armee nach dem Balkan ablenken, als er, nochmals zur Antwort gedrängt, erwiderte: er könnte zwar ruhig zusehen, daß seine beiden Freunde gegenseitig sich Schlachten liefern, nicht aber daß der eine oder der andere am Schlusse schwer verwundet daliege und als Großmacht ausscheide.

Nun konnte Gortschakow seinem Herrn à la lettre beweisen, daß Bismarck es wäre, der ihn von der Goldenen Kuppel der Hagia Sophia zurückhielt, worauf der überzeugte Zar, statt den Franz Joseph zu erschlagen, sich sogleich in Reichstadt mit ihm über den Balkan vorläufig einigte, für seine Ruhe Bosnien versprach, das Gewitter nach Südosten ablenkte, mitten im Winter auf Konstantinopel loszog, in den Dardanellen aber englische Schiffe und andre Schwierigkeiten antraf und überhaupt sich vor der Weltstadt von den Mächten aufgehalten fühlte, worauf er im Frieden von San Stefano das „Gleichgewicht erschütterte“.

„La question qu'il s'agit de résoudre, n'est ni allemand ni russe: elle est européenne,“ hatte Gortschakow in seiner Antwort an Bismarck geschrieben, der aber schrieb daneben: „Qui parle Europe, a tort. – Who is Europe?“ Dieselben breiten, etwas humoristischen drei Worte hatte er 10 Jahre vorher dem drohenden englischen Gesandten vorgehalten. „Ich habe das Wort Europa immer im Munde derjenigen Politiker gefunden, die von anderen Mächten etwas verlangen, was sie im eigenen Namen nicht zu fordern wagten.“ Mit diesen damals noch richtigen Worten erwiderte er, natürlich nur intern, die russische Phrase.

Aber in Petersburg dachte noch ein andres Gehirn europäisch, schlug ein männlicheres Herz neben dem alten Kanzler, und als beim Frieden von San Stefano, der die Türken aus Europa verdrängte, den Vasallenstaat der Bulgaren vergrößerte, Österreich sich von Rußland umklammert, England bedroht fühlt, und so ein zweiter, furchtbarer Krieg bevorsteht, da eilt Graf Schuwalow, Bismarck seit langem befreundet, zu ihm, damit er vermittele. Der liegt krank in Friedrichsruh, Gürtelrose, Neuralgien, wegen Gesichtsschmerzen hat er sich sogar den Bart stehen lassen; er empfängt den Russen und lehnt ab.

Wieder, wie vor der Annexion der Reichslande, bleibt sein erster politischer Instinkt untrüglich. Schon vor ein paar Monaten, als man ihn offiziös um deutsche Vermittlung zu fragen begonnen, hatte er entschieden abgelehnt, denn „wir könnten kaum glauben, daß die Vermittlung einer andern Macht so eingerichtet werden könnte, daß sie nicht den Charakter einer Pression auf Rußland annehme: unter dem Druck einer solchen würde den Russen das Nachgeben aber nur erschwert werden. . . Unsere Verhältnisse zu Rußland sind uns bei den weiten Grenzbeziehungen zu diesem Reiche viel wichtiger als die ganze Türkei: wir sind fest entschlossen, darin nicht eine ganz unnötige Trübung durch

Übernahme einer Vermittlung eintreten zu lassen“. Daß er nachher, im Alter, diese Intervention für die größte Torheit seines Lebens erklärt habe, ist nicht erwiesen und klingt falsch; gewiß ist nur, daß er sie vorher verwarf. Aber Schuwalow läßt nicht locker, und anderen Tages kommt, von ihm bestellt, eine Depesche vom Zaren Höchstselt, worin er Bismarck darum bittet: er würde darin den Beweis seiner Anhänglichkeit erkennen. Was tun? Vor kurzem hatte Bismarck selber seinem Petersburger Botschafter geschrieben: „Ein Monarch und . . ein so nahestehender wie Kaiser Alexander, bleibt Ihnen und mir gegenüber . . immer im Rechte einer Dame.“

Zudem hat das Attentat auf den Kaiser soeben das Sozialistengesetz wahrscheinlich gemacht: Bismarck fühlt sich dadurch innerlich gestärkt; dazu mögen grollende Gedanken an den alten Gortschakow getreten sein, der nun unter seinem Präsidium schwitzen mußte. So sagt er, wie in Versailles, zum Entschluß eines anderen Ja, verleugnet damit einen Grundzug seines Wesens, steht vom Tische auf und diktiert seinem Sohne in 25 Minuten das Programm des Berliner Kongresses.

„Wir werden als ehrliche Makler handeln“, sagt Bismarck für die Öffentlichkeit; Bleichröder aber, der das liest, nickt bedächtig mit dem Kopfe, und eine uralte Erfahrung taucht in ihm auf, als er erwidert: „Einen ehrlichen Makler gibt es nicht.“

XIV

Am 13. Juli 70 hat Bismarck die Emser Depesche, am 13. Juli 74 die Pullmannsche Kugel empfangen, am 13. Juli 78 die Berliner Kongreßakte unterschrieben. Der 13., dem er sonst wie dem Freitag gern auswich, hat ihm zweimal Glück im Unglück gebracht; die Frage war, ob er nicht diesmal, nach glänzendem Erscheinen, ihm später Schaden bringen sollte. Denn glänzender nach außen war kein Augenblick in

seinem Leben als dieser, da er sich im Kuppelsaale seines Amtspalais in der Mitte des großen Hufeisens als Präsident von Europa erhob, um die Staatsmänner der Großmächte zu begrüßen; dergleichen hatte man seit Jahrzehnten nicht erlebt. Der weiße Vollbart gab ihm den Aspekt des Patriarchen, aber sein Leiden und die Höflichkeit, in fremder Sprache zu präsidieren, dabei der Ehrgeiz, auch französisch frei zu sprechen, vor allem die Fragwürdigkeit der ganzen Unternehmung machten ihn unruhig, so daß er etwas befangen und „nicht ohne Nervosität“ den Kongreß eröffnete.

Am grünen Tische ringsumher sitzen zwanzig leitende Männer von sieben Nationen. Rechts von Bismarck sitzt die Monarchie. Ist das nicht ein Zigeuner, der heut einmal den Honved-General spielt? Seine schmalen, hageren Züge gehen etwas durcheinander, Nase und Ohren groß, genießerischer Mund, kurzer Bart, etwas wild und gar nicht feierlich: es ist Graf Andrassy, der Mann der schnellen Auffassung und der langsamen Entschlüsse; daneben Graf Karolyi, der ewige Berliner Botschafter, den sogar der Krieg nur auf ein paar Wochen von hier vertreiben konnte; und, damit doch auch ein Wiener unter den Wiener Vertretern sitze, der Baron Haymerle, bei dem alles spitz ausläuft, die Nase wie der Bleistift, mit dem er gleich zu dozieren anfangen wird.

Der Mann zu Bismarcks Linken, der aussieht wie Merry Old England, bequem und lustig, Führer der Franzosen, mehr Archäolog als Minister des Äußeren, von Namen und Abstammung englisch, ist Waddington; aber sein Nachbar, der Graf St. Vallier, überbeweglich, stellt die Nation besser dar, er ist von der Fiebrigkeit eines sanguinischen, übrigens schon gebrochenen Menschen; daneben die geistvollen Züge des dritten, Desprez, halb Kammerdiener, halb Geistlicher.

Doch was will hier der Ferne Osten? Ist jener kleine Listige nicht ein Japaner? Das ist Graf Corti, der Italien hier mit mehr Verstand vertritt als sein Nachbar, Graf Launay, der

Kavalier. Daneben sitzt ein blauäugiger deutscher Landsknecht, der trägt einen Fez. An dieser Tafel scheint alles verwechselt, man sieht, wie töricht das Geschwätz von Rassen und Nationen! Dieser schöne Germane heißt Ali Pascha, jetzt ist er ein großer General, doch als er noch ein Magdeburger Junge war, hieß er anders und soll als Schiffsjunge, entlaufen, Ali dem Großwesir, der ihn seither protegierte, Vergnügen bereitet haben; noch zwei Monate, und er wird seine Abenteuerbahn unter albanischen Dolchen beschließen. Der andre freilich: das ist der geborene Orientale, Karatheodory, mit feiner Nase, verschlossenen Lippen, bleich, zurückhaltend, ganz vornehmer Grieche.

Und drüben, neben dem Wiener Baron – geht denn die deutsche Abordnung noch weiter? Das ist Lord Russell, der englische Botschafter in Berlin, mit dem gutartig klugen Gesicht, beweglich, formlos. Auch von dem schönen Apostelkopf daneben mit der herrlichen Stirn und dem blonden Vollbart, würde keiner glauben, daß er Lord Salisbury gehört, dem verdrießlich Exakten, dem Kenner des Orients. Doch bleibt das Auge nicht auf seinen Humanisten-Zügen haften, wenn es den nächsten Kopf einmal erfaßte: diese Hauptperson ist national erst recht nicht zu bestimmen, am wenigsten nach England hin: als der Earl of Beaconsfield noch Disraeli hieß und Romane schrieb, war er der Typus eines schönen jungen Juden; jetzt halb Mephisto, halb Musiker, mit der zu großen Nase, der hängenden Unterlippe, dem harten Knebelbart, die hohe Stirn von leichten Locken umhängt, scheint er ein Schriftgelehrter nach Rembrandt, und als er am Stocke seinen Sitz aufsuchte, hätte trotz der Hofuniform niemand in ihm den Charmeur seiner Königin vermutet.

Doch wo ist Gortschakow, berühmt wie Disraeli? Dort, das zusammengesunkene Männlein? Mit 80, anders als Kaiser Wilhelm, der sich noch wie ein Leutnant hält, hat er seine gichtischen Glieder herauftragen lassen; sieht man ihn näher

an, so ist das Gesicht nicht mit dem Körper geschrumpft, der Mund wirkt noch sinnlich, die Wange weich, nur die Nase ist scharf, und wie er da herumspäht, erinnert er, halb deutschen Ursprungs, an einen deutschen Sonderling von Spitzweg und scheint Genießer mehr als Intrigant, ist aber mindestens beides. An diesem Tische zu sitzen, hat er sich von seinem Herrn erzwungen, abzustimmen hat nicht er, sondern sein Botschafter, Geschäfte führt keiner von ihnen beiden, sondern der elegante Nachbar, Graf Schuwalow, Erfinder dieser Tafel, Typus eines französischen Marschalls, klug, Kavalier, unerreicht als Verhandler.

Schon bei Beginn klirren die Gegner leise mit ihren Degen: obwohl der Präsident auf deutschem Boden französisch redet, entgegnet Disraeli auf englisch, das er würdevoll, in klassischem Oxford, aber nur wenigen verständlich spricht, worauf Gortschakow, anstatt russisch zu erwidern (wie Bismarck erwartet), auf französisch lauter Dinge sagt, die keine Antworten sind, und durch seine phrasenreiche Rede den gelangweilten Präsidenten zur Aufzeichnung eines Zettels veranlaßt, auf dem nur steht: Pompos, pompo, pomp, po. Darauf geht alles in den Nebensaal an ein Büfett, mit dem Borchardt „bei jeder der 20 Sitzungen den größten Erfolg des Kongresses“ davonträgt.

Bismarck war schon vor der ersten Sitzung wütend, weil die Herren ihn bei der Gegenvisite „auf kleinstädtische Art alle empfangen und ermüdet haben“; nachher macht er sich in geistreichen Invektiven über seine Gäste lustig, sucht in den nächsten Sitzungen auf seine Art zu regieren, sagt, wenn Salisbury einen neuen Antrag stellt, laut: „Encore un de plus!“, nimmt, nach dem griechischen Berichte, „von Einwänden keine Notiz, eilt vielmehr, jeden mit nervöser Ungeduld zu unterdrücken, läßt das Gewicht seiner Autorität in Abstufungen . . alle fühlen“; übrigens spricht er ein feines Französisch, aber stoßweise, wie er Deutsch spricht, auch je

nach der Stimmung seiner Nerven, fließend oder gehemmt. „Ich schlief selten vor Sechs, oft erst um Acht früh ein, nur ein paar Stunden, war dann bis Zwölf für niemand da, und in welcher Verfassung ich dann für die Sitzungen war, das können Sie sich denken. Ich trank vorher zwei bis drei Biergläser voll stärksten Portweins, um das Blut ordentlich in Wallung zu bringen, sonst wäre ich unfähig gewesen.“ Und doch hat er, nach allen Berichten, durch Abschneiden, Vorbeugen, Einlenken in hohem Maße vermittelnd eingewirkt.

Vertrauen hatte er selber zunächst nur zu Andrassy und Russell, und sucht bei Russell vergebens, „nach einem versteckten Laster, denn einen so vollkommenen Engländer kann es gar nicht geben, der überdies alle Sprachen unwahrscheinlich gut spricht“. Salisbury möchte er täglich eine halbe Stunde beim Unteroffizier üben lassen, um ihm eine bessere Haltung beizubringen, und Achmed Ali behandelt er als Renegaten, kalt, fast unhöflich; seinen Feind Gortschakow in ironischer Devotion, und als er dem alten Herrn bei einem Besuch aus dem Sessel helfen will, versteht der Reichshund diese Bewegung als Signal zum Angriff, wird von seinem Herrn angeschrien, wodurch der Russe, der den Hund noch gar nicht sieht, auf plötzliche Rache Bismarcks schließt und entsetzt vor ihm zurückfährt. Als es Bismarck am Abend erzählt, fügt er diese Glosse des politischen Hundevaters hinzu: „Tyras ist mit seiner Dressur nicht fertig geworden, er weiß nicht, wen er beißen soll; wenn er es wüßte, würde er den Türken gebissen haben.“

Die drei großen Abenteurer dieses Kongresses, der Schiffsjunge, der Romanschreiber und Bismarck, reagierten in sehr verschiedener Weise aufeinander. „Ich möchte wissen, ob Beaconsfield den Krieg will“, sagte Bismarck am ersten Abend. Niemand wußte es, man hatte das Gefühl, daß er die Lose hielt. Dabei war er mißtrauisch und ließ sich von Werner, der ihn während der Arbeit malte, immer wieder Unkenntnis

des Englischen versichern, lachte aber über die Berliner Witze, und hat auch erfahren, daß der Ehrenposten dem Offizier auf seine Frage, für wen er denn hier stände, erwidert habe: „Zu Befehl, für B. A. Cohnfeld.“

Alles an ihm, besonders das Oratorische mußte Bismarck abstoßen, wäre er judenfeindlich gewesen; aber nach wenigen Gesprächen stand er mit ihm besser als mit allen und sagte später: „Ich hatte ihn wiederholt abends bei uns; da er leidend war, kam er nur unter der Bedingung allein zu sein. Da lernte ich ihn näher kennen: trotz seiner phantastischen Romane konnte man sehr gut mit ihm verhandeln, in einer Viertelstunde wußte man, wie man mit ihm dran war, die Grenze war genau gezogen, wie weit er gehen wollte, und nach kurzer Redaktion seiner Gedanken war man im reinen.“ Bis zu Disraelis Tod blieb Bismarck ihm befreundet, obwohl dieser ihn nach dem Kongreß im „Cornet of Ferrol“ dargestellt hat; vierzig Jahre nach Motleys Bismarckroman.

Im Geschäftstone scheint sich Bismarck aber nur gegen Bleichröder geäußert zu haben: „Der Friede steht 66:34, vielleicht 70:30,“ sagte er diesem am ersten Abend. Bleichröder gab „ein großes Diner ohne Salzfüßer, aber mit viel Musik“; der Kronprinz lud zu einer Wasserfahrt auf dem Wannsee ein, auf dem der ganze Kongreß im Sturm beinahe ertrunken wäre, von dort nach Sanssouci, wo, nach Hohenlohes Berichte, der Kongreß „vor dem Diner zwar viele Waschbecken, aber nur ein einziges Porzellangefäß fand, das nicht zum Waschen bestimmt war; um dieses gruppierte sich Europa.“

Die Probleme der Verhandlungen sind längst überlebt, alles Einzelne uninteressant, wichtig nur die Rivalität der drei Orient-Konkurrenten. Sie kulminierte zwischen Rußland und England in Bulgarien, und als die Russen nicht nachgeben wollten, Beaconsfield schon seinen Extrazug bestellt hatte, griff Bismarck ein, da er durch Schuwalow Rußlands gegenwärtige Schwäche kannte, veranlaßte

die Engländer zu einer kleinen, dann die Russen zu einer sehr großen Nachgiebigkeit und rettete den Frieden auf Kosten der russischen Freundschaft: denn sofort sprach man von Rußlands „Erniedrigung durch Bismarck“.

Formell handelte es sich, außer der allgemeinen Lüge, daß die Christen gegen die Ungläubigen geschützt werden müßten, um kleinen Länderschacher: Abgrenzung sogenannter Interessengebiete, auf deren Karten die Staatsmänner in London und Petersburg sich nicht besser als die deutschen Vermittler zurechtfinden. Hatte man zum Beispiel dem neuen Bulgarien den Sandschak gegeben, so fand sich, daß dies Land weit über die Vorgebirge des Balkans hinausging, daß England zu viel eingeräumt hatte und es wieder zurückholen wollte. „Wir fanden nach langem Suchen, schreibt Hohenlohe, ein kleines Stück, das wir den Russen abnehmen konnten, einen Gebirgsrücken, . . ob es eine vernünftige Grenze ist, weiß keiner von uns . . Auch sind die Karten ungenau und widersprechend.“

Als man nach vier Wochen unterschrieb, war auf dem Balkan nicht einmal die Ruhe eines Friedhofs geschaffen: Bulgarien war „errichtet“, Serbien, Rumänien, Montenegro „unabhängig“, Griechenland vergrößert, die Donau neutral mit europäischer Kommission, die Meerengen blieben weiterhin geschlossen, Bosnien und Herzegowina aber, die türkisch blieben, wurden von Östreich besetzt und verwaltet: eine Quelle jahrzehntelanger Spannungen, freilich schon ein Jahr vorher im geheimen zwischen Zar und Habsburg vereinbart. Nichts war nach Rassen oder gar nach Wunsch der Eingeborenen geordnet, die Serben blieben in vier Länder zerrissen, die Bulgaren in drei, der Islam war zurückgedrängt, aber noch in Europa: ein dünnes Pergament überdeckte die ungelösten Probleme.

Deutschland, das kein direktes eigenes Interesse vertrat, verlor durch den Kongreß indirekt ein großes: die russische

Freundschaft wurde erschüttert, ohne daß sich eine englische gefestigt hatte; Bismarck führt persönliche Gründe an: „Vor dem Kongreß hatten wir uns mit dem Zaren dahin geeinigt, daß ich jeden Wunsch Rußlands befürworten würde, und daß dafür der Zar versprach, Schuwalow an Gortschakows Stelle zu setzen . . Von dieser Abmachung muß Gortschakow Wind bekommen haben, denn auf dem Kongreß verlangte er immer weniger für Rußland, so daß ich Schuwalow sagte, ich könnte doch nicht russischer sein als Rußland . . Als Gortschakow später das Resultat dem Zaren vorlegte, sagte er: „Diesen schlechten Abschluß haben wir Bismarck zu verdanken“, worauf der Zar geantwortet haben soll: „So! Dann bleibst du Kanzler!“ Gewiß ist, daß der Zar in diesem diplomatischen Kampfe sich vom „ehrlichen Makler“ verlassen fühlte: die „europäische Koalition gegen Rußland unter Bismarck“ nannte er den Kongreß und Schuwalow die Dupe des Fürsten Bismarck.

Der Berliner Kongreß hatte auf dem Balkan Unruhe, unter den Großmächten Spaltungen vorbereitet. Sie kamen bald zum Durchbruch.

XV

„Ermutigt durch Ihre dauernde Freundschaft, lieber Oheim, erlauben Sie mir, den delikaten und mich beunruhigenden Punkt offen auszusprechen. Es handelt sich um die Haltung deutscher diplomatischer Agenten, die seit einiger Zeit sich leider einer feindlichen Art gegen Rußland befleißigen, in vollem Widerspruch zu den Traditionen der Freundschaft, die seit länger als einem Jahrhundert die Politik unserer Regierungen geleitet hat, und immer ihren gemeinsamen Interessen entsprach. Diese Freundschaft lebt in mir ganz unverändert, und, wie ich hoffe, auch in Ihnen. Aber die Welt urteilt nach Taten . . Die Türken, von den Engländern und Österreichern, Ihren Freunden, unterstützt . . machen den Bul-

garen unaufhörlich kleine Schwierigkeiten. Nun hat die Majorität der Kommissare Europas zu entscheiden; fast in allen Fragen sind Frankreich und Italien für uns, während die Deutschen nach einer Ordre zu handeln scheinen, stets die Meinungen der Östreicher unterstützen, uns systematisch feindselig sind . .

„Verzeihen Sie mir! aber ich halte es für meine Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit auf die üblen Folgen zu lenken, die dies in unsere freundschaftlichen Beziehungen bringen . . könnte, wie das die Presse beider Länder begonnen hat . . Ich verstehe vollkommen, daß Sie auf gute Beziehungen zu Östreich halten müssen, aber ich sehe kein deutsches Interesse, die russischen zu opfern. Ist es eines wahrhaft großen Staatsmannes würdig, persönliche Kränkungen in die Wagschale zu werfen, wenn es sich um die Interessen großer Staaten handelt, deren einer dem andern 1870 einen Dienst erwiesen hat, der nach Ihren eigenen Worten unvergeßlich bleibt? Ich hätte mir nicht erlaubt, Sie daran zu erinnern, aber die Umstände sind zu ernst, als daß ich Ihnen meine Furcht verhehlen dürfte, deren Folgen verhängnisvoll für unsere beiden Länder werden könnten. Möge Gott uns davor bewahren und Sie erleuchten!“

Als Wilhelm im August 79 in einem langen Brief des Zaren diese ernste Wendung las, ahnte er ebensowenig wie der Absender die Folgen. Zu oft war in einem Jahrhundert Freundschaft und Interesse der beiden Verbündeten durch Reibung irritiert, doch immer wieder ins Gleiche gesetzt, zu tief war Bismarcks Maxime von der deutsch-russischen Freundschaft gefühlt worden, als daß der Pressekrieg seit dem Berliner Kongreß bis in die dynastischen Stimmungen des Zaren, des Oheim-Kaisers oder gar bis auf Bismarcks Schachbrett hätte vordringen können.

Die lange gemeinsame Grenze und das Fehlen jedes Kriegszieles hatten Bismarck seit 25 Jahren auch in kritischen Lagen zum fast unbedingten Freunde Rußlands gemacht; seit

71 war Frankreichs Wunsch dazu getreten, sich mit Rußland zum furchtbaren Zweifrontenkrieg zu verbinden. Seit acht Jahren war es deshalb Bismarcks Politik gewesen, zwischen den beiden Kaiserreichen zu stehen, die ‚Wappentiere‘ getrennt zu halten, in keinem Fall für eins von beiden zu optieren, denn, so hatte er noch vor kurzem zu Mitternacht gesagt: „Träten wir zu Österreich, so bekämen wir in Rußland einen unversöhnlichen Feind und Alliierten Frankreichs.“

Die letzte Nachricht des deutschen Botschafters hatte eine Klage des Zaren über jene angedeuteten Mißstände, andern Tages beim Diner eine Artigkeit und ein Hoch auf die deutsche Armee gemeldet. Aber schon seit einigen Monaten wälzte Bismarck neue Gedanken über Rußland und näherte sich dem ungarischen Freunde Andrassy, den er jetzt auch nach Gastein zu sich bitten ließ. Rache an Gortschakow, der übrigens nur noch formell regierte, kann jetzt den letzten Anstoß nicht gegeben haben. Aber mit jener Beleidigung hatte Bismarcks Mißtrauen angefangen, es war bei Rußlands schlechtem Dank nach dem gefährlichen Kongresse rasch gestiegen, hatte sich am Krieg der Zeitungen, an einer schwer kontrollierbaren Vermehrung der russischen Armee und am steigenden Einfluß des deutschfeindlichen Kriegsministers gestärkt. Nun setzte der Brief des Zaren Bismarcks Kampflust in Flammen. Er beschleunigt die Zusammenkunft mit Andrassy.

Denn was er seinem Herrn nun aus Gastein über den Zaren schreibt, ist das Stärkste, was er seit den Tagen von Ems je über ein Land geschrieben: „Die Worte, mit welchen der Kaiser fortfährt, E. M. seiner Freundschaft zu versichern, verlieren ihre Bedeutung neben der unverhüllten Drohung . . für den Fall, daß E. M. die eigne Politik der russischen nicht ausschließlich unterordnen wollen. Zwischen Monarchen . . ist eine solche Sprache der regelmäßige Vorläufer eines Bruches, wenn letzterer nicht durch Verträge verhindert wird; die

zwischen Monarchen übliche Höflichkeit gestattet, auch wenn man den Krieg beabsichtigt, in der Regel eine stärkere Sprache nicht. Wenn E. M. im selben Tone antworten wollten, so würden wir mit Wahrscheinlichkeit dem Kriege entgegengehen.“

Darauf wird der russische Kriegsminister als verkappter Nihilist dargestellt, der wahrscheinlich durch den Krieg zur Republik vorschreiten wolle, Rußlands Zurückhaltung im Jahre 70 wird auf österreichischen Druck zurückgeführt, die Verdienste Preußens für Rußland werden aufgezählt und schließlich wird daraus geschlossen: bisher habe er immer die Hinneigung zu Rußland befürwortet, weil er diese Anlehnung für die gesichertere hielt, aber „mit dem Staate Österreich haben wir mehr Momente der Gemeinsamkeit als mit Rußland. Die deutsche Stammesverwandtschaft, die geschichtlichen Erinnerungen, die deutsche Sprache, das Interesse der Ungarn für uns tragen dazu bei, ein österreichisches Bündnis in Deutschland populärer, vielleicht auch haltbarer zu machen, als ein russisches. Nur die dynastischen Beziehungen und namentlich die persönliche Freundschaft des Kaisers Alexander lagen günstiger in Rußland und gaben den Ausschlag. Sobald dieser Vorzug der russischen Allianz . . unsicher wird, halte ich . . eine eifrige Pflege unserer Beziehungen zu Österreich für nötig.“

Und wenn er dies mit Schrecken gelesen hat, muß der Kaiser auch noch als Bismarcks Wunsch am Schlusse vernehmen, von Gastein nach Wien zu gehen, worauf er ihm mit seltener Festigkeit erwidert: „Auf keinen Fall! weil Rußland dies sofort als rupture mit uns ansehen muß!“

Wenige Tage darauf erhält er eine Depesche Bismarcks über dessen Gespräch mit Andrassy, der ein Defensivbündnis gegen jeden russischen Angriff vorgeschlagen habe. Der alte Herr ist entsetzt und verabredet statt dessen mit dem Zaren selbständig eine Zusammenkunft in einem russischen

Grenzort, um jenen Brief klarzustellen. Jetzt ist Bismarck außer sich über solches Entgegenkommen und begründet in großartiger Darstellung, die zehn Druckseiten füllt, dem Herrn seine neue Politik: Gortschakows Eifersucht, Alexanders drohender Brief, Gefahr der Koalition des Siebenjährigen Krieges; dagegen die tausendjährige Gemeinsamkeit mit Österreich, auf die er schon in Nikolsburg hingewiesen habe, Schutz vor Isolierung ohne Übernahme von Pflichten und schließlich die übliche Drohung, eine andre Politik könne er nicht mitmachen.

Dagegen schickt ihm der Kaiser seine eigenhändige Aufzeichnung über die Unterredung mit dem Zaren: Mißverständnisse, keine Spur von Bedrohung, ein Fehler, Bitte, ihn als ungeschrieben anzusehen, Anrufung der hochseligen Väter, herzliche Versprechungen, vollkommene Freundschaft. Um so mehr sei die österreichische Allianz abzulehnen! Bismarck, der sie indessen selbständig weiterbetreibt, schickt nun seinem nach Deutschland zurückgekehrten Herrn aus Gastein beinahe tägliche, lange Monologe über Europa und steigert sie im September zur Forderung:

„Die Abhängigkeit unserer Sicherheit von Rußland wäre ein unberechenbarer Faktor. Österreich dagegen ist nicht in gleichem Maße unberechenbar. Nach seiner Lage und seinen Bestandteilen bedarf Österreich so gut wie Deutschland wenigstens einer Anlehnung in Europa, Rußland kann zur Not ganz ohne solche bestehen, ohne Gefahr zu laufen, daß das Reich sich auflöst. In Österreich-Ungarn haben die Völker und ihre Vertreter mitzureden, und diese Völker sind vor allem des Friedens bedürftig . . In Rußland dagegen ist eine kriegerrische Politik gegen Deutschland ohne jeden Schaden für die innere Lage des Reiches und an jedem Tage in Szene zu setzen möglich . . Österreich bedarf unser, Rußland nicht. Österreich hat in sozialer Beziehung vielleicht von allen Mächten die gesündesten Zustände im Innern, und die Herrschaft des

Kaiserhauses steht fest bei jeder einzelnen Nationalität. In betreff Rußlands weiß niemand, welche Eruptionen revolutionärer Elemente im Innern des großen Reiches plötzlich eintreten können.“

Das Gegenteil hatte bisher Bismarck geglaubt oder doch behauptet: Rußland war rocher de bronze gegen die Revolution, Österreich unterhöhlt von den Eifersüchten seiner Stämme, – und nun soll es das Muster eines Reiches, Rußland aber der Herd von Revolten sein? So überredet man sich und den König, doch das wahre Motiv – er wird es noch oft variieren – schimmert schon durch: Österreich ist schwach und braucht uns, das starke Rußland braucht uns nicht, es droht. Bismarck, gewohnt zu herrschen, hat als Minister, d. h. als Verbündete im Kabinett immer Leute bevorzugt, die er regieren konnte – und nun sollte er einen drohenden Zaren als Freund ertragen? Der Anspruch auf Gleichberechtigung, den er weder in der Partei, noch in der Familie, noch im Kollegium ertrug, ist es vor allem, der ihn von dem kühn heranklirrenden Rußland abstößt. Da ist der Ungar ein anderer Mann, immer verbindlich, den mächtigen Deutschen suchend, glücklich, unterm Schutz des Stärkeren zu leben.

– Auf keinen Fall! tönt es vom Kaiser zurück. Jetzt ist er 82, seit 17 Jahren läßt er sich von Bismarck leiten: diesmal scheint er Granit. Warum? Sein Ehrgefühl ist aufgeregt, zugleich das Vermächtnis des Vaters, die Verantwortung des Verwandten, Gewohnheit und Neigung; der russische Neffe hat feierlich und herzlich sich entschuldigt, alles ist ausgelöscht: „Mit dieser Überzeugung im Herzen bin ich Gewissens halber außerstande, auf den Vorschlag des Reichskanzlers einzugehen . . Ich befinde mich in einem schauderhaften Dilemma, aber lieber will ich vom Schauplatz abtreten und die Regierung meinem Sohne übergeben, als daß ich wider meine bessere Überzeugung handle und eine Per-

fidie gegen Rußland begehe . . Will der Fürst mit dem Grafen Andrassy in eine Besprechung über gewisse Zukunfts-Eventualitäten eintreten, so mag es sein, aber eine Allianz – nein, da gehe ich nicht mit . . Der Fürst hat sich früher selbst dagegen ausgesprochen, daß wir uns durch Allianzen die Hände binden . . und auch gelegentlich Österreich für unzuverlässig erklärt.“

So gut ist das Gedächtnis des alten Herrn, wenn es stört. Bismarcks Antworten bekommen immer größere Linien, man sieht, er ist am Konstruieren: fast scheint es ihm mehr um Überredung des Königs zu tun. Jetzt klagt er über seine erschütterte Gesundheit, daß er solche Friktionen nicht ertrage und abginge, wenn es zum Bündnis nicht käme. „Ich wäre vielleicht imstande gewesen, dem Kaiser noch zu dienen, wenn ich das Glück hätte, daß in entscheidenden politischen Fragen meine Überzeugung mit der S.M. übereinstimmte . . Ich habe die Folgen ähnlicher Friktionen, welche in Nikolsburg und Versailles stattfanden, noch heute in meiner Gesundheit nicht überwunden; heut aber sind meine Kräfte so geschwunden, daß ich an einen Versuch, die Geschäfte unter ähnlichen Bedingungen weiterzuführen, gar nicht denken kann. Am 19. sind es 17 Jahre, daß ich ohne Unterbrechung in diesen und ähnlichen Kämpfen stehe. Ich glaube damit meine Dienstpflicht . . erfüllt zu haben . . Mein amtliches Abschiedsgesuch, also im reichsgesetzlichen Sinne die Erklärung meines Rücktritts aus dem Amte, werde ich, wenn die Situation bis dahin unverändert bleibt, erst in 8 bis 10 Tagen einzureichen haben.“

Nachdem er so die Zündschnur mit Angabe der Zeitdauer dem Kaiser hingelegt hat, wird dieser nur noch wütender und erklärt aufs neue, seinerseits abzdanken, wenn Bismarck auch diesmal mit Abdankung drohe.

So bedrohen die beiden alten Eheleute einander von Berlin nach Gastein und zurück mit Scheidung, wenn der andre

nicht nachgäbe. Dabei läßt sich der Kanzler vom Staatssekretär fast täglich die Temperatur der Stimmung drahten, und der Kaiser fragt Hohenlohe: „Der Kanzler ist wohl sehr gereizt auf mich?“ Wie wird man nur mit Bismarck fertig, da er jetzt sogar auf eigne Faust die wichtigsten Staatsverträge vorbereitet! Und er schreibt an Bismarck:

„Schwer berührten mich die Worte, daß wir in unserem Verfahren scheinbar eine freundliche Sprache gegen Rußland führen wollten, während wir eine Koalition gegen dasselbe mit Östreich . . abschließen. Und ein solcher Abschluß schwebt Ihnen bereits so entschieden vor, daß Sie dem Grafen Andrassy Ihr ganzes Projekt nicht nur vortragen, sondern auch gestatteten, seinem Kaiser von demselben zu sprechen, der auch sofort auf dasselbe eingeht . . Setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle. Ich stehe vor meinem persönlichen Freunde, meinem Verwandten, Bundesgenossen in guten und bösen Zeiten, um uns über übereilte und sogar mißverständene Stellen eines Briefes aufzuklären, was zu einem erfreulichen Resultate führt – und nun soll ich gleichzeitig eine feindliche Koalition gegen diesen Souverän schließen, also hinter seinem Rücken anders handeln, als ich sprach? . . Indessen will und darf ich Sie nicht in Ihren bereits getanen Schritten gegen Andrassy und seinen Herrn desavouieren. Sie mögen also in Wien die Eventualitäten einer sich bis zum möglichen Bruche mit Rußland steigenden Disharmonie vorstellen . . Aber zu irgendeinem Abschluß, einer Koalition oder gar Alliance autorisiere ich Sie nach meinem Gewissen nicht . . Ihr treueregebener Wilhelm.“

Zwei Welten halten hier Dialog: das alte Preußen und das neue Reich, Ritter und Diplomat, Gewissen und Klugheit. Aber Mephisto hat stärkere Mittel: Hohenlohe muß aus Paris, Reuß aus Wien, Moltke in Berlin, sämtliche Minister müssen im Kabinettsrat seine Politik unterstützen, eine Demission des ganzen Kabinetts wird angedroht: der Kaiser

sieht sich umstellt. Zu bewundern aber ist diesmal weder die Politik Bismarcks noch seine Taktik; nur der alte Kaiser.

Wie Bismarck nach Wien fährt, die Verhandlungen abschließt, bis auf die Unterschrift das Bündnis festmacht, wie er Berlin, Stettin, Baden, die der Kaiser nach und nach aufsucht, trotzig meidet, weil er jetzt den persönlichen Krach fürchten mag; wie der Kaiser Schritt um Schritt seine Ehre doch noch zu wahren sucht, da er seine Politik nicht mehr wahren kann, den Namen Rußland aus dem gegen Rußland geschlossenen Verträge ausschließen will und schließlich alles verloren gibt: das gleicht einer deutschen Sage.

„Seit vier Wochen, schreibt dann der Besiegte, kämpfe ich gegen eine Stipulierung in Wien, die meinem Ehrgefühl und meiner Pflicht widerstrebten, welchen Kämpfen ich unter der Bedingung endlich nach Erschöpfung aller Gegenvorstellungen gestern nacht nachgegeben habe, daß Rußland die Motive zu dem Schritt im Memorandum mitgeteilt würden. Meine ganze moralische Kraft ist gebrochen! Ich weiß nicht, was aus mir werden soll! Denn der Kaiser Alexander muß mich für wortbrüchig halten, nachdem ich ihm schrieb und sagte, auf Diktat des Fürsten Bismarck, *„de maintenir le leg centenaire de nos pères“*. Da sitzt er nun, dieser letzte Erbe des Achtzehnten Jahrhunderts, und denkt daran, daß er vor 65 Jahren mit dem Großvater dieses Zaren nach Paris hineingeritten ist, als sie den Großen Napoleon auf seine Insel schickten.

Nun hat er einmal recht, und kann sich doch nicht behaupten! Nicht weil er klarer sähe als sein Minister, sondern weil er, gebannt durch Moral und Tradition, dem Glauben an die dynastische Verwandtschaft mit Rußland angeschmiedet, nicht ohne persönliche Verwundung sich losreißen, weil das Land ohne Gefahr nicht losgerissen werden kann. Weil er uralt ist und sein Geist starrer geworden als seine Glieder, sieht

er in diesem Falle die großen Zusammenhänge besser, und niemand hat in späteren Jahrzehnten Bismarcks Entscheidung für Österreich schlagender kritisiert, noch könnte es heute der Nachgeborene, als Wilhelm zur selben Zeit in den Marginalien zu einem Kanzlerbriefe es mit diesen Worten tat: ,

„Warum sollen wir Österreich gegen Rußland mit unsrer ganzen Macht unterstützen und uns gegen einen Angriff Frankreichs mit einer Neutralität Österreichs begnügen? Was wir für Österreich gegen Rußland tun, muß Österreich für uns gegen Frankreich tun . . Das ist *partie inégale*!! Der projektierte Vertrag muß Rußland in die Arme Frankreichs treiben, und dieses wird dem Revanchegelüste Genüge tun! Denn eine günstigere Chance kann Frankreich nicht finden, als Österreich und Deutschland zwischen zwei Feuer zu nehmen . . Darum muß das Drei-Kaiser-Bündnis aufrecht erhalten und nicht zerrissen werden durch ein Bündnis *à deux* . . Das Bekanntwerden oder Vermuten unsres projektierten Vertrages muß Frankreich und Rußland vereinen!“

Jeden dieser Gegengründe hatte Bismarck durchdacht und verworfen. Was ihn dennoch zu dieser größten Wendung seiner Politik bestimmte, scheint mehr durchfühlt als durchrechnet; schon der Ursprung war Gefühl. Was damals Karl Marx schreibt, ist nichts anderes, als was Bismarck selber oben über Gortschakow berichtet hatte: „Das Charakteristischste für Bismarck – schreibt Marx an Engels – ist die Art und Weise, wie er in seinen Gegensatz zu Rußland hineingeriet. Er wollte Gortschakow ab- und Schuwalow einsetzen. Da das fehlschlug, verstand sich's von selbst: *Voilà l'ennemi!* . . En attendant tut schon der Schwarze Punkt im Osten ihm seinen Dienst: er ist wieder der notwendige Mann . . Das eiserne Militärbudget wird im nächsten Reichstag erneuert werden, es wird vielleicht ‚perpetuell‘ gemacht.“

Auch der zweite Grund ist Gefühl: noch nie hatte Bis-

marck die Volks-Zustimmung als Motiv zu einem Bündnis, ihr Gegenteil als Motiv zur Lockerung eines anderen angeführt; jetzt kehrt sie in allen Äußerungen wieder. In der That jubelt Süddeutschland, auch stimmen ihm fast alle Parteien im Reichstage zu, was er voraussah und bei seiner wankenden Mehrheit aus inneren Gründen wünschte. Vollends der dritte Grund steigt ganz aus seinem Charakter empor: „Eine Allianz mit einem Autokraten, sagte er zu Lucius, mit einer halb barbarischen, verhetzten Nation, ist an sich riskant, während die Allianz mit einem schwächeren Staat wie Österreich viele Vorzüge hat“, und ferner: „Wenn ich optieren muß, so werde ich für Österreich optieren: ein konstitutioneller, friedlicher Staat, der unter den Kanonen Deutschlands liegt, während wir Rußland nichts anhaben können.“ Wann hatte Bismarck zuvor den Autokraten als Verbündeten gemieden, den Verfassungsstaat gesucht? Seit wann war Österreich friedlicher als Rußland? Autosuggestionen, um sich und anderen die tiefsten Gründe zu verschleiern: ein Verbündeter, der schwächer ist und unter unsern Kanonen, das ist's, was Bismarcks Machtgefühl bevorzugt, vollends, wenn der verbündete Minister sich unterordnet.

Diese Varianten der Empfindung, diese Schatten auf der Seele des Staatsmannes, der nur groß war, wenn er rechnete, haben die große Wendung verursacht, dann gefördert, schließlich entschieden. Schon daß er optierte, war gegen seinen alten Grundsatz; daß er für Österreich optierte, wurde verhängnisvoll. Was er erreichte, war nichts als Schutz gegen eine Macht, die er bisher sich zu verbinden wußte, statt sie von sich zu entfernen. Was er erreichte, war diesmal weniger als er sich vorgesetzt.

Denn statt der bloßen Rückversicherung, die das alte Bündnis der drei Kaiser aufzuheben drohte, ohne ein andres geschaffen zu haben, hatte Bismarck in diesen Wochen ein großes Bündnis mit Österreich gewollt, das den Parlamenten vor-

liegen, sogar in die Verfassungen beider Länder aufgenommen werden sollte. Auch hier Gefühle als Motore: die Heilung des Zerstörten schwebt vor seiner Phantasie. Vollendung des nicht ganz Gelungenen, Aufrichtung eines größeren Deutschland! War der kalte Rechner der sechziger Jahre jetzt, nach einem halben Menschenalter, etwa verschwunden? War der Gedanke vergessen, der ihn zur Aussperrung jener 8 Millionen Deutscher aus dem Deutschen Reich getrieben, um so viel fremde Völker, um vor allem die Konkurrenz der Habsburger loszuwerden? Die Konkurrenz ist fort, die Völker sind geblieben. Gewiß ist nur, daß Bismarck, der einst Östreichs Kraft gebrochen hatte, nun Östreich suchte, weil es der Schwächere war.

In großen Schicksalskurven kehrt so der Feind zu seinem Opfer heim, verbündet sich dem Gebilde, das er selbst gelockert; er heiratet im Alter eine Frau, die er in der Jugend verlassen. Macht diesen Klügsten der rasche Zugriff seines Partners nicht stutzig? Da kommt Franz Joseph selber, dem er die Hälfte seiner Macht weggenommen, und besucht den Erfinder von Königgrätz nach 13 Jahren in seiner Wohnung in Wien; als aber Bismarck auf seiner Form des Bündnisses beharren will, findet er ein entschlossenes Nein bei seinem Besucher und bei Andrassy. Damals hat er den Deutschen Bund zerstört, jetzt wollen die Geschlagenen seinen Geist nicht wieder beschwören, und wenn Bismarck heute das Schwergewicht des Kontinentes nach Mitteleuropa zurückleiten will, so blickt Östreich lieber nach dem Osten und wird, wenn nötig, sogar nach Westen blicken. Denn für das Elsaß mitzukämpfen, auch dies lehnt Andrassy entschieden ab, und der alte Wilhelm, der von jener Seite Gefahren sieht, darf erstaunt ausrufen: Das ist partie inégale! Zum erstenmal in Bismarcks Leben bringt einer seiner Verträge dem Partner mehr Vorteile als ihm selber.

Denn nun verstärkt sich die antideutsche Stimmung in

Petersburg, und wenn sich die Revanche von Paris dort anzuklammern anfängt, vertraut sie auf den westöstlichen Nußknacker, daß er die Nuß in der Mitte leichter zerbricht, wenn eine Hälfte hohl ist. Acht Jahre wird Bismarck brauchen, um diese Gefahr, die er rief, zu beschwichtigen; seine Nachfolger aber werden sie wieder rufen.

Dabei hatte er vor der Option in immer neuen schriftlichen Monologen die Gewichte abgewogen, Rußland die materiell stärkere Verbindung genannt, monarchische Freundschaft, Erhaltungstrieb, Mangel aller Gegensätze sich vorgehalten; ebenso hat er auch später Österreichs Schwächen addiert: „Wandelbare Eindrücke der öffentlichen Meinung in der ungarischen, slawischen und katholischen Bevölkerung.. den Einfluß der Beichtväter der kaiserlichen Familie, die Möglichkeit der Herstellung französischer Beziehungen auf katholischer Grundlage“, endlich die polnische Frage, vor der er noch in den Memoiren warnt, die Frage der Zukunft Polens sei deshalb unter den Vorbedingungen eines deutsch-österreichischen Kriegsbündnisses eine besonders schwierige, und er resumiert: „Absolut sicher für die Dauer war keine der beiden Verbindungen, weder das dynastische Band mit Rußland, noch das populäre ungarisch-deutscher Sympathie“, und der Alldruck der Koalitionen verläßt ihn nicht: „Wir hoffen und wünschen, schreibt er im Jahre 80, mit Rußland in Frieden zu bleiben; gelingt das aber nicht, weil Rußland uns oder Österreich angreift, so entsteht mit Rußland allein oder mit Rußland im Bunde mit Frankreich und Italien ein Kampf von sehr viel ernsterer Tragweite, in welchem, auch im Falle unseres Sieges, es an jedem begehrenswerten Preise fehlt.“

So steht das Gespenst des Weltkrieges beim Abschluß des österreichischen Bündnisses vor Bismarck. Kein Mann und kein Mittel vermag es zu verscheuchen.

XVI

Bismarcks Option für Österreich war entscheidend: alles, was folgte, folgt daraus; die Schwankungen und Stimmungen, selbst die Krisen interessieren uns heute, nach der großen Katastrophe wenig; hat man Gründe und Gegenstände des österreichischen Bündnisses nach den Akten, Motiven und Gefühlen, nach den Charakteren ausführlich dargestellt, so kann man die achtziger Jahre durchfliegen. Bismarck hatte Mitteleuropa wieder errichtet, die Freiheit der Wahl aufgegeben, Rußland sich entfremdet und suchte nun vergebens, sich England zu nähern.

Grade dies Scheitern brachte ihm anfangs Glück: da sich England gegen Frankreich nicht festlegen ließ, fühlte sich Englands Gegner, der Zar, zu den deutschen Mächten hingezogen. Der neue Drei-Kaiser-Bund teilte vor allem die Balkaninteressen ab, der Zar war frei, im Osten gegen England zu operieren, Bismarck hielt ihn durch diese Chance vom Abschluß mit Frankreich noch zurück. Das Bündnis von 81 wurde 84 erneuert; dazwischen ward mit Österreich und Italien der Dreibund geschlossen, der auch Italien von Frankreich abziehen sollte, wenn auch Bismarck von Italiens Hilfe sich nicht mehr versprach, „als daß ein italienischer Trommler mit der Trikolore auf dem Alpenkamm erschiene“. Daß einer seiner beiden Bundesgenossen Todfeind des andern war, wußte er, glaubte es aber zu überwinden.

Keiner dieser Versuche schien ihm entscheidend, alle hatten nur den gemeinsamen Zweck, den Frieden zu sichern. Auch in den Krisen der achtziger Jahre hat Bismarck wie im vergangenen Jahrzehnt niemals den Krieg gewollt, den Frieden aber zwei- oder dreimal erzwungen. Im Rückblick zählt er nochmals alle jene Fragen auf, die das Habsburger Reich unterhöhlten: Völkermischung, römische Einflüsse, Panslavismus, Bosnien, Serbien, die polnische, tschechische, trentiner Frage, und sagt voraus, sie alle „können zu Kristallisationspunkten, nicht bloß für österreichische, sondern auch

europäische Krisen werden, von denen die deutschen Interessen nur soweit nachweislich berührt werden, als das Deutsche Reich mit Österreich in ein solidarisches Haftverhältnis tritt. . Es wäre unweise, den Dreibund als sichere Grundlage für alle bösen Zeiten betrachten zu wollen.“ Jeden Anspruch Österreichs auf deutsche Hilfe am Balkan hat Bismarck erst beim Abschluß, dann immer wieder im Laufe der Jahre abgelehnt, jeden Abbruch mit Rußland hat er vermieden: nur unter diesen beiden Voraussetzungen war der Dreibund möglich, so lange Bismarck ihn führte. Seine Erben werden dann an die Stelle des lebensgefährlichen Bündnisses die tödliche Nibelungentreue setzen.

Wie Bismarck in der Krisis vor dem Weltkriege gehandelt hätte, läßt sich aus seiner Haltung in den Krisen der achtziger Jahre ziemlich genau erweisen. Als im Jahre 85 das Drei-Kaiser-Bündnis über der bulgarischen Frage in die Brüche ging, Bismarck mit Österreich, Italien, Rumänien verbündet dasteht, die Russen den Battenberger vertreiben und Bulgarien allein regieren wollen, fordern die Wiener plötzlich von Deutschland Hilfe in ihren Balkansorgen. Mit Entschiedenheit sagt Bismarck Nein: nur der Besitzstand sei geschützt, jede Erweiterung gehe auf eigne Rechnung und Gefahr! „Jedem aggressiven Verhalten oder jeder vertragswidrigen Provokation Rußlands gegenüber werden wir Österreich mit voller Macht zur Seite stehen; wenn aber der Krieg mit Rußland dadurch herbeigeführt werden sollte, daß Österreich ohne vorgängliche vertragliche Verständigung in Serbien einrückt, so würden wir einen solchen Fall vor Deutschland als Anlaß zu einem deutsch-russischen Kriege nicht vertreten können.“ Vision Juli 1914.

Diese Krisen erneuern seine Unruhe. Zum Kriegsminister sagt er das Kämpferwort: „Wenn wir das Geld für die neuen Rüstungen nicht bekommen, so werde ich es stehlen und dann im Zuchthause ruhiger schlafen als jetzt!“

Inzwischen ist der Zar Anfang 81 ermordet worden, sein Sohn ist schwerer zugänglich, aber nicht antideutsch. Da er das Drei-Kaiser-Bündnis nicht erneuern läßt, dreht Bismarck von neuem die Front und sucht Anfang 87 ein russisches Bündnis. Ja, jetzt, acht Jahre nach dem österreichischen, ist er bereit, wieder stärker mit Rußland zu gehen; aber die Popularität des österreichischen Bündnisses, das ja bestehen bleibt, darf er nicht auslöschen, und wenn er es dürfte, er könnte es nicht: der deutsche Wunsch, mit Deutschen vereint zu sein, ist ein zu natürliches Gefühl, um der Erwägung Raum zu lassen, daß eben nur ein kleiner Teil der Monarchie deutsch, daß aber die meisten Bürger und Soldaten Fremde sind und uns nicht wohlgesinnter als drüben die Franzosen.

Indessen ist Schuwalow endlich Herr der östlichen Politik geworden und erklärt: wenn der Zar die Meerengen haben kann, so mag Bismarck einen preußischen Gouverneur nach Paris entsenden. Diesem neuen Vertrage eifert Bismarck jetzt nach, wie Andrassy vor 8 Jahren dem deutschen: Rückversicherungen waren es beide, aber mit sehr verschiedenen Zielen. Dieser neue russische sollte Bismarck gegen Frankreich schützen.

Nur schützen. Frankreich als Großmacht auch nur zu schwächen, war seine Absicht nie; er rechnet vielmehr schon mit der Möglichkeit eines Gladstoneschen englisch-russischen Bündnisses, das uns auf Frankreich direkt hinwiese, und will sich eine der beiden großen Mächte auf alle Fälle sichern. Aber auch „wenn wir von Frankreich angegriffen würden, so würden wir doch nicht an die Möglichkeit glauben, eine Nation von 40 Millionen Europäern von der Begabung und dem Selbstgefühl der Franzosen vernichten zu können. Es ist das drei großen Reichen im Osten seit hundert Jahren nicht einmal mit der im Vergleich zur französischen so unbedeutenden polnischen Nationalität gelungen. . . Wenn aber Frankreich jedenfalls stark bleibt oder nach kur-

zer Erholung wieder wird, so daß wir mit seiner Nachbarschaft stets zu rechnen haben, so wird sich im nächsten Kriege, wenn wir siegen, eine schonende Behandlung empfehlen, grade wie Östreich gegenüber 1866. Wenn ich im Reichstage anders gesprochen habe, so geschah es, um vom Kriege abzuschrecken. Gelingt letzteres nicht, so würden wir, nach der ersten gewonnenen Schlacht, unter günstigen Bedingungen Frankreich den Frieden bieten. Würden wir geschlagen, so läßt sich kaum annehmen, daß der russischen Politik das geographische Näherrücken der siegreichen französischen Republik sehr willkommen sein könnte.“

Wieder rückt die Kriegsgefahr nahe, im Mai 87, für Bismarck die rechte Zeit, um Schuwalow zum Abschluß zu drängen; und jetzt macht der alte Zauberer einen seiner Überraschungs-Coups: er legt dem Russen sein geheimes anti-russisches Bündnis mit Östreich vom Jahre 79 vor! Da sieht der Russe schwarz auf weiß, daß sein Partner gesonnen ist, sich voreinem Verbündeten immer durch den andern zusichern, und so tut er bei diesem Spiele lieber zu seinen Gunsten mit, als daß er es aus Moralität verdürbe; auch ist Alexander III. jünger und kälter als Wilhelm I., der sein Versprechen durchaus nicht brechen wollte. Schuwalow erkaufte sich so Bismarcks Ermächtigung zum Zug nach dem Bosphorus und nach Bulgarien, wogegen er ihm die unschätzbare Neutralität Rußlands bei einem französischen Angriffe verspricht.

Nun hat Bismarck endlich wieder, wie ehemals, einen Vertrag nach seiner Façon in der Tasche, der ihm soviel nutzt als dem Kontrahenten. Doch auch der Russe kann zufrieden sein: er hat das Versprechen des Deutschen, den status quo auf dem Balkan, also auch gegen Östreich mit ihm zu erhalten; noch mehr: er braucht jetzt Deutschlands Konspiration mit Östreich nicht mehr zu fürchten, denn wenn dieses ihn angreift, wird Deutschland wohlwollend zusehen. Livadia ist vergessen, und was kann nicht alles wider Östreich entschieden werden,

denn niemand kann im praktischen Moment entscheiden, welcher von beiden Seiten der ‚Angreifer‘ war!

Diese komische Basis aller Bündnisverträge Europas, wiederkehrend in den Floskeln „unprovoziert, Eroberer, Defensive“ hat ihnen allen die praktische Eindeutigkeit, ihre Heimlichkeit hat ihnen zugleich die moralische Schwerkraft genommen. Die Doppelzüngigkeit dieses Systems, mit dem Bismarck sich vor Wiener Ränken durch Petersburger Pflichten, vor Moskauer Tücke durch Wiener Furcht zu sichern suchte, war damals nicht schlechter als der Fond aller Geheimverträge in Europa. Bismarck sah aber den Vorwurf voraus und schrieb sich damals auf:

„Im Gegenteil glaube ich, daß der Kaiser von Östreich einen solchen Abschluß wünscht. Selbst wenn ich mich darin irren sollte, . . würde der Effekt eines östreichischen Mißtrauens weniger gefährlich sein als ein solches des Kaisers Alexander, weil unsre Beziehungen zu Östreich doch auf zu breiter Basis beruhen, um durch vorübergehende Soupçons eines argwöhnischen Souveräns umgeworfen zu werden . . Es schadet uns auch garnichts, wenn die Sache von Rußlandebruiert wird; im Gegenteil, ich möchte es wünschen. Einmal glaube ich nicht daran, daß der Kaiser von Östreich dadurch beunruhigt werde . . Er wird dann wissen, daß wir nur für drei Jahre das russisch-französische Bündnis aus der Welt schaffen wollen.“

Ein Meisterschüler Macchiavells hat diese Zeilen geschrieben. Seine Absicht war, die beiden ruhelosen Nachbarn in ihrer Konkurrenz durch Furcht vor dem mächtigen Dritten zu paralysieren, die beiden Wappentiere auseinander zu halten, und er hat auch gleich darauf, bei Wahl des Koburgers zum Fürsten von Bulgarien, Gelegenheit, den „Kriegsfall“ im Sinne seiner Bündnisse dem Angegriffenen auszureden. Wie aber, wenn es herauskommt? Um so besser! Dann sieht Franz Joseph, daß man ihm nur auf drei Jahre mißtraut hat! Dem russischen Souverän aber, den Bismarck

souverän behandelt, sagt er in einem letzten, lange vorbereiteten Gespräche, wir müßten sehr wenig Respekt vor Rußlands furchtbaren Heeren haben, wenn wir uns nicht gegen die mögliche Gefahr des Panslavismus beizeiten rüsteten.

So hat Bismarck auf den zwei Folioseiten des russischen Vertrages vier Gefahren auf einmal, wo nicht getilgt, so doch auf ein paar Jahre verschoben: Rußland, nach Byzanz strebend, entlastet unsere Ostgrenzen, Östreich wird vor Balkan-Abenteuern gewarnt, Frankreich von Rußland stärker abgetrennt, England aber wird beunruhigt und uns angenähert: ein Schachspiel höchsten Ranges am Ende der Epoche, in der die Völker Schach mit sich spielen ließen.

Denn England zu gewinnen, ist der letzte Wunsch Bismarcks gewesen; er nennt es einmal sein Hauptbestreben im letzten amtlichen Jahrzehnte. Schon durch den „Orientalischen Dreibund“, den er damals erfunden oder entscheidend gefördert hat, hat er England an den Dreibund anzunähern versucht, denn hier garantierten sich England, Italien, Östreich den status quo im Mittelmeer. Um aber England selbst in ein Bündnis zu fangen, dafür erschien ihm schon im Jahre 82 als die größte Schwierigkeit „die Unmöglichkeit jeder vertraulichen Besprechung wegen der Indiskretion der Minister dem Parlament gegenüber; ferner der Mangel an Sicherheit eines Bündnisses, für welches in England nicht die Krone, sondern nur eines der wechselnden Kabinette haftbar bleiben würde. Es ist schwer, zuverlässige Verständigung mit England anders als in voller Öffentlichkeit vor ganz Europa einzuleiten und sicherzustellen.“ In diesen Zeilen an den Kronprinzen Friedrich wollte er ihm die Nachteile demokratischer Regierung darstellen; freilich mußte eine Politik der Öffentlichkeit Bismarck zuwider sein, und wäre er in seiner auswärtigen Politik genötigt worden, „Indiskretionen“ gegen das Parlament zu begehen, so hätte er sie nicht weitergeführt.

So oft er im Laufe der achtziger Jahre und vorher sich England nähert, nimmt er, mit jener Kunst der Einfühlung, die Staatsmann und Dichter gemein haben, das sachliche, langsame Tempo an, das England mit dem Vatikan in der Taktik verbindet; nie ist Bismarck vorsichtiger gewesen, denn schon vor 30 Jahren hatte er geschrieben, er habe für England eine Schwäche, „aber diese Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen“. Als er während des Kampfes mit dem Kaiser im Herbst 79 das österreichische Bündnis noch nicht gesichert sah, ließ er in London schon anfragen, tat aber gleich darauf wieder, als interessiere ihn die Antwort kaum; ohnehin lähmte ihn damals das Ministerium Gladstone.

Als Salisbury im Jahre 85 wieder zur Macht kam, war Bismarck dabei, sich ein paar Fetzen von Afrika zu sichern; wie er das ohne Flotte fertig brachte, zumindest ohne Kanonenschuß, das ist eines seiner „Spiele mit fünf Bällen“ gewesen, das im einzelnen darzustellen seine allgemeine Zurückhaltung und die Überlebtheit des kolonialen Welt-Intervalles überflüssig machen. Als Staatsmann ist er in diesen Kämpfen groß, weil er den Drang seines jungen Reiches nach Expansion durch die Sorge um seine Lage zähmte. Deutschland als ein Weltreich mit England in Konkurrenz zu setzen, ist Bismarck niemals eingefallen, teils, weil er die kolonialen Gaben der Engländer, vor allem, weil er ihre geographische Lage günstiger einschätzte; beides hat er ausgesprochen. Das Grundgefühl, das nach Aufrichtung des Reiches seine ganze äußere Politik durch 20 Jahre beherrschte, war nicht: mehr Land, sondern: mehr Sicherheit! Diese beständige Sorge um Erhaltung der neuen Großmacht trotz ihrer ungünstigen Lage hat seinen Stolz immer überschattet. Während er Frankreich bei Gründung eines großen Kolonialreiches ermutigte, schon um dessen Ehrgeiz vom Elsaß abzuziehen, glaubte er die volle Unterstützung des Reiches den deutschen Pionieren versagen oder nur vorsichtig erzeigen zu

dürfen. Und wie er niemals zum Vergnügen weiße Stämme annektiert hat, so hat er Deutschland auch von farbigen zurückgehalten, da ihre Erwerbung dem Reiche vielleicht einigen Nutzen, sicher große Gefahren bringen konnte. Deutschlands Zukunft lag, nach Bismarck, niemals auf dem Wasser.

„Das Risiko ist mir zu groß, sagte er in der Emir-Pascha-Frage zu einem Afrikaner. Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier Rußland, dort Frankreich, wir in der Mitte: das ist meine Karte von Afrika.“ Trotzdem war in den achtziger Jahren seine persönliche Autorität in Europa so groß, daß er beim ersten Einspruch Englands gegen Erwerb von Südwest-Afrika dem englischen Kollegen diese stolzen Worte sagen ließ:

„Wenn wir wirklich Absichten hätten, Kolonien einzurichten, wie kann Lord Granville unser Recht dazu bestreiten in dem Augenblicke, wo die englische Regierung die Ausübung desselben Rechtes der Kolonialregierung am Kap anheimstellt! Es liegt in dieser Naivität des Egoismus eine Verletzung unsres Nationalgefühls, auf die E. E. Lord Granville aufmerksam machen wollen. . . Wir wären begierig, zu erfahren, weshalb das Recht zu kolonisieren, welches England in weitestem Maße ausübt, uns versagt sein sollte. . . Das Vertrauen bei uns wird erschüttert durch die Überhebung, welche in der Aufstellung von Theorien und Ansprüchen liegt, die mit dem Prinzip der Gleichheit unabhängiger Mächte sich nicht in Einklang bringen lassen.“

Als sich indessen die Gesamtlage Europas, vor allem Deutschlands, verdunkelte, als der Kaiser Neunzig und der Kronprinz im Sterben war, Ende 87, faßte Bismarck die Gedanken längerer Pourparlers zusammen, die sein Botschafter und sein Sohn mit den Engländern gepflogen: er schrieb an Salisbury einen französischen Brief, den Grundriß der deut-

schen Bündnispolitik, zugleich den Wink an England enthaltend, mit uns zu gehen:

„Mit einem Heere, wie dem unsrigen, welches sich ohne Unterschied aus allen Klassen der Bevölkerung zusammensetzt, . . sind die Kriege der verflossenen Jahrhunderte, welche die Folgen von dynastischen Stimmungen und Verstimmungen oder monarchischem Ehrgeiz waren, nicht mehr zu führen . . Daraus folgt, daß unsere militärische Autorität in erster Linie defensiver Natur und nur bestimmt ist, in Bewegung gesetzt zu werden, wenn die Nation die Überzeugung gewonnen hat, daß es sich um die Abwehr eines Angriffs handelt . . Das Deutsche Reich . . darf die Frage der Koalitionen nicht aus den Augen lassen, die sich gegen dasselbe bilden könnten. Nehmen wir an, daß Östreich besiegt, geschwächt oder uns feindlich gesinnt wäre, so würden wir auf dem europäischen Kontinent isoliert dastehen, in Gegenwart von Rußland und Frankreich und angesichts einer Koalition dieser beiden Mächte . . Östreich ebenso wie Deutschland und das heutige England gehört zu der Zahl der Zufriedenen, Satierten . . und folglich friedliebenden und erhaltenden Mächte. Östreich und England haben in aufrichtiger Weise den status quo des Deutschen Reiches anerkannt und haben kein Interesse, dasselbe geschwächt zu sehen. Frankreich und Rußland dagegen scheinen uns zu bedrohen . .

„Solange wir aber nicht die Gewißheit haben, von denjenigen Mächten, deren Interessen mit den unsrigen identisch sind, im Stich gelassen zu werden, wird kein deutscher Kaiser eine andre Politik befolgen können, als diejenige, die Unabhängigkeit der befreundeten Mächte zu verteidigen, welche wie wir mit der gegenwärtigen politischen Lage in Europa zufrieden . . sind. Wir werden also einen russischen Krieg vermeiden, solange es mit unsrer Ehre und unsrer Sicherheit vereinbar ist, und solange die Unabhängigkeit Östreich-Ungarns, dessen Bestand als Großmacht für uns eine Notwen-

digkeit allerersten Ranges ist, nicht in Frage gestellt wird. Wir wünschen, daß die befreundeten Mächte, welche im Orient Interessen zu schützen haben, die nicht die unsrigen sind, durch ihren Zusammenschluß und durch ihre Streitkräfte sich stark genug machen, um das russische Schwert in der Scheide zu halten, oder um demselben Widerstand leisten zu können, falls die Umstände zu einem Bruche führen sollten. Solange kein deutsches Interesse dabei auf dem Spiele stünde, würden wir neutral bleiben; aber unmöglich ist die Annahme, daß jemals ein deutscher Kaiser Rußland die Unterstützung seiner Waffen leihen könnte, um ihm zu helfen, diejenigen Mächte niederzuwerfen oder zu schwächen, auf deren Beistand wir rechnen.“

Salisbury, dem Bismarck in diesen Jahren das Bündnis wiederholt nahelegen ließ, wollte sich nicht binden lassen; das deutsche Ziel hinderte ihn am Bündnis: gegen Rußland war er bereit, nicht gegen Frankreich. So vertagte er die Frage und zog sich Herbert Bismarck gegenüber in die sauersüße Erwägung zurück:

„Leider leben wir nicht mehr in den Zeiten der Pitts; damals regierte die Aristokratie, und wir konnten eine aktive Politik treiben, welche England nach dem Wiener Kongreß zur reichsten und angesehensten europäischen Macht erhoben hatte. Jetzt herrscht die Demokratie, und mit ihr ist das Parteiregiment eingezogen, welches jede englische Regierung in unbedingte Abhängigkeit von der aura popularis gebracht hat. Diese Generation kann nur durch Ereignisse erzogen werden.“

XVII

„Solange meine Kraft reicht, fechte ich!“ So rief der 72jährige Kanzler drohend dem Reichstag zu, der ihn bekämpfte.

Mit zweien seiner Feinde hatte er Frieden gemacht: all-

mählich mit dem Zentrum, gegen das er die meisten Maßnahmen zurücknahm und mit der galanten Warnung im Reichstage schloß: „Wir wollen die Waffen auf den Fechtboden niederlegen, weggeben wollen wir sie nicht.“ Schon im Winter 79 war Windthorst zum ersten Male wieder auf Bismarcks Soirée erschienen, mit Zuvorkommenheit empfangen; zugleich hatte der neue Papst dem Kaiser und auch Bismarck geschrieben, den neuen Luther einige Jahre später zum Christusritter ernannt, der Große Orden mit Kreuz und Maltheserzeichen trug eine lateinische Inschrift, Bismarck schmünzelte, und der Kladderadatsch meldete: „Puttkamer ist nach Rom abgereist, den Heiligen Vater bei seinem großen Einfluß auf Bismarck um Vermittlung zu bestimmen, daß er seine neue Orthographie genehmige.“

Ebenso innerlich grundlos und nichts-als-opportun, übrigens im ursächlichen Zusammenhange, war der Ausgleich mit den Konservativen gekommen: da sie aus den Wahlen vom Jahre 77 vermehrt, die Nationalliberalen vermindert hervorgingen, begünstigte Bismarck die Spaltung beider Parteien; jetzt den zahmeren Bennigsen ins Kabinett zu nehmen, um den scharfen Lasker zu vereinsamen, war sein Wunsch. Bennigsen aber, im richtigen Vorgefühl, doch nur verbraucht zu werden, will seine Stellung nicht gefährden und fordert den Eintritt zweier Parteigenossen ins Kabinett; kaum ist das Projekt darüber gefallen, so gibt Bismarck denselben Bennigsen preis, den er eben als Kollegen berufen wollte: „Mit unfähigen Politikern wie Bennigsen und Miquel, die auf den Wink der öffentlichen Meinung horchen, kann ich nichts machen, das sind Karlchen-Miesnick-Tertianer!“

Bismarcks Rückkehr zur Partei seiner Jugend wurde damals veranlaßt oder beschleunigt durch den Schutzzoll, den er im Jahre 79, nach 14jährigem Freihandel, wieder aufnahm; er war ihm nur ein Mittel mehr zur Stärkung der Staatsmacht. Die Eisenbahnen in die Hand des Reiches zu bringen,

den Besitz durch indirekte Steuern zu entlasten, schien ihm zur Festigung des Reichsgedankens nützlich; so sehr war er auf neue Steuern aus, daß er mit Bedauern von einem Überschuß von 39 Millionen aus der Kriegsentschädigung hörte, denn „für die Regierung ist es besser, Mangel an Mitteln zu haben, um neue Steuern durchzusetzen.“ Daß diese Steuern den vierten Stand vor allem bedrückten, hindert ihn nicht, die „Luxusartikel der großen Masse“: Tabak, Bier, Zucker, Kaffee, Petroleum zu besteuern. Schutz der Industrie und Landwirtschaft: so hallte es zum ersten Male durch das Deutsche Reich. Bismarcks Begründung war typisch:

„Der Freihandel ist ein Ideal, welches deutscher, ehrlicher Schwärmerei ganz würdig ist; es mag auch erreichbar sein in künftigen Zeiten. In allen diesen Fragen halte ich von der Wissenschaft grade so viel wie in anderen Beurteilungen organischer Bildungen. Die ärztliche Wissenschaft hat diese Rätsel nicht gelöst . . So ist es auch mit denen des Staates. Die abstrakten Lehren der Wissenschaft lassen mich vollständig kalt, ich urteile nach der Erfahrung, die wir erleben . . Nach meinem Gefühl sind wir, nachdem wir unsere Tarife zu tief heruntergesetzt haben . . in einem Verblutungsprozeß begriffen . . Wir müssen dem deutschen Körper wieder Blut zuführen.“

Noch immer heißt es „mein Gefühl“, wie vor 25 Jahren: Erfahrung gegen Wissenschaft, noch immer wird das Geistige als Schwärmerei verspottet. In Wahrheit will Bismarck vom Budgetrecht des Reichstages loskommen, heut wie damals, durch Besteuerung des Einkommens möglichst viel Geld für das Reich gewinnen: ein konservatives Programm.

Zwei Jahre später gab das Volk die Antwort: über 100 Freisinnige, 100 Zentrum wurden gewählt, beide gegen die neue Wirtschaft: keine Mehrheit für den Kanzler! „Diese Wahlen, schreibt damals Gustav Freytag vertraulich, sind für ihn, für unser Volk und das Ausland ein Symptom, daß

die Herrschaft des Einen, welcher der Nation sein Bild und Gepräge aufgezwungen hat, nicht unbedingt ist und ihrem Ende naht . . Seine Künste haben viel von ihrer Wirkung verloren; man kennt jetzt ziemlich genau die Mischung von Löwe, Wolf und Fuchs, welche in der Seele dieses dramatischen Charakters vereint sind. Spät und langsam erkennen die Deutschen, daß der Mann, dem sie nach deutscher Art alles Große und Gute angedichtet haben, nicht alle Eigenschaften eines Biedermannes besitzt . . Es wird Zeit, daß er zurückgetreten wird, aber er ist so groß und dick und klug.“

In solcher Stimmung erneuert sich, zehn Jahre nach der Reichsgründung, zwanzig Jahre nach dem Konflikte, Bismarcks Kampf gegen die Majorität der Nation. Von einer Vorlage zur andern muß er sich neue Mehrheiten konstruieren, ein wandelbares System von Bündnissen: ganz wie in der äußeren Politik. Da schleudert er jeder Opposition seinen besten Fluch entgegen: Zentrum, Elsässer, Polen, Sozialisten, alles Reichsfeinde! Hört man ihn jetzt von der Tribüne, der Kämpfer scheint verjüngt. Im Jahre 80: „Ich habe gelebt und geliebt, gefochten auch, und ich habe keine Abneigung mehr gegen ein ruhiges Leben. Das einzige, was mich in meiner Stellung hält, ist der Wille des Kaisers, den ich in seinem hohen Alter nicht habe verlassen können.“ Ein Jahr später, nach den feindlichen Wahlen: „Ich werde auf der Bresche sterben, so Gott will, vielleicht auf dieser Stelle dermaleinst, wenn ich nicht mehr leben kann. Ein braves Pferd stirbt in den Sielen. Ich hatte früher die Absicht zurückzutreten. . . Ich halte es für nützlich, zu konstatieren, von dieser Velleität ganz zurückgekommen zu sein: J’y suis, j’y reste! . . Des Kaisers Wille ist das einzige, was mich aus dem Sattel heben wird. Es hat viel zu meiner Überzeugung auszuhalten beigetragen, daß ich gesehen habe, wer sich eigentlich freut, wenn ich zurücktrete . . Da habe ich beschlossen, solange ein Faden an mir ist, will ich dem Vaterlande dienen.“

Wieder ein Jahr darauf: „Was fesselt mich denn überhaupt noch an diesen Platz, wenn es nicht das Gefühl der Dienststreue . . ist? Viel Vergnügen ist nicht dabei. Ich habe in früheren Zeiten meinen Dienst gern und mit Passion und mit Hoffnung getan, die Hoffnungen haben sich größtenteils nicht verwirklicht. Ich war damals gesund, ich bin jetzt krank, ich war jung, ich bin jetzt alt. Und was hält mich hier? Ist es denn ein Vergnügen, hier zu stehen wie der Auff vor der Krähenhütte, nach dem die Vögel stoßen und stechen, und der außerstande ist, sich frei zu wehren gegen persönliche Injurien und Verhöhnungen? . . Und wenn mich der König heut in Gnaden entlassen würde, so würde ich von Ihnen, meine Herren, mit Vergnügen und auf Nimmerwiedersehn Abschied nehmen!“

So werfen seine Stimmungen Haß und Zorn an den Strand, in großartigen Wort-Kaskaden brechen sich die Wellen. Das ist Bismarck, der ohne Schmuck und ohne den Willen zum Pathos in seinen langen, bewaffneten Sätzen, mit zornigem Blick und der Gebärde des Beleidigten seine Hörer für ein paar Augenblicke außer Atem setzt, und wenn er nun die Aktenmappe nimmt und geht und dreht der Versammlung den riesigen Rücken zu, und man sieht nur noch den gelben Kragen am blauen Waffenrock in der Tür verschwinden, dann ist mit dem Haß auch der Respekt seiner Feinde, doch zugleich seine eigene Verachtung gewachsen.

Zuweilen wird er auf seine Art rhapsodisch, dann klingen seine Worte wie Mahnungen des Propheten oder wie ironische Entsagung: „Ich kann nicht leugnen, sagt er im Reichstag, daß die Analogie unserer deutschen Geschichte mit der deutschen Göttersage in den letzten 20 Jahren mich ununterbrochen gequält hat. Der Völkerfrühling hielt nur wenige Jahre nach dem großen Siege vor . . Dann kam, was ich unter dem Begriff Loki verstehe: der alte deutsche Erbfeind, der Parteihader, der in dynastischen und konstitutionellen, in Stammesverschiedenheiten und Fraktionskämpfen seine Nahrung findet,



der übertrug sich auf unser öffentliches Leben . . Und der Parteigeist, wenn er mit seiner Loki-Stimme den Urwähler Hödur verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, er ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 66 bis 70 wieder in Verfall gerät . . In unserer Jugend ist ein ganz anderer nationaler Schwung, ist eine großartigere Auffassung des politischen Lebens als in allen meinen Altersgenossen, die durch die Jahre 47–48 mit dem Parteistempel notwendig hindurchgegangen sind und den nicht von ihrer Haut abwaschen können. Lassen Sie uns einmal erst alle sterben: dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird!“

In den Wahlen von 81 hatten sich unterm Ausnahmegesetz auch die Sozialdemokraten verstärkt. Unter dem Kampfminister Puttkamer wurden die Hauptstädte wieder belagert, in Leipzig die Führer wegen verbotener Zeitungen zu Zuchthaus verurteilt; doch zugleich wurde das Versprechen verwirklicht, man wolle den Arbeitern auch helfen. Das Unfall-Gesetz, das diese Maßnahmen eröffnet und das der regierungsfreundliche Bamberger chimärisch nannte, gefolgt vom Kranken-Versicherungs-Gesetz, dann im Jahre 88 das Alters- und Invaliditäts-Gesetz: lauter Schritte auf dem Wege jenes Staats-Sozialismus, den Bismarck schon im Verkehr mit Lassalle gewittert hatte.

Der Einfall war nicht der seine, Napoleon der Dritte, „König Stumm“ und andere hatten es vorgemacht, aber Bismarck faßte die Initiative für das Deutsche Reich. „Man muß realisieren, was in den sozialistischen Forderungen gerecht erscheint und im Rahmen der gegenwärtigen Staatsordnung verwirklicht werden kann.“ Das entwirft er schon im Jahre 71 dem Handelsminister; zehn Jahre später sagt er wahrhaft prophetisch zu Busch: „Der am leichtesten Geld aufbringen kann: der Staat muß die Sache in die Hand nehmen. Nicht als Almosen, sondern als Recht auf Unterstüt-

zung, wo der gute Wille zur Arbeit nicht mehr kann. Warum soll nur der, der im Kriege oder als Beamter erwerbsunfähig geworden ist, Pension haben, nicht auch der Soldat der Arbeit? Diese Sache wird sich durchdrücken, sie hat ihre Zukunft. Es ist möglich, daß unsere Politik einmal zugrunde geht; aber der Staats-Sozialismus haut sich durch. Jeder, der diesen Gedanken wieder aufnimmt, wird ans Ruder kommen.“

So klar sieht Bismarck plötzlich in die Zukunft, wenn er einmal platonisch gestimmt ist; deckt er aber seine Motive auf, so sind es nur die alten Rechnungen, Zahlen, die niemals grausamer klingen, als wenn sie vertraulich sein „praktisches Christentum“ begründen: „Wer eine Pension hat für sein Alter, der ist viel zufriedener und leichter zu behandeln. Sehen Sie den Unterschied zwischen einem Privatdiener und einem Kanzleidiener oder Hofbedienten: der muß sich viel mehr bieten lassen als jener, denn er hat ja Pension zu erwarten . . Die Zufriedenheit der Enterbten ist auch mit einer großen Summe nicht zu teuer erkaufte . . Eine gute Anlage des Geldes, auch für uns: wir beugen damit einer Revolution vor, die . . ganz andere Summen verschlingen würde.“ Nach diesen Zynismen heißt es aber auf der Tribüne: „Auch der Ärmste soll das Gefühl menschlicher Würde. . .“

Weil er den Sinn der Bewegung ganz kennt, erreicht Bismarck nichts mit seinem Regime: in die Millionen wachsen die roten Stimmzettel. Dazu wird auch noch von einer Wahl zur anderen während dieser christlichen Maßregeln das Ausnahmegesetz erneuert; im Jahre 87 wird die Vorlage so verschärft, daß allen Verurteilten die Staatsangehörigkeit entzogen werden kann; eine Ächtung, die der Reichstag ablehnt.

Unter solchen Kämpfen im Innern, Konflikten nach außen, wird Kaiser Wilhelm 90 Jahre alt. Die Grenze des Lebens scheint nun so nahe, daß alles sich in den Märztagen 87, während des Festes fragt: wie lange noch, und was wird folgen? Da flüstert ein Hofgerücht, der Thronfolger sei krank,

beim Geburtstag habe er heiser gesprochen. Zwei Monate später weiß es alle Welt: dem Greis wird ein Jüngling folgen.

Bismarcks Pulse beschleunigen sich: er wittert eine Entscheidung des Schicksals wie nie seit Neujahr 61 als der letzte König starb. Jetzt fragt Europa nach jeder Ausfahrt des Uralten, niemand traut sich mehr, ein Bündnis zu erneuern, Mißtrauen, Furcht und Vorurteil lockern das kunstvolle Geflecht des Kanzlers; Salisbury fragt, ob nicht der junge Prinz bei seiner Neigung zu Rußland englandfeindlich wäre, der Zar aber läßt sich von dem Prinzen Geheimnisse gegen England anvertrauen. Als Alexander Ende 87 nach Berlin kommt, ist die Stimmung ungewiß. Krieg steht bevor.

Bismarck setzt dem königlichen Greise einen Leitfaden auf für seine Unterhaltung mit dem Zaren, des Inhalts: der nächste Krieg wird zwischen Revolution und Monarchie entscheiden; siegt Frankreich, so wird Deutschland der Revolution näher geführt; ob der Zar aller Reußen dies wolle, und durch seinen Bund mit Frankreich die Monarchien des Ostens bedrohen mag? Zerfällt dabei Östreich, so bilden sich an seiner Stelle Republiken, auch auf dem Balkan; so kann Rußland nur verlieren. Auch soll ein Monarch jeden Krieg schon deshalb vermeiden, weil heutzutage die Völker ihre Herren für Niederlagen verantwortlich machen, wie im Jahre 70 geschehen: sogar in Deutschland würden nach einer Niederlage die Aussichten der Republik sich steigern, die französischen Anarchisten würden sich den deutschen Sozialisten und der russischen Revolution verbünden. Heut gibt es keinen Kabinettskrieg mehr, nur noch die Rote Fahne gegen die Ordnung!

Tagelang memoriert der Greis diese Sätze, die Bismarck auf seine und auf des Zaren Gedankenwelt abgestimmt hat. Nachts aber schreckt den Alten ein Traum, in dem der Zar, von niemand empfangen, auf dem Bahnhof gestanden; diesen Traum erzählt er immer wieder. Schließlich aber sitzen die

Kaiser friedlich zusammen, versichern sich ihrer Freundschaft wie die Minister, die einen Vertrag geschlossen haben.

Aber die Schatten wachsen, und wer besitzt, der muß gerüstet sein. Jetzt, wo sich die Epoche Wilhelms des Ersten sichtbar dem Ende nähert, kehrt sein Lehensmann zu seinen Anfängen zurück: den Schild zu halten und zu stärken, war seine erste Tat für den König; es wird seine letzte sein. Wieder wie Anno 62 kämpft er um den Heeresetat, wieder schickt er das Parlament nach Hause, erzwingt günstigere Neuwahlen, und nun bewilligt der bessere Reichstag Soldaten und Kanonen für sieben Jahre (Septennat). Da betritt Bismarck noch einmal die Tribüne, und vier Wochen vor dem Ende seines Königs hält er die letzte seiner Reichtagsreden. Sie ist sehr lang, und der Augenblick, wo er sich während ihres Ablaufes setzt, um auszuruhen, ist dem 73 Jährigen peinlich; auch ist die Rede nicht an Bildern oder Gleichnissen reich, sie ist sachlich und wirft einen Blick auf die Weltlage, wie er ihn ähnlich oft gegeben. Aber da schwebt eine heimliche Warnung zwischen den kühlen Sätzen, die Spannung Europas, Deutschlands, verdunkelt durch jene Krankheit des Thronfolgers, das Gefühl einer neuen Epoche: all dies geistert durch die Rede und läßt an diesem Tage alle Feinde verstummen.

„Wir müssen in diesen Zeiten so stark sein wie wir können,“ sagt Bismarck, „und wir haben die Möglichkeit, stärker zu sein als irgendeine Nation von gleicher Kopfzahl in der Welt.. Wir liegen mitten in Europa, haben mindestens drei Angriffsfronten.. sind außerdem der Gefahr der Koalitionen.. mehr ausgesetzt als irgendein anderes Volk.. Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden, indem sie uns ihre Stacheln in unseren beiden Flanken fühlen lassen.. Sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalt unter uns Deutschen, der unserer innersten Natur widersteht, sonst strebten wir auseinander..“

„Ein Staat wie Östreich verschwindet nicht, sondern wird

dadurch, daß man ihn im Stiche läßt, entfremdet und wird geneigt werden, dem die Hand zu bieten, der seinerseits der Gegner eines unzuverlässigen Freundes gewesen ist. Kurz, wenn wir die Isolierung verhüten wollen, so müssen wir einen sicheren Freund haben . . In der Ziffer (der Truppen) sind die anderen ebenso hoch wie wir, aber in der Qualität können sie es uns nicht nachmachen. Die Tapferkeit ist ja bei allen zivilisierten Nationen gleich: der Russe, der Franzose schlagen sich so tapfer wie der Deutsche . .

„Mit der gewaltigen Maschine, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff. Wenn ich heute vor Sie treten wollte und Ihnen sagen – wenn die Verhältnisse eben anders lägen –: wir sind erheblich bedroht von Frankreich und Rußland, es ist vorauszusehen, daß wir angegriffen werden, meiner Überzeugung nach glaube ich es als Diplomat, nach militärischen Nachrichten, es ist nützlicher für uns, daß wir als Defensive den Vorstoß des Angriffes benutzen, daß wir jetzt gleich schlagen, ich bitte also um einen Kredit von einer Milliarde oder einer halben: ich weiß nicht, meine Herren, ob Sie das Vertrauen zu mir haben würden, mir das zu bewilligen. Ich hoffe nicht! Aber wenn Sie es täten, würde es mir nicht genügen. Wenn wir in Deutschland einen Krieg mit der vollen Wirkung unserer Nationalkraft führen wollen, so muß es . . ein Volkskrieg sein . . Ein Krieg, zu dem wir nicht vom Volkswillen getragen werden, der wird geführt werden, wenn schließlich die verordnenden Obrigkeiten ihn für nötig halten und erklären, aber es wird nicht von Hause aus der Elan und das Feuer dahinter sein. . . Natürlich glaubt jeder Soldat, dem Gegner überlegen zu sein, er würde beinahe aufhören, ein brauchbarer Soldat zu sein, wenn er den Krieg nicht wünschte und an seinen Sieg darin glaubte . . Wir glauben ebenso fest an unseren Sieg in gerechter Sache, wie es irgendein ausländischer Leutnant in seiner Garnison beim dritten Glase Champagner glauben kann, und wir vielleicht mit mehr Sicherheit . .

„Die Drohung des Auslandes in der Presse . . ist eigentlich eine unglaubliche Dummheit . . Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgendeinmal verantwortlich; die Rechnung wird an irgendeinem Tage präsentiert in der Verstimmung des anderen Landes. Wir können durch Liebe und Wohlwollen leicht bestochen werden, vielleicht zu leicht, aber durch Drohungen ganz gewiß nicht! Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt.“

Als er geendet hat, applaudiert ihm zum erstenmal seit Jahren das ganze Haus; jeder spricht von einem europäischen Ereignis. Auch der Kaiser liest noch, was Bismarck gesprochen hat, und kurz vorher, als der Krieg vor der Türe stand, hat er erklärt, führen könnte er nicht mehr, aber ins Hauptquartier müßte er unbedingt mit. Eben hat er sein 80jähriges Militär-Jubiläum gefeiert, und wenn er vor einem Bilde steht „Auszug der Freiwilligen aus Breslau 1813“ und sieht statt des Zaren den alten Blücher ganz vorn auf dem Bilde reiten, da sagt er: „Nein, das ist nicht richtig. Ich erinnere mich ganz genau, ich bin mit meinem Vater und mit dem Zaren nach Breslau zurückgeritten, aber Blücher war nicht dabei. Der Künstler soll aus Blücher den Kaiser Alexander machen, dem wir zu großem Dank verpflichtet sind!“ So redet die lebendige Geschichte.

Die Sorge um den sterbenden Sohn scheint kleiner als die um das Land; in voller Unruhe über die Vorbildung des jungen Enkels und wie man ihn ausbilden könne, ohne den Kranken zu verletzen, schreibt der Alte Weihnachten 87 an Bismarck seinen letzten Brief; er legt die Ernennung Herberts zur Exzellenz bei, „um dieselbe Ihrem Sohne zu übergeben, eine Freude, die ich Ihnen nicht versagen wollte. Ich denke, die Freude wird eine dreifache sein, für Sie, für Ihren Sohn und für mich . . Ihr dankbarer Wilhelm“.

Anfang März löst er sich auf, er fühlt es selbst, läßt den Kanzler an sein Bett kommen, fordert von ihm das Versprechen, seinem Enkel zu helfen, und als er es erhält, „war die einzige Antwort darauf ein etwas fühlbarer Druck seiner Hand. Dann aber traten Fieberphantasien ein, .. er glaubte, der Prinz Wilhelm säße an meiner Stelle neben dem Bette, und mich plötzlich mit Du anredend, sagte er: – Mit dem russischen Kaiser mußt du immer Fühlung halten, da ist kein Streit notwendig. – Nach einer langen Pause des Schweigens war die Sinnestäuschung verschwunden, er entließ mich mit den Worten: – Ich sehe Sie noch“. Am andern Morgen war er tot.

Mittags gab Bismarck dem Reichstage die amtliche Kunde; während dieser kurzen Rede unterbrachen ihn wiederholt die Tränen. „Ich hatte die Bitte an S. M. gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben zu unterzeichnen, S. M. aber haben mir darauf erwidert, daß sie glaubten, den vollen Namen noch unterschreiben zu können. Infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift vor mir .. Es steht mir nicht zu, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben .. Es ist dafür auch kein Bedürfnis, denn die Gefühle, die mich bewegen, leben in dem Herzen eines jeden Deutschen, es hat deshalb keinen Zweck, sie auszusprechen .. Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, .. mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein.“ Am Schlusse bedeckte er sein Gesicht.

Wie Bismarck hier die formelle Pflicht tut und sich doch auch in diesem Augenblicke treu bleibt, wie er die innere Ergriffenheit nicht scheut und doch nicht paradien läßt, wie er sich und die Hörer von jedem Ausbruch der Trauer fern hält; wie er, anstatt vom Kaiserreich zu reden, die letzte Unterschrift zum Symbol gestaltet; wie er vor allem kein einziges

Wort zuviel sagt, den Toten weder groß noch siegreich, weder klug noch weise nennt, nur mutig, stolz und fleißig, wie er war: das sind Zeichen hoher Reife, die in solchen Augenblicken doch nur das Selbstgefühl eines ergriffenen Herzens hervorbringt.

Die Hauptstadt und das deutsche Volk, Europa und die fremden Erdteile nahmen an der Leichenfeier des Königs teil. Als aber der Zug die Linden passierte, drang durch die Stille ein Ruf, der die erstaunliche Bahn dieses Fürsten mit drei grotesken Worten zusammenfaßte; aus den Bäumen rief jemand laut: Da kommt Lehmann! Als „Lehmann“ war Prinz Wilhelm nach England geflohen, heut vor 40 Jahren, fast auf den Tag, damals, als dieselben Linden im gleichen kalten Märzwind über dem Aufruhr desselben Volkes sich bogen und alles rief: Nieder mit dem Kartätschen-Prinzen! Damals hatte sich dieser Thronfolger auf der Pfaueninsel versteckt, und seine Frau vertraute nicht einmal dem Junker aus Schönhausen den Schlupfwinkel an; als er fort war und sich die Geschichte des falschen Passes verbreitete, da gab es Spottgedichte in Berlin auf Lehmann; Bismarck hat sie gewiß gelesen.

Ob ihn heute der Ruf aus der Linde erreicht? Was denkt er, hinter dem schwarzen Wagen? Neben ihm setzt Moltke im Pelz die uralten Beine voreinander, ihm ganz fremd und zudem beinah Neunzig; Roon ist nicht mehr dabei. Wer ist noch dabei aus jenen alten Zeiten? Niemand, kein Offizier, Minister, Hofmann von einiger Bedeutung. Augusta lebt, aber die alte Frau ist daheimgeblieben. Was hier in Uniformen glänzt, ist jüngeren Datums, besonders der Enkel, der als der Erste ganz allein hinter dem Wagen schreitet. Der neue Kaiser liegt im Schloß im Sterben. Die Zeugen des alten Preußen sind tot.[¶]

Bismarck ist der Letzte.

FÜNFTES BUCH
DER VERBANNTEN

„Warum soll ich harmonisch sein!“

I

„Mein Puls geht jetzt durchschnittlich in der Minute 15 Schläge mehr als unter der vorigen Regierung . . Wer weiß, was sie machen, wenn ich den Rücken kehre.“ Mit diesem Bekenntnis zwischen Furcht und Fieber, mit diesem più moto, das zum letzten Satze der großen Symphonie hinüberleitet, gibt Bismarck die Grundstimmungen kund, in denen er die hundert Tage an der Seite des kranken Kaisers verbringt.

Ein Jahr hat er Zeit gehabt, der neuen Lage neue Mittel anzupassen, denn mit der Erklärung zum Moriturus war Friedrich zum Zwischenspiel, Prinz Wilhelm zum Objekt bismarckischer Kalküle geworden. Als er dann den sterbend heimkehrenden Kaiser zum erstenmal amtlich berät, sind es auf den Tag vierzig Jahre, seit er zum erstenmal einen König von Preußen beraten, noch immer ist es das kleine friedezianische Potsdam, in dem, März 48 wie März 88, Bismarck die Königswacht übt. Denkt er, in seinem historischen Fühlen heut, als der Wagen durch das Parktor fährt, vergangener Zeiten?

Damals war es kein Hofwagen, der ihn durch die Allée führte, und als ihn Augusta empfing, tat sie es heimlich, in einem Dienerzimmer, um sich nicht mit dem Junker aus Pommern sehn zu lassen, denn drüben in Berlin wurde noch geschossen; und hätte damals der Junker seine Hand zu ihrem Plane geboten, der 18jährige Friedrich wäre unter Rücktritt von Onkel und Vater wahrscheinlich König geworden. So aber hatte er sie gezwungen, Königin zu werden, Kaiserin, und sich selber die schärfste Feindin seiner Lauf-

bahn als Herrin seines Herrn herangezogen. Der hier versteckte Prinz hat nun erst, hat in sagenhaftem Alter seine Bahn beendet, und jener Sohn, dessen rasche Heraufkunft des Junkers Veto damals hinderte, liegt nun, nach 40 durchwarteten Jahren, ein armer, nach Atem ringender Mensch, in seinem Stuhl, und wie sie den Cid und den toten Mahdi aufs Pferd gebunden haben, so haben sie gestern Friedrich den Dritten im Wagen dem Volke gezeigt.

Jetzt, da er die Treppe hinaufgestiegen, findet Bismarck Viktoria, die schon den gesunden Gatten beherrschte, heut vollends alles in Händen hält, nun aber, ohne die erträumte Macht, nach langen Vorgefechten sich mit dem mächtigen Feind und Diener stellen muß; denn bald wird sie als Witwe seine Hilfe gegen ihren zweiten Feind brauchen, den Sohn und künftigen Kaiser. Mit allen Künsten der Verführung weiß jetzt Mephisto die beiden Viktorien zu gewinnen, denn auch die Queen ist von England herüber gekommen und staunt über den Charme des gefürchteten Alten. Welch ein Hexenspiel in diesem verwunschenen Schlosse, wo alles auf leisen Sohlen huscht, um nicht den Kranken zu stören und nichts dem Sohn und Erben zu verraten, der seine Späher schon im Sterbehaus postiert hat; wo die Frauen regieren möchten, bis dann zuweilen aus Berlin der Gefürchtete kommt, der riesige, kuppelköpfige Greis mit dem graublauen Blick unter den buschigen Brauen und in langsamen Sätzen als allertüchtigsten Vorschlag den Frauen seinen unumstößlichen Willen zu Füßen legt.

Aber da ist noch eine dritte Viktoria, und wie in diesem Kaiserschlosse die Leidenschaften unhörbar aufeinander schlagen, wie Machtwillen und Lebensdurst, Familienhaß und Hochmut ringen, fehlt auch nicht die Begehrlichkeit der alternden Frau, und eben diese führt die Gegensätze zur Krisis. Den Battenberger Prinzen, den neuen Prätendenten von Bulgarien, will man zum Schwiegersohne haben, aber da ruft der

alte Zauberer: Zurück!, denn diese Weibergeschichte könnte ihm sein ganzes Netz zerstören.

„Der Battenberger, sagt er zu Busch, ist dem Zaren . . vielleicht die verhaßteste Persönlichkeit, die er kennt . . Die neue Kaiserin ist immer Engländerin gewesen, für ihre Zwecke, sie ist es in ihrer jetzigen Stellung noch mehr, und in dem Battenberger soll ein Werkzeug geschaffen werden. Er ist der Sohn eines Fräulein Hauke aus Polen, nicht grade empfehlenswerte Familie.“ Und noch intimer zur Freundin Spitzemberg: „Die mittlere Vicky ist die schlimmste, sie ist eine wilde Frau; wenn ich ihr Bild ansehe, graut mir vor der ungebrochenen Sinnlichkeit, die aus ihren Augen spricht. Sie ist in den Battenberger verliebt und will ihn um sich haben, wie ihre Mutter seinen Bruder, die die Engländer the selfish old heart heißen, wer weiß, mit was für blutschänderischen Gedanken.“

Kabinettsfrage des Kanzlers. Der Kranke, der gegen die Heirat nichts hat, scheint für den Augenblick doch froh, durch Adressen aus Bismarcks Kreisen vor einem Wechsel gewarnt zu werden; Ehrgeiz und Feindschaft schwinden mit den Lebenskräften, seine Seele sucht Stille. Aber Bismarcks unversöhnliches Herz schlägt weiter im Takte des Kämpfers: „Sie treiben Landesverrat, so hatte er ein Jahr zuvor von Friedrich und Viktoria zu einem Fürsten gesagt. Keine Spur von deutscher Gesinnung, haben allen Boden im Volke verloren, stiften Zwietracht in der Familie.“ Jetzt urteilt er: „Mein alter Herr war sich seiner Abhängigkeit bewußt, der sagte: Helfen Sie mir, Sie wissen ja, daß ich unter dem Pantoffel stehe. Dazu ist dieser zu stolz, aber er ist in einer Weise abhängig und unterwürfig, die nicht zu glauben ist, wie ein Hund.“

Immer steiniger wird seine Menschenverachtung, es ist, als ob sie petrifizierte, und so beginnt Bismarck am Ende die Schärfe des Seelenblickes zu verlieren, er trübt sich ihm,

höher steigen Kälte und Mißtrauen, mit bösen Blicken sitzt der alte Löwe vor seiner Höhle, schlägt mit der großen Tatze nach Jedem, der zu nahe kommt, und wacht über seinem Schatz im Innern, dem Reich. Aber der alte Jugendfreund Keyserling fragt sich bei einem seltenen Besuche: „Was regt sich in seinem tiefsten Herzensgrunde? Nicht das stolze Bewußtsein, nicht das behagliche Gefühl gelungener großer Werke, nicht der Genuß in Ruhe und Frieden.“

Muß nicht ein so gehäufter Menschenhaß zu seinem Ausgang wiederkehren? Müssen nicht Mitarbeiter, Abgeordnete, muß die Nation die Kälte und Verachtung nicht spüren, die ihr Führer gegen sie hegt? „Er macht mir den Eindruck eines geistig nicht ganz gesunden Mannes,“ notiert sich Hohenlohe. Im Reichstag, wo er seit 87 am Kartell der Konservativen und Nationalliberalen wieder eine kompakte Mehrheit hat, mit der er seine sozialen Gesetze und den Schutzzoll ausbauen kann, ist er dennoch persönlich in steigendem Maße verhaßt. „Ich habe, sagt er einmal aus der Sitzung heimkehrend, nach solchen Debatten einen Katzenjammer, als ob ich mich in einer schmutzigen Kneipe mit Gesindel gebalgt hätte.“ Schon schließen sich in Hoffnung auf den jungen Kaiser aufs neue wie vor 15 Jahren die Vetter zusammen; in der Sofaecke eines Salons verständigt sich schon Holstein mit Windthorst für eine gefährliche Zukunft.

Da wandelt sich in Bismarcks Hirn die verklungene Epoche rasch zur Guten Alten Zeit, jetzt rühmt er seinen alten Herrn so oft, als er ihn bei Lebzeiten verklagte: „Ja, der alte Kaiser war ein zuverlässiger Kamerad, der einen nicht fallen ließ. . Er war zuerst oft auf dem falschen Wege, ließ sich aber immer zuletzt auf den richtigen bringen“; ja, im Anblick Viktorias beginnt er sogar Augusta zu verklären: „Die hat mir auch viel Not bereitet, aber sie blieb immer eine vornehme Frau voll Pflichtgefühl, was der neuen ganz und gar fehlt. .

Sie möchte ihren fortschrittlichen Freunden ein Opfer bringen, er ist ja willenlos. In solchen Lagen darf man sich aber nicht damit trösten, es sei schon recht, wenn alles schief ginge . . Ich werde mich fest an meinen Stuhl halten und wenn man mir meinen Abschied ins Haus schickte, würde ich auch nicht gehen, weil ich ihn nicht gegengezeichnet habe! . . Es werden keine Monarchen mehr geboren. Von unserm jungen Herrn hoffe ich's, dem hat seine schwierige Jugend geholfen.“

Da sich Prinz Wilhelm zu Hause schlecht behandelt fühlte, hatte er sich in den letzten Jahren Bismarck entschieden genähert. Wenn der Vater über seines Sohnes „rasches und zur Übereilung neigendes Urteil, mangelnde Reife, verbunden mit seinem Hang zur Überhebung wie zur Überschätzung“ schon im Jahre 86 dem Kanzler vorklagte, so konnte dergleichen auf den leidenschaftlichen Empfänger des Briefes eher sympathisch wirken, und wenn dieser nun versuchte, den Prinzen seiner Potsdamer Stumpfheit zu entheben, so trieb ihn das merkwürdige Vorgefühl von einer kurzen Regierung Friedrichs an, das er in dessen gesunden Jahren ausgesprochen hat. Feindschaft gegen die Eltern des Prinzen vereinigte anfangs Bismarck und Wilhelm.

Aber schon ein Jahr später rief dessen Eigenwille Reibungen hervor. Stöcker und Waldersee hatten ihn zur Bekämpfung des Sozialismus durch Frömmigkeit und milde Gaben beredet, Wilhelm entwarf Reiterfeste zur Unterstützung der Berliner Armen und erzürnte den Kanzler nicht nur durch so parteiliches Hervortreten, weit mehr durch den Dilettantismus, mit dem hier die soziale Frage auf dem Parkett und auf der Kanzel gelöst werden sollte, der der alte Kämpfer mit Gesetz und Schwert zu Leibe ging. In seiner Verteidigung versicherte der Prinz: „Ich ließe mir stückweis ein Glied nach dem andern für Sie abhauen, eher, als daß ich etwas unternähme, was Ihnen Schwierigkeiten machen . . würde.“

Bismarck stutzte bei so übertriebenen Beteuerungen; noch mehr, als ihm bald darauf, in den letzten Monaten des alten Kaisers, der Prinz eine Mitteilung an alle Bundesfürsten im Entwurf übersandte, die er schon jetzt versiegelt auf den Gesandtschaften niederlegen wollte, „im Hinblick auf die nicht unmögliche Eventualität eines baldigen oder raschen Hinscheidens des Kaisers und meines Vaters,“ worin er dem Inhalte nach „die alten Onkels warnt, sie sollten dem lieben jungen Neffen nicht Knüppel zwischen die Beine werfen“, wenn er Kaiser wäre.

Bismarcks Unruhe steigt: welches Fieber muß in diesem jungen Manne glühen, der vor dem Tode zweier Vordermänner schon Proklamationen entwirft und einem Dutzend Büros anvertrauen will! Und kennt der Prinz die Reichsverfassung nicht, daß er die Bundesfürsten von oben behandelt? In einem 8 Druckseiten füllenden eigenhändigen Briefe, der, wie er sagt, seine Schreibkraft weit überstieg, erklärt er nun dem Erben die Grundsätze dieses Reiches und gibt „ehrerbietig anheim (das Schriftstück) ohne Aufschub zu verbrennen“. Ein Stachel ins Herz des Prinzen! Sein erstes Wort als Kaiser, wenn auch vorweg genommen, war also unbrauchbar? Und dies ihm ins Gesicht gesagt, von diesem Kanzler, für den er schon so viel gelitten? Denn daß die egoistische Parteinahme des Prinzen gegen seine Eltern ein Opfer sei, das suggeriert er sich selber schon heut und wird nach Jahren noch den Dank des Alten einfordern.

Seine Antwort ist kühl, sie enthält die Drohung: „Wehe ihnen, wenn ich zu befehlen haben werde!“ Geschrieben ist der Satz gegen andere Leute, aber den schneidenden Ton nimmt das feine Ohr des Lesers auf, er mag sich manches denken. Er weiß sehr wohl, warum er in jenem langen Schreiben dem Erben der Krone geraten hatte: „Die festeste Stütze der Monarchie suche ich . . in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeit-



sam mitzuwirken an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen. Einen solchen Herrn läßt kein deutscher Soldat im Stich.“ Ist es Zufall, Menschenkenntnis oder ist es Seherkraft, daß Bismarck grade diesem Prinzen diese Mahnung schrieb, 30 Jahre, bevor derselbe Wilhelm auf dies Exempel die Probe zu machen vom Schicksal gedrängt, von seinem Charakter gehindert wurde?

Schon als er Kronprinz wird, beginnt sein Bleistift auf friederizianische Art die Akten mit Notizen zu übersäen; in einigen kann man den Dialog des jungen Wilhelm mit Bismarck lesen, wie dieser die Glossen des Prinzen mit Gegenglossen widerlegt, auf dem Gebiete der großen Politik. Denn immer weiter, immer allgemeiner werden Bismarcks Mitteilungen an seine Botschafter, deren Abschriften der Prinz jetzt lesen darf, aus Erlassen und Verfügungen werden Staatschriften und Maximen, und man blickt auf diese auswärtigen Akten Bismarcks wie auf die Altersweisheit der Dichter oder die letzten Selbstbildnisse der großen Maler, und auch diese sind Selbstbildnisse. Als sich um ihn her die antirusische Stimmung verschärft, die Militärs zum Kriege drängen, schreibt er seinem Wiener Botschafter:

„Dies unzerstörbare Reich russischer Nation, stark durch sein Klima, durch seine Wüsten und seine Bedürfnislosigkeit . . würde nach seiner Niederlage unser geborener und revanchebedürftiger Gegner bleiben, genau wie das heutige Frankreich es im Westen ist. Dadurch wäre für die Zukunft eine Situation dauernder Spannung geschaffen, welche . . freiwillig herbeigeführt zu haben ich nicht auf meine Verantwortung nehmen möchte. Das ‚Zertrümmern‘ einer Nationalität ist den starken Großmächten schon in betreff der viel schwächeren polnischen in hundert Jahren nicht gelungen . . Wir werden am besten tun, die russische wie eine

elementarisch vorhandene Gefahr zu behandeln, gegen die wir Schutzdeiche unterhalten.“

Als er dies liest, schreibt Wilhelm neben den Gedanken neuer Gegnerschaft: „nicht mehr, wie es schon jetzt ist“. Bismarck neben dies Wort: „doch mehr!“ Zum Revanchebedürfnis, Wilhelm: „bedürftig vielleicht, aber nicht in der Lage“. Bismarck: „aber bald wieder, wie Frankreich seit 12 Jahren längst wieder“. Zur Zertrümmerung der Nation, Wilhelm: „wohl aber ihrer Kampfesmittel!“ Bismarck: „die sind in 5 Jahren ersetzt, vgl. Frankreich“.

In diesem kleinen geschriebenen Dialoge hört man schon Erfahrung mit Ungeduld, ein reifes mit einem vorlauten Urteil streiten. Aber noch will der Alte den Jungen erziehen, schreibt ihm auf diese flüchtigen Sätze hin einen großen Brief über russische Politik, warnt zugleich vor Glossen von solcher Tragweite, „da die Beamten, welche Kenntniss von Höchstdero Randbemerkungen haben, mich selbst nicht ausgeschlossen, sonst nicht imstande sein werden, das friedliche Verhalten der deutschen Politik bei einem erfolgenden Regierungswechsel mit derselben Sicherheit wie bisher . . in Aussicht zu stellen. Ich würde, soweit ich E. K. H. Marginalien verstehe, gegen meine Überzeugung sprechen müssen, und es ist für die Politik des deutschen Kaisertums der Ruf der Unaufrichtigkeit noch gefährlicher, als selbst die entschlossene . . Tendenz Krieg führen zu wollen“.

So große Worte wählt Bismarck zur Warnung des Jünglings und erstaunt noch mehr, als dieser am nächsten Tage von „übertriebener Bedeutung“ spricht, die man seinen Glossen beigelegt habe, er sei ja ganz friedlich. Hat also der junge Herr nur Launen? Kennt er die interne Wirkung solcher Äußerungen nicht? Er werde, fügt er bei, die Randbemerkungen unterlassen, „in teilweiser Anerkennung der von E. D. geltend gemachten Gründe,“ behält sich aber vor, seine Ansichten anderweitig „mit aller Offenheit zur Kenntniss zu bringen“.

So keck hätte der alte Herr niemals geschrieben: teilweise Anerkennung ist Bismarck neu. Freilich haben es junge Erben leicht, von Kriegen zu reden, die nötig werden können, sie kennen die Gefahren nicht, ihre Nächte sind nicht schlaflos von Sorgen, und der von kampfflustigen Generalen umgebene Prinz würde erschrecken, wenn er die dunklen Zeilen läse, in denen Bismarck den Kriegsminister prophetisch warnt:

„Wenn wir nach Gottes Willen im nächsten Kriege unterliegen sollten, so halte ich für zweifellos, daß unsere siegreichen Gegner jedes Mittel anwenden würden, um zu verhindern, daß wir . . im nächsten Menschenalter wieder auf die Beine kommen . . Ich glaube nicht, daß man sich mit dem Elsaß begnügen würde, man würde weiteres am Rhein abwärts verlangen . . Wir würden dann nicht wie 1812 Rußlands, Östreichs und Englands Hilfe haben, nachdem diese Mächte gesehen haben, wie stark ein einiges Deutschland ist.“ Zugleich sagt er voraus, Rußland sei viel radikaler als man annimmt, „Revolution und russische Republik sind Dinge, die auch sehr bald eintreten können. Viele Leute in Rußland hoffen nur auf den Moment eines unglücklichen Krieges, um die Dynastie loszuwerden.“ Ja, seine nahe Sorge blitzt aus einem kurzen Satz am Rande eines Berichtes: „Bisher brauchen wir England, wenn der Friede noch etwas erhalten werden soll.“

So dunkel ist der Himmel Europas, als Friedrich stirbt. Er fühlt es wohl, am vorletzten Lebenstage läßt er den Kanzler rufen, streckt fiebernd, hochrot ihm die Hände entgegen, dann nimmt er die Hand der Kaiserin, legt sie in Bismarcks Rechte, beide drückt er zusammen. Ergreifend in seiner Stummheit, mahnt er beide und scheint das Walten Bismarcks im Tode zu segnen, das er im Leben bekämpfte.

Am andern Tage erreicht der Prinz sein Ziel: Wilhelm wird Herr.

II*)

„Friedrich, Majestät, wäre wohl kaum der Große geworden, hätte er beim Beginn der Regierung einen Mann von Bismarcks Macht und Bedeutung vorgefunden und behalten.“ Mit diesen Worten traf Waldersee den Kaiser ins Herz, denn der Große zu werden war das im Anfang aufrichtige Bestreben des 28-Jährigen; das Waldersees war, Kanzler zu werden. Doch zu Anfang fürchtete sich der Herr noch vor dem Riesen und hüllte ihn in eine Wolke verehrender Worte ein. Zum Mittler schien Herbert, der 40-Jährige, geeignet.

Dieser schwierige, im Grunde unglückliche andre Bismarck sah das grausame Schicksal des Geniesohnes noch belastet durch des Vaters Absicht, ihn zum Nachfolger zu machen; grade in diesen Gefühlen eines Mannes, der mächtigen Vätern folgte, hätte er sich mit dem jungen Herrscher treffen, es hätte sich in verwandelter Gestalt jenes Verhältnis von Treue und Vertrauen erneuern können, das ihnen die Väter vorgespielt. Aber während Wilhelm der Erste und Bismarck der Erste zu dem formellen Abstand von Herrn und Diener schon durch den Unterschied zweier Jahrzehnte gedrängt oder doch darin gestützt wurden, sahen sich Wilhelm der Zweite und Bismarck der Zweite von Natur ins umgekehrte Verhältnis gesetzt, hier machten schon die Jahre den Diener überlegen, hier fielen jene Empfindungen weg, die Bismarck mit denen eines Sohnes verglichen hat, der einem zürnenden Vater nie ganz böse werden könne.

Noch unglücklicher waren im zweiten Falle Gaben und Hemmungen verteilt. Der erste Wilhelm, der mit weniger Verstand, doch mit mehr Takt, Anstand und Zurückhaltung begabt war als der zweite, ließ sich von dem grundgenialen Manne allmählich willig leiten; der zweite, von einem nervösen Charakter zu Taten getrieben, die seinen persönlichen

*) Eine ausführlichere Darstellung der Entlassung findet sich in der Biographie Wilhelms II., da sie in dessen Leben stärker Epoche macht.

Mut überstiegen, sah neben sich einen zweiten Bismarck, den Bewunderung, Erziehung und ein heimliches Gefühl mangelnder Schöpferkraft zum Dienst am Vater mehr als zum Dienst am Vaterlande trieben. Hatte Wilhelm zuviel Selbstvertrauen in sich und zu wenig Ehrfurcht vor den Ahnen, so hatte Herbert eher zu wenig Selbstgefühl und eine solche Ehrfurcht vor dem Vater, die ihn an zeitgemäßen Wandel seiner Lehren gar nicht denken ließ. Zudem war Wilhelm lieblos, Herbert liebevoll erzogen und erntete, nachdem er in jenem Roman das große Opfer seiner Liebe, fast auch seine Ehre gebracht, die Neigung, ja die Zärtlichkeit eines Vaters, der in seinem Sippengefühl mit steigenden Jahren auf die Nachfolgeschafft des Sohnes entschieden hinarbeitete.

Herbert, zum alleinigen Vertrauten des Vaters geworden, vom besten Lehrer Europas in die Staatskunst eingeführt, hätte ein Mann von so revolutionärem Geist wie dieser sein müssen, um irgendwo Kritik zu üben. Aber mit den Erkenntnissen und Künsten seines Vaters erfuhr und erbte er auch die Menschenverachtung, aus der sie stammten, und steigerte sie in sich bis zur Unfruchtbarkeit. „Wo ich verachte, da haßt er, sagte der Vater. Ein sehr anständiges Gefühl, nur hält seine Hitze nicht immer lange vor.“ Da ihm nun die Basis der Erfolge fehlte, die den Alten gefürchtet machten, nahm man seine kalte, ablehnende Haltung nur für Hochmut und schrieb vertraulich, alle Minister seien gegen ihn und ertrügen ihn nur noch um des Vaters willen. So sammelten sich um das schwankende Herz des Kaisers, der als Prinz mit Herbert befreundet war, viele Stimmen, um ihn herabzusetzen, ja zu verleumden, und diese Höflinge steigerten den Eindruck durch den listigen Hinweis, hier werde ein Hausmeiertum großgezogen, das Macht und Ruhm des Königshauses gefährde. Da jene Kreise von der Schmeichelei lebten, die beiden Bismarcks fremd war, trieb Herberts Tätigkeit als Staatssekretär den Kaiser von Sohn und Vater nur noch rascher fort.

Aber Wilhelm war schlau und ließ sich im Anfang nichts merken. „Es sind wahre Flitterwochen der Verehrung und Zuneigung“, schrieb der österreichische Botschafter nach Haus, und Bismarck ließ sich zuerst so sehr täuschen, daß er am Kaiser „mehr Mut und Unabhängigkeit von Hofeinflüssen“ als an seinen Vätern rühmte. Als er ihn in Friedrichsruh bis abends 11 erwartet, bedankt sich der junge Herr für diese Rücksicht, die ja ganz in Bismarcks Tageslauf paßte, und steht um seinetwillen erst um 9 Uhr auf. Auf seine Orientreise nimmt er ihn aber nicht mit, drahtet nur Grüße und beklagt sich bald beim Großherzog von Baden, der Alte erteile ihm Lektionen, spreche zu häufig von Erfahrung, und muß dem Oheim noch Schlimmeres gesagt haben, denn dieser äußert, der Kaiser habe beide Bismarcks „bis hierher“.

Als im schwierigen Jahre 89 der Kanzler seine Gunst zwischen Rußland und Östreich schwanken läßt, um nach altem Rezepte das Gleichgewicht zu halten, wünscht der Kaiser ein stetigeres, und an der Stelle dieses komplizierten, ein „einfaches“ System. Im allgemeinen ist er antirussisch und kriegerisch, Bismarck schon deshalb prorussisch gesinnt, weil im nächsten Jahre bei Ablauf des Vertrages alles für die Erneuerung dieser Rückversicherung gestimmt sein muß, an der die Sicherheit seines Reiches hängt. Als dann der Zar zu Gaste kommt, den Kanzler seines Vertrauens versichert, den Kaiser, seinen Vetter, höflich kühl behandelt, läßt sich dieser selbst in Rußland zur Jagd ein, was der Zar nicht ablehnen kann. Nach der Abreise bittet Wilhelm den Kanzler in seinen Wagen, um mit ihm nachher im Amt zu konferieren. Auf der Fahrt erzählt er von seinem Einfall, den Zaren zu besuchen, findet Schweigen und ruft endlich gereizt: „Nun so loben Sie mich doch!“

In diesem einen Satz, der die Würde seiner Stellung so sehr verkennet wie den Charakter Bismarcks, zeigt sich der lech-

zende Wunsch des jungen Mannes. Der alte Menschenkenner aber, der des Zaren Abneigung gegen solche Temperamente herausspürt, ihn als dicken, bequemen Herrn kennt und von dem gemeinsamen Jagdvergnügen nur Trübung der schwankenden Freundschaft fürchtet, widerrät den Besuch. Muß nicht dem Jüngling eiskalt werden? Im Kernpunkt seines Wesens, in seiner Eitelkeit, fühlt er sich getroffen, setzt den Kanzler vor dessen Hause ab, grüßt kurz und kommt nicht mit ihm.

Auf dieser Wagenfahrt wurde der Bruch erzeugt; die Szene gleicht der Krisis unter Liebenden beim ersten verweigerten Kusse. Rasch greifen die Hyänen ein, nun ist es leicht, den Groll des Herrn zu steigern. Hatte der Alte nicht aus bösem Willen den Kaiser gezwungen, schwere Vorwürfe gegen seine Eltern amtlich zu dulden, als man neulich das Kriegstagebuch des Kronprinzen Friedrich unbefugt herausgab? Bismarcks Absicht war, die Legende von einem liberalen Hohenzollern zu zerstören, der angeblich aus diesen Blättern sprach, damit sich nicht bei den nächsten Wahlen die Demokratie auf den letzten Kaiser berufe. Da rühren sich wieder die „faktiösen Vettern“, suchen für die Wahlen das Kartell und mit ihm Bismarck selber in die Luft zu sprengen und wieder, wie in den siebziger Jahren, nimmt dieser den Kampf unter Staatsraison, geht gegen die Kreuzzeitung im Reichsanzeiger vor, – und sieht nicht, was Lucius sieht, daß dies heut gefährlicher ist als einst, „weil Bismarck dem jungen Monarchen gegenüber nicht entfernt mehr die einflußreiche Stellung hat, wie unter dem alten Herrn“.

Auch im inneren Bau knistert es gewaltig. Einen Streik in den Bergwerken will der Kaiser idealistisch, der Kanzler mit Blut und Eisen bekämpfen: indem er aufs neue Sinn und Zwang der sozialistischen Bewegung erkennt, setzt sich Bismarck auch vor der Geschichte ins Unrecht, will diesen Streik, wie damals das Attentat, zur Wahlbewegung gegen die Roten

benutzen, bis „unerwartet und sporenklirrend“ der Kaiser in der Kabinettsitzung erscheint, die Schuld den Arbeitgebern zuschiebt, erklärt, er habe ihnen befohlen, bessere Löhne zu geben, sonst zöge er seine Truppen zurück. So fürchtet der Junge die Revolution und will ihr durch Reformen begegnen, der Alte sucht sie, um sie niederzuschießen. Man tut, als wäre man einig. All dies, im Grundsatz richtig, in der Praxis nicht plötzlich und nicht auf diesem Wege anwendbar, hat der Kaiser von ein paar Höflingen gelernt, die ihm die Rolle des *roi des gueux* zuschmeicheln wollen: Hinzpeter, sein Lehrer, den er gegen Bismarck nicht laut genug rühmen kann, in seinen eigenen Memoiren aber später fallen läßt, Douglas, ein Spekulant in Montanwerten, reich und amüsant, in Wirtschaftszahlen plätschernd, rasch zum Grafen erhoben, von Heyden, Maler und Bergdirektor, der einen alten Arbeiter aus dem Osten Berlins als Propheten malt und von diesem die sozialen Nöte erfährt.

Und nun geschieht, was nie in Bismarcks Leben geschah: er unterschätzt den Feind, überschätzt die eigene Stellung, und er, noch eben gesonnen, gegen eine ganze Klasse zu kämpfen, läßt ein paar Höflinge gewähren. Von Mai 89 bis Januar 90: acht Monate mit kurzer Unterbrechung lebt er in Friedrichsruh und wird über des Kaisers wiederholter Mahnung, sich immer weiter zu erholen, nicht stutzig. Wenn schon ein alter Gatte Fahrten und Sprünge seiner allzu jungen Frau nicht immer folgen kann, so sucht er doch mit ihr zu leben; hier überläßt ein großer Kenner dies Geschöpf seinen jungen, heiteren, abenteuernden Verehrern und sieht nicht, mit wie leichter Mühe sie ihn betrügen können. Selbstgefühl und Menschenverachtung strömen zusammen, um Bismarck mit Blindheit zu schlagen.

Dabei wird er gewarnt. Schlägt er in Friedrichsruh die Blätter auf, so findet er alle Parteien gegen sich gerichtet: „Wie eine Lähmung geht es durch das öffentliche Leben“,

schreibt der eine. „Es gelingt nichts mehr“, überschreibt die Germania einen Aufsatz, die Kreuzzeitung ist voll Bosheit, liberale Blätter voll Jubel über des Kaisers soziale Wünsche, die Sozialisten bekämpfen den Kanzler wie immer. Er aber wundert sich, daß der Zar ihn fragt, ob er im Amte bleiben werde, und als ihn Bötticher vor fortgesetztem Fernsein warnt, erwidert er gelassen: „Bei meiner Vergangenheit und Stellung ist keine Gefahr, vom Kaiser entfernt zu werden.“ Das ist Danton, der auf jede Warnung erwiderte: Sie werden es nicht wagen!

Und doch ist seine Kritik wach wie immer. Er tadelt das unstete Leben des Kaisers, „daß die Minister die Momente oft für die wichtigsten Vorträge erhaschen müssen, wobei sie häufig nicht die nötige Aufmerksamkeit finden“. Eine Kundgebung zugunsten der Volkszeitung führt er „auf erbliche Anlage zur Verrücktheit“ zurück; zugleich schreibt allerdings auch der russische Botschafter nach Hause, man frage sich, ob der Kaiser normal sei.

Aber da ist ein Pfand, das hat der Kaiser in die Hände des Alten gelegt, und wie ein Gleichnis des Konfliktes steht auch am Ende dieses Lebens ein Hund. „Ein abscheulicher schwarzer Köter, mit riesigem Kopfe, triefenden Augen, dürrer Brust, ganz ohne Rasse“, Geschenk des Kaisers, lebt jetzt beim Fürsten, und er sagt: „Das kommt davon, wenn man Fürstendiener ist: meinen schönen Tyras habe ich zum Förster getan, um diesen Köter zu behalten. Ich könnte ihn ja vergiften lassen, aber er hat so gute treue Augen, deshalb kann ich mich nicht entschließen.“ Da sitzt er, Bismarck, schon ein Halbverbannter, und während er den Herrn in der Hauptstadt unbewacht läßt, duldet er draußen im Walde den Hund des Herrn und läßt sich von ihm bewachen. Tyras, Begleiter seiner Tage, „das Liebste auf der Welt“, erwartet ihn nicht mehr am Morgen wie seit Jahren, man muß ihn beim Förster anketten, damit er nicht plötzlich losrast und den

kaiserlichen Eindringling totbeißt, und wenn der Alte geht und reitet, läuft neben ihm ein fremdes, häßliches Tier, legt am Kamin den unförmigen Kopf auf seine Knie und will gestreichelt sein. Das kommt davon, wenn man ein Fürstendiener ist, so ironisiert er sich und tut es doch.

Es ist, als trotzte er sich in seine Unabsetzbarkeit hinein, als wollte er vor seinem Stolz auf dies Exempel die Probe machen. Im Dezember sagt er der Freundin: „Er ist für mich der zuvorkommendste Herr und hat noch nie gewagt, in politischen Dingen mir entgegenzutreten. . . Wäre ich jünger und könnte immer um ihn sein, ich würde ihn um den Finger wickeln. . . Den Reichstag kann man dreimal auflösen, zuletzt muß man doch die Töpfe zerschlagen, diese Fragen wie die Sozialdemokratie, werden ohne Bluttaufe nicht gelöst, wie die deutsche auch. Und da dem jungen Herrn Gewaltmaßnahmen lose im Nacken sitzen. . .“ Er vollendete den Satz nicht, zeigte aber zur Genüge, wie sehr er Wilhelm verkannte.

III

Am 23. Januar 90 wird Bismarck endlich durch Draht nach Berlin gerufen, morgen sei Kronrat über die soziale Frage. Er reist am Freitag, was er sonst vermeidet, trifft abgespannt in der Hauptstadt ein, hält Kabinettsitzung, schlägt vor, sich abwartend dem Kaiser gegenüber zu verhalten. Da erhebt sich Bötticher, seit einem Jahrzehnt Bismarcks Vertrauter, Freund der Familie, jetzt Favorit des Kaisers unter den Ministern, doch erst seit kurzem Bismarck verdächtig, und meint, man müsse Direktiven geben, damit etwas zustande komme. Schon neulich hat er dem Fürsten versichert, der Kaiser wolle durchaus soziale Taten tun, doch da saß man zu zweien in Friedrichsruh beim Weine; jetzt aber wiederholt er's vor den Kollegen, und nun geschieht das Unerwartete: alle stimmen ihm bei.

Furchtbarer Augenblick, seit 25 Jahren nicht erlebt! Bismarck sieht sich von seinen Leuten verlassen, in diesen acht Monaten haben sie gelernt, einem andern zu folgen. Jetzt sieht er, was er versäumt hat, jetzt nimmt sich der Erzürnte die Minister vor, ergeht sich animos über schlechte Geschäftsführung und spricht, um Widerspruch hervorzurufen, von seinem Abgang. Großes Schweigen. „In sehr gespannter Stimmung“ wird die Sitzung geschlossen, Bismarck fährt zum Kaiser, den er seit jener Wagenfahrt nicht mehr gesehn. „Ich will das Sozialistengesetz zu Falle bringen, weil ich ein schärferes brauche“, sagt der Alte, und der Junge erschrickt. Hierauf Kronrat, in dem der Kaiser seinen Willen zum Arbeiterschutze kundgibt: der drohenden Revolte vorbeugen, einen Kongreß berufen, „in begeisterter Sprache“ zu seinem Geburtstage durch Erlaß zum Volke sprechen, das ist sein Traum.

„Mit steigendem Erstaunen, schreibt Lucius, saßen wir dabei, wer ihm diese Ideen eingeblasen habe.“ Doch da nennt der Kaiser schon seine Berater, es sind die oben genannten. Hierauf muß Bötticher die Denkschrift vorlesen, Bismarck wird als erster um Äußerung ersucht, rät, scheinbar ruhig, Aufschub an, warnt vor der Wirkung auf die Wahlen, da die Besitzenden verärgert, die Arbeiter ermuntert würden. Höflich erwidert der Kaiser, wünscht vor allem Abschwächung des Sozialisten-Gesetzes, fügt aber nun an, königs- und regierungstreue Männer hätten ihm das geraten. Da grollt Bismarck auf: „Ich kann nicht beweisen, daß diese Nachgiebigkeit E. M. verhängnisvolle Folgen haben werde, glaube es aber nach langjähriger Erfahrung. Gibt man jetzt nach, so kann man später den Reichstag nicht auflösen, muß ernstere Anlässe abwarten. Bleibt aber das Gesetz unerledigt, so tritt ein Vakuum ein, und dann mag es zu Zusammenstößen kommen!“

Kaiser, gereizt: „Ich will ohne äußerste Not solchen Kata-

strophen vorbeugen, anstatt meine ersten Regierungsjahre mit dem Blute meiner Untertanen zu färben!“

Bismarck: „Das würde die Schuld der Revolutionäre sein, ohne Blut wird es nicht abgehn. Das wäre Kapitulation! Es ist meine Pflicht, auf Grund meiner Sachkenntnis abzuraten. Wir blicken seit meinem Eintritt in die Regierung auf eine fortwährend gesteigerte Königsmacht zurück . . Dieser freiwillige Rückzug wäre der erste Schritt heraus in der Richtung einer im Augenblick bequemen, aber gefährlichen Parlamentsgewalt. Wenn E. M. kein Gewicht auf meinen Rat legen, so weiß ich nicht, ob ich auf meinem Platze bleiben kann.“

Kaiser, halblaut zu Bötticher: „Dadurch werde ich in eine Zwangslage versetzt“; wodurch ihre Intimität gegen Bismarck erwiesen wird. Darauf sollen sich alle Herren äußern, alle fühlen den Bruch, doch keiner wagt es, offen zum Kaiser zu treten: hier, wo sie mitten im Duell optieren sollen, ist Bismarcks Gewalt noch stark genug, um ihm formell ziemlich deutliche Zustimmungen einzutragen, aber er hört die Panik durch, Augen und Mienen sieht er an, daß hier nur noch sein Zwang, nicht mehr sein Einfluß regiert.

Gestärkt durch Mitteilung dieses Streites, den noch am selben Abend die konservativen Führer erfahren, bringen sie am nächsten das verewigte Sozialisten-Gesetz, wie es Bismarck beantragt, zu Falle, zerstören also schon vor den Wahlen das Kartell, auf das er sich drei Jahre lang stützte, nehmen Bismarck die Mehrheit. Am selben Tage wütet der Kaiser, indem er dem Kriegsminister mit der Faust droht: „Sie sind ja nicht meine Minister mehr, sondern die Minister des Fürsten Bismarck! Sie sahen ja alle verprügelt aus! Er hat mir den Stuhl vor die Türe gesetzt!“ In derselben Stunde liegt Bismarck, gebrochen, im Schlafrock auf dem Sofa, er sagt zum Chef der Reichskanzlei: „Er ist mir völlig entfremdet, hört Leute wie Douglas. Meine Kollegen haben mich

verlassen.“ Doch nur sein Sohn Bill wagt es, ihm sofortigen Abgang zu raten, und sagt einem Freunde: „Es ist nicht mehr der alte Hammerschlag meines Vaters.“

Er ist es nicht. Denn nun beginnt ein Schwanken und Schweben und dauert bis zum Ende, 7 Wochen, wie es der stählerne Wille, der biegsame Intellekt dieses Kenners sonst nie ermöglicht hat; alles scheint er an die Wahlen zu hängen, die er wünscht und fürchtet. Schon andern Tages begegnet er den erstaunten Kollegen in der Sitzung versöhnlich und lebenswürdig, er sagt: „Launen eines Monarchen sind wie gut und schlecht Wetter, man nimmt einen Regenschirm und wird doch naß. . Ich verehere im Kaiser den Sohn seiner Vorfahren und meinen Souverän und bedaure seine Haltung. Kamarilla dürfen wir nicht dulden. . Ich denke, wir machen mit.“ Zugleich tritt er als Handelsminister zurück, läßt einen Günstling des Kaisers dazu ernennen, trägt Bötticher Entwurf der gewünschten Erlasse auf, kündigt an, er werde sich bald auf das Altenteil des Auswärtigen, höchstens noch auf den Reichskanzler zurückziehen. Am Geburtstag des Kaisers: Versöhnung, Beteuerung.

Aber nun, im Februar, einem Monat der Spannung und Intrigen, wechselt die Stimmung des Alten, bald läßt er sich wieder gehen, sucht die Kollegen gegen jene sozialen Erlasse zu stimmen, und als Bötticher den Höflingseinwand macht, ein abweisender Beschluß würde dem Kaiser mißfallen, fährt er ihn in der Sitzung an: „Ich muß es Übergang zum Landesverrat nennen, wenn verantwortliche Minister den Souverän auf staatsgefährlichen Wegen sehen und das nicht offen aussprechen. . Will man lediglich des Kaisers Willen ausführen, so wären 8 Subalterne ebensogut am Platze wie das jetzige Ministerium.“ Schließlich kommen die Erlasse doch zustande, als aber Bismarck in Audienz die Stimmung sondieren will: „Ich fürchte, daß ich E. M. im Wege bin“, widerspricht der Kaiser nicht mehr, sondern schweigt. Doch selbst

auf dieses Zeichen geht Bismarck noch nicht! Vergebens sucht er vielmehr seinen Kollegen Proteste zu entlocken: bei seiner Ankündigung, einen Teil der Ämter abzugeben, schweigen auch diese, und er sagt nachher zu seinem Sohne: „Bei dem Gedanken, mich loszuwerden, sagen sie alle erleichtert Uff!“

Da, wie er diese Schadenfreude seiner Kollegen erkennt, gibt Bismarck aus Trotz, wie er selbst erklärt, die Absicht auf, seine Ämter zu trennen, erzürnt dadurch vollends den Kaiser, der schon hoffte, und nun beginnt ein Wettlauf beider Gegner mit der Aufgabe: wer läuft am langsamsten? Beide fühlen, es geht nicht weiter, doch jeder will dem andern die Verantwortung zuschieben: der Kaiser wagt es nicht, den Alten wegzujagen, der wieder will sich nur jagen lassen, will seinem Herrn den Gefallen freiwilligen Rücktritts nicht leisten, am liebsten aber bleiben. So lernen sich beide hassen, zwischen Bleiben und Gehen, wie in gespannten Ehen, deren Trennung ein Teil wünscht, der andre fürchtet, und keiner wagt.

Bismarck sucht weder Gesten noch Größe, er sucht nach seiner trotzigem Art den Konflikt, und da er diesmal nicht siegen kann, so sucht er doch die moralische Niederlage des Gegners. Mit Haß und Eifersucht wacht er zugleich bis ins kleinste über seinen Rechten, wütet, weil der Unterstaatssekretär die Einladung zum Staatsrat unterschrieben, statt sie ihm hinzulegen, forschet jedem Schleichweg nach, den seine Feinde gehn, sieht Intrigen auch dort, wo sie nicht sind, hält Viktoria für den Inspirator von Hinzpeter, „den Revolver, den die ihm geistig weit überlegene Viktoria ladet und der dann beim Kaiser losgeht“. Doch zugleich demütigt er sich, wie nie im Leben: dieselbe Viktoria besucht er, klagt ihr vor, er passe nicht mehr in die Zeit, erwartet vergebens ihren Widerspruch und als sie fragt, was sie für ihn tun könne, erwidert er: „Ich bitte nur um etwas Mitgefühl“. Würde man

nichts aus diesen Tagen als dieses Wort, man müßte die Furcht eines alten Mannes erkennen, dem man das Brot seines Lebens vor dem Munde wegzieht.

Und wieder zugleich bewacht der alte Realist das Ganze: in denselben Februar-Tagen läßt er schon seine Pensionsansprüche feststellen. Jeder Gesandte kommt ihm gelegen, furchtbare Wahrheiten mitzunehmen, nach Haus zu schreiben und an denselben Hof und Kaiser zurückzuleiten, den er doch immer noch zurückzugewinnen trachtet. „Schließlich – sagt er zum sächsischen Gesandten – fragt der Kaiser irgendeinen Husarenoffizier, wie er die soziale Frage lösen soll, und will mir dann dessen Meinung aufzwingen . . Er hat ein Bedürfnis nach körperlichem und psychischem Hurraschreien, ist aber bei den Besitzenden nicht populär, das hat er sich durch Parteinahme für die Arbeiter verschert . . Ich glaube, die Zeit ist nicht mehr ferne, wo auch auf die Armee kein Verlaß ist, und dann wird das Schicksal Deutschlands besiegelt sein.“ So Großes und so Kleines mischt sein Geist in diesen schwankenden Wochen.

Der Wahltag bringt die Entscheidung. Während die Garnison, vom Kriegsherrn alarmiert, mit formidabilem Lärm nach dem Tempelhofer Felde zieht, marschieren die Arbeiter-Bataillone schweigend zur Urne. An diesem Tage rächt sich das gewaltsame Jahrzehnt, nun wird wahr, was Liebknecht vor kurzem prophezeite: „Was haben Sie nach 11 Jahren erreicht? . . Auf dem Kongreß in Paris haben alle anerkannt, die deutsche Sozialdemokratie ist die stärkste, am besten organisierte in der Welt. Sie wollten uns erwürgen und haben uns gestärkt.. Was ist Deutschland ohne seine Arbeiter! . . Es ist eine neue Idee in die Welt gekommen, eine neue Revolution . . Entscheiden Sie gegen den Geist der Zeit, dann kommt die Katastrophe!“

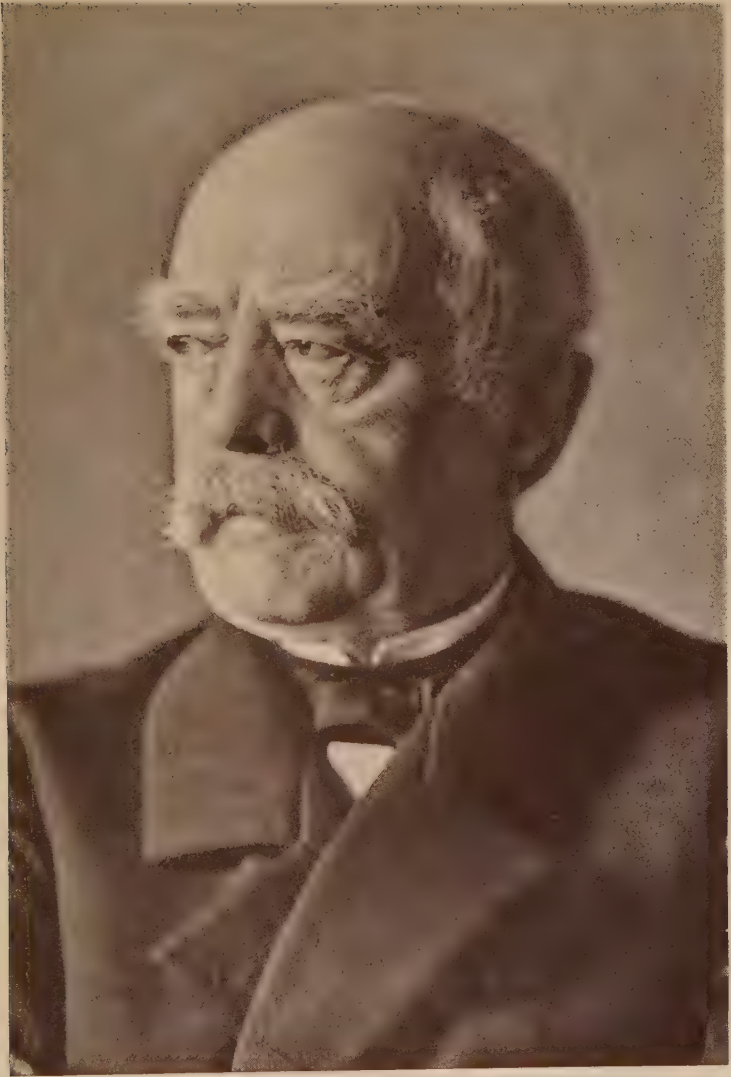
Heut hat sich die Partei verdreifacht, von 7 Millionen Stimmen sind $1\frac{1}{2}$ Millionen Zettel rot gewesen, im ganzen

sind $4\frac{1}{2}$ gegen Bismarck. Daß hierzu die verschwommenen Erlasse des Kaisers mitgewirkt haben, darf Bismarck betonen; daß ohne sie die Wahlen wie vor drei Jahren ausgefallen wären, behauptet er zu Unrecht. Doch seine Hoffnungen steigen: neuen Kampf, einen neuen Konflikt wittert er, die Schwäche weicht aus ihm, er strafft sich wieder, er sieht den Staat bedroht, die alte Macht gerüstet: verschärftes Sozialisten-Gesetz und große Militär-Vorlage, das sind seine Waffen. „Es werden ein bis zwei Auflösungen nötig sein, sagt er dem Kaiser, schlimmstenfalls werden wir die Bundesfürsten nach Berlin berufen, das Wahlrecht ändern, dann werden die Massen, von Streik und Wahlen erregt, die Sache nicht ruhig annehmen, vielleicht zu Ausständen schreiten: das wäre der Augenblick, um den Machtkampf mit der Sozialdemokratie auszufechten . . Jetzt ist es noch möglich, ich persönlich habe noch Kraft und Kredit dazu. Später wird es unmöglich sein. No surrender!“

So spricht der alte Kämpfer, wieder wie vor dreißig Jahren will er den Zeitgeist niederhauen, aber der Jüngere, der kein Volksfreund, aber kein Kämpfer ist, erwidert: – Das ist ein unmöglicher Rat an einen jungen Fürsten!

„Zum Kampf kommt es doch, je eher, desto besser! Man wird die Sozialdemokratie nicht totreformieren können, aber eines Tages gezwungen sein, sie totzuschießen.“ So treibt er's denn noch einmal auf die Spitze, so sicher fühlt er sich in dieser Stunde wieder, daß er widrigenfalls um seinen Abschied bittet, dem Kaiser also die Lage erleichtert. Der aber träumt von jenen 80 000 Mann, die ihm der Alte noch im Reichstage durchzubringen versprochen, ergreift seine Hand und endet mit der theatralischen Wiederholung: – No surrender!

In doppeltem Hochgefühl kommt Bismarck in die Sitzung: „Der Kaiser ist bereit zu fechten, dann kann ich an seiner Seite bleiben!“ Alles schweigt bedrückt, nur er, gestärkt,



greift nun die Zügel fester, schon ist er entschlossen, seine Kollegen vom Kaiser abzusperren: er bringt ihnen eine alte Kabinettsordre in Erinnerung, die den direkten Verkehr der Ressortminister mit dem König untersagt. Zu spät: längst haben sich alle verschworen, Minister, Hof, Militärs, konservative Führer, alles umflüstert den Herrn, an diesen Wahlen trage Bismarck Schuld. Sogleich gibt Wilhelm unversehens jene Kampfansage auf und droht auf einem Bankett in öffentlicher Rede: „Die aber, welche sich mir in meiner Arbeit entgegenstellen, zerschmettre ich!“ Bis in den Wortlaut die Drohung des Prinzen im Jugendbrief an Bismarck. Zugleich steigt Böttchers Stern, und als Bismarck ihn gegen den Kaiser getadelt hat, erhält jener von diesem am selben Abend den Schwarzen Adlerorden, den Bismarck für Schleswig und Holstein erhielt. Jetzt, bei der Nachricht, zitiert er nur die Worte: „Du hast's erreicht, Octavio!“

Ihn kümmert nichts als eine neue Mehrheit. Während der alte Fels der Königsmacht sich langsam unter ihm zu bewegen scheint, blickt er schon aus, nach einem neuen Halt. „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

IV

Eine Mehrheit zu sammeln, mit der Scheinmacht dieses lange verachteten Reichstages des Königs Zorn zu begegnen, scheint ihm der letzte Ausweg: mit einer Mehrheit bringt er dem Kaiser 80 000 Soldaten, und daß nur er sie noch bringen kann, glaubt er mit Recht. Wollten nicht seine feindlichen Vettern ihn mit dem Zentrum betrügen? Hat man nicht Monate vor den Wahlen mit Windthorst intrigiert, um ihn zu stürzen? Wie, wenn er selbst das Prävenire spielte! Herauf aus der Unterwelt, Feind und Verschwörer! Juden und Jesuiten gehören zusammen: man spricht mit Bleichröder, läßt Windthorst winken, erscheint selber überrascht: dann

setzt man sich zusammen und macht Geschäfte wie in alten Zeiten.

Da sitzt die kleine Exzellenz, heute zum ersten Male seit zehn Jahren darf er wieder fordern: schon früher war er zu haben, aber da schien der Preis dem Kanzler zu hoch. Heut wird er, in der höchsten Not, sicher alles akzeptieren: Aufhebung der schlimmsten Stücke des Jesuiten-Gesetzes und christliche Volksschule. Man spricht und erwägt, zum hundertsten Male gibt sich Bismarck den Schein der Müdigkeit: diesmal weiß Windthorst besser als der andere, daß die alte Phrase nach dreißigjährigem Mißbrauch plötzlich Wahrheit werden könnte. Doch grade jetzt sieht der Katholik mit Schrecken auf die rote Flut, er fühlt und glaubt, nur der alte Zauberer könne sie noch beschwören, und so entwickelt sich's bis zu der Ironie: Windthorst beschwört Bismarck zu bleiben! Nachdem sie einander jahrzehntelang Tod oder mindestens Pension gewünscht, nun, da sie bevorsteht, bittet der eine den andern, ja nicht zu weichen. Das Geschäft selber bleibt in der Schwebe, Windthorst aber sagt am Abend zu den Freunden: „Ich komme vom politischen Sterbebett eines großen Mannes.“

Doch der will leben. Jetzt läßt er den Führer der Konservativen bitten, um seine Forderungen zu hören. Aber da sitzen die Vettern, Agrarier und Barone, nach wenigen Stunden wußten sie schon von Bismarcks letztem Plane, nun schließen sie aufs neue die Reihen gegen den bösen Sprossen ihrer Klasse, verweigern das Bündnis mit und unter ihm, das sie ohne und gegen ihn ausgedacht hatten: sie lehnen einfach ab, zum Kanzler zu kommen, erklären andern Tages öffentliche Absage an Windthorst, damit es der Kaiser auch amtlich erfahre, unter welcher einzigen Bedingung die Stützen des Thrones ihn stützen würden. Zugleich geht Graf Limburg-Stirum zu Bötticher, stellt sich zur Verfügung, um Fühlung zwischen Partei und Regierung zu nehmen, und fügt hinzu: „Mit dem Fürsten Bismarck kann man nicht mehr verhandeln.“

Das ist das Antlitz der Gorgone, in das der greise Kämpfer an diesem Tag zu blicken hat: Heut rächt sich die Verachtung seiner Geschöpfe, daß sie nun gegen ihn ihr Haupt erheben. So muß er denn am Schluß erleben, daß ihn seine Klasse, statt ihn bei diesem Todesritte schützend zu umgeben, moralisch tötet: mitten im Amte wird der Diktator von den Seinen schmählich übergangen. Es war der Stoß nach seinem Herzen, es war kein Heldenstück, Octavio! Und während alles den scheidenden Bismarck verläßt, steht zu ihm nur der alte Feind, das Zentrum. Deutschland rächt sich für seine Diktatur, es rächt sich an seiner Größe.

So schlagen entschlossene Fäuste der alten Rieseneiche zu gleicher Zeit ihre Äste weg; diesmal ist niemand da, den dürrn Wipfel wegzuschießen, um den harten Förster zu täuschen.

Der hat nun leichte Arbeit. Tagelang hat er seinen Mut an den Artikeln aller Blätter, am grollenden oder betretenen Auftritt aller Minister und Höflinge gestählt und sich zuletzt noch einen Stoß gegeben, indem er sich eine Leidenschaft gegen das Zentrum, besonders gegen den Führer eingeredet hat. Nun wagt er's und meldet sich beim Kanzler zur Aussprache an. Ein Zufall läßt die Meldung abends uneröffnet, und so tritt der Alte, früh vor neun geweckt, schroff und erstaunt seinem Herrn entgegen. Der wittert seine große Stunde, setzt sich während des ganzen Gespräches nicht, so daß auch der früh stets ermüdete Bismarck stehen muß. Nach ein paar Worten fährt schon der Kaiser los, ob er denn Windthorst nicht abgewiesen habe. In Wahrheit ist auf seinen Befehl das Kanzlerhaus wie eine Falschmünze seit Wochen von Polizei umstellt, und jeder, der darin verkehrt, wird aufnotiert. Jetzt fordert der Kaiser des Kanzlers Anfrage vor wichtigen Empfängen.

Da bricht der Groll aus dem alten Gemüte: böse und stechend erklärt er seinem Herrn die Pflichten des Ministers,

die Grenzen des Königs, die Unwürdigkeit jeder Kontrolle, die er ihm nicht einräumen könne.

– Auch dann nicht, wenn Ihr Souverän es Ihnen befiehlt?
„Auch dann nicht, Majestät.“

Nie hat Bismarck, der „drei Könige nackt gesehn“, von den Lippen eines seiner Herren das Wort Befehl vernommen; nur in amtlichen Erlassen stand es nach altem Brauch. Sogar dem jungen Gesandten aus Schönhausen hatte sein erster König erklärt, er wolle seinen Abgang nach Wien nicht befehlen, sondern darum gebeten sein. In welchem Tone Wilhelm der Erste durch 26 Jahre zu seinem Minister sprach, zeigen noch die erzürntesten seiner Briefe. Das war die große, ungeschriebene Bedingung, unter der dieser zum Herrschen geborene Charakter allein dienen mochte, fuhr man ihn an, so war's um die Treue geschehn. Bismarcks ganze Laufbahn war unmöglich, wenn, jenseits devoter Floskeln, nicht gleichberechtigt Ehre neben Ehre stand. Jetzt aber, bei dieser neudeutsch geschnarrten Frage, krachte der ganze Bau zusammen, und nur ein Edelmann stand noch dem anderen gegenüber.

Die furchtbare Erfahrung dieses Augenblickes hat Wilhelm um den präparierten Mut, muß aber Bismarck einige Minuten um seine Fassung gebracht haben, denn während jener, sich entschuldigend, davon spricht, es handele sich natürlich nur um Wünsche, nicht um Befehle, indessen könne des Kanzlers Absicht solche Verwirrung des Volkes nicht sein, ruft Bismarck zornig: „Grade dies! Es muß im Lande eine solche Verwirrung herrschen, daß kein Mensch mehr weiß, wo der Kaiser mit seiner Politik hinaus will!“

Der junge Herr, erschreckt und nicht gewohnt, Auge in Auge zu kämpfen, bleibt zunächst ruhiger als der Alte, spricht von Kürzung der Militärvorlage, um mit dem neuen Reichstag auszukommen, und legt mit solchem Rückzug vor dem Volke dem alten Kämpfer nochmals nahe, empört zu sein

und zu gehen. Der aber wird bei diesem Spiele wieder kalt, bemerkt die Falle und erklärt aufs neue, er würde gehen, wenn der Kaiser es wünscht: noch immer schiebt einer dem anderen die Verantwortung zu. In großen Wellen flutet in der Tiefe, unter der Fläche des erregten Dialoges, der letzte Machtkampf hin und wider; fast lautlos. Da fängt es der Kaiser am anderen Ende an:

– Ich bekomme gar keine mündlichen Berichte mehr von meinen Ministern. Sie sollen ihnen verboten haben, mir ohne Ihre Zustimmung zu berichten, und sich dabei auf alte, vergilbte Verordnungen stützen, die niemand mehr kannte. – Bismarck, wieder ruhiger, erklärt ihm nun die Kabinettsordre vom Jahre 52, das Recht des Königs, nach gemeinsamem Vortrag noch immer gegen den Premier und für das Ressort zu entscheiden; er könne sie nicht aufheben, sie sei unentbehrlich.

Ist also jeder Zugang zur Macht versperrt? Der Kaiser versucht es von der dritten Seite: jetzt bittet er den Alten im Ton eines Kronprinzen, ihn mehr an den Geschäften zu beteiligen, vor wichtigen Entschlüssen einzuweihen, ihn vorher zu hören. Kennt er den Mann so wenig, der vor ihm steht? Der lehnt brüsk ab, weist, da es ihm grade paßt, auf die Konstitution, spricht vom Verkehr mit dem alten Kaiser und erklärt kurz: „Wenn ich zu E. M. komme, müssen meine Entschlüsse schon gefaßt sein.“

Ein Felsenufer und kein Hafen! Er hält die Macht in starken Händen und gibt nichts ab! Du bleibst ein Schattenfürst, wenn er regiert!

Aber dem Alten ist es nicht genug, seinen unbotmäßigen Herrn zurückzuweisen, jetzt will er ihn kränken: Rache für die Beleidigungen der letzten Zeit, ein Pfeil ins Herz des Kaisers! Dort liegt eine Mappe, man braucht sie nur zu öffnen, sie wird die Büchse der Pandora sein. Und ohne Nötigung bringt er die Rede auf jenen geplanten Besuch beim Zaren, nimmt ein Papier aus der Mappe, blickt stehend auf ihn nieder:

„Die Reise wird sich kaum empfehlen. Da ist in diesen Tagen ein Bericht aus London eingetroffen, in dem der Botschafter recht ungünstige Äußerungen des Zaren vermerkt, die dieser privat über E. M. getan haben soll.“ Mit der langsamen Geste des geübten Schauspielers nimmt er das Blatt in die Hand. Der Kaiser beißt die Lippe: soll er sich fürchten? – Bitte, lesen Sie vor!

Nun spielt Mephisto den Erschreckten: „Unmöglich! Diese Äußerungen eignen sich nicht zum Vortrag.“ Lockend wägt er das Blatt in Händen. Der Kaiser zittert: nur jetzt nicht schwach werden! – Geben Sie her! Und er nimmt dem Kanzler das Blatt aus der Hand, liest, wird rot und bleich; dann bricht er ab, um wortlos zu gehen. Er hatte unter anderem als des Zaren Urteil über ihn gelesen: „Il est fou. C'est un garçon mal élevé!“ Jetzt fühlt er sich gepeitscht, von Bismarck mehr als vom Zaren, erst als Schuljunge behandelt, dann beleidigt. Ist es möglich, nach diesem Affront ihm noch die Hand zu reichen? Und er tut es beim Gehen ganz oberflächlich, nachdem er den Helm in die Rechte genommen. Rasch die Treppe hinunter, aus diesem Hause fort, in den Wagen, zu den Freunden! Langsam dröhnt ihm der schwere Schritt des Alten nach, der sich am Haustor verneigt.

Was Bismarck in diesen Augenblicken getan, war ohne Beispiel. Jener Rebell, der fünfzig Jahre zuvor über Adel und Fürsten mit Bosheit paradiert hat, ist wieder in ihm aufgetaucht, heut hat er den König gezüchtigt. So klug ging er zu Werke, daß er ihm seine Meinung durch einen Dritten sagen ließ, und dieses Dritten, des Zaren Meinung zurückhielt, bis jener sie ihm entwandte. War ihm erlaubt, dem Kaiser ein Blatt zu verweigern, nach dem dieser griff? Und warum griff er denn danach, wenn er eben gewarnt worden? „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben, und doch so falsch sein wie ein Punier?“

V

Andern Tages stehen zwei alte Männer in einem halbdunklen Raume und ordnen Papiere, der eine hebt aus Koffern und Mappen Kuverts heraus, der andre liest die Überschriften, nimmt und schichtet sie auf. Es ist Bismarck und Busch, den er kommen ließ. „Ich will jetzt meine Memoiren schreiben, und Sie sollen mir helfen. Ich gehe nämlich. Sie sehen, ich bin schon beim Packen. Meine Papiere sollen gleich fort, denn wenn sie noch lange hier bleiben, legt man mir am Ende Beschlag darauf. . Es handelt sich noch um drei Tage, vielleicht um drei Wochen, aber ich gehe bestimmt, es ist nicht mehr zum Aushalten. . Mir ist nur zweifelhaft, wie ich die Papiere sicher fortbringen kann, sie könnten ja zu Ihnen geschafft werden, aber wie?“

– Ich könnte sie paketweise wegbringen, Durchlaucht, und zu Hehn tragen.

„Wer ist Hehn?“

– Vollkommen zuverlässig.

„Ich könnte sie auch nach Schönhausen schaffen, wo Sie sie dann abholen könnten. Lassen Sie die wichtigsten abschreiben und behalten Sie bis auf weiteres die Kopien. . Hier sind meine Briefe an Kaiser Wilhelm. Hier ist Friedrich Wilhelms Empfehlungsbrief für mich nach Wien. . Wie alt sind Sie eigentlich?“

– 69.

„Na, 80 würde ich mir draußen auf dem Lande auch gefallen lassen.“

Nach zwei Tagen kommt Busch mit Abschriften. „Nehmen Sie's wieder mit, sagt Bismarck. Nein, lieber nicht. Wenn man Sie mit einem großen Kuvert kommen und gehen sieht? Lieber so –, kommen Sie.“ Und sie verstauen die Papiere in einen Koffer zwischen Karten, damit sie unbemerkt bleiben.

So verläßt Bismarck das Haus, in dem er 28 Jahre das Land regiert und ein Kaiserreich erdacht hat, wie ein Verschwörer,

der sich umstellt fühlt und seinen letzten Schatz wegschafft, seine Papiere, aus denen er in der Verbannung Geschosse gegen seine Feinde machen will. Im ganzen Amt umher nicht Ein Vertrauter! Niemand, dem er den Schutz seines Eigentums übergeben könnte! Verstecke vor Spionen, der Gedanke an Schönhausen, weil selbst Friedrichsruh ihm unsicher vorkommt: so taucht nach Jahrzehnten zum ersten Male der Name der Heimat wieder empor. Ein Journalist von draußen, der ihm privatim manches abgerungen hat, weil er ihm schaden konnte: wie zwei erfahrene Kameraden reichen die beiden weißbärtigen Männer einander diese kostbaren Kuverts, der eine denkt dabei an seine heimlichen Aufzeichnungen, der andere denkt vielleicht an Arnim, den er wegen Verweigerung von Papieren ins Zuchthaus brachte.

In dieses Halbdunkel geheimer Handgriffe tritt kalt und klar ein schöner General, Chef des Militär-Kabinetts, um im Allerhöchsten Auftrage anzufragen, wann auf Aufhebung der Kabinetts-Ordre des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV. vom Jahre 1852 zu rechnen sei. Bismarck lehnt kurz ab: die Ordre bleibt. So will er den Kaiser zwingen, ihn fortzujagen.

Am nächsten Vormittage tritt Schuwalow bei ihm ein, eben aus Petersburg gekommen, die Vollmacht des Zaren zur Erneuerung des Vertrages in der Tasche, und zwar auf sechs Jahre, nicht bloß auf drei. Das war es, worauf Bismarck seine Politik seit einem Jahr gerichtet hatte: im Juni würde der alte Vertrag ablaufen, die Sicherheit des Reiches hing an der Rückversicherung nach Osten, der junge Kaiser war dafür gewonnen, und der Zar hatte mit voller Einsicht an den Rand eines Aktenstückes geschrieben, „daß für Bismarck unsere Entente eine Art Garantie bildet, daß kein schriftliches Abkommen zwischen uns und Frankreich existiert, und das ist sehr wichtig für Deutschland“. Jetzt aber

muß Bismarck die Achseln zucken, er bestätigt dem erschrockenen Russen die Gerüchte, bittet mit dem unbekannten Nachfolger abzuschließen. In diesem Augenblick ereignet sich die erste, zugleich die schwerste Folge von Bismarcks Sturz: Depeschenwechsel mit Petersburg, Mißtrauen mit dem deutschen Kurs, aus dem der Hauptakteur geschleudert wurde, Ablehnung des Zaren.

Der Russe hatte an diesem Vormittag das Kanzlerhaus kaum verlassen, als es der General Hahnke zum zweiten Male betrat, um im Allerhöchsten Auftrage die Aufhebung der alten Ordre zu verlangen, andernfalls – und der General versucht seine Stimme zu meistern – „erwarten Seine Majestät ein sofortiges Abschiedsgesuch und E. D. persönlich um 2 Uhr im Schlosse, um Ihren Abschied entgegenzunehmen“.

Il mondo casca! hatte der Kardinal im Vatikan nach Königgrätz ausgerufen; Bismarck denkt nicht einmal dieses Wort. Was er denkt, wird er später erzählen. Jetzt erwidert er ruhig: „Ich bin nicht wohl genug, um auszugehn. Ich werde schreiben.“ Hahnke sieht in roter Wolke einen Revolutionär vor sich und verschwindet. Gleich darauf empfängt der Fürst durch die Büros ein offenes Handbillet des Kaisers, von diesem Wortlaut: „Die Berichte (eines deutschen Konsuls in Rußland) lassen auf das klarste erkennen, daß die Russen in vollstem strategischen Aufmarsch sind, um zum Kriege zu schreiten – und muß ich es sehr bedauern, daß ich so wenig von den Berichten erhalten habe. Sie hätten mich schon längst auf die furchtbar drohende Gefahr aufmerksam machen können! Es ist die höchste Zeit, die Östreicher zu warnen und Gegenmaßregeln zu treffen . . W.“

Sachlich war diese Beschuldigung falsch, die Gefahr nicht vorhanden; persönlich war es die Rache für jenen Zarenbrief, mit dessen Zuspiegelung der Diener den Herrn tödlich getroffen hatte. Und doch kann Bismarck heute nichts gelegener kommen

als dies beleidigende Billet ohne Kuvert und Überschrift. Zunächst wehrt er sich schriftlich gegen diesen „Vorwurf des Landesverrates“, der Kaiser schickt seine Antwort ohne Notiz zurück; zugleich aber kann Bismarck nun seinen Sturz mit weltpolitischen Gedanken begründen, in denen ihm noch keine Partei opponiert hat. So erklärt er am Nachmittage seinem Kabinet die Genesis des Streites und schließt mit einem großen Epiloge:

„Trotz des Vertrauens, das ich in den Dreibund setze, hatte ich doch niemals die Möglichkeit aus den Augen verloren, daß dieser einmal versagen könne, weil in Italien die Monarchie nicht stark genug und weil das Verhältnis zwischen Italien und Östreich durch die Irridenta bedroht wird. . . Mein Streben war daher stets, die Brücke zwischen uns und Rußland nicht gänzlich abzubrechen. . . Da ich zu den friedlichen Absichten des Zaren Vertrauen habe, kann ich die Maßregel nicht decken, die S. M. mir befohlen hat. . . Die Arbeiterschutzfrage ist mir keine Kabinettsfrage; wenn ich aber in den auswärtigen Dingen nicht mehr die Leitung haben soll, so muß ich gehen und weiß, daß es dem Kaiser recht ist.“ Darauf betont er seine Gesundheit, Arbeitslust und stabilisiert als einzigen Grund seines Abgangs den Willen eines Königs, der selber regieren wolle.

Noch einmal wartet er: merkt niemand, was es heißt, diesen Chef auch im Auswärtigen zu verlassen? Werden sie sich nicht in dieser Sitzung alle erheben, durch Demission auf den Kaiser drücken? So hätten sie den jungen Herrn zumindest für die Zukunft gewarnt, zudem vor der Geschichte ein Schauspiel gegeben. Aber man hört nichts als ein paar gestammelte Phrasen, und nur einer, Maybach, spricht das Wort der Stunde aus: „Der Rücktritt wird ein nationales Unglück werden, für Deutschland und Europa. Wir müssen ihn verhindern, wir alle müssen gehen, ich jedenfalls werde es tun.“ Die Debatte will einen Augenblick herzlicher werden, man

scheidet unter Protesten; abends aber treffen sich die Kollegen, und „verzichten auf den Gesamt-Rücktritt, der der preußischen Tradition widerspräche“.

Bismarck bestellt nach der Sitzung sein Pferd und reitet aus, was in dieser Epoche und dieser Jahreszeit nicht seine Gewohnheit ist; er tut's, um dem Kaiser sein „Unwohlsein“ zu beweisen, vielleicht auch, um die Berliner zu versuchen, aber niemand jubelt ihm zu. Als er heimkommt, hat Jupiter schon einen zweiten Boten entsandt: Lucanus, Chef des Zivil-Kabinetts, tritt mit ängstlicher Miene am Abend ein, im Allerhöchsten Auftrage anzufragen, warum das Gesuch noch nicht eingelaufen sei. Schlägt der Alte jetzt mit der Faust auf den Tisch? Keineswegs, er sagt höflich: „Der Kaiser kann mich jeden Augenblick entlassen, . . ich erkläre mich bereit, meine schlichte Entlassung sofort gegenzuzeichnen. Dagegen denke ich nicht, dem Kaiser die Verantwortung für meinen Rücktritt abzunehmen, werde vielmehr in öffentlicher Klarstellung die Genesis festlegen. Nach 28jähriger Amtstätigkeit, die für Preußen und für das Reich nicht ohne Einfluß geblieben ist, brauche ich Zeit, um mich in einem Abschiedsgesuch auch vor der Geschichte zu rechtfertigen.“ In dem kurzen Gespräch, das folgt, ist er im Begriffe, seinen Gleichmut zu verlieren. Dann diktiert er sein Abschiedsgesuch, überarbeitet es am nächsten Morgen, schickt es ins Schloß; er schildert darin die Punkte des Konfliktes und schließt mit den Meistersätzen:

„Es ist mir bei meiner Anhänglichkeit an den Dienst des Kgl. Hauses und an E. M., und bei der langjährigen Einleitung in Verhältnisse, welche ich bisher für dauernd gehalten hatte, sehr schmerzlich, aus den gewohnten Beziehungen zu Allerhöchstdenselben und zu der Gesamtpolitik des Reiches und Preußens auszuschneiden, aber nach gewissenhafter Erwägung der Allerhöchsten Intentionen, zu deren Ausführung ich bereit sein müßte, wenn ich im Dienst bliebe,

kann ich nicht anders, als E. M. alleruntertänigst bitten, mich aus dem Amt des Reichskanzlers, des Ministerpräsidenten und des Preußischen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten in Gnaden und mit der gesetzlichen Pension entlassen zu wollen. Nach meinen Eindrücken in den letzten Wochen . . darf ich in Ehrfurcht annehmen, daß ich mit diesem meinem Entlassungsgesuch den Wünschen E. M. entgegenkomme und also auf eine huldreiche Bewilligung mit Sicherheit rechnen darf. Ich würde die Bitte um Entlassung aus meinen Ämtern schon vor Jahr und Tag E. M. unterbreitet haben, wenn ich nicht den Eindruck gehabt hätte, daß es E. M. erwünscht wäre, die Erfahrungen und die Fähigkeiten eines treuen Dieners Ihrer Vorfahren zu benutzen. Nachdem ich sicher bin, daß E. M. derselben nicht bedürfen, darf ich aus dem politischen Leben zurücktreten, ohne zu befürchten, daß mein Entschluß von der öffentlichen Meinung als unzeitig verurteilt wird. v. Bismarck.“

Trotz seines Einspruches wird der Kanzler vom Kaiser zum Herzog von Lauenburg erhoben, woran jener schon Friedrich III. gehindert hatte, und kann nur durch energischen Einspruch eine geplante Dotation abwehren, und mit der Gratifikation vergleichen, die strebsame Postbeamte beim Abschied zu erhalten pflegen. Der Kaiser läßt seine Dankerlasse, nicht aber Bismarcks Gesuch publizieren, um die Lüge der erschütterten Gesundheit als Grund des Rücktrittes zu verbreiten, und so siegt er zunächst vor der Nation durch einfache Befehlsgewalt. Zugleich versucht er Herbert zu halten, ja, er schickt zum Vater, daß dieser darauf hinwirke; der aber zitiert zum zweiten Male Wallenstein: „Mein Sohn ist mündig“. Privatim gibt er die furchtbare Begründung: „Wenn man fühlt und weiß, das Schiff wird sinken, so vertraut man ihm nicht den Sohn an.“

Verdoppelt tritt Herberts tragische Lage aus diesen Tagen hervor: hätte er den Vater im Amt und in Gnaden überlebt,

er wäre vielleicht doch selbständiger Staatsmann geworden; jetzt muß er mit ihm scheiden und will es auch: das Ehrgefühl des Vaters hat er geerbt. Heut abend meldet er dem Kaiser den russischen Bescheid, man hört das Diktat des Alten: „Nachdem Graf Schuwalow gestern abend erfahren habe, daß E. M. keinen Anstand nehmen würden, die Entlassung des Fürsten Bismarck zu vollziehen, würde der Kaiser Alexander auf die Verlängerung des geheimen Vertrages verzichten, da eine so geheime Angelegenheit mit dem neuen Reichskanzler nicht verhandelt werden könne.“ Wilhelms Notiz am Kopf des Bogens: „Einverstanden mit Erneuerung des Vertrages.“ Am Schlusse nur ein Wort: „Warum?“ Folgt deutlichere Erklärung Herberts, ein zweites Billett, ein zweites: „Warum?“

Nirgends erkennt man klarer als in diesem einen Fragezeichen des Kaisers Mißverständnis über den Namen Bismarck in Europa. Aber nun ist er doch erschrocken, nachts um eins läßt er Schuwalow wecken, er möge morgen früh um acht erscheinen, versichert ihn dann seines Wunsches zum Abschluß, worauf der Russe alles in Bewegung setzt, um nach Bismarcks letztem Willen die Vollmacht des Zaren auch für eine so verwandelte Lage zu gewinnen.

Wenn er in diesen Tagen die Zeitungen aufschlägt, findet der Kaiser Beifall bei allen Parteien, aus allen Schichten: „Die Nation ist ruhig; nicht ohne Bewegung, aber ohne Furcht sieht das deutsche Volk den gewaltigen Mann aus der Machtfülle scheiden, in der er für die innere Entwicklung seit Jahren ein unüberwindliches Hindernis geworden war. . . Die Nation wird den 18. März 1890 bald zu den Tagen zählen, deren man mit Freude gedenkt.“ Das preußische Abgeordnetenhaus verharret bei der amtlichen Mitteilung in Schweigen, Hof und Militär sind glücklich; von einem General berichtet Hohenlohe, „er war froh wie ein Schneekönig, daß er jetzt offen reden konnte. . . Dies behagliche Gefühl ist vor-

herrschend. Während früher unter dem vorwiegenden Einflusse des Fürsten die Individuen eingeschrumpft und gedrückt waren, sind sie jetzt alle aufgegangen wie Schwämme, die man ins Wasser gelegt hat“. Eine solche Erleichterung hat die Nation seit hundert Jahren nicht mehr empfunden; zuletzt, als Friedrich der Große starb.

Niemand weiß in Deutschland, was in diesen Tagen von drei Männern, im Grunde von Einem über Deutschland entschieden wird. Denn als Schuwalow die neue Vollmacht des Zaren durchgesetzt hat, findet er, fünf Tage nach Bismarcks Entlassung, plötzlich eine verwandelte Stimmung vor. Um den Vertrag vor Berliner Intrigen zu retten, hat Bismarck durch seinen Sohn Petersburg zum Orte des Abschlusses angeraten; als aber Herbert aus der Geheimen Registratur den Vertrag holen will, ist er fort: Holstein ist ihm zuvorgekommen. Außer sich fährt der Staatssekretär erst den Registrator an, dann den Baron: „Sie konnten diese Dummheit verhindern! Sie scheinen mich etwas früh für einen toten Mann zu halten.“ Holstein hält ihn für einen gefährlichen, denn warum sonst hetzte er jetzt alles mit Leidenschaft gegen Rußland? „Etwas Greifbares ist (von dem Vertrage) nicht zu erwarten, und wenn es herauskommt, sind wir als falsche Kerle blamiert. . Wird die Vereinbarung perfekt, so hängt unser guter Ruf und unsere gesellschaftliche Stellung von der Diskretion Rußlands ab. Das Interesse Rußlands geht dahin, indiskret zu sein, denn sobald diese Sache nur geahnt wird, trennt sich alle Welt . ., es kann uns dann seine Bedingungen für den ferneren Umgang machen. Die erste würde sein: ich will mit dem bisherigen Geschäftsfreund B. verkehren, und zwar nur mit ihm. Verstehen Sie jetzt die Lage?“

Das Sachliche in diesen Motiven ist falsch, denn wie Bismarck dem Grafen Schuwalow seinen ersten Defensiv-Vertrag gegen Rußland gezeigt hatte, so war er jederzeit bereit, diesen zweiten den Östreichern zu zeigen; ja, er hatte dies nur

auf des Zaren Wunsch unterlassen. Aber Holsteins Gnomennatur und die halbdunklen Finessen der Epigonen begriffen nicht, wie Mut und Schlaueit zusammen gehen könnten, hier wie in der Natur, ihre Pseudomoral verdunstete in diesen Geheimrats-Hirnen, und nur eine gespielte Treuherzigkeit machte den beschränkten Sinnen etwas Wind vor. Unter allem aber schwelte der verdeckte Haß des einst verletzten Holsteinschen Stolzes: jede Beweisführung hätte er erfunden, nur um die Wiederkehr des endlich Gestürzten zu verhindern, gegen den er mit Waldersee und seinem Kreise seit Jahren intrigierte. Die „Rückkehr der Firma Bismarck“ mußte unmöglich werden.

Zugleich bekundeten die Nachfolger offen ihre Unfähigkeit zu den Ämtern, die sie übernahmen. Marschall sagt: „Ein so großer Mann wie Bismarck kann auch mit solchen komplizierten Instrumenten arbeiten, ich als einfacher Mensch bin dazu außerstande.“ Caprivi aber meidet während des Aufbruchs aus dem Palais seinen Vorgänger, kommt, en suite zu Tische geladen, nur einmal, weil er nicht nochmals „solche Dinge über seinen Souverän“ vernehmen dürfe, und als ihn der sorgenvolle Alte schließlich auf einem Spaziergang durch den Kanzlergarten nach dem russischen Vertrage fragt, erwidert der General: „Ein Mann wie Sie kann mit fünf Bällen gleichzeitig spielen, während andere Leute gut tun, sich auf einen oder zwei zu beschränken.“ Dann setzen sich die Berater zusammen und konstatieren in ihrem, von Holstein abgeleiteten Gutachten, in diesem Vertrage kämen die Vorteile nur Rußland zugute, das durch ihn zur Eröffnung der Orientkrise ermuntert, worauf Frankreich auf uns losschlagen würde.

Mit diesen Argumenten der Schwäche und Kurzsicht, aus Motiven des Hasses und der Intrige, wird in drei Tagen eine Grundmauer von Bismarcks Werk eingestoßen, daß gleich der ganze Bau ins Wanken kommt. Auch mündlich bearbeitet Holstein einige mitentscheidende Männer, und als

dann Caprivi unter seiner Suggestion und in dem natürlichen Wunsche, lieber etwas Neues zu bringen, seinen jungen Herrn von dem diesem verhaßten Zaren lieber loszureißen, die Bedenken der Fachmänner vorträgt: da ist der Kaiser froh, statt des gefährlichen Fuchses endlich einen Berater zu haben, der „ruhig, klar und offen, ohne diplomatische Wagnisse“ vorgeht, er fühlt sich urpreußisch dabei, grade und schlicht, und sagt, wie Holstein berichtet, nach dem Vortrag: „Nun, dann geht es nicht, so leid es mir tut.“

Zehn Worte, leicht hingesprochen, in einem kleinen Zimmer des Schlosses, von einem jungen Herrn, den dreißig Jahre vorher das Schicksal in diesem Schlosse zur Welt kommen ließ. Zehn Worte, geboren aus einem Nebel von Wunsch, Haß, Eifersucht, von Ehrgeiz, Fieber, Furcht, von Ungeduld und Laune, aus einem unentwirrbaren Netz von Reizen, deren sich niemand bewußt war, am wenigsten der Herr dieser Seele; zehn Worte, deren Folgen niemand berechnen konnte, als der Mann, den man nicht mehr fragte. Sie erschütterten die Sicherheit des Deutschen Reiches: sie führten zum frankorussischen Bündnis.

In diesen letzten Berliner Tagen nimmt Bismarcks Stimmung an Festigkeit zu, seinen Groll verschweigt er nicht, aber ein böser Humor hält diese sonst leicht feuchten Augen trocken, es scheint ihm daran gelegen, nur Weltmann zu scheinen. Den feindlichen Kollegen macht er nichts vor, zu Bötticher, der ihm zum Abschied die Hand küßt, sagt er: „Sie sind ja auch nicht unschuldig an dieser Trennung“, und vor einem gespenstigen Abschiedessen, das er den Ministern in halbgeräumten Zimmern gibt, reicht er ihm beim Kommen nicht die Hand: tödlich, da er Wirt, und da er bekannt für seine gastlichen Formen ist. Dann lehnt er bei Tafel ein Diner der Kollegen ab, mit weit vernehmbarer Stimme: „Bei den Reichsbeamten sehe ich doch nur vergnügte Gesichter. Im übrigen

sind Sie ja schuld, daß ich heut nicht mehr Kanzler bin.“ In solchen Augenblicken steigen die alten Lustgefühle des Hasses und der Rache aus diesem heidnisch alten Herzen, da wird er Hagen Tronje ähnlich, das ist nicht Kleinlichkeit, das alles ist Groll, Mut und die Abwehr eines verwundeten Löwen.

Wer ihn besucht, bekommt Wahrheiten an den Kopf geworfen. Dem österreichischen Botschafter, der ein zierliches Schreiben seines Souveräns überbringt, schiebt er die darin zitierten Krankheitsgründe weg, desavouiert also offiziell seinen Kaiser, rühmt sich zum erstenmal im Amt seiner prächtigen Gesundheit, „in ruhigem, wenngleich eine tiefe Kränkung und einen stechenden Seelenschmerz bekundenden Tone, der nur hie und da in eine gewisse Bitterkeit ausartete“. Dem Sultan läßt er durch den Botschafter sagen, er sei herausgeworfen worden. Zum bayrischen Gesandten sagt er, der Kaiser habe kein Herz und bezeichnet ihn gradezu als „sicheren Verderber des Reiches“. Auf den Karten, die er bei den Botschaftern abgeben läßt, streicht er den Titel Reichskanzler mit Bleistift durch, und über seinen neuen Rang äußert er, „man soll mir gefälligst den Namen Bismarck lassen, den Herzogstitel werde ich höchstens führen, wenn ich einmal inkognito reisen will“. Den Großherzog von Baden beschuldigt er ins Gesicht der Intrige, bis dieser zornig fortgeht.

Dem Kaiser sagt er bei seiner „Abmeldung“ die Wahrheit über seine Verantwortung, schneidet ihm die gespielte Teilnahme an seiner Gesundheit mit den Worten ab: „Die ist gut, Majestät“, setzt aber Publikation seines Entlassungsgesuches auch mündlich nicht durch. Zurückgekehrt, sagt er, bei diesem Besuche hätten sich ihm „psychiatrische Fragen aufgedrängt“. Zugleich sieht er sich gezwungen, 300 Kisten und 13000 Flaschen Wein so überstürzt einpacken zu lassen, daß kostbare Stücke zerbrochen werden, weil sein Nachfolger nebenan schon amtiert, und er selber, wie er sagt, mit eintägiger Kündigung entlassen ist. Augusta ist tot, aber

Victoria, die andere Feindin, setzt alle Mittel ein, um ihn bei ihrem großen Siege mit Artigkeiten zu überschütten.

Am vorletzten Tage fährt er ins Mausoleum, und wie ein Dichter legt er auf dem Grabe seines alten Herrn drei Rosen nieder. Dann hält er Abendmahlfeier in seinem Hause; als aber über das Wort gepredigt wird, Liebe deine Feinde, fährt Johanna, die diese Feier bestellt hatte, auf und erklärt dem erschreckten Geistlichen, er solle aufhören. Nachher läßt Bismarck, auf dem Diwan liegend, die 20 Jahre dieses Hauses vorüberziehn: „Ich habe viel Gutes genossen, mit 75 keine Frau und kein Kind begraben, das ist eine große Gnade Gottes. Ich hatte immer gedacht, ich würde im Dienste sterben. Aber nun habe ich gar nichts mehr zu tun. Meine Arbeit hat 28 Jahre lang in gesunden und kranken Zeiten in der Post des Tages bestanden, die ich empfangen und erledigt habe. Das hört jetzt auf. Da weiß ich nicht, was ich tun soll, und fühle mich doch so gesund wie nicht seit Jahren.“

Hier ist der tragische Punkt: sein Tagewerk hat man dem Greis genommen. Nicht von Plänen spricht Bismarck an diesem letzten Abend, nicht von dem Reich, das er geschaffen hat und heute schon bedroht fühlt, er spricht von der täglichen Post. Und so ist auch der letzte, dem er die Hand drückt, kein Staatssekretär, kein Botschafter oder Fürst, es ist eine Hand, die er sicher noch nie gefaßt hat, aus der er aber seit zwanzig Jahren täglich sein Material empfing. Es ist der Küchenjunge dieses großen Kochs: Leverström, genannt der Schwarze Reiter, Bismarcks Depeschenvote. Der hat sich heute Mut gefaßt, drei Stunden vor der Abfahrt hat er sich beim Fürsten melden lassen, wird auch gleich vorgelassen, und dieses ist das einzige Gespräch, in dem der Alte am Schlusse die Fassung verliert.

Da steigt, als der Mann eintritt, der erste Tag des Reiches wieder vor seinen Sinnen auf, es ist Versailles, wo er den Mann zuerst geschn und eingestellt hat, und nun fragt er ihn, ob er

sich dort wohl jetzt noch zurecht fände: „Ich sehe noch genau das Zimmer, wo Sie mir damals als Wachtmeister Ihre erste dienstliche Meldung machten.“ Nun dankt er ihm für seine treuen Dienste, wozu ihm im ganzen Reiche sonst niemand Gelegenheit geboten hat, und tut, was er nie getan: er schenkt. Er greift nach dem nächsten von seinen vielen Bechern, nimmt einen silber-goldenen Pokal und gibt ihn dem Manne, „als Zeichen meines Dankes, und daß Sie mich nicht vergessen“.

VI

In der Dorfschule von Varzin steht Bismarck an der Tafel und zeigt mit einem großen Stock auf die Karte. Heut erklärt er den Kindern, wie Deutschland zusammengesetzt ist, auch wie es früher aussah, fragt einen Buben und wird gleich böse, wenn er nichts weiß. Mit einigem Zittern steht der Schullehrer dabei, der hat auch Angst, gefragt zu werden.

Denn in den ersten Monaten macht der Verbannte den Versuch, nach 40 Jahren Staatsdienstes die Rolle des Landedelmannes wieder aufzunehmen, läßt Inspektoren, Fabrikanten, Förster, auch den Schäfer läßt er kommen und fängt es nun im Kleinen an: so ist er auch zweimal die Woche in die Schule hinübergegangen, um seinen hinterpommerschen Dorfkindern zu lehren, was die Berliner Stadtkinder nicht mehr von ihm lernen wollten. Noch eben hatte er mit dem Neide des ewig Unbehausten einem zurückgezogenen Bekannten geschrieben: „Es war das Ideal meiner jungen Jahre, mich als Greis im Garten mit dem Okuliermesser sorgenfrei vorzustellen.“ War das nicht der Wunsch seines Herzens gewesen, seit zwanzig Jahren und länger? Er weiß es längst, jetzt aber wird ihm wieder fühlbar, wie seinem unbequemen Naturell „die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren“.

Denn auf die Dauer ist es nichts mit dem Okulieren, auch nichts mit Schulkindern, Förster und Papierfabrik; weder

Zeit noch Freiheit von amtlichen Gedanken, die er so lange ersehnt hat, führen ihn jetzt zur Verwaltung seines großen Grundbesitzes und Vermögens. Selbst was er liest, fesselt ihn nur im Vergleich mit dem eigenen Schicksal, in Napoleons Memoiren spiegelt er sich, von Zola interessiert ihn nur das *Débacle*, Julius Cäsar findet er „merkwürdig passend auf unsere Zeit, mit nationalliberalem Brutus.“

Wie still ist Johanna geworden. Oft hat sie Atemnot und Schmerzen, in die Bäder reisen mag sie nicht mehr, von ihrem Gefährten sich zu trennen traut sie sich nicht; nur wenn die Rede auf die Entlassung kommt, und das ist nur zu oft, wird sie wild und braucht die ärgsten Schimpfworte. Was soll aus dem Sohne werden? Da sitzt er bei den Alten, mit Anfang Vierzig unvermählt, aus seiner Bahn gerissen, zur Landwirtschaft weder geneigt noch tauglich, doppelten Groll im Innern, zum zweiten Male hat ihm die Existenz des Vaters sein Leben zerfetzt, und wenn dieser ihm einen Botschafterposten wünscht, so müssen beide rasch erkennen, daß selbst ein solcher Schritt, die Stufenleiter abwärts, ihm nicht gewährt wird. Nicht einmal einen Erben im Mannesstamme hat dieser sippenstarke Mann an die Achtzig, und wenn er von Bills Töchtern spricht, so sagt er auf seine Art: „Nette Jören. Wenn ich nur jetzt schon wüßte, was für ein Lump die einmal heiratet und mein Geld durchbringt!“

Auch mit den alten Knochen geht es schlecht. Zwar, Ohren, Zähne und Magen sind imstande, auch das Auge braucht nur ein mittelscharfes Glas, aber wenn er zu Pferde steigen will, braucht er ein paar Stufen, und der Diener muß das andere Bein hinüberlegen helfen. Aber noch heut kann er keinen Überlegenen vertragen, und wie er als Student mit jedem Händel suchte, der neben ihm zu excellieren schien, so sagt noch der Greis zu einem baumlangen Baron, dem der geliehene Pelz zu kurz ist: „Eigentlich habe ich nicht gern, wenn meine Gäste größer sind als ich.“

Die Nerven werden im letzten Jahrzehnt noch anfälliger: „Ich bin ganz Nerv, Selbstbeherrschung ist die einzige Aufgabe meines Lebens gewesen“, sagt er einem Maler, der ihn fragt, ob er wirklich der Eiserne Kanzler sei. Am schönsten hat diese körperliche Abhängigkeit des Greises von seinen Stimmungen ein Dichter erkannt, Wilbrandt sieht ihn bei seinem Besuch zuerst durch die Tür auf dem Sofa, ganz allein, „tief in sich zusammengesunken, die rötliche Gesichtsfarbe verblaßt, alte, welke Züge, so schien er auf den Trümmern zu sitzen, und über dies scheidende Jahr, das seinen Sturz erlebt, und den Undank des Lebens nachzudenken. . . Doch nun erhob er sich, und lässig aufgereckt, in behaglicher Würde, stand die volle, hohe Gestalt vor mir . . Wenige Augenblicke hatten ihn verjüngt, . . mit dem ruhigen wartenden Blick der vordringenden Augen, der zwischen seinem durchbohrenden Nahblick und seinem Denker-Fernblick gleichsam in der Mitte schwebt.“

Der Fernblick ist es, der in diesen Zeiten immer wiederkehrt, denn aus seinem Nahblick haben sich die Objekte zurückgezogen, und wie die alte Kämpferfaust fast ohne Waffen geblieben, das Hirn nicht mehr die Stätte blitzschneller Erleuchtungen ist, die nur der tätige Wille erzeugt, so ist auch dem Auge die Fülle der tausend geschriebenen Sätze genommen, in denen es wühlen und wählen konnte. Die Forderung des Tages ist verstummt, der Mann, der sich in tätigem Drang immer wieder Muße gewünscht hat, um doch einmal wieder seit den Jahren der Jugend still in den Wäldern zu atmen, trägt jetzt nur leidend die erträumte Epoche.

Denn wüstenhaft lagert sich um den Verbannten die Einsamkeit. Der große Menschenfresser bleibt beinahe allein, und ihm, der über die nimmermüde Tür seines Arbeitszimmers dreißig Jahre lang gestöhnt hat, entfährt nun die Klage, daß sie zuweilen eine Woche niemand öffne. „Ze-

tungen habe ich, aber keine lebenden Menschen . . Ich habe Millionen zu Freunden und kaum einen Freund.“ Zuweilen – so erzählt ein Franzose gleich nach dem Sturz – fährt er plötzlich in die Höhe und sagt wie aus dem Traum erwachend: „Ich vergesse, daß ich nichts mehr zu tun habe.“ Kommt einmal von der alten Garde einer, so schildert er den Fürsten „eines Hörers bedürftig“, und wenn der letzte Freund, wenn Keyserling, den der Mächtige ein Jahrzehnt nicht eingeladen, nun zu dem Entmachteten eilt, so schreibt ihm Johanna, da er nach zehn Tagen fort will: „Sie tun das beste Werk an uns Armen, die den Glauben an fast alle Menschen verloren, und solchen Himmels- und Herzenstrost an Ihrer geliebten Liebe haben und sich aufrichten an der übermächtigen Liebe, mit der wir an Ihnen hängen . . Telegraphieren Sie ab, zur übermächtigen Wonne Ihrer alten Freundin.“ Noch immer der übertriebene Pietisten-Stil, noch immer der Selbstbetrug, als hätten sie die Menschen vergebens an ihr Herz gezogen, aber dazwischen die grausame Wahrheit, daß sie allein sind.

So groß ist der Boykott, daß anfangs beinah nur Ausländer zu Gast oder auch zur Information kommen, und wenn ein fremder Eisenbahnmagnat kommt, Amerikaner, den Bismarck noch nie gesehn, so hört er, während er sich in seinem Zimmer den Reiestaub abwäscht, zu seinem Schrecken den schweren Tritt des Wirtes die Treppe heraufkommen, nun tritt er ein, setzt sich zu dem Toilette machenden Fremden und erklärt: „Sie sind der einzige Gast in dieser Woche. Ich lebe unter förmlichem Boykott. Keiner will mit mir zu tun haben, aus Furcht, dem jungen Herrn auf dem Thron zu mißfallen, aus Angst, er könnte als mein Gast in der Zeitung stehn. Täglich kommen Menschen durch Friedrichsruh gefahren, die das noch vor einem Monat ebensowenig gewagt hätten, wie in Berliner Straßen ohne Gruß an mir vorüberzugehn. Die Hunde folgen dem, der sie füttert.“

Eine ganze Reihe von Männern, und nicht nur die jungen, an denen sich alte Leute gern festhalten, berichtet, daß er sie beim Abschied küßte. Das Volk in Pommern aber fühlt besser als die Berliner Gehirne, was hier geschieht, und ein Varziner Bauer sagt zum Verwalter: „Lat em hierher komm, up uns kann he sich verlaten!“

Bald sollen auch Keyserling und Bucher sterben, beide von ihrem Bismarck betrauert, denn beide waren selbstlos und treu; zuweilen kommt die kluge Frau von Spitzemberg oder eine hübsche Gutsnachbarin herüber, Lenbach und Schweninger sind weniger um ihrer Künste als um der Anekdoten willen wohlgelitten, die man von ihnen erwartet, und das Wissen um diese Behandlung hat den einzigen Mann, der Bismarck hätte malen können, hat Max Liebermann zurückgehalten, einer Anregung nach Friedrichsruh zu folgen. Aber außer Frau, Schwester und Kindern ist niemand auf der Welt, dessen Leben für Bismarck noch einen Wert bedeutet. Sogar die Treusten sterben um ihn aus und werden nicht ersetzt; Tyras der Zweite stirbt vor Altersschwäche, und sein 80jähriger Herr fühlt sich noch stark genug zu der Erwägung, er wolle keinen Hund mehr halten, weil er keinen mehr begraben mag.

So verläßt Bismarck am Schlusse die Hunde, nachdem ihn die Menschen verlassen.

VII

Doch neue Lebenskraft zieht er aus seinem Haß, und keine Leidenschaft des Verbannten wird so gereizt wie diese. Wenn je die Welt sich am Charakter eines Mannes rächte, der sie durch ihn unterworfen, so war es Deutschland nach Bismarcks Sturz: in großen Wellen kehrt nun die Flut des Hasses an den Strand zurück, von dem sie hinausgeströmt war. Am schmachlichsten hielt sich auch diesmal seine eigene

Klasse und sein Stand: die hohen Beamten, die Junker, die Fürsten.

Wenn ein Fest oder eine Tagung Depeschen nach Friedrichsruh schicken wollte, so verhinderte es der Regierungs-Präsident mit dem Begründen, es könnte ihn die Stellung kosten. Keiner seiner Kollegen wagt sich blicken zu lassen, Waldersee fragt erst in Berlin an, ob er ihn von Hamburg aus besuchen dürfe; Caprivi's Namen liest der Fürst nur unter einem Schreiben, in dem die Reichsregierung nach 40 Dienstjahren den Gehalt vom 20. bis 31. März 90 zurückfordert, weil er damals schon in Pension gewesen wäre. Zugleich läßt Caprivi durch seine Vertreter amtlich alle fremden Regierungen wissen, daß „den Anschauungen des Fürsten Bismarck ein aktueller Wert nicht beigelegt werde“.

„Fürst Bismarck, sagt öffentlich ein Zentrumsführer, soll die Hände lassen vom Ruhm deutscher Macht und Herrlichkeit! . . . Schmach und Schande, daß es in unserem Vaterlande solche Menschen gibt!“ Sybel werden die Akten zur Fortsetzung seines Werkes entzogen, weil er darin Bismarck stärker verherrliche als Wilhelm. Der Berliner Hofadel – Kardorff und Wenige ausgenommen – meidet auf Verabredung in corpore den Gestürzten, so daß er äußert, er werde mehr gemieden als ein Hamburger Cholerafall. „Die Schurkerei ist ein einträgliches Handwerk . . . Was soll ich dazu sagen, wenn ein Lumpenhund wie August Dönhoff einen großen Umweg auf der Straße macht, um Herbert nicht zu begegnen!“

Der Großherzog zankt seinen Bürgermeister von Baden-Baden aus, weil diese Stadt den Fürsten zum Ehrenbürger machen will. Die Kaiserin Friedrich erklärt Hohenlohe, nur seinem alten Herrn habe Bismarck alle Erfolge zu danken. Franz Josef findet es „traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken kann“. Der Kaiser läßt Friedrichsruh bewachen, und dem Auge seiner Späher entgehen nur die ver-

schämten Besucher, die in Station Büchen aussteigen, um mit einem unbeachteten Lokalzug anzukommen; Briefe und Depeschen an den Fürsten läßt er erbrechen, läßt ihn als Ritter des Schwarzen Adlers zur Ordensfeier nicht ein und erklärt einem Franzosen, er beabsichtige nicht, „durch Eingreifen des Reichsgerichtes mit Gewalt zu erzwingen, was der Herzog mir nicht mit Liebe gewähren will;“ denn er, der diesen Titel verliehen, bleibt der einzige, der ihn verwendet. Nur Ein Souverän trauert dem Kanzler nach, der Herr der einst am tiefsten verfeindeten Macht: „Mi manca Bismarck“, sagt Leo XIII.

Auch unter seinen Beamten ist es der Gegner von einst, der ihm am treuesten anhängt: der einzige, der sich absetzen läßt, weil er offen zu seinem Chef hält, ist Schlözer. Das sind nun dreißig Jahre, seit sie in Petersburg um ihre Ehre kämpften, und als ihn nun die Neuberliner seiner wichtigen Vertrauensstellung am Vatikan entreißen, kommt Schlözer nach Friedrichsruh „zur Abmeldung“, und umhegt, selber bald Siebzig, den Fürsten mit der Zuvorkommenheit eines Sohnes, bringt ihm den bequemer Stuhl, achtet auf seine Pfeife und zeigt noch einmal, was es heißt, sich messen, sich versöhnen.

Aber wie man in den Sachsenwald ruft, so schallt es aus ihm zurück. Da ist keiner unter den Abgefallenen, dem der Alte nicht quittierte, jeden umwettert sein Spott. Die Schnitzer seines Nachfolgers nennt er Capriviolen, und er vernichtet ihn mit der Anerkennung: „Ein vorzüglicher General.“ Oder er sagt von Miquel: „Der beste deutsche Redner; die Herrschaft der Phrase ist ja die Signatur unserer Zeit.“ Mit Behagen erlebt er noch den Sturz seiner Feinde Waldersee, Caprivi, Bötticher, und wenn er sich auch nach der Berliner Gesellschaft erkundigt, die ihn ausgestoßen hat, so muß man ihn doch an der Spitze einer Festtafel sehen, wie er das altmodische Lorgnon mit goldenem Rande nimmt,

seine Gäste betrachtet und leise fragt: „Wie heißt doch der badische Diplomat dort unten?“ Es war, erzählt der Gefragte, als ob ein Löwe eine Fliege ansähe.

Dem Kaiser nimmt er die äußere Ehre nicht. Sein lebensgroßes Bild läßt er im Speisesaal hängen, und am Geburtstag erhebt er sich und sagt: „Ich trinke auf das Wohl S. M. des Kaisers und Königs.“ Vernichtend dringt die Kälte dieser Worte durch den Raum, stärker kann er die Fremdheit nicht bezeichnen. Doch alle, die es hören wollen, Ausländer, Journalisten, erfahren Bismarcks erbarmungslose Wahrheiten über den Kaiser und über den Sturz. „Cato war ein vornehmer Mensch, sein Tod ist mir immer höchst anständig vorgekommen, Cäsars Gnade hätte ich an seiner Stelle auch nicht angerufen. Diese Leute hatten doch mehr Selbstachtung, als heute der Modezuschnitt verlangt.“ So spricht er in gemessener Stimmung.

Grollender schon zu Friedjung: er habe neulich nachts in den Räubern die Stelle gefunden, wo Franz Moor dem Alten sagt: Willst du denn ewig leben? „Und da stand mir mein Schicksal vor Augen.“ „Diese Worte, berichtet der Hörer, wurden mit einer leisen Bewegung der Stimme, aber ohne Veränderung in dem tiefgefurchten Antlitz gesprochen, .. worauf der Fürst eine längere Pause machte und mit seinem Stocke gedankenvoll Figuren in das feuchte Erdreich zeichnete. Endlich erwachte er aus seinen Sinnen und zerstörte hastig die Linien: „Sie müssen indessen nicht glauben, daß ich mich durch die Erfahrungen der letzten Jahre ergriffen fühle. Ich bin, wenn Sie wollen, zu hochmütig, um nach allem, was ich geschaffen habe, mich durch meine Erlebnisse erschüttern zu lassen.““

Den ganzen Zorn des Beleidigten aber hört man erst aus seinen Geständnissen zur Freundin Spitzemberg; es ist ein volles Jahr vergangen seit dem Wetter, und noch immer donnert es nach: „Wie Hausdiebe sind wir auf die Straße

gesetzt worden . . Wie einen Bedienten hat mich der Kaiser weggejagt. Ich habe zeitlebens einen Edelmann in mir gespürt, den man nicht ungestraft beleidigt. Vom Kaiser kann ich keine Genugtuung fordern . . All diesen Leuten gegenüber habe ich nur das Gefühl des Götz von Berlichingen am Fenster, auch den Kaiser nehme ich nicht aus . . Das furchtbar Gefährliche in seinem Charakter ist, daß er dauernd keinem, momentan jedem Einfluß zugänglich ist Aber ich tue ihm nicht den Gefallen zu sterben, . . und je mehr sie mir drohen, desto mehr sollen sie sehen, mit wem sie es zu tun haben. . . Und wenn ich mein Leben mit einem tragischen Abschluß beendigen könnte . . !“

So feuert und sprüht, so glüht und funkelt der Wille zur Rache, der Anspruch seiner überlegenen Natur aus allen Poren, aber die angestammten Blutsgefühle fahren dazwischen und die Gewohnheit eines halben Jahrhunderts läßt auch noch den Rebellen seinen König außer Gefecht stellen.

Der sucht, je mehr sich die Nation von ihm zu seinem Gegner neigt, ihm etwas wegzupaschen und findet nach drei Jahren der Feindschaft, als Bismarck erkrankt, den Anschluß wieder, den der Alte fernzuhalten verstanden: er bietet ein Schloß zur Erholung an, erhält drahtlich sofort einen Korb, schickt dann einen alten Wein, den Bismarck aus Rankune mit Harden austrinkt, dem stärksten der Kaiserfeinde. „Majestät unterschätzen mich, sagt er zu Freunden, er rät mir täglich ein Likörglas an, ich brauche aber mindestens 6 solche Flaschen, um zu gesunden.“ Doch nach zwei solchen Anknüpfungen kann er kaum anders, als seinen mündlichen Dank anmelden; täte er es nicht, so setzte er sich ins Unrecht vor der folgsamen Nation von Untertanen, die einen Spalt zwischen Kaiser und Kanzler nur peinlich empfinden und lieber zudecken, als die Erschütterung des Bodens auf ihre Gründe untersuchen und beheben wollen. Auch scheint der Alte seinen Feinden in

Berlin einen Schrecken einjagen zu wollen. Jedenfalls läßt er vor dem Besuch einen Offizier kommen, um sich in Uniformfragen Rats zu holen und stellt dabei die köstliche Frage: „Und wie faßt man den Säbel des neuen Kurses an?“

In Berlin ist freilich alles Uniform und Säbel, der Kaiser will sich und den andern einreden, er empfangen einen Generalobersten und hat, von der Ehrenschwadron rings um die Staatskarosse bis auf die Ehrenkompanie auf dem Schloßplatz, alles so angeordnet, als käme der alte Moltke zu Besuch. Nun muß er die Hurras ertragen, die seinem großen Feind entgegendonnern, einmal muß er's erleben, daß der Beifall der Straße einem andern gilt.

Bismarck genießt ihn nicht: wie ein Geist – so erzählen die Künstler, die ihn sahen – sitzt er, mit weißer Haut und weißem Rock im Wagen, mit Blicken wie ein Gespenst, abwesend, weit, fern. Zwischen Ironie und Verachtung mag es sein Herz durchströmen, und wenn er historisch gestimmt ist, so fällt ihm ein, daß keine seiner produktiven Fahrten in dies Schloß von solchem Jubel begleitet war wie heute die zwecklose Komödie. Und wenn er sich durch vierzig Jahre die Suggestion des gottgesandten Königs wiederholen mußte, um überhaupt den Rücken zu beugen, wie muß er auf dieser Fahrt die Hohlheit dieser Suggestion empfinden, da sein ganzes Wesen den Mann verachtet, dem er eben huldigen soll! Daß ihm der Kaiser huldigt, muß er sich sagen, damit der ungeheure Stolz die Stunde überlebt.

Kaum hat er die wohlbekannte Schloßtreppe erreicht, kaum sieht er nach vier Jahren wieder die alten Gesichter, so bricht aufs neue die souveräne Ironie hervor, er ärgert sie schon, indem er gegen die Abrede Herbert mitbringt, und als sich jetzt ein Oberst bei ihm meldet, sagt er nur: „Kessel? Mir scheint, Sie sind kleiner geworden seit damals.“ Alle in diesem Vorzimmer haben es gehört, alle waren gemeint, alle schweigen. Drinnen, als er allein beim Kaiser eintritt, fühlt

er sich in seiner Verbeugung aufgehoben und von zwei Lippen, die er haßt, geküßt. Ein paar Minuten, dann kommen die Prinzen, deren Kinderton die Spannung löst. Frühstück zu viert und die Mahnung, sich nach den Strapazen zu schonen.

Abends, beim Diner mit Gefolge, meldet sich Bill, uneingeladen wie Herbert, und so, flankiert von seinen leiblichen Söhnen, fühlt sich der älteste Bismarck sicherer, gleichsam auch als Vater dem jungen Hohenzoller überlegen. Und doch vermehrt die Gegenwart der Söhne den Haß dieser Stunde, Spannung liegt über allen, auch wenn der Alte Geschichten erzählt, niemand fühlt Sicherheit an dieser Tafel. Wird sich nicht, wie in germanischen Legenden, vom Weine gerötet, jetzt einer ein scharfes Wort entschlüpfen lassen? Der andere zieht den Degen, und Bismarcks Söhne kämpfen mit des Kaisers Paladinen? Da wüßte auch der Vater schnell, wie man den Säbel des alten Kurses anfaßt! Doch all dies wogt nur durch die Phantasie, niemand denkt es zu Ende, am wenigsten der junge Kaiser, der nur nervös an der Pendüle die Viertelstunden zählt, wann dieser böse Gast Schloß und Hauptstadt verlassen wird. Denn Furcht haben alle an dieser Tafel vor ihm, Ehrfurcht keiner, und doch sollten sie die Männer der Macht vor dem Entmachteten fühlen.

Endlich löst ein Diener die Spannung des Gespenstermahles, er meldet den Wagen, und in die Nacht hinaus begleitet der Kaiser den Feind, damit er um Mitternacht wieder in seiner Verbannung lande.

Beim Gegenbesuch in Friedrichsruh führt der Kaiser seinem Generalobersten die neue Gepäck-Ausrüstung vor und bittet den ersten Staatsmann des Jahrhunderts um Rat in einer Tornisterfrage; als andern Tages ganz Deutschland wartet, von welchen Gesprächen der Bericht erzählen werde, liest man in Bismarcks Blatt, sichtlich nach seinem Diktat, die höfische Bosheit: „Der Kaiser hatte die Gnade, den Fürsten Bismarck über die wichtige Frage der Gepäckverminderung

.

des feldmarschmäßig bepackten Infanterie-Soldaten näher zu informieren durch Vorstellung von zwei Grenadieren . . . Dasselbe System der Entlastung verfolgt die Änderung des Kragens, der zum Umklappen eingerichtet ist.“ Mit so untadeligen Berichten macht der Alte den Jungen vor halb Deutschland lächerlich.

Auch sonst läßt er gegen ihn und seine Regierung schreiben, was er mag, denn „meine Verbindlichkeit geht nicht so weit, daß ich mich der freien Meinung enthielte, wie gewisse Leute in Berlin erwarten . . . Ich würde mich, sagen sie, in der Geschichte besser ausnehmen und eine vornehmere Erscheinung sein, wenn ich stillschwiege.“ Wie unversöhnt beide geblieben sind, zeigen die Schwankungen der letzten vier Jahre: zum 80. Geburtstag kommt der Kaiser mit Lärm und Aufzügen, aber der goldene Ehrenpallasch, den er mit glänzender Rede übergibt, bleibt ohne Antwortrede. Dann wieder wird der Nordostsee-Kanal, Bismarcks persönliches Werk, ohne seine Erwähnung eingeweiht, 96, beim Reichsjubiläum, meldet der Draht wieder unauslöschliche Dankbarkeit, während 97 bei der Zentenarfeier amtlich nur von Handlangern Wilhelms I. gesprochen wird.

Einmal werden ihm Schiffsmodelle geschickt, ein anderes Mal muß irgendein Graf den eingeladenen Herbert wieder ausladen, weil der Kaiser sonst nicht zu einer Hochzeit kommen will.

So folgt der Seismograph der kaiserlichen Huld und Ungnade genau den Erschütterungen, die Bismarcks öffentliches Wirken auf die Regierung übt.

VIII

Denn keineswegs war er geneigt, zu schweigen. In die Gegenwart rief er seine Kritik durch die Presse; seinen Rat für die Zukunft, sein Bild der Vergangenheit aber schrieb er

.

in ein Buch. Wenn er im letzten Jahrzehnt von dieser Arbeit für die Zeit seiner Muße gesprochen, so hatte ihn nicht der formende Wille getrieben, alles blieb Theorie, er wünschte ja nichts anderes, als nie zu dieser Muße zu gelangen. Auch jetzt trieb ihn, neben Cottas Angebot, das inmitten des Boykotts eine deutsche Verlegertat war, nicht rückschauende Weisheit, kaum der Wunsch zu lehren, nur Klugheit und Rachedurst. Seit Jahrzehnten hatte er seine Taten durch befreundete Federn und in eigenen Erzählungen stilisiert, Risse und Löcher in seiner Geschichte rasch wie ein Dekorateur verputzt; nun galt es eine letzte Abrechnung.

Aber da zeigte sich, wie unplatonisch Bismarcks Geist, wie ganz zum gegenwärtigen Wirken er berufen war. Dieser Künstler seiner Sprache, der in so vielen Reden und Akten, vor allem in sämtlichen Briefen und Gesprächen ein Deutsch geschaffen hat, wie niemand seit Goethe, dieser Meisterstilist, der ohne eine einzige Tat allein mit den „Gesammelten Werken“ in die Unsterblichkeit einzöge, gibt in den Erinnerungen kein Kunstwerk, nur einen großartigen Torso. Nicht weil er zu alt, zu verärgert gewesen wäre: wo es die Gegenwart gilt, da diktiert er noch heut erleuchtende Artikel, vernichtende Polemiken, und die wenigen letzten Briefe zeigen beinah die gleiche Mischung von männlichem Humor und unpathetischer Melancholie wie einst. Aber sie alle verfolgten Zwecke oder skizzierten Stimmungen, und auch wenn er wie ein Patriarch von alten Zeiten erzählte, war es das Auge des Hörers, der Blick auf das Weinglas, die Nähe des Hundes, es war der Augenblick, der ihn beschwingte und seiner Darstellung den Rhythmus gab.

Nun aber saß er da und sollte die ganze Bahn im Geiste noch einmal durchlaufen, vor wem, für wen? Was war die Nation? Konnte man sie greifen, hatte sie ein Gesicht? Dem König, auch dem Reichstage konnte er schreibend und redend in prachtvollen Abrissen Stücke seiner Geschichte

demonstrieren, um auf sie zu wirken; einer unbekannten Menge aber das Kunstwerk seiner Taten im Abbild, das Modell nach vollendetem Bau hinzustellen, dazu fehlten ihm Geduld, Harmonie, Entsagung. Darum lehnte sein Stilgefühl es ab, Memoiren zu schreiben, er nannte seine Aufzeichnungen anfangs „Erinnerung und Gedanke“, sammelte sich leichter in dieser lockeren Form und verzichtete bei der unbestechlichen Sachlichkeit seines Stiles auf alle Übergänge. So gleicht das herrliche Buch, das er den Deutschen hinterließ, keinem Diadem, nicht einmal für das eigene Haupt, eher einer Sammlung kaum verbundener, ungefaßter, aber wohlgeschliffener Edelsteine.

In diesem Buch erreicht ein Merkmal seines Stiles seine Höhe: die überfüllten Sätze, in deren jeden Bismarck zusammenpackt, was andere in einem halben Dutzend ausbreiten, dieser Wegfall jeder Floskel, die kalte Nadel, mit der er radiert, machen seine Darstellung zur konzentrierten Chronik. Wie er dabei alle Gefühle, sogar den Haß hinter die Sache versteckt, grade dadurch seine Feinde mühelos hinstreckt, zugleich durch partiische Auswahl des Stoffes alle Kritik von sich fernhält, ohne sich jemals zu loben: diese Künste des Politikers, dies großartige Spiel zwischen Vergangenheit und Nachwelt verdoppelt dem Kenner seines Wesens den Genuß. Die Menge sollte es schon um eines Deutsch willen lesen, das weder klassisch noch modern, aber vollendet ist.

Als historische Urquelle ist es nur soweit tauglich wie Napoleons Memoiren, weniger als Cäsars, und die Forscher haben eine Menge von Irrtümern nachgewiesen, die, bis auf einen, nur deshalb keine Fälschungen sind, weil der Autor keinen Anspruch auf Vollkommenheit erhebt. Wenn er über den Kulturkampf das Wichtigste, wenn er alles über Sozialistengesetz und Wirtschaftspolitik verschweigt, so ist damit über Bismarck viel, nichts über die Probleme



gesagt, und wenn er, ganz antimarxistisch, das Wirken der Persönlichkeit allein entscheiden läßt, so trübt er diese heroische Erkenntnis nur dadurch, daß – außer Augusta – keine zweite Figur in seiner Darstellung entscheidend gegen die seine tritt.

Denn die drei Dämonen, die an Bismarcks Wiege standen, Stolz, Mut und Haß, bestimmen auch noch diese Rückblicke des Greises und machen auch dies Bekenntnis zum Abbild einer problematischen Seele. Auf diesen 800 Seiten wird beinah niemand gerühmt: weder Erzieher noch Vorgesetzte, weder Fürsten noch Abgeordnete, weder Kollegen noch Beamte werden ohne Einschränkung gelobt, selbst bei Roon, dem Treusten der Getreuen, werden Abzüge gemacht, und nur Nebenfiguren, wie Stephan, Holstein, Schweninger können passieren; wo aber Haß und Ironie diktieren, da wird ihm alles plastisch. Seinen alten Herrn gegen den jungen herauszustreichen, ist der natürliche Zweck seiner Charakteristik, aber selbst in dieser Färbung spart er den Groll nicht ganz; wie es den andern ergeht, großen und kleinen Feinden, wird durch kein Beispiel deutlicher als durch die Seite, auf der er einen völlig unbekannten deutschen Arzt vernichtet, der ihn in Petersburg durch falsche Behandlung schwer geschädigt hat: hier tötet seine Rache nach dreißig Jahren nicht bloß den Arzt, auch die zweimal boshaft erwähnte Großherzogin, die diesen unfähigen Arzt ihm und dem Petersburger Hof empfohlen hatte.

In Bruchstücken, eruptiv, bald langhin hallend, bald stoßweise unterbrochen, hat er Bucher bis zu dessen Tode im Jahre 92 die Kapitel der drei Bände in den Grundzügen diktiert, dann aber noch vieles verändert, erweitert. Mit Leidenschaft war er bei dieser Arbeit nie, oft fand Schweninger beim Eintreten dieses Bild: „Bucher stumm, verstimmt, ‚muksch‘, mit leerem Blatt, gespitzten Ohren und gespitztem Bleistift am Tisch, der Fürst auf der Chaise-

longue liegend, in Zeitungen vertieft, sprach kein Wort, Bucher noch weniger, und die Blätter blieben leer.“ Dann hilft der Arzt, wohl auch ein Artikel oder die Frage eines Besuchers ihn anzuregen, und nun diktiert er ein Stück.

Bucher, begabt mit viel weniger Leidenschaft, aber noch mehr Gedächtnis als Bismarck, klagt, der Alte „erzählt vieles mehrmals und dann fast immer anders . . Er bricht an den wichtigsten Stellen ab, gibt Wiederholungen und Widersprüche . . Bei nichts, was mißlungen ist, will er beteiligt gewesen sein. Fast niemand läßt er neben sich gelten . . Er verleugnete den Brief an Prim (im Jahre 70), bis ich ihn erinnerte, daß ich ihn selbst dem General in Madrid überreicht hatte . . Er könnte dabei an die Geschichte denken, an ein Vermächtnis für die Zukunft, . . er denkt aber an die Gegenwart und will auf sie einwirken.“

So, ohne Akten, in dem Wunsch, sich an vielen zu rächen und selber gut wegzukommen, wird er vollends durch den Widerspruch seiner privaten und öffentlichen Anschauungen über die Königsmacht beunruhigt: „Ich habe von 1847 an immer das monarchische Prinzip vertreten und hochgehalten wie eine Fahne, und nun habe ich drei Könige nackt gesehen, und da nahmen sich die hohen Herren oft nicht grade sehr königlich aus. Das aller Welt zu sagen . . wäre ja gegen das Prinzip. Aber es feig verschweigen oder gar das Gegenteil, – das dürfte ich ebensowenig.“ So rächt sich am Ende seine Doppelwelt an diesem großen Schauspieler, und der bis heut nur hinter der Szene Wahrheiten gesprochen, soll nun zum erstenmal im Rampenlichte die Wahrheit sagen. Aber auch diesmal ist sein Groll stärker als die politische Erwägung, und so schreibt der ci-devant-Royalist das berühmte Kapitel über Wilhelm II., tödlich nicht bloß für diesen, zugleich eine fürchterliche Musterung, die er in der Ahnengalerie der Hohenzollern abhält. Niemals ist ein besseres Werbestück gegen die Monarchie geschrieben worden.

Mit vollem Bewußtsein dieser Wirkung hatte Bismarck die Herausgabe des ganzen Werkes für den Zeitpunkt seines Todes bestimmt. Seine Erben glaubten auf Grund angeblich mündlicher Andeutungen, statt ihres Vaters, der aus dem Grabe sich endlich verteidigen wollte, lieber den Kaiser schützen zu müssen; sie hielten den dritten Band nicht bloß im Jahre 98 zurück, sie stellten sich sogar noch 1918, nach der Flucht des Kaisers, schützend vor diesen: sie haben „gegen die alsbaldige Veröffentlichung Einspruch erhoben“ und den Prozeß des Kaisers gegen den Verleger unterstützt, anstatt mit allen Mitteln dies moralische Testament ihres Ahnherrn endlich ins Licht der Nation zu stellen.

IX

„Die Pflicht zu reden zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich. Wenn ich glaube, daß das Vaterland mit seiner Politik vor einem Sumpf steht, der besser vermieden wird und ich kenne den Sumpf, und die andern irren sich über die Beschaffenheit des Terrains, so ist es fast Verrat, wenn ich schweige . . Meine teuren Freunde fordern, ich soll ein lebendiger Toter sein, versteckt, verstummt, bewegungslos . . Ich kann aber fortfahren, in der Zurückgezogenheit meinem Vaterlande zu dienen . . In mancher Beziehung habe ich jetzt freiere Hand, im Auslande kann ich ohne amtliche Beschränkungen die Friedens-Propaganda befördern, mein Ziel seit zwanzig Jahren.“

So strömt die Sorge für sein Werk mit der Feindschaft gegen die Nachfolger, mit der Rache gegen die Beleidiger zusammen, und der Verbannte gewinnt im letzten Jahrzehnt eine Macht, die er im vorletzten über die öffentliche Meinung verloren hatte. Dafür ist ihm jedes Mittel recht, und wenn er wichtige Briefe des alten Kaisers durch Vertraute in die Presse lanciert, so schützt er sich gegen einen „Fall Arnim“

durch den Wink, man solle im Notfall sagen, der Brief habe unter den Gästen in Friedrichsruh zirkuliert und sei abgeschrieben worden; auch seine Privatbriefe an den König erklärt er für sein geistiges Eigentum; „daß die Konzepte sich in den Akten befinden, gibt ihnen noch keinen amtlichen Charakter.“ Andere Enthüllungen gibt er an Harden, den er, nach Lektüre seiner Aufsätze, spontan zu sich bitten läßt und jahrelang ins Vertrauen zieht.

Nicht reich, wie man glauben sollte, anfangs ist Bismarck äußerst arm an weißem Zeitungspapier, die meisten deutschen Blätter fürchten, sich durch seinen Umgang zu schaden, und so empfängt er in den ersten Monaten nur ausländische Journalisten. Die „Hamburger Nachrichten“ allein geben ihm ihre Spalten frei und werden dadurch auf Jahre hinaus das interessanteste deutsche Blatt. Manches diktiert er dafür, vieles regt er an, rasch gewöhnt man sich, in dieser Zeitung den Moniteur von Friedrichsruh zu sehen, der auch in den zwei oder drei großen Krisen dieser Jahre gleichberechtigt gegen den Reichsanzeiger auftritt.

Denn zwei Jahre nach der Verbannung wartet auf Bismarck noch ein grundstürzendes Erlebnis.

Schon die Entlassung hatte einen Teil der längst entfremdeten Nation zu ihm zurückgeführt; ihre Form, die er bald bekannt werden ließ, erregte in manchen Kreisen Murren und Mitgefühl, man zählte in den ersten Tagen über 6000 Depeschen der Zustimmung, glänzend nahm das freie Hamburg den neuen Nachbar auf, und als auf der Fahrt durch die festlichen Straßen ein englischer Matrose neben dem Wagen herlief und rief: „I want to shake hands with you,“ da war es zum erstenmal im Leben, daß Bismarck die Hand des Volkes drückte. Auch hat er bis heute nie einen Bauer an seinem Tische bewirtet; jetzt lädt er zwei, die aus Begeisterung von Schönhausen gekommen sind, zum Frühstück ein, und wie er von ihrer Verehrung gerührt ist,

findet Herbert die schönen Worte: „Du bist ihr Palladium, und das mit Recht.“ Aber es war kein Chor, und noch nach zwei Jahren, Ende Mai 92, durfte der Verbannte sagen: „Worin ich mich getäuscht habe, das ist das deutsche Volk, . . daß es nicht erkennen kann, daß, was mich zur Kritik treibt, keine Mißstimmung, Rache oder gar der Versuch, wieder zur Macht zu gelangen ist, sondern die schwere Sorge, die mir die Nachtruhe raubt, um die Zukunft des Reiches.“

Zwei Wochen später hätte er nicht mehr so gesprochen. Den vereinsamten Sohn hat er zur Ehe bewogen, mit einer reichen ausländischen Erbin verlobt, und, im Begriff zur Hochzeit nach Wien zu fahren, hat er bei Franz Joseph um Audienz ersucht; er war willkommen. Aber Wilhelm und die Seinigen fürchteten dunkle Absichten, die Pygmäen der Wilhelmstraße huschten zusammen, sie witterten Gewitterwind, warnend hoben sie ihre Finger, und der eine Kaiser schrieb an den andern: „Bismarck wird Ende des Monats in Wien eintreffen, . . um sich von seinen Bewunderern bestellte Ovationen bereiten zu lassen . . Du weißt auch, daß ein Hauptstück von ihm der geheime Vertrag à double fonds mit Rußland war, der hinter Deinem Rücken geschlossen, von Mir aufgehoben wurde. Seit der Zeit seines Rücktritts hat der Fürst in der perfidesten Manier gegen mich, Caprivi, Meine Minister Krieg geführt . . Er versucht mit aller List und Kunst, es so zu drehen, daß ich als der Entgegenkommende vor der Welt dastehen soll. Als Hauptstück seines Programms in dieser Angelegenheit hat er sich eine Audienz bei Dir ausgedacht. Ich möchte Dich daher bitten, Mir Meine Lage im Lande nicht zu erschweren, indem Du den ungehorsamen Untertan empfängst, ehe er sich Mir genähert und peccavi gesagt hat.“

Zugleich mit diesem schamlosen Schreiben ging ein zweites nach Wien, entworfen von Holstein, gezeichnet von Caprivi, gerichtet an den deutschen Botschafter, einen Prinzen Reuß:

„Falls der Fürst oder seine Familie sich E. D. Hause nähern sollte, ersuche ich Sie, sich auf die Erwiderung der konventionellen Formen zu beschränken, einer etwaigen Einladung zur Hochzeit aber auszuweichen. Diese Verhaltensmaßregeln gelten auch für das Botschaftspersonal. Ich füge hinzu, daß S. M. von der Hochzeit keine Notiz nehmen werden. . . E. D. sind beauftragt, in der Ihnen geeignet erscheinenden Weise sofort hiervon dem (Minister) Grafen Kalnoky Mitteilung zu machen.“ So wurde Bismarck amtlich als ein Mann bezeichnet, den man nicht empfängt, der Minister des Äußern wurde vor ihm gewarnt.

Bismarcks erster Gedanke, als er vertraulich davon erfährt, ist, Caprivi zu fordern: „Ich hatte mir schon meine Kartellträger ausgesucht, ich habe noch eine recht sichere Hand und hätte mich auch noch etwas eingeschossen. Aber dann überlegte ich, ich bin Offizier, man wird die Geschichte vor ein Ehrengericht von alten Generalen bringen, . . vor die Pistole hätte ich ihn ja doch nicht gekriegt.“ So tritt noch einmal im 77. Jahre der Riese vor mit seinem Löwenmute, Namen, Rang und Ehre auf Tod und Leben will er mit der Waffe verteidigen, wie zuletzt vor über 40 Jahren. Nicht den Sohn schickt er vor, selber will er schießen, immer von dem dramatischen Wunsche belebt, seine beleidigte Existenz tragisch zu endigen.

Aber er tut das Klügere, privatim nennt er diesen „Uriasbrief“ eine Unverschämtheit, öffentlich läßt er in seinem Blatte drucken: „Die Mittel, die benutzt worden sind, um dem Kaiser von Österreich den ursprünglich von ihm beabsichtigten Empfang des Fürsten zu verleiden, machen den Eindruck einer Geringschätzung und Schädigung der gesellschaftlichen Stellung des Fürsten, die notwendig als persönliche Kränkung wirken mußte . . Wir können in dem Vorleben des Fürsten nichts finden, was eine so beleidigende Klassifizierung verdient hätte.“ Mit Getöse explodierte

dieses Geschoß, die Stücke flogen bis über Deutschlands Grenze.

Noch nie, solange Preußen stand, war es einem König gelungen, dies Volk in Wallung gegen sich zu bringen, denn selbst im Jahre 48 ging es nicht eigentlich gegen den schwachen König. Jetzt stand halb Deutschland auf. Selbst in Berlin, das die Bismarcks passierten, brachen die Massen zum Bahnsteig vor und forderten von dem Alten eine Rede, aber der Kluge schwieg, er hatte seinen Racheplan sorgsam entworfen. In Wien zeigte der Adel peinliche Gesichter, wandte sich weg, der Botschafter hat sich, angeblich krank, ins Bett gelegt, während seine Frau, eine Prinzessin Weimar, tapfer für den Beleidigten kämpfte. Unter diesen Erschütterungen des Alten feiert Herbert seine Hochzeit mit der Gräfin Hoyos, zehn Jahre, nachdem er sie um ähnlicher Erschütterungen willen mit Elisabeth Hatzfeldt nicht hatte feiern dürfen.

Bismarck aber scheint sich in diesem Kugelregen feindlicher Blicke nur zu verjüngen, er denkt wie einst: *A corsaire corsaire et demi!*, bittet den Herausgeber der „Neuen Freien Presse“ zu sich und mundiert selber ein Interview, in dem er zum erstenmal seit 44 Jahren die Regierung offen angreift. Damals warf er dem König Feigheit vor dem Volke vor, jetzt der Regierung Dummheit: „Natürlich hat Östreich die Schwäche und Unzulänglichkeit unsrer Unterhändler beim Handelsvertrag ausgenutzt. Dies Resultat schreibt sich daher, daß bei uns Männer in den Vordergrund getreten sind, die ich früher im Dunkeln hielt, weil eben alles geändert und gewendet werden mußte. . . Allerdings habe ich gar keine persönlichen Verpflichtungen mehr gegen die jetzigen Persönlichkeiten und gegen meinen Nachfolger. Alle Brücken sind abgebrochen. . . Der Draht ist abgerissen, der uns mit Rußland verbunden hat. In Berlin fehlt die persönliche Autorität und das Vertrauen.“

In Berlin fängt man an zu zittern; gelang es nicht, den alten Schwätzer privatim zu diffamieren, so muß man es öffentlich tun. Und die beiden Moniteurs beginnen vor dem aufgewühlten Deutschland, vor dem lachenden Europa ihr Duell, jeder Hieb der Regierung geht fehl, jeder Gegenhieb sitzt:

„Wir erinnern uns, läßt Caprivi schreiben, keines ähnlichen Verhaltens eines abgetretenen Staatsmannes in der Geschichte anderer Reiche, geschweige denn in Deutschland. Es scheint Sache des Fürsten zu sein, die schwierige Lenkung des Reichswagens durch gewaltsam erregtes Mißtrauen mit allen Kräften zu gefährden. Ob dies wohl patriotisch ist? Seine Erinnerungen fangen an, sich völlig zu verwirren . . Niemand kann den Umfang des Schadens ermessen, den der Fürst dem eigenen Vaterlande zuzufügen gewillt ist.“

Andern Tags erweist sich Bismarck als genialer Journalist, indem er in seinem Blatte die Fiktion aufstellt, jener Artikel sei vom Redakteur geschrieben, und so kann er mit ironischem Anstand auf den Rücken der anonymen Regierung trommeln: „So erfahrene und wohlerzogene Männer wie die jetzigen Staatsleiter können hinter dem dummdreisten Artikel nicht stecken, ihnen die Verantwortung zuzuschieben wäre eine Beleidigung . . Der Fürst findet, daß es einen lächerlichen Eindruck machen muß, wenn der Redakteur Pinther sich auf das Katheder setzt und ihn abkanzelt . . Gern würde er gerichtlich belangt werden, und hätte nichts gegen einen dramatischen Abschluß seiner politischen Laufbahn.“

Nach dieser Antwort ist die deutsche Empörung im Begriffe, sich in behagliches Schmunzeln zu entspannen; aber die Herren in Berlin haben den Rest ihrer Fassung verloren, sie wagen es, den Kampf nicht bloß mit Bismarck, auch mit der halben Nation aufzunehmen, publizieren die feigen Er-

lasse nachträglich im Reichsanzeiger, – und nun, da jeder Deutsche in seiner Zeitung lesen kann, wie der neue Kanzler den alten beleidigt, strömt allen das Blut zu Haupt und Herzen. Anfangs hatten Hunderttausende Bismarcks Entlassung als eine kühne, aber rettende Tat betrachtet, wofern der Kaiser nur Genie und Takt bewiese; jetzt sehen alle, daß ihm auch der zweite fehlt, und so geschieht es, daß die letzten feindlichen Rufe im Lande von einem Brausen übertönt werden, wie es in Deutschland einem Mann ohne Krone und ohne Uniform noch nie entgegenwuchs.

An die Achtzig mußte er werden, bevor Bismarck das deutsche Volk eroberte. Volksfeind als Abgeordneter, Volksbekämpfer als preußischer Minister, Reichstagsfeind als Kanzler, in seinem Haus, auf seinen Gütern immer nur von seiner Klasse umgeben, außer aller Fühlung mit dem Bürgertum, auch mit dem geistigen, fremd allen Lehrern und Professoren, allen Gewerben und Künsten: so hat er 60 Jahre lang nur mit Politikern oder Adligen gelebt und höchstens in den beiden Kriegen oder als Herr auf seinem Hofe von diesem Volk einen Hauch verspürt, für dessen Gedeihen als Nation er doch ein Menschenalter arbeitete.

Heut strömen an allen Orten, die der Alte auf der Fahrt von Wien nach Kissingen passiert, die Menschen zusammen, die Städte bitten um die Huld, ihn empfangen zu dürfen, und grade jene Stämme, die er geschlagen oder bedrängt hat, Sachsen und Süddeutsche sind es, die ihm nun huldigen. Europa spottet, als es die Verbote der preußischen Regierung an die Städte Halle und Magdeburg liest, sie dürften nicht mittun, und als in Kolberg die Regimentskapelle, die schon trommeln und pfeifen will, wieder abzieht, um den Landesfeind nicht zu feiern. Deutschland aber jubelt, als es den Tag von Jena beschrieben liest.

Da drängen Stadt und Hochschule, Bürger und Bauern der Umgebung, Lehrer, Kinder, Frauen auf den alten Markt,

im Lutherhaus empfängt der Rektor den Fürsten, und als sie heraustreten auf den Platz, auf dem vor neunzig Jahren die Wachtfeuer der Franzosen brannten, da ist an langen Tischen bei Wein und Bier, mit Liedern und Kapellen die deutsche Kleinstadt versammelt, mit ihrer Romantik, Neugier, Schwärmerei. Da schreitet er, immer noch der Längste, im schwarzen Rock auf den rumpligen Steinen zwischen den Gruppen umher, hält neun Reden, und keine enthält eine Phrase. Da weist er auf das Denkmal des Götz von Berlichingen und zitiert dessen Worte bei Goethe, als er einen Beleidiger niederschlagen will: „Trügest du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem besudeltsten Konterfei verehere, du solltest mir den Räuber fressen, und daran erwürgen!“ Und noch toller schallt ihm der Beifall entgegen, als er die erste Hälfte jenes groben Götz-Wortes nennt, das er sein Lebenlang im Munde führte, um dann zu schließen: „Man kann ein treuer Anhänger seiner Dynastie, seines Königs und Kaisers sein, ohne von der Weisheit aller Maßregeln seiner Kommissare überzeugt zu sein. Ich bin es nicht und werde auch in Zukunft diese meine Überzeugung keineswegs zurückhalten!“

Das ist der Ton, die Deutschen zu entzücken, wenn sie am Sommerabend beim Wein auf dem Platze sitzen und keine Verantwortung tragen. Hier und im Wagen, der nicht vorwärts kommt, suchen Hunderte die Hand zu erhaschen, vor deren Schwere sich alle ein Menschenalter lang gefürchtet haben, und allen reicht sie der Alte. Für ein paar Stunden oder Wochen schweigt seine eingeborene Skepsis still, und er fragt sich, ob aus diesen Quellen nicht echtere, tiefere Töne dringen als aus seiner Klasse, die ihn in der Macht beneidet, dann verraten, zuletzt gestürzt hat. Bei den Empfängen, Kommersen, Fackelzügen, die seine Reise durch Süddeutschland zu einer Via Triumphalis machen, drängt ihn der Eindruck solcher Nähe und Wärme immer heftiger

vor die Frage, ob einem solchen Volke nicht mehr Macht zu gewähren war. So spät und nur unter dem Drucke persönlicher Unbill erkennt Bismarck das große Versäumnis, und in diesen ersten Volksreden seines Lebens, gesprochen in Stadthäusern und Braukellern, auf Balkonen und freien Plätzen, von Dresden bis München, häuft der Greis seine verspäteten Warnungen:

„Das Wesen der konstitutionellen Monarchie, unter der wir leben, ist eben das Zusammenwirken des monarchischen Willens mit der Überzeugung des regierten Volkes. Vielleicht habe ich selbst unbewußt dazu beigetragen, den Einfluß des Parlamentes auf sein jetziges Niveau herabzudrücken. Ich wünsche nicht, daß er auf die Dauer auf demselben bleibt. Ich möchte, daß das Parlament wieder zu einer konstanten Majorität gelangt: ohne die wird es die Autorität nicht haben, die es braucht. . . Es bleibt die Pflicht der Volksvertretung, daß sie die Regierung kritisiert, kontrolliert, warnt, unter Umständen führt. . . Ohne einen solchen Reichstag bin ich in Sorgen für die Dauer und die Solidität unserer nationalen Entwicklung. . . Früher war mein ganzes Bestreben dahin gerichtet, das monarchische Gefühl im Volke zu heben, an den Höfen und in der offiziellen Welt wurde ich gefeiert und mit Dankbarkeit überhäuft; das Volk wollte mich steinigen. Heut jubelt mir das Volk zu, während die andern Kreise mich ängstlich meiden. Ich glaube, man nennt das Ironie des Schicksals.“

So elegant vermag der große Stilist diese schwierigste Kurve seiner Laufbahn zu nehmen, wenn es die Wirkung auf Tausende gilt. In Wahrheit ist es eine tragische Ironie. Er weiß es, und eben aus dieser allzu späten Umkehr erstehen ihm die Sorgen seiner Nächte. Auf sich gestellt, von sich gesehen, in sich zurückgeführt blieb dieses Staatsdenken ein Leben lang: nicht um zu glänzen – ein solcher Grad von Menschenverachtung schützt vor Eitelkeit –,

auch nicht, weil nur von oben her die Macht zu halten und zu stützen war; der tiefste Grund von Bismarcks Volksfeindschaft lag im Selbstgefühl eines Menschen, der sich von Geistes wegen als autochtones Genie, vom Blut her aber immer als Sprosse der obersten Klasse fühlte und mit ihr nur regieren wollte, weil sie die seine, wenn auch vor seiner Kritik keineswegs die beste war. König und Ritter, das war das Fundament des Staates, und wenn man dem Volke das gleiche Wahlrecht gab, so war das ein unwilliges Zugeständnis an den Geist einer dunkel heranrollenden Zeit; das Parlament zu schwächen, immer unter die Königsgewalt zu ducken, war ja der Grundgedanke dieses Staatengründers gewesen, dann seine Praxis durch die Jahrzehnte.

Aber das starke Königtum, auf das er vor Landtag und Reichstag immer wieder pochte, war in Wahrheit doch nur eine Schattenmacht wie jene englische, deren Vorbild er bekämpfte: nur war die Gestalt, in deren Schatten sie auftrat, nicht das Volk, sondern der Kanzler. Der kannte die große Täuschung, in die er das Volk versetzte, und ließ von jenem Diktatorenspele zwischen Kaiser und Kanzler draußen nichts merken. Es war Sein Reich, er allein hatte darin zu befehlen: nur so konnte dies unerhörte Selbstgefühl im Werke Genüge finden. Bis das Unmögliche geschah: das Königtum, dessen Stärke er dreißig Jahre lang im Kampf mit den Volksvertretern verkündet hatte, war nun mit einem Mal in einen neuen Leib gefahren, mit seiner Macht trat es plötzlich hervor und stürzte seinen Meister. Da stand er eine Weile einsam, ohne Fürsten neben dem Volke.

Nun aber, als es sich endlich für ihn gegen jene erhob, erkannte der alte Bismarck den Fehler in seiner Rechnung und ging aus den gleichen Motiven eingeborener Leidenschaft zum Volke über, die ihn früher beim Königtum festgehalten hatten. Für seinen Stolz, der niemals widerrief, war es das äußerste, wenn er sich vor seinen Landsleuten, vor Europa

das Geständnis abrang: „Vielleicht habe ich selbst unbedacht dazu beigetragen, den Einfluß des Parlamentes auf sein jetziges Niveau herabzudrücken.“

Als ihm in diesen Wochen die Münchener Künstler zu einem Fest empfangen, sollte Lenbach einen riesigen Innungsbecher mit Münchener Bier auf den Ehrengast erheben, doch wie er ihn aufhob, fand er ihn zu schwer, und, in Gefahr ihn fallen zu lassen, stellte er ihn nieder. Da überkam ihn der Geist, und er rief durch den Saal, daß es allen durch Mark und Bein ging: „Wer ihn nicht halten kann, der setzt ihn ab!“

In diesem Einfall faßte der Maler den Konflikt zusammen. Bismarck aber sagte: „Wenn ich in der Nähe einer Station beim langsamen Einfahren des Zuges das Rufen und Singen der erwartenden Menge höre, da ergreift es mein Herz mit Freude, daß ich in Deutschland nicht vergessen bin.“

X

Bismarcks Horoskop bringt ebensoviel Bestätigungen seines Wesens wie seine Handschrift. Der unter dem Löwen geborene Typus repräsentiert die Macht. Daß die Sonne zugleich im Widder steht, bedeutet Mut, daß sie unter Mars-Herrschaft steht, noch einmal Mut. Außerdem steht sie im Trigon zum Uranus, der die Berufung für eine Mission anzeigt. So hält er alle drei Feuerzeichen besetzt.

Die Handschrift zeigt Verstand, stärker als Phantasie, zeigt Willen, Kraft, Selbstgefühl, aber auch Selbstbeherrschung, dazu Haltung, Formgefühl. Sie ist stolz, hartnäckig, unkonventionell trotz der Ordnung, voll von den Überraschungen eines den Nerven unterworfenen Menschen. Der Duktus ist groß, ohne Größe im mindesten zu affektieren. In der Mitte des Lebens ist sie am regelmäßigsten, ganz fehlen Pathos, Überfluß, im Alter wird sie noch geschmeidiger,

großzügiger; bedeutungsvoll, wie sie durch fünfzig Jahre sich im Grunde gleichbleibt; nicht anders als der Charakter.

Kämpfer ist der Greis vor allem geblieben. Als Keyserling ihm zur Aufgabe stellt, nun eine harmonische Persönlichkeit zu werden, erwidert er in großartigem Trotze: „Warum soll ich harmonisch sein?“ Und als am 80. Geburtstage die Pilgerzüge einen ruhenden Greis erwarten, hören sie ihn vom Balkon seines Schlosses die Feuerworte rufen: „Aus Kämpfen besteht das Leben in der Schöpfung. Von den Pflanzen über die Insekten bis zu den Vögeln, von den Raubvögeln bis zu den Menschen aufwärts: kein Leben ohne Kampf!“ In dieser Stimmung läßt er sich in den Reichstag wählen, ernstlich denkt er daran, „einmal die Gesichter zu sehen, die sie am Regierungstische machen werden, wenn ich unten sitze. . . Ich bin ein chemischer Tropfen, der alles zersetzt, wenn man ihn in eine Debatte hineingießt.“ Und als man die Zufriedenheit rühmt, sagt er: „Was könnte es Unglückseligeres geben, als ein tausendjähriges Reich allgemeiner Zufriedenheit, das den Ehrgeiz tötet, den Fortschritt lähmt, zur moralischen Stagnation führt.“

Sein Christentum war längst formal geworden, jetzt ist es ganz vorbei, am Ende wie am Anfang steht ein Skeptizismus, aus dem er zuweilen zu einer Art heidnischer Mystik sich erhebt. Der einzige, der ihn befragen durfte, der Jugendfreund, gibt auch dafür eine milde Erklärung: „Seine Religiosität, schreibt Keyserling nach dem letzten Besuch, scheint . . . Ebbe und Flut durchgemacht zu haben . . . Mit dem Alter schliefen die erotischen Triebe und vielleicht auch die Aspiration zu einem menschlich fühlenden Gotte ein. Der tiefe Zusammenhang zwischen Liebe und Religion wird dadurch erläutert,“ und er berichtet als Bismarcks letztes Geständnis: „Leider bin ich während der Kämpfe der letzten Jahrzehnte Gott ferngerückt, grade jetzt, in dieser schweren Zeit empfinde ich diese Ferne schmerzlich.“

Fängt er aber religiös zu spekulieren an, so mag die fromme alte Frau es mit der Angst bekommen. Mitten im Zeitunglesen läßt er das Blatt fallen und spricht vor einem Gaste: „Ich möchte wohl wissen, ob der Dualismus, der durch unser ganzes Dasein geht, sich auch bis auf das höchste Wesen erstreckt. Bei uns ist alles zweiteilig, der Mensch besteht aus Geist und Körper, der Staat aus Regierung und Volksvertretung, und die Existenz des ganzen Menschengeschlechtes basiert auf dem gegenseitigen Verhältnis von Mann und Frau. Ja, dieser Dualismus erstreckt sich bis auf ganze Völkerschaften. . . Ohne mich einer Gotteslästerung schuldig zu machen, möchte ich wohl wissen, ob nicht auch unser Gott ein Wesen zur Seite hat, das ihn so ergänzt, wie uns die Frau.“ Schüchtern erinnert Johanna an die Dreieinigkeit. Die sei unfafßbar, sagt er ablehnend, und fährt in ernstem Tone fort, sich laut zu fragen: „Ob es zwischen uns und Gott nicht noch Stufen gibt, und ob Gott . . nicht noch Wesen zur Verfügung hat, auf die er sich bei der Verwaltung des unermesslichen Weltsystemes stützen kann. Wenn ich z. B. hier in den Zeitungen immer wieder lesen muß, . . wie erbärmlich es bei uns zugeht und wie ungerecht Glück und Unglück verteilt sind, dann muß ich immer daran denken, ob wir für unsere kleine Erde nicht grade einen Oberpräsidenten erwischt haben, der den Willen unseres allgütigen Gottes nicht immer erfüllt!“

In solchem Naturalismus zucken die letzten dogmatischen Funken auf, um zu erlöschen. Er kann die Welt nur noch als Staat betrachten, und wenn er den obersten Monarchen trotz aller Mißstände für vollkommen halten soll, so konstruiert er sich einen Oberpräsidenten, der, wie er ein andermal sagt, die Gesetze falsch auslegt und anwendet. Zu germanischen Vorstellungen kehrt er im höchsten Alter resolut zurück, die er heimlich nie verlassen. Schon weil sie eine Furcht ist, wendet sich Bismarck in seinen trotzigsten

Stunden gegen die Gottesfurcht; in der gefahrbringenden Kraft der Sonne in den Tropen sieht er den Grund für die Sonnenanbetung, während der Germane deshalb Blitz und Donner verehere, und verächtlich fügt er hinzu: „Auch hierin zeigt sich die Hundenatur der Menschen: sie lieben und verehren den, vor dem sie sich fürchten.“

Einem Konsul, der von seiner Rettung vor den Negern berichtet, sagt er: „Wir stehen alle in Gottes Hand, und in solcher Lage ist der beste Trost ein guter Revolver, damit man die Reise wenigstens nicht allein anzutreten braucht.“

Aber das Mysticism ist ihm nicht fremd, der Aberglaube wächst, „ich achte gern auf solche Zeichen der stummen Natur, sie ist oft gescheiter als wir.“ Auch spricht er wiederholt von der kabbalistischen Zahl, die er sich aus der Periodik seines Lebens für den Tod herausgerechnet hat, und sagt, da er im Jahre 83 nicht gestorben sei, das Jahr 98 für seinen Tod richtig voraus: „Alles ist unerklärlich in seinem tiefsten Grunde, das Licht, der Baum, unser eigenes Leben; warum sollte es also nicht Dinge geben, die der logische Verstand leugnet? . . . Montaigne ließ auf seinen Grabstein schreiben: *Peut-être*. Ich möchte darauf schreiben: *Nous verrons*.“

Glaubt der Alte an den Bestand seines Werkes? Der Ruf seines Volkes besticht ihn nicht, Ruhm hat ihn nie geblendet. Was mag er denken, wenn nun der Vizekönig von China zu ihm kommt, um Rat, wie er sich gegen die Hofintrigen von Peking halten soll, oder wenn die Araber schreiben, sein Name sei dort wohl bekannt, Bi-Smark heißt Schnellfeuer, kühnes Handeln. Aber die Deutschen? „Sie sind alle klein und eng, keiner wirkt für das Ganze, jeder stopft an seiner eigenen Fraktions-Matratze . . . Wir waren stets höchst unverträglich untereinander und viel zu nachgiebig gegen die Fremden. . . Es stört mir den Schlaf, wenn ich denke, daß sie das Gebäude, an dem ich gebaut und gebosselt, wieder zerbröckeln. Dann kommt die Gedankenjagd des Nachts.“ So,



gequält vom alten Mißtrauen gegen die Zwietracht der Nation, vom neuen gegen ihren Herrn, blickt er in die Zukunft mit Sorgen, die sich nach dem 80. Jahre steigern.

An seinem Geburtstag, umrauscht von Huldigungen aller deutschen Stämme, verachtet nur vom alten Feinde, dem Reichstag, der ihm den Glückwunsch verweigert, steht er auf dem Balkon und mahnt die Jugend: „Geben Sie sich dem Bedürfnis der Kritik nicht zu sehr hin. Akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat, und was wir mühsam, unter dem drohenden Gewehranschlag der übrigen Europäer, ins Trockne brachten. Es war nicht so ganz leicht.“ So zart vermag er in festlicher Stunde seine Sorge zu verschleiern, noch immer hat er den verführerischen Stil einer eleganten Hand, die das Schwierige lockert, und die Studenten blicken zu dem alten Magier, vom Fackellichte unheimlich umweht, empor, ohne ihn recht zu fassen.

So umwölkt ist sein Blick nach vorwärts; nach rückwärts fürchtet er nichts. Wenn Memoiren oder Briefe erscheinen, wird er angeregt, und wenn ein Bankhaus seine Briefe an Manteuffel aufkauft, so hat er „keine Ahnung mehr, was da drin steht, aber ich glaube, daß ich nie einen Brief geschrieben habe, dessen Veröffentlichung ich zu scheuen brauche“. Das ist nur richtig, weil er keinen Wechsel der Ansicht und Partei verbergen, weil er sich nie auf Grundsätze stilisieren will. Daß er jetzt Roons Briefe über sich gedruckt lesen und so als sein eigener Spion durch die Geschichte laufen kann, macht ihm Vergnügen, auch sammelt er Karikaturen und liest behaglich seinen Gästen vor, von Bismarcks grausamem Mund, bösen Augen, wilden Augenbrauen. Wenn man ihm aber das Modell seines Denkmals als Student bringt, so vertieft sich der Physiognom in seine Züge und stellt, Rassenmensch und Diplomat in einem, als Fehler fest: seine Unterlippe sei stets stärker gewesen, sie drücke Beharrlichkeit aus, nur die schmalere Oberlippe Herrschsucht.

Wenn aber die realistischen Anlässe zu Streit und Spott fehlen, oder er sitzt allein und in der Ferne hört er's klirren wie vom Getümmel seiner Bahn, da rühmt er sich nie genialer Voraussicht, da erschrickt er nur über seine Wagnisse und sagt: „Mein ganzes Leben war ein hohes Spiel mit fremdem Gelde, ich konnte nie sicher voraussagen, ob meine Pläne gelingen würden. Dies Wirtschaften mit fremdem Vermögen hat ungeheuer auf meinem Verantwortungsgefühl gelastet . . Noch jetzt habe ich Nächte, wo ich nicht schlafen kann, wenn ich denke, wie anders alles hätte kommen können.“

Rascher verdunkelt sich sein Herz in Johannas letzter Krankheit. Mit ihr gemeinsam zu sterben, das wäre sein Wunsch, „ich möchte meiner Frau nicht wegsterben, sonst . . . Aber wenn sie abgerufen wird, möchte ich nicht hierbleiben.“ Halb gebrochen bringt er sie auf ihren Wunsch nach Varzin, dort sitzt sie still, von Atemnot geplagt, und er, der nur noch sehr wenige Briefe diktiert und keinen selber schreibt, sendet nach des Bruders Tode diese ergreifenden Zeilen eigenhändig an die Schwester: „Johannas Melancholie darf ich nicht durch Zusatz von meinem Trübsinn steigern, ihre Lebensfähigkeit ist ohnehin gering und von psychischen Eindrücken abhängig; vom armen Bill haben wir heut betrübende Nachricht . . über neuen Gichtanfall . . Früher war ich stets freudig erregt, wenn ich nach Varzin reisen konnte; heut würde ich ohne Johanna kaum mehr den Entschluß dazu fassen. Mich verlangt nach einem Wohnraum, den ich nur im Sarge zu verlassen brauche, und nach Einsamkeit . . Dein etwas lebensmüder, aber gott-ergebener einziger Bruder v. B.“

Im Herbst verlöscht die Frau mit ihren 70 Jahren, abends hat er sie noch bei Tische gesprochen, morgens, als er ins Zimmer tritt, liegt sie still. Da sitzt der gewaltige Mann, im Schlafrock mit nackten Füßen und weint wie ein Kind. Das

Unersetzliche ist ihm weggenommen, und wie sehr paßt es zu seinem Doppelleben, daß er am selben Abend das Ende der Macht und das Ende der Treue vergleicht: „Dies ist doch ein größerer Abschluß wie 1890, und es greift tiefer in die Gestaltung meines Lebens ein . . . Wäre ich jetzt noch im Dienst, so würde ich fest arbeiten. Der Trost ist mir versagt.“ Andern Tages nimmt er aus einem Kranz eine weiße Rose, geht zu den Büchern, holt einen Band Deutsche Geschichte heraus und sagt: „Das soll mich auf andere Gedanken bringen.“

Aber der Platz bleibt leer, niemand wird ihm den stillen, gläubigen Blick ersetzen, in den er immer wieder tauchen konnte, um Kampf und Kränkungen minutenweise zu vergessen. Jetzt klagt er der Schwester, warum sie fern von ihm wohne: „Das gleiche ist der Fall mit meinen Söhnen, die . . . außerhalb des Schattens des väterlichen Hauses ihre Selbständigkeit gesucht haben. Marie ist bei mir als liebende Tochter, aber doch auch nur als entliehen . . . Was mir blieb, war Johanna, der Verkehr mit ihr, die tägliche Frage ihres Behagens, die Betätigung der Dankbarkeit, mit der ich auf 48 Jahre zurückblicke. Und heut alles öde und leer. Das Gefühl ist ungerecht, aber I cannot help it. Ich schelte mich undankbar gegen so viele Liebe und Anerkennung, die mir im Volke über Verdienst geworden ist, ich habe mich vier Jahre darüber gefreut, weil sie sich auch freute. Heute aber ist auch diese Kohle in mir verglimmt, hoffentlich nicht für immer, falls mir Gott noch Leben beschert . . . Verzeih, mein Schwesterherz, daß ich mich ausklage, aus noch lange nicht.“

In seiner Einsamkeit tauchen die frühesten Tage wieder auf, und plötzlich erzählt er, was er nie erzählte: „Mit 6 Jahren habe ich den Tod Napoleons erfahren. Ein Magnetiseur, der meine Mutter behandelte, brachte die Kunde, er sagte ein italienisches Gedicht, dessen Anfang war: Egli fù – er war!“

So taucht am Ende des Jahrhunderts der Anfang auf, man hört aus seinem Munde vergangene Dinge wieder auferstehn, es ist, als hielte er mit Manzoni's Gedichte sich selber den Nachruf: er war. Leise fällt einmal der Name Kniephof von den uralten Lippen, und er schreibt seinem Schwager:

„Lieber Oskar, wir sind beide so alt geworden, daß wir lange nicht mehr leben werden. Können wir uns nicht noch einmal sehen und sprechen, ehe wir abgehn? Es ist 66 oder 67 Jahre her, daß wir auf dem Gymnasium den ersten Tropfen Bier zusammen aus der Flasche tranken. Es war auf der Treppe neben der Obertertia. Wollen wir nicht den letzten trinken, ehe es zu spät wird? . . Ich habe das Verlangen, Deine Stimme noch einmal zu hören, ehe ich —. Du steigst doch in die Bahn, wenn Du Berlin verläßt; warum nicht in die Hamburger statt in die Stettiner?“ Wegen eines Tintenfleckes bleiben diese Zeilen liegen und werden erst später befördert. Wie sich der Verlassene um einen Mann bewirbt, den er sein Leben lang im Grunde übersehen hat, wie er sich an die letzte Freundesstimme hält, da alle tot und die Söhne oft fern sind! Aber auch jetzt bleibt er noch sachlich, rechnet die Jahre aus und zeigt die Stelle in der Schule an, doch man fühlt, er lacht nicht mehr darüber.

Schläft nun in so viel Verdrossenheit sein Geist? Hat er das Reich vergessen?

Nicht einmal seine Feinde, die Regierer. Als er im Herbst 96 noch die Folgen des zerstörten russischen Vertrages erlebt, der Zar in Paris, Frankreich vom Russentaumel voll ist, als er in deutschen Blättern lesen muß, er trage Schuld, daß der Draht zerrissen, da grollt es noch einmal auf in ihm, und weil er die Zerstörer seiner Vorsicht kennt, will er bei lebendem Leibe nicht selbst Zerstörer heißen. Noch einmal zieht er zu tödlichem Streich vom Leder, nun rollt er vor dem deutschen Volke die Schuldfrage an der deutschen Vereinigung auf und läßt in seiner Zeitung schreiben:

„Bis 1890 waren beide Reiche im vollen Einverständnis darüber, daß, wenn einer von ihnen angegriffen würde, der andere wohlwollend neutral bleiben sollte. Dies Einverständnis ist nach dem Ausscheiden des Fürsten Bismarck nicht erneuert worden, und wenn wir über die Vorgänge in Berlin recht unterrichtet sind, so war es nicht etwa Rußland, in Verstimmung über den Kanzlerwechsel, sondern Graf Caprivi war es, der die Fortsetzung jener gegenseitigen Assekuranz ablehnte, während Rußland dazu bereit war. . . So entstand Kronstadt mit der Marseillaise; die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik wurde unserer Einsicht nach ausschließlich durch die Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt.“

Europa horcht auf, die Deutschen murren, furchtbarer konnte der alte Kämpfer den Kaiser nicht treffen. Stammelnd entgegnet der Reichsanzeiger:

„Diplomatische Vorgänge der . . erwähnten Art gehören zu den strengsten Staatsgeheimnissen; sie gewissenhaft zu wahren, beruht auf einer internationalen Pflicht, deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde.“ Andere schreiben: Landesverrat, Schloß und Riegel, Zuchthaus. Wilhelm aber drahtet triumphierend an Franz Joseph: „Und wirst Du sowohl wie die Welt nunmehr in dem Verständnis bekräftigt, weshalb ich den Fürsten entließ.“

Und doch schickt derselbe Kaiser im nächsten Sommer Tirpitz zum Fürsten, um ihm ein gutes Wort für die Flotte herauszulocken. Der bleibt verstockt und spricht statt dessen „so schonungslos“ über den Kaiser, daß der Zuhörer auf seine Uniform weist. „Sagen Sie dem Kaiser, schließt Bismarck, ich wünsche nichts als allein gelassen zu werden und in Frieden zu sterben.“ Aber der junge Herr läßt ihn nicht allein, trotz aller Beleidigungen, die er von ihm erfährt,

zieht es ihn immer wieder zu dem verzauberten Alten, und ein halbes Jahr vor dessen Tode kommt er noch einmal eingeladen mit großer Suite in sein Haus.

Da sitzt der Alte im Rollstuhl vor seiner Thür, läßt alle defilieren; als aber Lucanus ihm die Hand reichen will, mit der er ihm den blauen Brief gereicht hat, da bleibt der Fürst „wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft, und vor ihm zappelte Lucanus, bis er begriff und sich entfernte.“ Doch nachher, bei Tische denkt der Wirt, wie er wohl seinen Gast und Gegner, den er nicht wiedersehen wird, noch einmal warnen könnte: da gibt er seinem uralten Stolz einen Stoß und fängt zum ersten Male nach sieben Jahren an, dem Kaiser von Weltpolitik zu reden. Der Herr erwidert mit einem Witz. Nochmals. Ein zweiter Witz. Selbst die Hofgeneräle erschauern, der jüngere Moltke flüstert: „Es ist furchtbar.“

Da wird Bismarck zum Seher: die Stunde fühlt er verrinnen, mit ihr sein Leben, nie mehr wird er den Jüngling vor sich sehn, der ihm sein Reich zerpfückt, sein Lebenswerk. Einst wird er Land und Krone verlieren, bald oder spät, man muß es ihm sagen, vielleicht kann ihn die Stimme eines Sterbenden erschüttern, und plötzlich sagt Bismarck „mit scheinbarer Nonchalance“, doch so laut, daß es die Tafelrunde hört: „Majestät! Solange Sie dies Offizierkorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben. Sollte dies nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders.“ Der Kaiser ist taub, er plaudert, er geht.

Aber der Alte häuft im vertrauten Kreise seine Warnungen und Prophezeiungen. Jede ist eingetroffen:

„Wenn gut regiert wird, kann der nächste Krieg vermieden werden, wenn schlecht regiert wird, kann es ein siebenjähriger werden. . . Die zukünftigen Kriege werden durch Artillerie entschieden, Truppen lassen sich zur Not ersetzen, Kanonen muß man im Frieden gießen. . . In Rußland ist die

Republik vielleicht näher, als jemand glaubt.. In dem Kampf zwischen Arbeit und Kapital hat die Arbeit die meisten Siege errungen, und das wird überall der Fall sein, wo der Arbeiter eine Wahlstimme hat. Wenn es einmal zu einem endgültigen Siege kommt, so wird er auf Seite der Arbeiter sein.“

Ebenso kühn sind alle Mahnungen an Deutschland, denn seine Geisteshelle steigert sich zuletzt zur Selbstanklage: „Mein pflichtmäßiges Vorgehen ist vielleicht die Ursache für den bedauerlichen Mangel an Rückgrat in Deutschland und für das Heranwachsen des Typus des Strebers und Mantelträgers, auch um den Preis der Selbstachtung.. Alles kommt darauf an, den Reichstag zu stärken; das kann aber nur dadurch geschehn, daß man ganz unabhängige Männer hineinwählt, .. er ist ins Rutschen gekommen, es ist ja das reine Wettkriechen.. Geht das so fort, so sehe ich in eine düstere Zukunft.. Ich halte dafür, daß die Krise umso gefährlicher werden, je später sie eintreten.. Es ist mir immer wertvoller gewesen, niemand zu gehorchen, als anderen zu befehlen: also, wenn Sie wollen, ich hatte eine republikanische Auffassung.. Es kann sein, daß Gott für Deutschland noch eine zweite Zeit des Zerfalles und darauf eine neue Ruhmeszeit vorhat: dann freilich auf der Basis der Republik.“

XI

Der Wald, aus dem er hervorgegangen, ist Bismarcks letzter Aufenthalt. Frau und Freunde sind hin, tot alle Hunde und Pferde, die er liebte, weder auf Kinder noch auf Enkel steht noch sein Sinn. Macht und selbst der Groll über Ohnmacht sind verklungen, Schmerzen ziehen durch die Glieder, Greisenbrand wühlt in ihnen, und er, der noch mit Achtzig erzählend alles im Banne gehalten, indessen die andern schwiegen, sitzt am Ende schweigend, kaum noch

trinkend, im Rollstuhl an der Spitze und hört die Jüngeren plaudern. Bei Tafel sitzt nur noch sein Schatten.

Doch hoch in dunklem Grün steht auch im letzten Lebensjahre seines Herrn der Wald, und noch immer fährt er hinaus, schweigend, Bismarck, der 83jährige. „Ich habe nur noch ein Zufluchtsmittel, das ist der Wald.“ Die Felder kümmern ihn nicht mehr, es zieht ihn zu den Douglas-Tannen, die er vor Jahrzehnten gepflanzt hat, weiter zu den jungen Schonungen, dann in die ältesten Teile, wo die Hundertjährigen rauschen. Als sich die Stare hinterm Haus versammeln, sagt er: „Sie halten heut eine Volksversammlung, vermutlich wegen des nahen Frühlings“, und wenn er sie abends über der Bank erwartet, kennt er jeden Star: „Es sind erst fünf, es müssen aber sieben sein, der Anführer kommt zuletzt. Sie gehen schlafen und stehen auf, ohne Schmerzen.“ Dann fährt er zum Teich und überlegt, wie man Schwäne, Enten und Ratten in ihrem ewigen Streit auseinanderhalten könne. Als ein Gast mit Zylinder ausfahren will, gibt er ihm seinen Schlapphut und sagt: „Erlassen Sie meinen Bäumen diesen Anblick.“

Denn er liebt sie mehr als den Gast, ja mehr als Deutschland liebt Bismarck die Bäume, sie sind Ahnen, hat er einst gesagt; nun möchte er sie sogar zur Ruhestätte wählen. Zwei Riesentannen hat er herausgefunden, die zeigt er vertrauten Gästen und sagt: „Dort, zwischen diesen Bäumen, hoch in der freien Luft möchte ich meine Ruhe finden, wo das Sonnenlicht und der frische Hauch des Windes mich erreichen. Der Gedanke an die enge Schachel da unten ist mir gräßlich.“ Und wenn er nun von den alten Germanen spricht und von den Indianern, die ihre Toten in die Wipfel hängten, so weiß er zwar, seine Gruft ist bestimmt, ein fürstliches Mausoleum, auch die Grabschrift ist aufgeschrieben, aber sein altes Herz schlägt auf zu den Riesen des Waldes, und ginge es ganz nach seinem Gefühl, er brauchte

weder Schrift noch Gruft, er möchte den Wind und die Sonne haben.

So endet Bismarck, wie er begonnen: ein Pantheist und Heide, ein echter Revolutionär, mit jedem vertraulichen Worte tut er's kund; und doch wählt er jetzt wie einst die Formen des Christengottes und den adligen Sarg, in den man sein Wappen graben wird, und auf der Grabplatte wird er sich des Königs treuen Diener nennen, der Mann, der niemand dienen konnte und vierzig Jahre befahl. Warum verließ er seine Wälder, in denen er mit Licht und Gott allein war, ein König seines Ackers? Warum wandte er dem Bauer, dem Wild, den hundertjährigen Eichen der Heimat seinen Rücken, unter denen der Knabe spielte, zu denen der Jüngling emporsah, in deren Schatten der ermüdete Staatsmann floh, und die er noch als Greis im Rauschewind des Sachsenwaldes hört? Was hat sein Herz auf dieser Wanderschaft gewonnen?

Befriedigung nicht. Enttäuscht steht in erzwungener Entsagung der reisige Alte und sucht, wenn er es überdenkt, vergebens nach Stunden hohen Glücksgefühles durch die Tat. Keine Vollendung, kein Ruhm noch Glanz hat ihn berauscht, kein Sieg, kaum die Rache. Gefährdet durch die Torheit, berannt vom Leichtsinn seiner Erben sieht er sein Werk ins neue Jahrhundert schwanken, geschwächt, was er baute, in Frage gestellt, worauf er sich geschworen, und zwischen alledem sein eigenes Staatsdenken erschüttert, der König nicht mehr oberste Macht, das Volk nicht mehr verächtlich. So steht er, aus der Bahn gerissen, aufgewühlt, im Helldunkel seiner Sphäre und findet die Fragen seiner nihilistischen Jugend noch immer ohne Antwort auf dem Wege, den er als Knabe ritt, den er als Greis durchfährt, schweigend, mitten im Walde.

Aber nach dreißig Jahren stehen die Deutschen an seiner Gruft und senken die Fahne. So einfach und stark ist sein

Werk gewesen, daß es die Prophetie des Meisters überdauert hat. In die Schatten schwanden alle deutschen Fürsten, auf die er das Reich gebaut, keiner zog das Schwert, das der Fürst von Friedrichsruh achtzigjährig noch gezogen hätte. Dennoch hielt das Reich zusammen, mitten in den Verführungen Europas. Jene nicht befragten Stämme, dieses kaum zum Jawort zugelassene Volk der Deutschen, vordem ein Jahrtausend ungeeinigt, hielt sich mitten im Erdbeben fest aneinander, überlebte die stürzenden Formen und verlor mit seinen Königen die Einheit nicht.

Deutschland lebt. Die Fürsten haben es in der Not verlassen; aber das Volk, das er zu spät erkannte, hat ausgehalten und Bismarcks Werk gerettet.

BILDER-VERZEICHNIS

Tafel	I	1826. Nach einem Gemälde von Franz Krüger. Vorlage: Photographische Gesellschaft, Berlin	16
Tafel	II	1834. Nach einer Zeichnung von Gustav von Kessel. Vorlage: Bong, Berlin	32
Tafel	III	1834. Nach einem Miniaturgemälde eines unbe- kannten Malers. Vorlage: Scherl, Berlin. . . .	48
Tafel	IV	1835. Nach einem Aquarell von Gustav von Kessel	64
Tafel	V	1847. Nach einer Lithographie von Mittag, nach einer Zeichnung von Bürde. Vorlage: Scherl, Berlin	80
Tafel	VI	1855. Nach einem Gemälde von Jakob Becker. Vorlage: Scherl, Berlin	160
Tafel	VII	1859. Nach einer Photographie von Elise Wolff	176
Tafel	VIII	1865. Nach einer Photographie von L. Hardt- muth, Ischl. Vorlage: Atlantic-Photo, Berlin .	240
Tafel	IX	1866. Nach einer Photographie von G. Linde, Putbus. Vorlage: Ullstein, Berlin	256
Tafel	X	1868. Nach einer Radierung von K. Römer. Vor- lage: Kupferstichkabinett, Berlin	320
Tafel	XI	1871. Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Berlin. Vorlage: K. A. Berg, Berlin .	400
Tafel	XII	1877. Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Berlin. Vorlage: K. A. Berg, Berlin .	432
Tafel	XIII	1883. Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Berlin. Vorlage: Ullstein, Berlin . .	512
Tafel	XIV	1885. Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Berlin. Vorlage: K. A. Berg, Berlin .	528
Tafel	XV	1886. Nach einer Photographie von A. Bock- mann, Lübeck. Vorlage: Ullstein, Berlin . . .	544

Tafel XVI	1889. Nach einer Photographie von J. Braatz, Berlin. Vorlage: Scherl, Berlin	592
Tafel XVII	1890. Nach einer Photographie von Strumper & Co., Hamburg. Vorlage: Ullstein, Berlin . .	608
Tafel XVIII	1890. Nach einer Photographie von Pilartz, Kissingen. Vorlage: Photographische Gesellschaft, Berlin	624
Tafel XIX	1894. Nach einer Photographie von Karl Hahn, München. Vorlage: Photographische Gesellschaft Berlin	656
Tafel XX	1895. Nach einer Photographie von Karl Hahn, München. Vorlage: Photographische Gesellschaft Berlin	672
Tafel XXI	Handschriftproben des 30-, 45- und 80jährigen Bismarck	688

JAHRESZAHLEN

I. BUCH: 1815–1851 11

- 1771: Ferdinand von Bismarck, der Vater, geboren
- 1790: Wilhelmine Mencken, die Mutter, geboren
- 1810: Bernhard, der Bruder, geboren
- 1815: 1. April, nachmittags 1 Uhr: Bismarck geboren
- 1816: Übersiedlung nach Kniephof
- 1822: Eintritt in das Plamannsche Institut in Berlin
- 1827: Malwine, die Schwester, geboren
- 1832–33: Göttinger Student
- 1833: Bekanntschaft mit Roon
- 1835: Auskultator am Kammergericht in Berlin
- 1836: Regierungsreferendar in Aachen
- 1836–37: Zwei Verlobungen
- 1837: Regierungsreferendar in Potsdam
- 1839: Tod der Mutter
 - Bezieht Kniephof
- 1842: Dritte Verlobung
- 1844: Freundschaft mit Thadden und Blanckenburg
 - Asiatische Reisepläne
 - Malwine heiratet Arnim-Kröchlendorf
- 1845: Tod des Vaters
 - Siedelt nach Schönhausen über
- 1846: Deichhauptmann
 - Tod Maries von Blanckenburg
- 1847: Verlobung mit Johanna von Puttkamer (geboren 1824)
 - Abgeordneter im Vereinigten Landtag
- 1847: Erste Rede
 - Hochzeit
- 1848: Die Tochter Marie geboren

1849: Abgeordneter der Zweiten Kammer

Der Sohn Herbert geboren

1850: Abgeordneter im Erfurter Parlament

1851–58: Gesandter am Bundestag in Frankfurt

II. BUCH: 1852–1862 141

1852: Der Sohn Wilhelm (Bill) geboren

1855: Erster Besuch bei Napoleon

1858: Prinz Wilhelm wird Regent

1859–62: Gesandter in Petersburg

1859: Schwere Krankheit

1861: Wilhelm wird König

1862: Gesandter in Paris. Biarritz

III. BUCH: 1862–1871 225

1862: Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen

1862–66: Konflikt: Regierung im Kampf mit dem Parlament

1864: Begegnung mit Lassalle

Dänischer Krieg

1865: Konvention von Gastein

Mit Napoleon in Biarritz

1866: Attentat Unter den Linden

Sieg über Österreich

1867: Gründung des Norddeutschen Bundes. Bundeskanzler

1867: Erste Dotation: Ankauf von Varzin

1869: Erstes Entlassungsgesuch

1870: Emser Depesche. Krieg gegen Frankreich

1871: Gründung des Deutschen Reiches. Reichskanzler

Erblicher Fürstenstand

Frankfurter Frieden

Zweite Dotation: Friedrichsruh

IV. BUCH: 1871–1888 437

1872: Kulturkampf

Dreikaiserbündnis

Letzter Besuch Motleys

Zweites Entlassungsgesuch

1873: Maigesetze gegen die Katholiken

Verleumdungsfeldzug der Konservativen

Ministerpräsidentenschaft und Rücktritt Roons

1874: Attentat in Kissingen

1875: Drittes Entlassungsgesuch

1877: Viertes Entlassungsgesuch

1878: Zwei Attentate auf Wilhelm I. Sozialistengesetz

Berliner Kongreß

1879: Wendung in der großen Politik: Bündnis mit Österreich

1880: Krankheit. Fünftes Entlassungsgesuch

1880: Handelsminister

1881: Herberts Tragödie

1883: Dreibund

Rettung durch Schweninger

1887: Rückversicherungsvertrag

1888: Tod Wilhelms I.

V. BUCH: 1888–1898 601

1888: Regierung und Tod Friedrichs III.

1889: Letzte Rede im Reichstag

1890: Sechstes Entlassungsgesuch

Entlassung Herzog von Lauenburg

Nichterneuerung des Russischen Vertrages

1892: Boykott in Wien

Triumphale Reise durch Deutschland

1893: Tod des Bruders

Schwere Krankheit

1894: „Versöhnung“ mit Wilhelm II.

Tod der Fürstin

1895: 80. Geburtstag

1896: Enthüllungen über den Russischen Vertrag

1897: Letzte Warnung an den Kaiser

1898: 30. Juli, abends 10 Uhr: Bismarcks Tod

L I T E R A T U R

I. BISMARCK:

- BISMARCKBRIEFE: 1836–1873. Herausgeber: Horst Kohl. Bielefeld 1900
- BISMARCKBRIEFE, NEUE. Herausgeber: Heinrich von Poschinger. 1889–1891.
- BISMARCK, Otto von: Briefwechsel mit Gustav Scharlach. Weimar 1912.
- BISMARCK, Otto von: Briefe an Schwester und Schwager. 1843 bis 1897. Herausgeber: Horst Kohl. Leipzig 1915.
- BISMARCKS Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgeber: Herbert von Bismarck. Stuttgart 1900.
- BISMARCKS Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Stuttgart 1903.
- BISMARCKS Briefe an den General Leopold von Gerlach. Herausgeber: Horst Kohl. Stuttgart 1896.
- BISMARCKS Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz. 1858–1861. Stuttgart 1905.
- BISMARCKS Briefe an seinen Sohn Wilhelm. Herausgeber: Wolfgang Windelband. Berlin 1922.
- BISMARCK, Otto von: Politische Briefe. 1849–1889. Berlin 1889–1893.
- BISMARCK, Otto von: Gedanken und Erinnerungen. Stuttgart 1898.
- BISMARCK, Otto von: Erinnerung und Gedanke. Dritter Band der Erinnerungen. Stuttgart 1919.
- BISMARCK: Die gesammelten Werke. Band I, II, III: Politische Schriften; VI, VII, VIII: Gespräche. Große Friedrichsruher Ausgabe. Berlin 1924–1926.
- BISMARCK: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Herausgeber: Horst Kohl. Stuttgart 1892.

- BISMARCK:** Die Ansprachen des Fürsten Bismarck. Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Stuttgart 1895.
- BISMARCK, Fürst, und die Diplomaten 1852–1890.** Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Hamburg 1900.
- BISMARCK und die Parlamentarier.** Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Breslau 1894–1896.
- KAISER WILHELM I. und Bismarck.** Anhang zu Gedanken und Erinnerungen. Herausgeber: Horst Kohl. Stuttgart 1901.
- BISMARCK-JAHRBUCH.** Herausgeber: Horst Kohl. Stuttgart 1894–1899.

II. ANDERE QUELLEN UND DARSTELLUNGEN

- ABEKEN, Heinrich:** Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin 1898.
- ARNIM, Harry von:** Brief des Grafen H. v. A. an den Fürsten von Bismarck. Zürich 1876.
- ARNIM, Harry von:** Quid faciamus nos? Wien 1879.
- BALLHAUSEN, Lucius von:** Bismarck-Erinnerungen. Stuttgart 1921.
- BAMBERGER, Ludwig:** Bismarck Posthumus. Berlin 1899.
- BAMBERGER, Ludwig:** Monsieur de Bismarck. Gesammelte Werke. Berlin 1895–1897.
- BEBEL, August:** Aus meinem Leben. Stuttgart 1911.
- BECKER, Otto:** Das französisch-russische Bündnis. Berlin 1926.
- BEUST, Friedrich Ferdinand von:** Aus drei Viertel-Jahrhunderten. Stuttgart 1887.
- BISMARCK-ALBUM des Kladderadatsch.** Herausgeber: Wilhelm Scholz. Berlin 1891.
- BISMARCK, Herbert von:** Politische Reden. Herausgeber: Johannes Penzler. Berlin 1905.
- BISMARCK, im Urteil seiner Zeitgenossen.** Herausgeber: Eg. Müller. Berlin 1898.
- BLUMENTHAL, Graf von:** Tagebücher des Generalfeldmarschalls Graf von Bl. 1866, 1870/71. Herausgeber: Albrecht von Blumenthal. Stuttgart 1902.
- BLUNTSCHLI, Joh. Caspar:** Denkwürdiges aus meinem Leben. Nördlingen 1884.

- BOOTH, John: Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Hamburg 1899.
- BRANDENBURG, Erich: Die Reichsgründung. Leipzig 1916.
- BRAUNE, Rudolph: Aus Bismarcks Hause. Erinnerungen des Hauslehrers 1860–66. Bielefeld 1918.
- BUNSEN, Marie von: Georg von Bunsen. Ein Charakterbild aus dem Lager der Besiegten. Berlin 1900.
- BURCKHARDT, Jakob: Briefe an seinen Freund Friedrich von Preen. Stuttgart 1922.
- BUSCH, Moritz: Bismarck und sein Werk. Nach Tagebuchblättern. Leipzig 1898.
- BUSCH, Moritz: Tagebuchblätter. Leipzig 1899.
- CRISPI bei Bismarck. Aus dem Reisetagebuch eines Vertrauten des italienischen Ministerpräsidenten. Deutsch von Lili Lauser. Stuttgart 1894.
- DALWICK, Rhard. von, zu Lichtenfels: Tagebücher 1860–71. Herausgeber: Wilhelm Schübler. Stuttgart 1920.
- DIEST-DABER, Otto von: Bismarck und Bleichröder. München 1897.
- DIEST-DABER, Otto von: Geldmacht und Sozialismus. Berlin 1875.
- ECKARDT, Julius von: Bismarcks Kampf gegen Caprivi. Erinnerungen. Leipzig 1920.
- ECKARDT, Julius von: Lebenserinnerungen. Leipzig 1910.
- EGELHAAF, Gottlob: Bismarck, sein Leben und sein Werk. Stuttgart 1911.
- ENGELS, Friedrich, und Karl Marx: Briefwechsel. Herausgeber: Bebel und Bernstein. IV. Band: 1863–83. Stuttgart 1913.
- FESTER, Richard: Bismarck in Biarritz. Deutsche Rundschau. Heft 113. 1902.
- FONTANE, Theodor: Briefe an seine Familie. Berlin 1924.
- FONTANE, Theodor: Briefe. Zweite Sammlung. Berlin 1910.
- FREYTAG, Gustav: Briefe an Albrecht von Stosch. Herausgeber: Hans Helmolt. Stuttgart 1913.
- FREYTAG, Gustav: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter. Leipzig 1889.
- FRIEDJUNG, Heinrich: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. 1859–1866. Stuttgart 1898.
- GERLACH, Leopold von, und Otto von Bismarck: Briefwechsel des

- Generals L. v. G. mit dem Bundestags-Gesandten O. v. B. Berlin 1893.
- GERLACH, Leopold von: Briefe des Generals an Otto von Bismarck. Herausgeber: Horst Kohl. Stuttgart 1912.
- GERLACH, Leopold von: Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. Herausgeber: Seine Tochter. Berlin 1891/92.
- HAHN, P.: Varzin. Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Otto von Bismarck. Berlin 1909.
- HALLER, Johannes: Aus dem Leben des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Berlin 1924.
- HAMMANN, Otto: Bilder aus der letzten Kaiserzeit. Berlin 1922.
- HAMMANN, Otto: Der neue Kurs. Berlin 1918.
- HARDEN, Maximilian: Köpfe. Bd. 1. Berlin 1919.
- HESEKIEL, George: Das Buch vom Fürsten Bismarck. Neuer Herausgeber: Max Mendheim. Leipzig 1915.
- HOFMANN, Hermann: Fürst Bismarck. 1890–1898. Stuttgart 1913.
- HOHENLOHE-SCHILLINGSFÜRST, Chlodwig zu: Denkwürdigkeiten d. Fürsten H.-Sch. Herausgeber: Friedrich Curtius. Stuttgart 1907.
- HÜSGEN, Ed.: Ludwig Windthorst. Köln 1907.
- JÖHLINGER, Otto: Bismarck und die Juden. Berlin 1921.
- JOLLY, Ludwig, und Hermann Baumgarten: Staatsminister Jolly. Ein Lebensbild. Tübingen 1897.
- KAISER FRIEDRICH III. Das Kriegstagebuch von 1870/71. Herausgeber: Heinrich Otto Meisner. Berlin 1926.
- KEUDELL, Robert von: Fürst und Fürstin Bismarck. Erinnerungen aus den Jahren 1846–1872. Stuttgart 1901.
- KEYSERLING, Graf Alexander: Ein Lebensbild aus seinen Briefen und Tagebüchern, zusammengestellt von Freifrau Helene von Taube von der Issen. Berlin 1902.
- KLEIN-HATTINGEN, Oskar: Bismarck und seine Welt. Bd. 1–3. Berlin 1902–1904.
- KOBELL, Luise von: König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870. Leipzig 1899.
- KÖNIGIN VICTORIAS Briefe während der Jahre 1862–1873. Berlin 1926.
- KOHL, Horst: Fürst Bismarck Regesten. 1815–1890. Leipzig 1891–92.

LENZ, Max: Geschichte Bismarcks. Leipzig 1902.

LIEBKNECHT, Wilhelm: Die Emser Depesche oder Wie Kriege gemacht werden. Nürnberg 1899.

LIMAN, Paul: Bismarck in Geschichte, Karikatur und Anekdote. Stuttgart 1915.

LIMAN, Paul: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig 1901.

MANTEUFFEL, Otto von: Denkwürdigkeiten. Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Berlin 1901.

MARCKS, Erich: Bismarck. Eine Biographie. Bismarcks Jugend 1815–1848. Stuttgart 1909.

MARCKS, Erich: Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. Berlin 1899.

MARCKS, Erich: Otto von Bismarck. Stuttgart 1915.

MEHRING, Franz: Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. Stuttgart 1919.

MÉRIMÉE, Prosper: Lettres à une inconnue. Paris 1874. 1889.

MITTNACHT, Freiherr von: Erinnerungen an Bismarck. Stuttgart 1904/05.

MOLTKE, Helmuth von: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Berlin 1892.

MOTLEY, John Lothrop: The Correspondence. Herausgeber: William Curtis. London 1889.

ONCKEN, Hermann: Ferdinand Lassalle. Stuttgart 1920.

ONCKEN, Hermann: Rudolf von Bennigsen. Stuttgart 1910.

PARISIUS, Ludolf: Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck. Berlin 1878.

PENZLER, Johannes: Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leipzig 1897–98.

PETERSDORFF, Hermann: Kleist-Retzow. Ein Lebensbild. Stuttgart 1907.

POLITIK, Die große, der europäischen Kabinette. Herausgeber: Lepsius, Mendelssohn-Bartholdy und Thimme. 1871–1914. Bd. 1–7. Berlin 1922ff.

POSCHINGER, Heinrich von: Bismarck-Portefeuille. Stuttgart 1898.

POSCHINGER, Heinrich von: Aus großer Zeit. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Berlin 1905.

RADOWITZ, Joseph Maria von: Aufzeichnungen und Erinnerun-

u. ob ich mit dir mag, wird davon abhängen ob u. mir gehet
 in die kühnste Gedankens, d. f. mich zu schneller Rückgewinnung,
 es wird aber noch mir sehr gebühren, zu empfangen, ob ich mir
 die Mühe für jetzt und meine künftige Mühen, nimmst du.

BISMARCK 30 JÄHRIG

[illegible]

BISMARCK 45 JÄHRIG

ist unheimlich. Das Glück in unserm
Alten. Ist in unserm Leben in Gesche-
hen, & die unheimliche Größe von
ist zu unheimlichen Höhen. Das
Licht & das Dunkel. Eine

BISMARCK 80 JÄHRIG

- gen aus dem Leben des Botschafters J. M. v. R. Herausgeber: Hajo Holborn. Stuttgart 1925.
- RICHTER, Eugen: Im alten Reichstag. Erinnerungen. Berlin 1894.
- RICHTER, Eugen: Jugenderinnerungen. Berlin 1892.
- RITTER: Bismarcks Stellung zu England. Archiv für Politik und Geschichte. 1924.
- ROON, Graf von: Denkwürdigkeiten. Breslau 1892.
- SCHNEIDER, L.: Aus dem Leben Wilhelms I. Berlin 1888.
- SCHOLZ, Adolph von: Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. Herausgeber: Wilhelm von Scholz. Stuttgart 1922.
- SCHÜSSLER, Wilhelm: Bismarck. Leipzig 1925.
- SCHÜSSLER, Wilhelm: Bismarcks Sturz. Leipzig 1921.
- SCHWENINGER, Ernst: Dem Andenken Bismarcks. Zum 1. April 1899. Leipzig 1899.
- SIMSON, Eduard von: Erinnerungen aus seinem Leben. Herausgeber: B. von Simson. Leipzig 1900.
- SINGER, Arthur: Bismarck in der Literatur. Ein bibliographischer Versuch. Würzburg 1909.
- STOSCH, Albrecht von: Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals A. v. St. Herausgeber: Ulrich von Stosch. Stuttgart 1904.
- TIEDEMANN, Christoph von: Aus sieben Jahrzehnten II. Band: Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck. Leipzig 1909.
- TIEDEMANN, Christoph von: Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. Leipzig 1898.
- UNRUH, Hans Viktor von: Erinnerungen aus dem Leben H. V. v. U. 1806–86. Herausgeber: Heinrich von Poschinger. Stuttgart 1895.
- VIRCHOW, Rudolph: Briefe an seine Eltern. Leipzig 1907.
- WALDERSEE, Alfred v.: Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls A. v. W. Herausgeber: Otto Meisner. Stuttgart 1922.
- WERNER, Anton von: Erlebnisse und Eindrücke. 1870–90. Berlin 1913.
- WHITMAN, Sidney: Deutsche Erinnerungen. Stuttgart 1912.
- WILHELM I.: Briefe. Herausgeber: Erich Brandenburg. Leipzig 1911.
- WILMOWSKI, Gustav von: Meine Erinnerungen an Bismarck. Herausgeber: Marcell von Wilmowski. Breslau 1900.

ERRATA

- Seite 33, Zeile 18 von oben: Ethicum statt Ethicun
Seite 83, Zeile 1 von oben: der Zerrissenheit statt die
Seite 228, Zeile 19 von oben: in den statt in dem
Seite 230, Zeile 14 von unten: Cavourismus statt Caesarismus
Seite 266, Zeile 9 von unten: 26 statt 12 Millionen
Seite 267, Zeile 10 von unten: Stiles statt Stieles.

Vom selben Autor erschienen:

DRAMEN

EIN FRIEDLOSER. DICHTUNG

NAPOLEON. DRAMA

DER SPIEGEL VON SHALOTT. DICHTUNG

TRISTAN UND ISOLDE. RHAPSODIE

FRIEDRICH, KRONPRINZ VON PREUSSEN, SCHAUSPIEL

DIPLOMATEN. KOMÖDIE

TRILOGIE DER RENAISSANCE

BISMARCK. TRILOGIE EINES KÄMPFERS

INVORBEREITUNG: GESAMMELTE DRAMEN. I. BAND: GRIECHISCHES

PROSA

MANFRED UND HELENA. ROMAN. 2. TAUSEND

DIANA. ROMAN. 6. TAUSEND

MEERESSTILLE. ROMAN. 6. TAUSEND

DIE REISE NACH AFRIKA. 3. TAUSEND

AM MITTELMEER. 10. TAUSEND

WAGNER ODER DIE ENTZAUBERTEN. 4. TAUSEND

RICHARD DEHMEL. 2. TAUSEND

GOETHE. GESCHICHTE EINES MENSCHEN. 2 BÄNDE. 28. TAUSEND

REMBRANDTS SCHICKSAL. 11. TAUSEND

GENIE UND CHARAKTER. 20. MÄNNLICHE BILDNISSE. 35. TAUSEND

NAPOLEON. 56. TAUSEND

WILHELM DER ZWEITE. 129. TAUSEND

Ferner:

SHAKESPEARES SONETTE. IN NEUER ÜBERTRAGUNG

VOM UNBEKANNTEN GOETHE. ANTHOLOGIE. 5. TAUSEND



GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG





UNIVERSITY OF WINNIPEG LIBRARY



3 1888 005 442 638